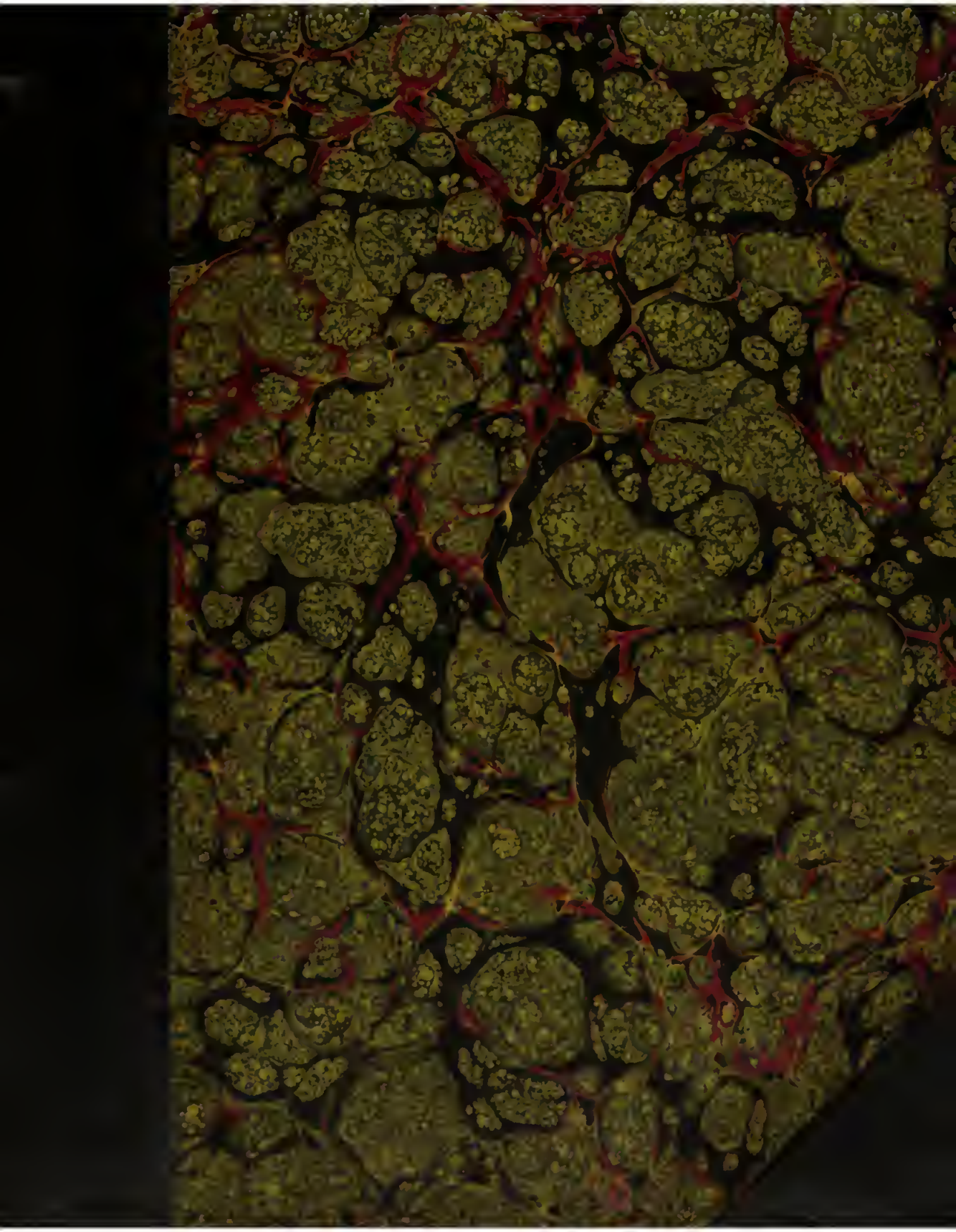


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received Dec. 1886
Accessions No. 32900 Shelf No.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XI.

(Juli — August — September 1884.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien. Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. Bastia, Carl Schaenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Nase. Michaelis & Brann. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobold. — Dorpat Theodor Hoppe. C. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Hoar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Korodi. — Pisa, Ulrico Hoepli. Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Reval, Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchh. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co — Rom Loescher & Co — Rotterdam W. J. van Hengel. San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm. Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis C. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau. C. Wende & Co Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn Wilhelm Frick. H. Manz. Yeddo. H. Ahrens & Co — Zürich. C. M. Ebell.

HP30
I45
v.40

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt Uebersetzungsrechte vorbehalten.

32900

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierzigsten Bande (Juli — September 1884).

		Seite
I	Geld. Novelle von **Karl Frenzel.** I.	1
II	Rede auf Geibel. Von **Wilhelm Scherer**	36
III.	Der Zug Schill's nach Stralsund. Aus dem Nachlaß eines Zeitgenossen. II. (Schluß.)	46
IV.	Die deutsche Memoirenliteratur. Von Professor Dr. **Franz X. von Wegele**	72
V.	Eine Erinnerung an Garibaldi	97
VI.	Eine Reise nach Ostindien. Von Prof. **Jul. Jolly** in Würzburg. IV.	107
VII.	Aus dem Leben Iwan Turgenjew's	128
VIII.	General Gordon. Von **Albert M. Selß**	137
IX.	Politische Rundschau	148
X.	Ein neuer Roman von George Taylor	155
XI.	Südamerikanische Studien	157
XII.	Literarische Notizen	158
XIII.	Bibliographie	159
XIV.	Geld. Novelle von **Karl Frenzel.** II. (Schluß.)	161
XV.	Was sich der Wald erzählt. Ungeschriebene Tagebuchblätter, zwischen den Zeilen gelesen. Von **Gustav zu Putlitz**	200
XVI.	Ein Novellist des modernen Italiens. Salvatore Farina. Von **Siegfried Samosch**	216
XVII.	Kreta. Reise-Erinnerungen von **Hermann** Freiherrn **von Maltzan**	229
XVIII.	Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** Das Werden und Wachsen unsrer Stadt	242
XIX.	Eine Reise nach Ostindien. Von Prof. **Jul. Jolly** in Würzburg. V. Im Himalaya	267
XX.	Lydia. Einactige Plauderei von **Otto Franz Gensichen**	278
XXI.	Politische Rundschau	309

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. Neuere Romane. (Stella. Von Fanny Lewald. Die Papierprinzessin. Von Rudolf von Gottschall.) Von **Albert Weigert** 316

XXIII. Literarische Notizen 319

XXIV. Bibliographie 320

XXV. Verschlungene Wege. Von **Henning Schönberg** 321

XXVI. Zu Diderot's Gedächtniß. Rede von **E. du Bois-Reymond** 342

XXVII. Der ägyptische Sudan. Von **Gerhard Rohlfs** 352

XXVIII. Berthold Auerbach. Von **Julian Schmidt** 364

XXIX. Friedrich's des Großen „trois lettres au public". Von **Joh. Gust. Droysen** 383

XXX. Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Cholera. Von **Wilhelm Fließ** 399

XXXI. Zweifel. Von **Anna Charlotte Edgren.** Aus dem Schwedischen von **L. von Burg** 419

XXXII. Der Tod der Prinzeß Charlotte von England. Von **Ernst v. Stockmar** 461

XXXIII. Politische Rundschau 464

XXXIV. Kunst und Kunstgeschichte 471

XXXV. Die Brüder Grimm 474

XXXVI. Roßbach und Jena. Von C. Frhr. v. d. Goltz. Besprochen von **P. Bailleu** 476

XXXVII. Ranke's Leben und Schriften 478

XXXVIII. Literarische Notizen 479

XXXIX. Bibliographie 480

Geld.

Novelle von Karl Frenzel.

I.

Das war ein Tag gewesen, dieser sechzehnte September! Ein Tag so voll Glück und Sonnenschein! Nur der Weihnachtsabend aus seinen Kinderjahren konnte sich mit ihm vergleichen. In solchen Empfindungen — denn für Gedanken war der Wellenschlag in seinem Gehirn und seinem Herzen zu verworren und zu wenig faßbar — hatte der Buchhalter bei der städtischen Hauptkasse Ernst Röfecke die Hausthür aufgeschlossen und stieg langsam die drei Treppen zu seiner bescheidenen Wohnung hinauf. Eben schlug die Uhr auf der Marienkirche, die er von dem Fenster seines Vorderstübchens aus mit ihren Zahlen und Weisern genau erkennen konnte, die Mitternachtsstunde. Durch die Fenster der Treppenflure fiel der Vollmondschein schräg auf die Stiegen, bald heller, bald verdämmernder, je nachdem sie sich wanden. Bis in seine fernsten Winkel war der Vorplatz im ersten Stockwerk beleuchtet: Ernst hätte die Namen auf den blanken Messingschildern der beiden sich gegenüberliegenden gelbbraun gestrichenen Flügelthüren lesen können, links wohnte der Wirth des Hauses Kaspar Grau, rechts der Kaufmann Rudolf Abraham, der ein großes Tuchgeschäft in der Spandauerstraße hatte. Täglich, fünf Jahre lang war Ernst an diesen Thüren vorbeigegangen, immer sahen sich die beiden Schilder, die beiden Klingelzüge und die beiden Schutzdecken auf den Dielen, die eine von buntem Stroh, die andere von einem rauhen und dichten Wollstoffe, unverwandt an, niemals war auf diesem Platz etwas Besonderes zu bemerken gewesen: heute gewahrte Ernst auf dem Boden, grad in der Mitte zwischen den beiden Thüren, ein weißes Tuch. Offenbar ein Taschentuch, das einer aus der Hand oder der Tasche verloren.

Achtlos, seine Seele schwebte in einer höheren Sphäre, nur dem eingeborenen, durch die Erziehung und seine verantwortliche Stellung entwickelten Ordnungssinn mechanisch folgend, streckte sich seine Hand nach dem Tuche aus und schob es in die Tasche. Er wollte sich morgen nach dem Verlierer erkundigen und es ihm zurückstellen. Oben in seiner Wohnung hatte er den Vorfall schon vergessen. Wie hätte er auch neben den andern Eindrücken dieses Tages sich

behaupten können! Das offene Fenster seiner Stube erinnerte ihn daran, wie er sie verlassen. Drinnen und draußen, auf dem stillen Platz des Neuen Markts, hatte sich nichts verändert, nur der lichte Sonnenschein des Vormittags hatte sich in den bleichen Mondglanz verwandelt. Aber in seinem Herzen .. Er trat an das Fenster, um es zu schließen, und blickte unverwandt hinaus. Nach keinem Hause, keinem Punkte, den er hätte bezeichnen können, und doch sah er etwas ganz Bestimmtes vor sich. Eine schlanke Mädchengestalt, einen braunumlockten Kopf, in dem zwei schelmische Augen blitzten, aus dem ein keckes Stumpfnäschen in die Welt hinauswitterte ... Nur wenige Stunden lang hatte er dies Gesicht, dies feine Persönchen betrachtet, sich ihres Lachens und ihrer Geschwätzigkeit gefreut und schon war es ihm, als würde er sie nie wieder vergessen, nie wieder entbehren können. Sie oder keine! Hatte er es laut gesagt oder klang es nur wie ein Echo seines Herzens herauf?

Für einen vielgeplagten Beamten gibt es wenig Feiertage, er muß sie nehmen, wie sie fallen. Und so war er gestern Vormittag, als zwei Bekannte bei ihm eintraten und ihn zu einer Vergnügungsfahrt nach Pichelswerder und dem Schildhorn aufforderten, ihrem Drängen nach einigem Sträuben gefolgt. Nach seiner Gemüthsart wäre er lieber zu Hause geblieben, hätte noch einige Arbeiten, die er sich aus dem Bureau mitgenommen, zum Abschluß gebracht, auf den sonntäglich stillen Markt hinausgedämmert, dem Glockengeläut der Marienkirche gelauscht, in seinen Büchern gelesen und wäre des Nachmittags allein durch die Straßen gewandert, vor den Thoren in die Landschaft hinaus. Ernst war ein nachdenklicher Mensch, mit einem starken Stich ins Melancholische. Die ihm näher standen, meinten: er hätte den Schmerz um den Tod seiner Mutter, die ihm am Anfang des Jahres gestorben, noch nicht überwunden. Wohl empfand er den Verlust der Guten, mit der er so lange zusammen gelebt, noch als einen unersetzlichen, vielleicht darum am tiefsten, weil sie um den Kummer seines Lebens wußte. Seiner Anlagen, seines tüchtigen Kopfes wegen hatte Ernst studiren sollen: es war seines Vaters, eines Tischlermeisters, Traum und Stolz gewesen, ihn als Sachwalter oder Richter, als Volksvertreter oder Minister zu sehen. Für den Sohn arbeitete, sparte er, bis der Milliardenschimmer auch ihn verblendete und mit der Hoffnung, leicht und mühelos reich zu werden, betrog. Der Krach hatte auch sein kleines Vermögen verschlungen, grade als der Sohn in die Prima des Grauen Klosters trat. Von dem juristischen Studium konnte nun nicht weiter die Rede sein: der siebzehnjährige Jüngling mußte sich und die Mutter durch das Leben zu bringen suchen. In einer unglücklichen Nacht hatte sich der Vater in den Fluß gestürzt: er konnte es nicht ertragen, dem Sohn in das Antlitz zu blicken, dem er durch seinen Leichtsinn die Zukunft gestohlen. Zehn Jahre waren seitdem vergangen, Ernst hatte in dem städtischen Kassenwesen schon eine der höheren Stellen inne, er genoß das Vertrauen seiner Vorgesetzten und konnte des langsamen Vorschreitens auf der Beamtenlaufbahn sicher sein, aber solche Wunden vernarben niemals. Etwas wie die Empfindung eines verfehlten Lebens trug er mit sich herum. Als er aus dem goldenen Becher der Musen trinken wollte, hatte ihm das Schicksal den Becher von den Lippen fortgerissen. Wie sehr die Arbeit und die Gewohnheit seine hochfliegende Seele

auch hinunter gestimmt hatten, wie eifrig er sich auch an jedem Morgen zur Entsagung ermahnte, in ein harmonisches Verhältniß kam er zu seiner Umgebung, in eine befriedigende Hingabe an seine Thätigkeit nicht. Ein Unterdrücktes, Unausgesprochenes war in ihm — eine Sehnsucht, die nur seine Mutter getheilt und verstanden hatte.

Würde das holde Schattenbild, das vor ihm gaukelte, sie fortan mit ihm theilen oder gar erfüllen? Mit halbem Widerwillen war er am Morgen den Bekannten gefolgt, jetzt war es ihm, als wäre es sein Schicksal selber, das ihn fortgezogen. So wie an diesem Tage hatten die Kiefernhaide, der blaue Fluß, der licht sich darüber wölbende Himmel niemals für ihn ausgesehen. Die alltäglichsten Vorfälle erschienen ihm wie die Abenteuer einer romantischen Geschichte. Schon die Wanderung durch den Thiergarten, über Charlottenburg und die Höhen des Westend in die Haide hatten seinen Trübsinn zerstreut und sein Gemüth für die Fröhlichkeit der Genossen empfänglich gemacht. In dem Wirthshaus, wo sie zu Mittag gegessen, hatten sie andere Bekannte getroffen, unter ihnen auch sie. Es war eigentlich merkwürdig, aber doch wieder gut, daß die Unbeschreibliche einen irdischen Namen hatte. Sie hieß Else, es gab keine schönere und aller Wahrscheinlichkeit nach auch keine bessere auf Erden. Mit ihrer Mutter war sie da, einer munteren, resoluten Frau, die sich seiner Schüchternheit hilfreich angenommen, gleich als ob er beim ersten Blick ihr Zutrauen gewonnen. So hatte er denn im Verlauf des Gesprächs ohne sein Zuthun erfahren, daß sie seit vier Jahren Wittwe sei, die Wittwe eines geheimen Kanzleirathes im Finanzministerium, die mit ihrer einzigen Tochter von einer kleinen Pension und einem kleinen Vermögen, das der Selige erspart, lebe, „bescheiden und geduckt, aber sauber und warm," sagte sie. Darüber hatte sie denn auch von ihm Alles gehört, was sie zu wissen verlangte, und diese Wissenschaft den guten Eindruck, den sie von ihm erhalten, verstärkt. Er war offenbar ein junger Mann, in dessen Gesellschaft ihre Else keine Gefahr lief. Mit dieser Else hatte es eine eigene Bewandtniß. So viel Anmuth, Liebreiz und Muthwillen waren noch in keinem Mädchen vereinigt gewesen. Nur in den Dichtungen kamen solche Wesen vor, wenigstens im Leben war ihnen Ernst noch nicht begegnet. Alles, was sie anstellte, nahm sich gefällig aus, wie sie den Reifen warf, in der Würfelbude den Becher schwang und dreimal hinter einander gewann oder Haideblumen und Gräser zu einem Kranze zusammenband. Jeder in der Gesellschaft that nach ihrem Willen, ohne daß es einer merkte, lenkte sie ihn und die Anderen an einem unsichtbaren Fädchen. Ihre braunen Augen hatten einen sammetartigen Glanz und Niemand, auf den sie dieselben bittend richtete, hätte ihr etwas verweigern können. Ob diese Augen oder ihr Lächeln unwiderstehlicher seien? Ernst war überzeugt, daß er diese Räthselfrage niemals lösen würde. Auch nicht, wenn er ihre Augen mit einem Kusse schlösse oder mit seinen Lippen ihr Lachen erstickte . .

Oho! auf welchen Gedanken ertappte er sich! Ein kühlerer Hauch der Nacht mahnte ihn daran, das Fenster zu schließen und das Bett aufzusuchen. Morgen war wieder ein Arbeitstag, es war Zeit, den Schatten Valet zu sagen, um nicht gar zu peinlich und bitter von dem Einerlei des Lebens überrascht zu werden.

Aber der gute Ernst hatte die Kraft der Phantasie unterschätzt. Weder im

Schlaf, noch am andern Tage im Wachen ließen ihn die Gesichte los. Sie beschäftigten ihn im Traum, sie huschten auf dem stillen Rathhaushofe hin und her, wenn er einmal verloren von seinen Rechnungen und Schreibereien aufblickte. Er mußte seine Besonnenheit zusammennehmen, um nicht ihren Namen auf die Blätter seines Kassenbuches zu schreiben oder sich in einer Federzeichnung der Umrisse ihres Gesichts zu versuchen. Während er seine Geschäfte vollführte und scheinbar wie immer in ihnen aufging, dachte er doch nur an sie, rief sich die kleinste Einzelheit dessen, was gestern geschehen, in dem schönsten Farbenschimmer zurück und entwarf tausend Pläne ins Blaue hinein. Aber in all' dem Wechsel derselben wurde nur eins immer stärker in ihm: das Verlangen sie wiederzusehen. Zuerst verschob er es auf den nächsten Sonntag. Da konnte er ohne aufdringlich zu erscheinen seinen Besuch machen. Vielleicht auch einen Spaziergang vorschlagen. Je länger er indessen diesen Plan überlegte, desto klarer wurde es ihm, daß er seine Ungeduld nicht bis dahin zu zügeln vermöchte. Da kam es wie eine Erleuchtung über ihn. An ihrem Hause wenigstens konnte er vorübergehen: selbst wenn sie zufällig aus der Thüre treten oder aus dem Fenster sehen und ihn bemerken sollte, war für ihn nichts zu besorgen. Sein Weg nach dem Friedrichshain, um sich dort von des Tages Last und Dunst zu ergehen, führte ihn durch die Landsbergerstraße. Dort in einem der letzten Häuser, wo noch vor wenigen Jahren das Thor die Grenze der Stadt bezeichnet hatte, wohnte sie, die Mutter hatte es ihm arglos vertraut. So sehr gefiel ihm dieser plötzliche Einfall, daß er sich vorwurfsvoll fragte, warum er in diesem Sommer noch nicht einmal seine Schritte nach dem Friedrichshain gelenkt? Wie viel Gelegenheiten sie zu sehen, hatte er versäumt!

Merkwürdig, daß die Zeiger des Regulators in dem Bureau sich heute so langsam bewegten, als hielte sie eine unsichtbare Hand boshafter Weise fest, um die Secunden zu Minuten auszudehnen. Aber die Zeit überwindet auch die Macht der Dämonen. Endlich schlug doch die sechste, die Erlösungsstunde. Nicht lange nachher wanderte Ernst klopfenden Herzens die Landsbergerstraße, in der Richtung nach dem Thore, hinab. Vom westlichen Himmel fiel der Widerschein der sinkenden Sonne, ein allmälig verdämmerndes Glührоth auf den Dächern, in den Scheiben der hoch gelegenen Fenster. Durch die geräuschvolle Straße, auf deren Fahrdamm sich die Lastwagen und Droschken drängten, wogte die Menschenwelle auf und nieder. Eine flimmernde Staubwolke lag darüber, von den Steinen des Pflasters bis zu den Dächern der zweistöckigen Häuser aufsteigend. Alte Häuser mit kleinen Fenstern, vor denen Blumentöpfe standen, an deren Kreuz hier und dort ein Vogelbauer hing. Erst über die Mitte der Straße hinaus ragten unter ihnen breit hingelagert die vierstöckigen Miethskasernen der Neuzeit auf, denen die Gärtchen und Häuschen der Vergangenheit gewichen waren. Ernst entsann sich nicht, daß er jemals über das Ungemüthliche eines Riesenhauses, in dem dreißig Familien über- und nebeneinander, fremd und ungesellig, wohnen und über das Poetische einer kleinen Wohnung in einem Garten mit Blumenbeeten und Fliedergebüschen Betrachtungen angestellt: jetzt aber wünschte er, daß Else ein solch' idyllisches Heim haben möge. Gleichsam als ob dieser Rahmen für ihre Schönheit und Naivetät am besten passe. Und wirklich — lag

nicht dort drüben, ein wenig zurück in der Front der anderen Gebäude, hinter einem kleinen, durch ein Gitter von der Straße geschiedenen Vorgarten, ein einstöckiges Haus, altmodisch und runzlig, mit bedenklich eingesunkenem Dach? Daneben ein Lattenzaun mit der Inschrift in weißen Buchstaben: Baustelle.

Die Straße erweiterte sich hier; der Abbruch des alten Thors und anderer Baulichkeiten hatte Raum geschafft. Auch der Menschenstrom, der ihn umtost und in dem er, in Gedanken wie er war, nur mühsam und nicht ungestoßen vorwärts gekommen war, verlief sich hier in die Nebengassen, nach der Pferdebahn zu, die drüben einen ihrer Haupthaltepläße hatte. Auf und ab schlendernd konnte Ernst auf der andern Seite der Straße, immer die Augen auf das Gitter, die Hausthür und die Fenster gerichtet, eine Weile verharren. Das Rollen eines scharf zufahrenden Wagens ließ ihn zusammenschrecken: eine offene Droschke erster Klasse flog heran und hielt vor dem Hause, eine vornehm gekleidete Dame stieg aus und trat ein. Da sie mit dem Kutscher einige Worte sprach, hatte Ernst unwillkürlich ihr Profil gesehen: edle, feine, jugendliche Linien. Als sie drüben die Hausthür öffnete, scholl der Klang einer heiseren Hausklingel über die Straße. War ihr der Klang befremdlich oder war es nur eine zufällige Bewegung: sie wandte den Kopf zurück und bemerkte auf dem jenseitigen Bürgersteige Ernst, der bei der Ankunft des Wagens stehen geblieben war. Er erröthete über und über, als wäre er auf einer Unschicklichkeit ertappt worden, und griff, um seine Verlegenheit vor sich selbst zu verbergen, in die Tasche seines Ueberziehers. Was war das? Er zog das Tuch heraus, das er in der Nacht zwischen den Flurthüren von Grau und Abraham gefunden. Welch' ein vergeßlicher Mensch war er seit gestern geworden! Statt es dem Besitzer oder der Besitzerin einzuhändigen, wie er es vorgehabt, hatte er es den ganzen Tag über in der Tasche behalten. Ein feines, von einem starken Wohlgeruch duftendes Frauentaschentuch. Mit einer zierlichen Rosenstickerei, in einer Ecke zwei verschnörkelte Buchstaben in altdeutscher Schriftform. Wie ärgerlich mochte der Besitzerin der Verlust eines so kostbaren Tuches sein! D. F. hatte er darüber die Buchstaben enträthselt. Er hielt das kleine Battisttuch ausgebreitet in der Hand und merkte dabei gar nicht, daß er wie eingewurzelt dem Hause gegenüber stand, in dem Else wohnte, vor dem der Wagen hielt. Als er die Augen wieder aufhob, fiel es ihm ein, daß man von den Fenstern aus ihn beobachten konnte, vielleicht beobachtet hätte und eilig verbarg er das Tuch wieder in der Rocktasche. Von der Stelle aber vermochte er sich nicht zu entfernen, er stand schon in dem Bann des Abenteuers. In der Nähe öffnete sich ein breiter Thorweg, in ihm glaubte er sich vor neugierigen Blicken sicher und trat unter das Portal.

Wie war nur das Tuch auf den Treppenabsatz des Hauses am Neuen Markt gekommen? Es duftete so westendlich. Hatten die Abraham's so reiche Bekannte? Die sie an einem Sonntagabend aufsuchten? Die Leute waren ihm bisher nicht so erschienen, allein der Schein kann trügen. Ein immer geschäftiger Mann, eine freundliche Frau, die sich seiner in den ersten Schmerzestagen nach dem Tode seiner Mutter mit besonderer Güte angenommen. Freilich, was wußte er im Uebrigen von ihnen? Von ihrer Freundschaft? Dieses Tuch — er wagte es kaum noch zu berühren, als ob es eine glühende Kohle wäre. Und warum

wartete er nur hier in dem zugigen Thorweg? Um die Buchstaben D. F. zu errathen? Was ging ihn der ganze Vorfall sonderlich an? War er nicht um Elsens willen hierher gekommen?

Und richtig, als wolle sie die Verwirrung, in die er, je mehr er grübelte, immer tiefer gerieth, durch ihr Erscheinen lösen, trat sie über die Schwelle, der fremden Dame das Geleit zu ihrem Wagen gebend. Die Pferde zogen an, die Augen der Dame suchten wie nach Einem, den sie an einem bestimmten Platze vermutheten und nicht fanden, umher: da begegneten sich ihre und Ernst's Blicke, der unvorsichtiger Weise sein halbes Versteck einen Athemzug zu früh verlassen .. Ein feines Lächeln ward um den Mund der Fremden sichtbar, als sie sich jetzt lässig und zufrieden in die Kissen zurücklehnte und die ganz von dem langen bauschigen Kleide bedeckten Füße auf den Vordersitz des Wagens stemmte .. Nun war sie im Fluge vorüber, Ernst empfand wie einen Stich im Herzen und zugleich sagte etwas neben ihm oder in ihm, leise und doch vernehmlich: ihr gehört das Tuch.

Else stand noch am Gitter, die Straße hinunterschauend, ihr braungelocktes Haar im Winde fliegend, die Lippen lustig geschürzt, den Schelm im Nacken, als er jetzt auf das Häuschen zuschritt und ihr einen guten Abend bot. Sie spielte die Verwunderte, ihn hier zu dieser Stunde zu sehen, und bat ihn einzutreten; „Sie werden uns doch die Ruhe nicht mitnehmen wollen," scherzte sie. Oben ins erste Stockwerk wurde er geführt, in eine nur mäßig hohe, aber wohnlich und sogar gefällig eingerichtete Stube. Auf dem Tritt an dem einen Fenster stand ein Stickrahmen, an dem andern ein zierlich ausgelegter Nähtisch. Ein Kanarienvogel schmetterte darüber im bunten Bauer. Vor dem grünen Plüschsopha auf einem kleinen Teppich ein runder Tisch von Mahagoniholz, eine altmodische Kommode mit Messingschlössern und Griffen, ein paar Photographien in schwarzen Rahmen an den mit graubraunen Tapeten bezogenen Wänden: Alles anmuthend in dem grauröthlichen Tone des Abendsonnenuntergangs . . .

Unter andern Umständen würde Ernst von diesem Anblick, von der Herzlichkeit seines Empfanges durch die beiden Frauen freudig berührt worden sein. Aber es war gegen seinen Willen ein Dunkles in sein Gemüth gefallen, das ihn verhinderte, sich harmlos dieser Stimmung hinzugeben. Die Mutter und die Tochter hatten seiner Verlegenheit und Unruhe kein Arg. Es war ja möglich, sagte sich die kluge Frau Merck, daß er nur an dem Hause hat vorübergehen, nur sein Glück versuchen wollen und nun fassungslos darüber ist, daß es ihn bei der Hand genommen und zu uns hinaufgeführt. Solch' einen schüchternen Menschen bringt der kleinste Zufall aus dem Gleichgewicht, dachte ihrerseits Else, ich darf ihn nicht fragen, was er hier in der Straße gesucht, und sie kicherte verstohlen in sich hinein, als ob es für sie auch dieser Frage gar nicht bedürfe. Da bot sich denn der Besuch der Frau wirklichen geheimen Oberregierungsräthin — als Beamtenwittwe war Frau Merck in der Titulatur genau — Dorothea Friedloß Beiden als der beste und geeignetste Anknüpfungspunkt der Unterhaltung mit ihrem schweigsamen Gaste, nachdem die ersten Fragen und Antworten über das gegenseitige Befinden und die gestrige angenehme Landpartie ausgetauscht waren. Herr Röseke müsse die Dame im Vorüberfahren bemerkt

haben, sie sei eine der schönsten und elegantesten Damen der Stadt. Ernst hatte wohl die Droschke und die Dame darin wahrgenommen, aber sie nicht schärfer betrachtet, „die Entfernung zwischen uns Beiden ist zu groß," meinte er. Das Wort konnte einen doppelten Sinn haben und Frau Merck lachte: „Ach, mein lieber Herr Röfecke, was heißt jetzt noch Entfernung? Früher kamen die Vornehmen mit uns armen Leuten nicht leicht zusammen, aber heutzutage? Gibt es da noch eine Entfernung zwischen Hoch und Niedrig? Alles ineinander und durcheinander. Sie hätten sich die schöne Frau ganz in der Nähe ansehen können, sie hätte es nicht übel genommen." Der Tochter dagegen gefiel die Zurückhaltung des jungen Mannes ungleich besser, sie ermunterte ihn mit einem freundlichen Blick auf dem Wege der bescheidenen Mittelmäßigkeit zu bleiben, der wenn auch keine Rosen doch feine Veilchen habe. „Gleich gehört zu Gleich," sagte sie, „Herr Röfecke hat Recht, wir bleiben für die Reichen immer Menschen aus einer andern Welt. Frau Friedloß ist sehr liebenswürdig zu mir, sie bemüht sich zu uns sogar in die Vorstadt hinaus, aber schließlich bin ich doch nichts anders für sie als die geschickte Stickerin, deren Arbeit sie bezahlt."

Hier hätte sich eine so natürliche Anknüpfung geboten, ihr das Taschentuch zu zeigen und die Wahrheit seiner Vermuthung zu erhärten. Warum that ich es nicht? fragte er sich später, als er durch die Straßen seiner Wohnung zu wanderte. Er hätte Auskunft geben müssen, wo er das Tuch gefunden, und es war ihm, als würde er durch diese Mittheilung einen Vertrauensbruch begehen; er hätte es Elsen mit der Bitte, es der Geheimräthin zurückzustellen, lassen können, und er gewann es nicht über sein Herz, sich davon zu trennen. Die Aufforderung der Frauen, ihr Abendbrod mit ihnen zu theilen, hatte er abgelehnt, der Zweck, der ihn in das Haus geführt, das Mädchen wiederzusehen, war ja über seine Erwartung hinaus erfüllt worden, einen ersten Besuch durfte man nicht über Gebühr ausdehnen, überredete er sich selbst. Draußen stieg ihm nun überdies noch ein Verdacht über die Zuthulichkeit der Mutter in die Seele. Hat sie es so eilig mich mit der Tochter zu verloben? Weil man einem hübschen Mädchen eine Aufmerksamkeit erweist, muß man sie gleich heirathen wollen? Nein, ihm sollte man nicht unversehens das Netz über den Kopf werfen, er würde seine Freiheit zu behaupten wissen. Das freundliche Bild drohte sich ihm in ein häßliches zu verzerren, nur daß er nicht sich, sondern den Andern die Schuld dafür zuschob.

Die Dame, das Tuch, die späte Stunde und der Ort, wo er es gefunden: Alles wirbelte in seiner Einbildung zu den abenteuerlichsten, sich fortwährend verändernden Vorstellungen zusammen. Ueber den engen Kreis des kleinbürgerlichen Lebens gingen seine Erfahrungen nicht hinaus, nur aus Büchern und Schauspielen wußte er von dem Treiben und der Welt der Reichen. Seine Phantasie hatte in diesen Schilderungen geschwelgt, aber sein Verstand die Möglichkeit, daß er selbst einmal darin eine Rolle spielen könne, weit zurückgewiesen. Und nun sah er sich doch in eine geheimnißvolle Begebenheit verstrickt, es schien nur an ihm zu liegen, der Held eines Abenteuers zu werden. Hüte dich, du bist nicht dazu gemacht, warnte ihn etwas. So dämmrig war es schon in den Straßen, daß er das Tuch hätte fortwerfen können, ohne daß es Jemand bemerkt,

und mit dem Tuche alle Verwicklungen, die sich noch daran knüpfen mochten. Aber würde er auch innerlich damit von ihm loskommen? Es that ihm leid, sich davon zu trennen, als wäre es ein Stück von ihm.

Plötzlich ballte ihm ein Gedanke die Faust. Wenn sie gar nicht von den Abraham's gekommen wäre? Unter ihm, bei einer Zimmervermietherin im zweiten Stocke, wohnte seit einigen Monaten ein Fremder, ein kurländischer Baron, Peter Alexander von Rognitten, der sich angeblich seiner Studien wegen in Berlin aufhielt, obgleich er über das gewöhnliche Alter der Studenten längst hinaus war. Ernst war ihm öfters auf den Treppen begegnet und sie hatten sich als Hausgenossen in kühler Höflichkeit begrüßt. Bisher war es Ernst nicht eingefallen, weder über den Mann nachzudenken, noch sein Aeußeres zu mustern; jetzt stand er wie leibhaftig vor ihm: mit dem langen schmalen Gesicht, den buschigen Augenbrauen, der Adlernase, dem blonden Bärtchen auf der Oberlippe, dem gleichgültigen Lächeln um den Mund, mit der schlanken, mittelgroßen Gestalt, in modischer Kleidung, die Hände immer in schwarzen Handschuhen ... Wie war es ihm nur nicht gleich klar geworden! Von ihm kommend, in eiliger Flucht, hatte die schöne Frau ihr Taschentuch verloren. In äußerster Noth war sie bei ihm gewesen, ihre Briefe von ihm zurückzufordern. Erst neulich hatte er in athemloser Spannung einem solchen Auftritt auf der Bühne zugeschaut. Damit war Alles erklärt; warum ärgerte es ihn? Was ging ihn die Geheimräthin an? Wie schlecht, einem Andern sein gutes Glück beneiden! Dennoch beeilte er seine Schritte, er wollte Gewißheit über seinen Verdacht haben. Er brauchte nur die Klingel an der Thür Kaspar Grau's zu ziehen. Der Mann kannte seine Miether, seinem Scharfblick entging nicht leicht eine Falte in ihrem Gesicht, eine kleine oder große Dunkelheit in ihrem Leben; der Kurländer mußte längst seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben: zu voll waren die Zeitungen von den Thaten der Nihilisten, von den Brandstiftungen und agrarischen Morden in den russischen Ostsee-Provinzen.

„Guten Abend, Herr Röfecke," sagte Herr Grau, aus dem Mittelfenster des Hauses in den dunkelnden Abend hinaussehend, zu dem über den Markt von der Bischofsstraße daherkommenden Ernst, „warte schon eine geraume Weile auf Sie." Oben öffnete er ihm selbst die Thür seiner Wohnung. „Hatte schon zu Ihnen hinaufgeschickt. Spaziergang gemacht? Ja, wenn man jung ist! Wissen doch, daß übermorgen die Verwaltung der Weißbier-Brauerei-Gesellschaft Sitzung hält, um die Bilanz festzustellen. Und ich Aufsichtsrath! Wollten doch die Rechnungen mit mir durchgehen! Vergessen! Natürlich, wenn man jung ist!" Nicht nur seinen Unmuth, sondern auch ein gutes Theil Verachtung suchte er in dem Ton, mit dem er diese Worte sprach, zum Ausdruck zu bringen. „Sie sind ja auch noch kein Greis, Herr Grau," begütigte Ernst. „Nein, kann noch beißen!" entgegnete Kaspar. „Aber erst die Geschäfte und dann das Vergnügen. Ich habe Ihnen alle Papiere dort zusammengelegt. Eine Cigarre, Herr Röfecke?" Er wußte, daß Ernst nicht rauchte. „Aber ein Glas Wein?" Und ohne die Antwort seines Gastes abzuwarten, schenkte er ihm aus einer bereitstehenden Flasche, die den prunkenden Titel Rüdesheimer Berg trug, das Glas voll.

Seit er in dem Hause wohnte, war Ernst von dem Wirthe zu mancherlei

ſchriftlichen Arbeiten verwandt worden. Herr Grau ſicherte ſich dadurch im Voraus einen Theil des Miethzinſes von dem armen jungen Manne und brauchte ſeine Papiere, wie er ſagte, nicht aus ſeinen vier Pfählen zu laſſen. In all' dieſen fünf Jahren hatte er nicht über Ernſt zu klagen gehabt; der junge Mann war ſich immer gleich geblieben, fleißig, eifrig und verſchwiegen. Nie hatte er ſich zu Andern eine Bemerkung über die Vermögensverhältniſſe Grau's, ſo weit er einen Einblick darin genommen, erlaubt, nie von dieſem mehr Vertrauen erzwingen oder erliſten wollen, als er ihm freiwillig gewährte. In ſeiner Weiſe hatte ſich Herr Grau, trotz des Geizes, den ihm die Nachbarn vorwarfen, dankbar gezeigt, durch kleine Geſchenke, die er Ernſt's Mutter und ſpäter ihm ſelber gemacht: die goldene Uhr, die Ernſt trug, war ein Weihnachtsgeſchenk Grau's.

An und um den alten Herrn gab es nichts Beſonderes, aber auch nichts Behagliches. Die Verdrießlichkeit, die auf ſeinem glatten hageren Geſicht mit der kahlen Stirn, der Habichtsnaſe und den grauen, immer unruhig hin und her irrenden Augen, als ob ſie etwas im Fluge ihrer Blicke erhaſchen wollten, ſchien ſich der Einrichtung ſeines Zimmers mitgetheilt zu haben. Die röthlich-braunen Mahagoni-Möbel aus den fünfziger Jahren, die glänzend gebohnten Dielen, die mit weißen Leinwandbezügen bedeckten Plüſchſeſſel, die altmodiſch aufgehängten und gefalteten Gardinen, die langweiligen engliſchen Kupferſtiche in Goldrahmen an den Wänden: ſo ſauber und ordentlich Alles gehalten war, ſo ſteif und reizlos ſah es doch aus. Zu genau kannte Ernſt den Mann und ſeinen Wohnraum, um gerade heute einen Blick daran zu verlieren, wo er noch tiefer als in ſeiner Beſchäftigung in ſeinen Gedanken ſteckte. Darum fiel es ihm auch nicht auf, daß Herr Grau ſtatt ſeines grauen Schlafrocks mit den ſchwarzen Sammetaufſchlägen und der ſchadhaften Gürtelſchnur, an der er beſtändig zu ziehen pflegte, einen ſchwarzen Gehrock trug.

„Die Bilanz ſtimmt, Herr Grau," ſagte er, „Alles iſt in Richtigkeit, die Geſellſchaft hat ein gutes Geſchäft gemacht und da ſie ihren Actionären eine ſo bedeutende Dividende anbieten kann, wird die Generalverſammlung mit Ihrer Wiederwahl enden, gratulire im Voraus, Herr Grau!" Erſt jetzt gönnte er ſich die Wohlthat eines Trunks.

„Neue Laſt und Mühe!" brummte Kaſpar und zog die Papiere an ſich: länger als unumgänglich nöthig war, wollte er ſie nicht in Ernſt's Händen laſſen. „Achtundfünfzig Jahre! Hätte wohl ein Recht, die Hände in den Schoß zu legen, aber kann ich's? Ja, wenn ich damals nicht um mein Vermögen gekommen wäre! Wiſſen ja, vor fünfzehn Jahren, als der Herr von Mannſtadt Bankrutt machte. Waren ein Herz und eine Seele — und dann, fort war er nach Amerika und meine Hypothek flog in die Luft, als das Rittergut verſteigert wurde. Sparen, junger Freund, ſparen! Das iſt aller Weisheit Anfang und Ende. Geſtern ſpät nach Hauſe zurückgekehrt?"

„Um Mitternacht. Ich war mit Bekannten in Schildhorn geweſen. Hoffentlich habe ich Sie nicht geſtört?"

„War noch wach, konnte nicht ſchlafen. Habe einen unruhigen Herrn über

mir, spielt trotz der Hausordnung noch nach zehn Uhr auf dem Klavier .. Und gerade gestern .."

„Herr von Rognitten? Sie brauchten doch nur mit seiner Wirthin darüber zu sprechen .."

„Könnt' es ihm selber sagen. Hat mir die Ehre seines Besuchs geschenkt, wollte mir mittheilen, daß er kein Nihilist ist. Wußt' ich längst, daß er eher das Gegentheil ist, ein Geheimer von der russischen Polizei. Besucht ihn ab und zu in den Abendstunden ein Rath der Gesandtschaft .. Heimlich .. Haben beide nicht bedacht, daß Kaspar Grau gute Augen und Ohren hat," und er kicherte vergnüglich in sich hinein.

Wie stimmte Alles, was Grau sagte, mit Ernst's Vorstellungen überein. So waren die Abenteurer in seinen Romanen und Schauspielen. Ein Spieler, ein Zauberer, dem kein Frauenherz widerstehen konnte, der sich vielleicht noch die Glorie des politischen Martyriums zu geben versteht, wie alle Russen mit einem Stich ins Musikalische. Es überkam ihn eine Art wehmüthigen Mitleids mit der schönen Frau, die seiner Verführung zum Opfer gefallen war, und dieses Mitleid verwandelte sich zum Ingrimm gegen den Verderber. Einer unbewußten Regung nachgebend, erhob er seinen Arm wie drohend gegen die Decke.

„Horch!" sagte Herr Grau und sprang aus seiner Sophaecke wie elektrisirt auf. Oben begann der Kurländer auf seinem Piano einen Walzer zu spielen, verlockende Klänge, mit großer Kunst und leidenschaftlich vorgetragen. „Dasselbe Stück hat er gestern gespielt," murmelte Grau vor sich hin, wiegte den Kopf im Tact hin und her, glitt in seinen schwarzen Hausschuhen fast geräuschlos durch das Zimmer, den Mund halb offen und einen eigenen Glanz im Auge. „Und dazu .. da .. da .." Plötzlich aber blieb er wie von einem Gedanken übermannt stehen, rang die Hände und schrie: „Sechstausend Mark! Wofür, wofür? Für die Gassenmusik da oben?"

So hatte Ernst Herrn Grau nie gesehen. „Ist Ihnen nicht wohl?" fragte er. „Sie haben dem Baron doch nicht sechstausend Mark .."

„Nichts hab' ich!" erwiderte der Alte, dem die Besinnung zurückkehrte. „Seh' ich aus, wie einer, der sein Geld an einen Abenteurer wegwirft? Aber da steckt ein Räthsel" — und nun murmelte er unverständliche Worte zwischen den Zähnen. „Sechstausend Mark," sagte er laut, „nicht wahr, eine ungeheure Summe? Wozu gebraucht man sie, Herr Rösecke, wozu? Das martert meinen armen Kopf."

„Aber Sie müssen doch wissen, warum Sie das Geld hergegeben haben?"

„Warum?" Das Gesicht Kaspar's nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck an, das lüsterne Grinsen eines Satyrs vermischte sich darin mit dem Glanz befriedigter Eitelkeit. „Oh," stieß er einen Seufzer halb der Klage, halb des Wohlgefühls aus, „Sie würden es auch gegeben haben. Allein" .. In diesem Augenblick endete mit einem lang anhaltenden Accord der Baron über ihnen sein Spiel .. „Haben ja Ihr Glas noch nicht einmal ausgetrunken, Ernst, so kommen Sie mir nicht fort."

Gedankenlos stürzte Ernst den Rest des Weines hinunter, er hörte kaum auf das unzusammenhängende Geschwätz des Alten, ängstlich horchte er hinaus,

ob er den Tritt des Barons auf der Stiege vernehme: er hätte ihn so gern Auge in Auge gesehen und ein Wort mit ihm gewechselt. Indessen geschah das Unerwartete, Herr Grau schenkte ihm das Glas noch einmal voll. „Könnten mir helfen, suche da eine Fährte," sagte er und strich wie schmeichelnd mit seiner hageren Hand über Ernst's Arm. „Habe eine Ahnung, ein schreckliches Vorgefühl. Seit gestern Nacht peinigt es mich. Wenn ich die Gewißheit erlangte ..? Machen Sie sich an den Russen, folgen Sie ihm .. Wohin geht er jetzt? Ich bin zu alt, um ihn zu verfolgen, auch würde er mich erkennen und mir ausweichen . ."

„Und ich bin kein Spion!" entrüstet riß Ernst seinen Arm aus Kaspar's Rechte. Oben wurde eine Thür derb zugeworfen und verschlossen. „Guten Abend, Herr Grau!" Und ehe dieser noch ein Wort gefunden, ihn zu versöhnen oder zurückzuhalten, hatte er seinen Hut ergriffen und war aus dem Zimmer gestürzt.

Gerade als er die Flurthür öffnete und auf den Vorplatz heraustrat, kam der Baron von oben herab ihm entgegen. In dem Halbdunkel, das auf der Treppe herrschte: im Sommer ließ Herr Grau in seiner Sparsamkeit die Gasflammen im Hause erst gegen neun Uhr Abends anzünden — gab es eine leichte Berührung. Der Baron, der sich als den Schuldigen fühlte, sagte artig: „Ich bitte um Entschuldigung" — und einen Schritt zurücktretend schien er dem Anderen den Vortritt auf der Treppe lassen zu wollen. Es war nicht Ernst's Absicht gewesen, noch einmal aus dem Hause zu gehen, nun aber bestimmte ihn die Bewegung des Barons, der ihm, wenn auch unabsichtlich den Weg nach oben abschnitt, die Treppe hinunter zu steigen. „Guten Abend, Herr von Rognitten," sagte er, um die Höflichkeit des Andern zu erwidern.

Der Baron horchte auf. „Ach, Sie sind's, Herr Röseke. Hatten Sie noch Geschäfte bei Herrn Grau?"

„Geschäfte, Herr Baron? Wie käme ich dazu?"

Da waren sie vor dem Hause, eben waren die Laternen angezündet worden, das Licht der einen fiel in das blasse Gesicht Rognitten's, dem die dunklen, fast zusammengewachsenen Augenbrauen und das sich oft wiederholende halb lächelnde, halb bittere Zucken um den Mund einen charakteristischen Ausdruck verliehen.

„Wodurch hab' ich Sie verletzt? Weil mir das Wort Geschäfte entschlüpfte? Sie haben also nicht bloß bei Ihrer Kasse, sondern auch in Ihrem Ohre eine Goldwage. Ich würde es für sehr vortheilhaft halten, mit Herrn Grau in Geschäftsverbindung zu stehen. Wenn auch gerade nicht als sein Schuldner. Er soll, wie man mir sagte, ein unerbittlicher Gläubiger sein."

„Alle Schuldner pflegen über die Hartherzigkeit ihrer Gläubiger zu klagen, sie vergessen nur, daß sie allein die Veranlassung dazu sind."

„Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunsch! Hat es nicht Schiller gesagt? In Ihren jungen Jahren, Herr Röseke, gestatten Sie mir als dem Aelteren die Bemerkung, sind nicht Alle von einer so exemplarischen Tugend und Nüchternheit wie Sie! Ein stoischer Philosoph, rufe ich mir jedes Mal zu, so oft ich Sie mit der Regelmäßigkeit einer Normaluhr zur bestimmten Secunde in Ihr Bureau eilen sehe. Kehre ich spät in der Nacht heim und blicke am Hause

hinauf, immer schimmert mir aus Ihrem Fenster das Licht der Lampe hell und vorwurfsvoll entgegen. Vorwurfsvoll mich an die vergeudeten Stunden, an die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Unterhaltung, an die unsinnige Aufregung des Spiels gemahnend. Aber was wollen Sie? Wir sind nicht Herren unserer selbst, das Verhängniß reißt uns fort. Den Einen an den Spieltisch, die Andere in den Juwelierladen oder in das Modenmagazin, bis sich Beide unvermuthet in den Netzen irgend eines Herrn Grau wiederfinden. Sie jedoch schweben gelassen darüber, drei Treppen hoch, wie in reiner Alpenluft, über dem Qualm und Dunst der Städte."

Dieser Herr von Rognitten mochte sein, was er wollte, ein Spieler, ein Nihilist, ein höherer Polizeispion: er hatte ein bestechendes Benehmen. Ernst fühlte sich gegen seinen Willen durch dies vertrauliche Entgegenkommen geschmeichelt. In seiner Bescheidenheit hatte er keine hohe Meinung von sich, aber wenn er die höchste gehabt — jener war ein geborener Baron und er ein zweiter Buchhalter! Und nun diesen Unterschied der gesellschaftlichen Stellung so liebenswürdig überbrückt zu sehen. . . In einem andern Ton, als den er bisher angeschlagen, antwortete er darum auf Rognitten's Aeußerungen: „Sie überschätzen mein Verdienst, es ist Instinct, nicht Tugend. Von Jugend auf an die Arbeit und ein einsiedlerisches Leben gewöhnt, habe ich von einem Dasein außerhalb meines Kreises keine rechte Vorstellung, ich würde auf jedem andern Boden ausgleiten."

„Furcht des Neulings!" lachte der Baron in gutmüthiger Ironie. „Man gewöhnt sich an das Parquet so rasch, wie an seine Schulden. Auch fällt man nicht leicht, wenn man aussieht, wie Sie. Es sind zu viel Frauenarme da, es zu verhindern. Lassen Sie mich darum an Ihre Tugend glauben, die allen Versuchungen widerstanden. Denn einem jungen Mann, den Herr Grau mit seinem Vertrauen beehrt, werden genug Verlockungen aus der großen und kleinen Welt entgegen getreten sein."

„Große Welt? Sie sind in einem Irrthum befangen, Herr Baron, oder betrachten Herrn Grau durch eine Vergrößerungsbrille. Sind so abenteuerliche Gerüchte über ihn verbreitet? Ich kenne ihn lange genug, aber ich habe niemals etwas Merkwürdiges oder Anziehendes an ihm entdeckt."

„Ein reicher Mann, der den Dürftigen spielt, ist immer der Beobachtung werth. Haben Sie nie bemerkt, daß stille Wasser trübe und tief sind? Unter meinen Bekannten gilt Herr Grau als ein arger und schlauer Wucherer, der seine Kunden oder seine Opfer in allen Schichten der Gesellschaft hat. Nicht nur vornehme Herren, auch Damen sollen seine Hilfe in Anspruch nehmen."

„Damen" — wollte Ernst lachen. Kaspar Grau und Damen — da hätte die Welt, wie sie ist, erst einen Purzelbaum schießen müssen! Aber das Lachen verzerrte sich, ehe es zum Ausbruch kam, zu einem schreckhaften Grinsen in seinem Antlitz. . . Er gedachte des Battisttaschentuchs mit den Buchstaben D. F.

„Ja, Damen!" wiederholte der Baron eifrig. „Und unter so merkwürdigen Umständen! Aber warum soll ich Ihnen meine Beobachtung nicht mittheilen, es ist kein Staatsgeheimniß. Gestern Nacht, in der elften Stunde, hat Herr Grau eine Dame aus seinem Hause geleitet. Nein, erschrecken Sie nicht, es ist keine Gespenstergeschichte. Ich war einmal frühzeitig nach Hause gekommen, ich

rauchte, ich ſchrieb, ich muſicirte. Vom Klavier trat ich eine Minute lang an das offene Fenſter. Auf dem Platze war Alles menſchenleer und ſtill. Ich athmete die Kühle der Nacht. Da hörte ich unten die Hausthür gehen und bog mich neugierig über die Brüſtung. In dem Mondſchein brachte Herr Grau, ohne Hut, eine Dame über den Markt bis zu dem nächſten Droſchkenſtand und kehrte nicht eher zurück, als bis die Droſchke davongefahren."

„Es wird eine Bekannte, eine Verwandte geweſen ſein," würgte Ernſt die Worte mühſam heraus.

„Dann möchte ich der Vetter dieſer Verwandten ſein," lachte Rognitten, nicht mit ſeinem ſtehenden, ſondern mit boshaftem Gelächter. „In toller Laune wollte ich ſchon hinunter eilen und dem alten Sünder bei ſeiner Rückkehr auf der Treppe begegnen. Aber wir können alle in dieſelbe Lage gerathen und ſind uns gegenſeitig Nachſicht ſchuldig."

„Nur daß Sie jetzt nicht mehr Willens zu ſein ſcheinen, Herr Baron, dieſe Nachſicht zu üben. Warum wünſchten Sie ſonſt hinter das Geheimniß dieſer Dame und Herrn Grau's zu kommen, wenn es hier wirklich ein Geheimniß und nicht einen gleichgültigen Zufall geben ſollte? Was kann Ihnen an dem Thun und Treiben eines alten Mannes liegen?"

Stockfiſch! dachte Rognitten. Laut ſagte er mit kühler Artigkeit: „Vergeſſen Sie doch nicht, daß ich ein Fremder bin, Herr Röſecke. Ich ſtudire Berlin und ſeine Geſellſchaft, oben und unten, in Moskau würden Sie es eben ſo machen. Im Uebrigen, Verehrteſter, jeder Eifer verdächtigt. Ich nehme an, daß jene Dame ältere und beſſere Anſprüche auf Ihre Freundſchaft beſitzt, als ich. Aber trotz dieſes etwas ungeſtümen Anfangs unſerer Bekanntſchaft gebe ich die Hoffnung nicht auf, mir ähnliche zu erwerben. Guten Abend, dort drüben erwartet mich ein Bekannter."

Sie waren darüber, die Königſtraße entlang gehend, zur Langen Brücke gekommen. Der Baron eilte auf die andere Seite zum Denkmal des Großen Kurfürſten hinüber. Mit einem Herrn ſah ihn Ernſt in der Richtung nach dem Schloſſe zu in dem Menſchengewühl verſchwinden. Er wandte das Geſicht nach dem Waſſer. Das Licht der Laternen glitzerte und ſpielte darin. Wie die Anwandlung eines Schwindels empfand er und hielt ſich, um nicht zu fallen, an dem eiſernen Geländer feſt. Die Geheimräthin in der Nacht aus dem Hauſe ſchlüpfend, an Grau's Arm, in der fahlen Beleuchtung des Mondſcheins, in dem Schatten, den der Thurm der Marienkirche über den Markt wirft, zu einem Wagen eilend, die ſchöne Frau und der häßliche Kobold: ſichtbar, greifbar ſchwebte das Bild vor ihm. Und welches Zaubermittel hatte die Eine zu dem Andern gezwungen? Rognitten hatte es genannt: das Geld.

Was iſt Geld? Als Buchhalter in der ſtädtiſchen Hauptkaſſe hatte er Tag ein, Tag aus damit zu hantiren, von der goldenen Doppelkrone bis herab zu dem kupfernen Pfennigſtück, mit kleinen und großen, blauen und grünen, in wunderlichen Verſchnörkelungen mit Figuren, Buchſtaben und Zahlen bedruckten, dünnen, abgegriffenen Papieren: längſt war es ihm zur Waare geworden. Niemals hatten ihn Schulden bedrückt, niemals Gläubiger ungeſtüm an ſeine Thür gepocht: Leuten wie ihm und ſeiner Mutter würde Niemand geborgt haben. Wohl oder übel

hatte er mit seinem Erwerb auskommen müssen und allmälig war es ihm nicht schwer geworden. So viele stille und wenig kostspielige Freuden bot ihm das Leben, daß er die rauschenden und die theueren nicht entbehrte. Obgleich er längst mehr erwarb, als er für seine Nothdurft brauchte, sparte er den Ueberfluß lieber, als daß er ihn in Vergnügungen vergeudete. In seinen Mußestunden malte er sich eine Reise nach Italien mit einer Fülle romantischer Abenteuer aus: dafür sparte er. Vor wenigen Stunden noch, auf seinem Wege zu der hübschen Else, hatte er, seine Ersparnisse überschlagend, ein freudiges Gefühl empfunden, als ob er sich damit ein Stück Welt kaufen könnte, und die segensreiche Macht, die Magie des Geldes gepriesen . . .

Jetzt . . . es bohrte in seinem Kopfe, eine Erinnerung kam herauf. Weithin stieg ein leichter Dunst und Nebel von dem Flusse auf, leise gurgelten die Wellen an den Brückenpfeilern, als schleppten sie etwas mit sich . . . Ernst schauderte zurück; er glaubte ein Unheimliches in den dunklen Wassern zu sehen — die Leiche seines unglücklichen Vaters. Was ist das Geld? Hatte der Dämon des Geldes den Armen nicht in die feuchte Tiefe gezogen? Und er fragte noch? Erhoben sich die Arme des Leichnams, riesig sich emporstreckend, nach dem Geländer, um auch ihn herab zu ziehen? Tauchte in dem fahlen Widerschein der Laterne nicht ein Haupt auf . . . das Gesicht der Geheimräthin . . . Was war aus dem Abend geworden, der mit so holden Bildern für ihn herangedämmert! Er hatte nichts gethan, als ein verlorenes, auf einer Treppenflur liegendes Taschentuch aufgehoben und mit demselben hatte sich ein Alpdruck auf seine Seele gewälzt, wie das Schuldbewußtsein eines Verbrechens.

II.

Vor einem hinter dem Vorgarten gelegenen Hause der Thiergartenstraße schritt Ernst am andern Tage zögernd auf und ab. Haus und Garten stammten aus einer älteren Zeit als die neumodischen Gebäude und Anlagen umher. In einem großen Bogen, dessen Sehne das Haus bildete, umgaben hohe Platanen einen Rasengrund, der nach dem Hause sanft anstieg. Keine Blumenbeete, kein Springbrunnen. Auf einem ganz von Epheu umflochtenen Sockel stand in der Mitte des Rasens eine Sandsteinfigur, ein verwitterter Apollo, die schadhafte Lyra im Arm. Ein schlichtes Haus in graubraunem Anstrich, ohne Balkon und Veranda, mit einem großen Rundbogenfenster in dem oberen Stockwerk, je drei durch breite Zwischenräume getrennte Fenster mit Spiegelscheiben rechts und links davon. In dem unteren Geschoß war ein Fenster geöffnet, zuweilen trieb der Wind, wenn sich drinnen eine Thür aufthun mochte, den Streifen einer blauseidenen Gardine flatternd hinaus. Die Platanenwipfel rauschten, ab und zu zwitscherte ein Sperling, sonst tiefste Stille im Garten und im Hause. In dem goldigen Ton des Sonnenuntergangs gemahnte Ernst Alles wie eine idyllische Einsamkeit. So nahe der Stadt schienen die Bewohner doch wie in Weltabgeschiedenheit zu leben.

Freilich, er wußte es besser: da drinnen wohnte die Frau, die Herr Grau in der Nacht aus seinem Hause geleitet. Jetzt wollte er zu ihr, um ihr das Tuch zu überreichen und sich dadurch aus einer unheimlichen Verwicklung zu befreien.

Mit festem Entschluß hatte er sich auf den Weg gemacht, die Rede ausgearbeitet, mit der er sich bei ihr einführen, die Lüge ausgesonnen, wie und wo er das Tuch gefunden haben wollte ... Auf der Straße natürlich, bei der Marienkirche ... Er konnte ihr doch nicht ins Gesicht sagen, daß sie es vor der Thür eines alten Wucherers verloren. Je näher er indessen dem Hause kam, desto bedenklicher erschien ihm sein Unterfangen, sich bei der Dame einzuführen. Wiederholt war er schon vor dem eisernen Gitter vorübergegangen und hatte in einer Mischung von Schüchternheit und Dreistigkeit in den Garten und auf die Fenster des Hauses geschaut, wiederholt hatte er die Hand nach dem Klingelgriffe an der Pforte ausgestreckt und sie immer von Neuem zurückgezogen ... Wenn er sich bei dem Geheimrath melden ließe, unter dem Vorwand, Beschäftigung zu erbitten? ... Der Geheimrath Friedloß war ein Mann in vorgerückten Jahren, groß und knochig, ein strenger und wortkarger Mann, der stets, auch im Hause, eine steife weiße Cravatte und einen blauen Frack trüge und spät in den Abend hinein, immer bei verschlossenen Thüren arbeite, während oft bei seiner Frau in dem Saalzimmer lustige Gesellschaft sei und Klavier gespielt und gesungen würde ... Das Alles hatte sich Ernst von einem Diätarius in einer der städtischen Kammern erzählen lassen, der früher als Schreiber bei dem Geheimrath gearbeitet hatte ... Konnte er auf diese Bekanntschaft hin es wagen sich vorzustellen?

Aber täuschte ihn seine Phantasie oder stand sie in Wirklichkeit da? An dem offenen Fenster mit dem blauseidenen Vorhang, verloren in den Garten hinausblickend. Er war so betroffen, daß er nicht einmal von dem Gitter zurücktrat, sondern mit der Keckheit, der er nur in diesem Zustand halber Besinnungslosigkeit fähig war, sie wie eine Erscheinung anstarrte. Zuerst bemerkte ihn die Geheimräthin offenbar gar nicht, denn sie rührte sich nicht aus ihrer Stellung: ruhig lag die eine Hand auf dem Fensterbrett, mit der andern strich sie die Haare, die ihr der Wind über die Stirn wehte, zurück. Als er dann in ihre Augen trat, als ihr beim schärferen Zusehen eine Erinnerung aufdämmerte, wandte sie den Kopf in rascher Bewegung nach der Tiefe des Gemaches zu. Im nächsten Augenblick gewahrte Ernst statt der einen zwei Frauengestalten am Fenster, beide mit lachenden Gesichtern. Bis an die Schläfen stieg ihm die Röthe der Scham: die andere war die lustige Else.

Auf dem Theater hatte er schon Manchen in eine Versenkung verschwinden sehen, aber hier öffnete sich der Boden nicht hilfreich, ihn aufzunehmen, sogar die Flucht erwies sich als unmöglich, denn schon hatte ein Diener in dunkler Livrei die Gitterthür aufgethan: er möge nur eintreten, die gnädige Frau wolle ihn empfangen ... Alles wie durch Zauberei ... Trotz seines tadellosen schwarzen Anzuges, seines Cylinderhutes und seiner gelben Glacéhandschuhe machte Ernst, wie er jetzt hinter dem Diener dahinschritt, in seiner linkischen Befangenheit den kläglichsten Eindruck; je stattlicher er sich herausgeputzt, desto unfreier war er in seiner Haltung geworden. Die Verlegenheit und die Unzufriedenheit mit sich selbst entstellten sein hübsches offenes Gesicht. Was ihn auch in dem Zimmer mit der blauseidenen Gardine erwartete: eine Prüfung oder ein Urtheilsspruch — in jedem Falle fühlte er sich verloren.

So getraute er sich denn auch gar nicht aufzuschauen und verdoppelte nur seine steife Verbeugung, als er vor der Herrin des Hauses stand. Es war ihm ungewohnt, daß auf dem weichen Teppich, der den Boden des Gemaches bedeckte, sein Schritt nicht wiederklang.

„Sie werden mir nicht böse sein, Herr Röseke," begann die Geheimräthin mit einer leisen, aber gutmüthigen Bosheit in dem hellen Ton ihrer Stimme, „daß ich Sie habe bitten lassen, bei mir einzutreten, denn über die ganze Breite des Gartens hin konnten wir doch nicht durch Zeichen verhandeln, und irgend etwas scheinen Sie von mir oder von Fräulein Else Merck zu wünschen."

Auch das noch! Er hatte gar nicht mehr an das Mädchen gedacht, nun sah er es aufblickend an einem Tische sitzen, der mit allerlei Weißwaaren und Wäschestücken bedeckt war. Zweifellos hatte sich die Geheimräthin, die ihn gestern bei seiner Fensterpromenade in der Landsbergerstraße ertappt und ihn heute in derselben fragwürdigen Lage vor ihrem eigenen Hause gefunden, einen Scherz mit ihm erlaubt. Mußte sie nicht annehmen, daß Else der Magnet sei, der ihn angezogen? Lächelnd weidete sie sich an der Verlegenheit der beiden jungen Leute. Else hütete sich wohl, auch nur mit einem verlorenen Augenaufschlag oder einer halben Wendung des Kopfes ihre Arbeit zu verlassen und Ernst stammelte einige unzusammenhängende Sätze von Zufall und Irrthum ... Er habe ein Anliegen an den Herrn Geheimrath, er suche für einige Stunden, die er noch frei habe, nach Beschäftigung ... Die klugen, blaugrünlich schimmernden Augen der Geheimräthin musterten ihn eine Weile; sein Anzug mochte ihr einen Zweifel über die Aufrichtigkeit seiner Bitte erregen. Ein Arbeitsuchender mit Glacéhandschuhen war ihr eine neue Erscheinung. Auch Else hatte die Ohren gespitzt und kicherte in sich hinein: wie er lügen kann! Aber in der nächsten Minute verscheuchte eine unangenehme Empfindung das Lächeln von ihren Lippen: wenn Alles an ihm eine Lüge war? Ihr Gemahl sei um diese Stunde nicht im Hause, sondern mache seinen Spaziergang, hatte darüber die Geheimräthin geantwortet, sie sei indessen gern bereit, ihm den Wunsch des Herrn Röseke vorzutragen, und darauf hin einige geschäftsmäßige Fragen gethan. Ernst faßte seinen ganzen Muth zusammen, um ihr unbefangen Rede zu stehen und ihre prüfenden Blicke auszuhalten. Sie hing noch immer ihren ersten Gedanken nach, daß er nur der schönen Stickerin wegen vor dem Hause verweilt, deren Entfernung zu erwarten, und sagte scherzend: „Hoffentlich kann Sie mein Mann auch an den Dienstagen beschäftigen, wo Fräulein Merck zu mir kommt: das würde eine gute Kameradschaft geben."

Hatte Else in dem Nebenzimmer etwas zu ihrer Arbeit Nöthiges zu suchen oder fürchtete sie sich in das Gespräch mit hineingezogen zu werden — sie kannte die Laune der Geheimräthin, die Andern zu necken und auf ihre Kosten zu lachen — still hatte sie sich von ihrem Stuhl erhoben und aus dem Zimmer entfernt, die Thüre halb hinter sich offen lassend, gerade als die Räthin fragte: „Und Ihre Wohnung?" Sie hörte noch, wie Ernst mit leisbebender Stimme antwortete: „Neuer Markt, Nummer sechzehn, drei Treppen" — und ärgerte sich über seine unmännliche Haltung, die für die Dame nur ein Grund mehr sein würde, sich über ihn lustig zu machen, dann wurde es plötzlich ganz still und

ſie wagte nicht ſich umzublicken, ſie war niedergekniet und kramte in dem Weißzeug, das den unteren Kaſten eines großen Wäſchſchrankes anfüllte.

Bei Ernſt's Worten war ein Zucken über das Geſicht der Geheimräthin gegangen und unwillkürlich hatte ſie ſich, wie um einem Schlage auszuweichen, tiefer in ihren Polſterſeſſel zurückgelehnt. Sie ſaß im vollen Licht, das Sonnengold lag auf ihrem blonden Haar und verlieh ihm einen röthlichen Glanz. Das ſchön geſchnittene Antlitz mit der feinen Naſe und den üppigen Lippen hatte bisher in dem Ausdruck heiterſter und ruhigſter Unbefangenheit für den jungen Mann etwas ſo Weltüberlegenes, ſo noch nie Geſchautes gehabt, daß er ſich die Königinnen, die er auf der Bühne geſehen, ins Gedächtniß zurückrufen mußte, um eine Art von Vergleichung und Aehnlichkeit zu haben. Jetzt hatte ſeine Antwort dieſen Zauber zerſtört. Einen Blitz ſchoſſen die blauen Augen, die noch eben ſo klug und ſo vornehm geblickt, auf ihn, die Röthe wich von den Wangen, eine Runzel prägte ſich tief zwiſchen den Augenbrauen aus: „Wo wohnen Sie?“ fragte ſie noch einmal, halblaut, die Augen wie vor den Sonnenſtrahlen blinzelnd ſchließend, die Franſen des Seſſels zwiſchen den Fingern ihrer Linken zerreibend. Gab ihr Ernſt eine Antwort oder blieb ſie ihm in der Kehle ſtecken? Denn ſchon war ſie auf den Füßen und ſtand vor ihm. Ihr Athem miſchte ſich mit dem ſeinen. „Sie ſind meinetwegen gekommen?“ flüſterte ſie.

„Verzeihung, gnädige Frau — ich bin ... ich habe ... Ihr Tuch ...“ Und diesmal wollte ihm das Glück wohl, mit raſchem Griff zog er es aus der Taſche.

An dem Wohlgeruch erkannte ſie ihr Eigenthum, ohne es genauer anzuſehen, ſie entriß es ihm faſt und zerknüllte es in zorniger Aufwallung. „Sie haben es gefunden ... in Ihrem Hauſe?“ Ihre Lippen bebten.

„Ja,“ beſtätigte er leiſe. „Es Ihnen zu bringen, kam ich.“

Er fing an, ſich vor ihr zu fürchten, ſie maß ihn mit einem Blick, in dem er ſeine Vernichtung zu leſen glaubte. Gleichviel, ob ſie ihn nun verſteinern oder durchbohren wollte. Aber ſchon ſtreckte ſie ihm ihre ſchlanke Hand entgegen, feucht und zitternd, und drückte die ſeine, daß er den Druck wie einen Schlag im Herzen ſpürte: „Ich danke Ihnen,“ liſpelte ihre Stimme. Und gleich darauf wandte ſie den Kopf von ihm weg dem Nebenzimmer zu: „Wo ſtecken Sie denn, Elſe?“

„Da bin ich, gnädige Frau,“ erwiderte das Mädchen, mit einem Pack Wäſche heraustretend.

„Es iſt gut, Herr Röſecke,“ ſagte gelaſſen die Geheimräthin, „ich habe nun Ihre Adreſſe und werde Ihnen bei meinem Manne eine warme Fürſprecherin ſein.“ Sie nickte mit dem Kopfe und Ernſt nahm es als ein Zeichen ſeiner Entlaſſung. Ohne ein weiteres Wort hervorzubringen, empfahl er ſich: die Räthin wie Elſe vermieden es ihn anzuſehen. Zum Glück für ihn traf er im Corridor den Diener, der ihm den Weg durch Haus und Garten wies: in ſeiner Verwirrung würde er ihn verfehlt haben.

Die Geheimräthin hatte das Taſchentuch zu den anderen Wäſcheſtücken auf dem Tiſche geworfen, an dem Elſe wieder ihre Arbeit aufgenommen. Zwiſchen Tiſch und Fenſter ſtehend konnte Dorothea, ohne bemerkt zu werden, den Garten

überschauen. Als sie Ernst aus der Gitterpforte gehen sah, kehrte sie sich mit dem Versuch eines Lachens zu der schweigenden Stickerin: „Ist mir das ein wunderlicher Heiliger! Glauben Sie im Ernst, daß er eine Stellung bei dem Geheimrath haben will? Wie ungewohnt ihm die Handschuhe und der feine Rock saßen! Ein solcher Bittsteller ist eine Seltenheit. Aber Sie haben ihn gern, Else, gestehen Sie es nur, und gewiß, er ist hübsch.“ In diesem Geplauder auf- und niedergehend hatte sie wieder die Herrschaft über ihr Gesicht und ihre Stimme erlangt, nichts verrieth die Bewegung, die noch in ihrem Gemüth nachzitterte.

Wiederholt in dieser peinlichen Viertelstunde hatte Else ihre Unvorsichtigkeit und ihre flinke Zunge bereut. Aber er hatte vor dem Gitter stehend und unablässig das Haus anstarrend einen zu drolligen Eindruck gemacht, unwillkürlich hatte sie in das Gelächter der Räthin eingestimmt und auf deren scherzhafte Frage: „Es ist einer Ihrer Anbeter, Else, so hat er auch gestern vor Ihrem Hause gestanden!“ entgegnet: „Es ist ein Herr Röfecke, ein guter, stiller Mensch.“ Darauf hin hatte die Räthin, ehe sie ein Wort dagegen einzuwenden vermocht, ihn hereinrufen lassen. Aber es war nicht Alles richtig und harmlos in diesem Vorgang, konnte sie auch den Grund der Dinge nicht erkennen, so fühlte sie doch die Wunde ihrer Eitelkeit. Es gab zwischen Ernst und der Geheimräthin ein Namenloses, sie war nur benutzt worden, um die Vermittlung zwischen Beiden herbeizuführen. Darum antwortete sie in einem gereizten Ton: „Die gnädige Frau täuschen sich. Ehe ich einen gern habe, muß er erst einen Scheffel Salz mit mir gegessen haben und Herrn Röfecke habe ich am vergangenen Sonntag zum ersten Male gesehen.“

Dorothea überhörte die Schärfe der Entgegnung. „Um so tiefer muß sich Ihr Bild seinem Herzen eingeprägt haben,“ meinte sie lustig. „Am Sonntag sieht er Sie, am Montag treff' ich ihn vor Ihrer Thür, am Dienstag folgt er Ihnen hierher. Stechen Sie sich nicht in den Finger, Kleine, als ob es ein Vergehen wäre, wenn zwei junge Leute aneinander Gefallen finden, oder aus Aerger, weil ich Ihr unschuldiges Abenteuer entdeckt. Seh' ich aus wie ein Tugenddrache?“ Und sie blickte, sich über den Tisch hin neigend, dem jungen Mädchen mit ihren sanften Augen und einem Zug fröhlichster Heiterkeit in das Gesicht.

Wie hätte Else gegen so viel Güte und Anmuth unempfindlich bleiben können! Es war nicht nur die Freundlichkeit der reichen Dame, es war eine Art Zauber in deren Wesen, die sie bestrickten. „Ich habe ihm nicht gesagt, daß ich heute bei Ihnen arbeiten würde,“ suchte sie sich noch schüchtern gegen die Bezauberung zu wehren und ihr früheres Mißtrauen festzuhalten.

„Nein, Sie Listige, aber Sie haben gestern von mir gesprochen, daß ich Ihre zierlichen Stickereien liebe, und so hat sich Alles von selbst gemacht. Hab' ich Recht? Nun beichten Sie einmal! Denken Sie, ich sei Ihre ältere Schwester, die Sie liebt, die Ihr Bestes will!“

Sie hatte das Mädchen dahin gebracht, wo sie es haben wollte; sie brauchte Gewißheit, ob Ernst ihr Geheimniß bewahrt oder verrathen hätte. Arglos erzählte Else ihr Zusammentreffen mit ihm, sie merkte nicht, wie ängstlich die Räthin jedes ihrer Worte belauschte und erwog, mit welcher Schlangenklugheit sie ihr allerlei Fragen stellte. Um so unbefangener konnte ihr Else begegnen, da

ſie von dem, was Dorothea quälte, nichts wußte. Er iſt verſchwiegen, athmete die Geheimräthin auf. Eine große Lampe auf bronzenem Fuß und eine Schiebelampe mit halb weißer und halb grüner Glasglocke hatte der Diener inzwiſchen auf den Tiſch geſtellt. Es war, als ob in ihrem Lichte Dorotheens Antlitz einen triumphirenden Ausdruck gewänne, niemals war ſie Elſe ſchöner erſchienen. Er hat es ihr verſchwiegen, ging es durch ihre Gedanken, alſo liebt er ſie nicht; gutmüthig ergriff ſie die Hand des Mädchens. In Wahrheit — es konnte nichts mit ihr verglichen werden. Wenn Ernſt Augen hatte, mußte er ſie lieben. Thorheit! Und ſie lachte Elſe an: „Mir gefällt der junge Mann, ſeine Schüchternheit empfiehlt ihn und ich ſag' es Ihnen im Voraus, Kleine, ich werde Sie ſo lange mit ihm necken und nicht eher aufhören ſeine Verdienſte zu rühmen, bis Sie ſich mit ihm verlobt haben. Ich will auch einmal eine Heirath ſtiften.“ Mochte ſich Elſe in einer dunklen Regung des Argwohns auch noch ruckweiſe gegen die Freundlichkeit der Geheimräthin ſträuben: ſie konnte nichts Stichhaltiges dawider vorbringen und ließ ſich leicht in Hoffnungen wiegen, denen ſie ſelber ſeit zwei Tagen in wechſelnder Stimmung nachgehangen, freudvoll und leidvoll, wie ſie es aus dem Liede wußte, das ſie ſo oft unbekümmert und ohne Nachgedanken geſungen.

In der Erwartung, daß ſie Ernſt auf ihrem Wege nach Hauſe ihrer harrend finden würde, hatte ſie die Wohnung der Geheimräthin verlaſſen: früher als ſie es ſonſt zu thun pflegte, Dorothea hatte ſie dazu gedrängt, offenbar in der Abſicht dies Zuſammentreffen zu erleichtern. Aber umſonſt ſchaute Elſe nach ihm aus, vergeblich beſchleunigte ſie jetzt und verzögerte gleich darauf ihre Schritte. Wer ihr nicht entgegen kam, war Ernſt und grau und dunkel wie der Abend über den Park legte ſich der Mißmuth auf das Herz des Mädchens.

Ernſt war nicht in der Verfaſſung, mit ihr zu reden, ja nur ihrer zu gedenken. Dorotheens Augen waren hinter ihm her; als ob er von ihnen verfolgt würde und ihnen entfliehen müßte, hatte er im Sturmſchritt die einſamſten Waldwege eingeſchlagen, die von der Thiergartenſtraße in mannigfachen Windungen nach dem Schloſſe Bellevue und dem Ufer der Spree hinüberführen. Des Tuches dieſer Frau war er ledig, aber dem Blick ihrer graublauen Augen war er unterthänig geworden. So ganz in ſein Sinnen verloren, achtlos gegen ſeine Umgebung ſtürmte er dahin, daß er bei einer Biegung des Pfades beinahe einen alten, gemächlich dahinwandelnden Herrn umgerannt hätte.

„Aufgepaßt, Sie“ — der Alte prallte zurück, hüſtelte. . „Schönen Dank für den Stoß, Herr Röſecke! Haben wohl keine Augen im Kopfe? Sauſewind, ja wenn man jung iſt!“

Kaspar Grau luſtwandelte in ſeinem graubraunen bis an den Hals zugeknöpften Sommerüberzieher an dem erhöhten Uferrand der Spree, dem Abendroth zu, das hinter den Schornſteinen der Borſig'ſchen Fabriken im letzten gelblichen Schimmer auf graublauem Untergrund verglomm. So ſelten gönnte ſich Herr Grau den Luxus eines Spaziergangs, daß Ernſt beinahe über dies Zuſammentreffen erſchrak. „Vergeben Sie — ich war ſo in Eile!“ Und mit tiefem Bückling riß er ſeinen Cylinderhut vom Kopfe.

Kaspar Grau muſterte den Hut, die gelben Handſchuhe, den ſchwarzen Rock

und hob leise zwischen Frage und Mißbilligung die Schultern. „Stutzer geworden? Stelldichein gehabt? Setzen Sie doch den Hut wieder auf, es ist schade um die Krempe. Hat gewiß ein schönes Stück Geld gekostet! Und warum? Eines Mädchens wegen?“

„Nein, einer Staatsvisite wegen! Ich wollte mich einem hohen Beamten empfehlen. Zu schriftlichen Arbeiten, in meinen Freistunden.“

„Und zugesagt erhalten? Daher die Aufregung!“

„Vor Freude.“

„Braver, fleißiger Mensch!“ Herr Grau faßte ihn unter den Arm. „Merken, um was es sich im Leben handelt. Geld und wieder Geld! Was man in der Jugend erspart, genießt man im Alter.“

Ernst maß ihn mit einem Seitenblick, in dem sich Spott und Mitleid mischten, und zugleich sah er Dorotheens königliche Gestalt vor sich. „Ja, wenn man dann noch seine Zähne behalten hat,“ sagte er.

Kaspar krümmte seine linke Hand wie zu einer Kralle und griff in die Luft. „Kann noch fassen,“ murmelte er. Das schöne Weib! dachte Ernst. Aber so weit bist du noch nicht! Wenn er ihn selber jetzt festhielte und ihm ein Geständniß abpreßte?

„Wundern sich mich hier zu treffen?“ fing der Alte an, der in einer sonderbaren Gebelaune, wenigstens der Rede, war. „Habe in den Zelten ein Glas Bier getrunken. Sind Schuld daran, Herr Röfecke, wenn ich noch ein Verschwender werde. Haben mir gestern das Spaziergehen so eindringlich geschildert, sah Sie dann mit Herrn von Rognitten so einträchtig aus dem Hause treten.“

Unwillig erröthete Ernst. Der Schleicher glaubte doch nicht etwa, daß er sich auf seinen Antrag hin an Rognitten gemacht, um denselben auszuforschen? „Wir begegneten uns auf der Treppe und sind eine Weile zusammengegangen.“

„Frage ja nicht darnach! Kann mir denken, wovon junge Männer reden, von Weibern und Karten.“

„Da sind Sie im Irrthum, Herr Grau. Davon haben wir nicht gesprochen, sondern von alten Herren und ihren seltsamen Gewohnheiten.“

„Das wäre?“ Kaspar schloß seine Augen wie vor einem widerwärtigen Bilde. „Spionirt der Herr etwa in meinem Hause?“

Jetzt mußte der Alte ihm Rede stehen. „Sie können dem Baron doch nicht verbieten, zur Nachtzeit aus dem Fenster zu sehen.“

„Verdammt!“ entfuhr es Kaspar und er drückte Ernst's Arm stärker. „Aber ich werde es ihm gedenken, sich in meine Angelegenheiten zu mischen!“

„Wäre es nicht gescheidter, Ihrer geheimnißvollen Besucherin eine andere Stunde zu ihren Besuchen zu empfehlen, als den Baron zur Rede zu stellen?“

„Hm, bin ich ihr Hüter?“ murrte und zischte Herr Grau vor sich hin. „Kommt Jeder zu mir auf seine Gefahr, auch eine schöne Dame, ich lade Niemand ein.“

„Immerhin denk' ich, ist es Ihre Pflicht, Ihre Besucherin nach Kräften vor übler Nachrede zu hüten.“

„Ueble Nachrede — Dummheiten! Haben sich wohl allerlei Abenteuerlich-

keiten ausgesonnen? Sind aber ganz und gar auf einem Holzweg. Ist eine ehemalige Mündel von mir! Holt sich meinen Rath . . werde sie freilich nicht diesem Baron vorstellen."

Gerade kam da in einer Droschke der Baron Alexander von Rognitten langsam dahergefahren: eine Reihe Wagen waren vor ihm und der Kutscher mußte, bei der Enge des Fahrdamms, Schritt halten. Der Baron sah das Paar am Wege, lächelte ihnen zu, grüßte, es schien einen Augenblick, als ob er aus dem Wagen springen und zu ihnen treten würde. „Fort! fort!" drängte der Alte, wie von einer unüberwindlichen Furcht ergriffen. „Was der Mensch für Augen hat! Mörderaugen," und er riß Ernst mit sich fort. Kaum, daß dieser den Gruß Rognitten's erwidern konnte. „Hörten Sie das Gelächter hinter uns her?" keuchte Kaspar. „Satanas!" Und er drehte den Kopf nach dem davoneilenden Wagen zurück. Unwillkürlich hatte auch Rognitten den Beiden nachgeblickt, ihr Benehmen war zu wunderlich gewesen, und so begegneten sich die Augen des Alten und des Jungen.

Das Zusammentreffen hatte Herrn Grau so geärgert und erschreckt, daß er sich mit Ernst in die nächste Droschke warf, um aus dem Gesichtskreis des Verhaßten zu kommen. Je mehr die Trennung und Entfernung zwischen ihnen wuchs, desto ruhiger wurde er. In halblautem Gemurmel machte er sich selbst Vorwürfe über seine Erregung. „Haben aber auch Schuld daran, Herr Röfecke," brummte er. „Warnten mich vor diesem Menschen. Ich bin seit einiger Zeit so schreckhaft. Eine innere Unruhe quält mich, wie damals, als mir mein Vermögen verloren ging. Gebe 'was auf Ahnungen, ist guter Rath von Oben und kostet nichts. Mit dem Baron aber will ich nicht länger unter einem Dache bleiben!"

„Er ist doch kein Mörder und kein Dieb," begütigte Ernst, „und wenn Sie die Geschichte an die große Glocke hängen, wird Ihre Mündel den Schaden davon haben." Darauf entgegnete Grau nichts, allein er ließ Ernst, als sie vor dem Hause am Neuen Markt anlangten, nicht los, sondern bat ihn so dringend, bei ihm zu bleiben, daß Ernst einwilligte. So grundlos die Furcht des alten Mannes war, sie erregte sein Mitleid, und zugleich hoffte er, endlich die Geschichte der Geheimräthin zu erfahren.

Herr Grau wohnte hinter Doppelthüren, Riegeln, Ketten und Kunstschlössern. Diebe würden keine leichte Arbeit gehabt haben, bei ihm einzubrechen. Eine ältere Frau mit einem Mädchen führte ihm die Wirthschaft. In der guten Stube waren die weißen Bezüge von den Polstermöbeln entfernt, in einer Vase stand auf dem Tische ein großer Blumenstrauß. Gegen seine Gewohnheit ließ Kaspar ein paar Lampen anzünden. „Eine würde genügt haben," scherzte Ernst, „Sie werden wirklich noch ein Verschwender, Herr Grau."

„Das Petroleum ist billig. Ich will's hell um mich haben."

War er wirklich von dem seltsamen Gedanken besessen, daß ihm der Baron nachstellte? Oder — „Erwarten Sie vielleicht wieder Ihre Mündel?" fragte Ernst.

„Spotten Sie nur, ist aber doch wahr! Ist Dorothea Mannstadt."

„Die Tochter von dem Herrn . . ."

„Ja, ja! Von dem Manne, der mich um mein Geld gebracht hat."

„Und er hat Sie zum Vormund ſeiner Tochter eingeſetzt?“

„Waren gute Freunde geweſen, bis er nach Amerika ging, ſeiner Schulden wegen. Iſt drüben verſchollen. Seine Frau mit zwei Kindern ließ er ſitzen. Aber warum ſtarren Sie mich ſo an? Was iſt dabei zu verwundern?“

„Gar nichts,“ ſtotterte Ernſt.

„That mir die Frau und das Mädchen leid, der Junge war in das Cadettencorps aufgenommen worden. Wies die Vormundſchaft nicht zurück, obgleich der Vater als Schelm an mir gehandelt, und ſorgte, ſo weit ich vermochte, für die Verlaſſenen. War eine hübſche Schmeichelkatze, das Mädchen, und wußte Jeden, der ihr nahe kam, um den Finger zu drehen. Und was die Hauptſache iſt, ich war fünfzehn Jahre jünger.“

„Machen Sie ſich doch nicht ſchlechter, als Sie ſind, Herr Grau; Sie würden heute gerade ſo handeln.“

„Hm! Kenne die Menſchen jetzt beſſer, laſſe mich nicht mehr von edlen Redensarten betrügen. Kauf und Verkauf: das allein iſt ehrlich. Sagte Ihnen ſchon, daß ſie eine Katze war.“

„Sind Sie gekratzt worden? Von einem Kinde!“

„Iſt nicht immer ein Kind geblieben, ſondern wurde ein großes kluges Mädchen. Eine Hexe, die bald darauf ausging, einen reichen Mann zu fangen. Hatte früh gelernt, was das Geld bedeutet. Aus den Thränen ihrer Mutter. Und hatte dabei einen Heißhunger nach Allem, was theuer war, ſie nannte es ſchön und fein. Aber da ſie arm war und ehrlich bleiben wollte, ſtellten ſich die reichen Freier nicht ein. Dahin, wo die Reichen Brautſchau halten oder eine Liebſchaft ſuchen, kam ſie nicht.“

„Da hätten Sie zugreifen ſollen,“ meinte Ernſt mit gutmüthigem Spott.

„Hihi!“ kicherte Herr Grau. „Sie ſingen's ja wohl in der Oper, wie die Mündel den Vormund betrügt? Hätte Ihnen Spaß gemacht, mich als den Mann einer jungen Frau zu ſehen? War ihr aber zu alt und hatte ihr nicht Geld genug. Würde mir einen Korb geholt haben, Wertheſter, wenn ich um das adelige Fräulein von Mannſtadt hätte anhalten wollen. Ich Kaspar Grau, Hausbeſitzer am Neuen Markt! Ließ es alſo bleiben. Warte immer, bis man zu mir kommt.“

„Aber —“

In Grau's Augen funkelte es und ſeine Finger fuhren haſtig über die Tiſchdecke hin und her.... „O, ſie war ſchön!“ ſagte er wie abweſend. „Sie konnte einem den Kopf berücken. Und doch, es iſt beſſer ſo!“

„Was iſt beſſer?“

„Daß ich ſie nicht geheirathet habe,“ und er richtete ſich mit einem kurzen ſpöttiſchen Lachen aus der gebückten Stellung in der Sophaecke grad auf. „Iſt ein Anderer hineingefallen. Ich bin ein Hageſtolz geblieben und brauche mich um die Streiche meiner Frau nicht zu kümmern.“

„Das Fräulein von Mannſtadt hat geheirathet?“ fragte Ernſt eifrig. „Wen denn?“

Sein Eifer erſchien dem Alten verdächtig. „Was geht es Sie an?“ ſagte er in ſeinen grämlichen verſchlafenen Ton zurückfallend. „Haben mit dem Manne

oder der Frau nichts zu theilen. Gibt in allen Ehen Zerwürfnisse. Sie ist noch jung, weiß nicht aus noch ein und erholt sich Raths bei ihrem alten Vormund. Dabei ist kein Uebles, he?"

„Kein Uebles," bestätigte ihm Ernst.

„Und wenn wir nun Beide in das Schwatzen kommen, verfliegt die Zeit schneller, als wir gewollt. Und die Uhr der Marienkirche schlägt zehn, ehe sie's gedacht. Das ist die ganze Bescherung. Da guckt nun ein Spion, der überall Verschwörungen wittert, aus dem Fenster und bringt anständige Leute ins Gerede. Aus dem Hause mit ihm!" drohte Kaspar nach oben.

„Damit er in das Haus gegenüber zieht, um Sie noch besser beobachten zu können?"

Herr Grau ließ den Einwand unbeachtet und ging in dem Gemach auf und ab, spähte blinzelnd in alle Ecken, öffnete die Thür nach dem Nebenzimmer, steckte den Kopf hindurch, als vermuthe er einen Lauscher dort und suchte an der Decke wie nach einer Erleuchtung oder einem erlösenden Wort. „Sind gewiß schon einmal verliebt gewesen?" sagte er plötzlich und legte Ernst seine Hände auf die Schultern.

„Welche Frage!" wich Ernst aus und erröthete über und über.

„Ist keine Schande, wenn man jung ist! Hübsches Mädchen, braun oder blond? Wollen heirathen?"

„Ich denke nicht daran, ich habe andere Dinge zu thun, als mich zu verlieben. Zur Liebe gehört Geld und Zeit."

Kaspar seufzte auf. „Ist wahr, aber —" er stieß Ernst beinahe zurück. „Es liebt sich schlecht mit grauen Haaren. Ist zugleich lächerlich und grauslich."

Wenn Du eine Leidenschaft für Dorothea empfändest — Ernst maß ihn mit einem langen halb prüfenden, halb bemitleidenden Blick und wandte sich ab.

Herr Grau hatte darüber seinen Spaziergang durch das Gemach wieder aufgenommen. „Was ist Jugend?" murmelte er vor sich hin. „Die Jugend ist so dumm und so arm. Klug muß man sein und Geld haben . . ." Plötzlich schien er sich zu erinnern, daß er nicht allein sei. „Hihi!" kicherte er. „Man kann sich die Haare schwarz färben lassen und die Wangen schminken, und sich Lebenspillen kaufen — Alles, wenn man nur Geld hat."

„Nur das Herz kann man nicht wieder jung machen."

„Oho! Und wenn man Hoffnungen, Träume, Erscheinungen hat, viel schönere, als in der Jugend . . ." Er hielt inne, er fürchtete, sich zu verrathen. „Dummes Zeug! Glauben Sie nur nicht, daß der alte Grau verrückt geworden ist, noch lange nicht! Danke bestens für Ihren Besuch. Müssen noch arbeiten? Gute Verrichtung, Herr Röseke, gute Verrichtung!" Damit nöthigte er ihn hinaus. Draußen hörte Ernst, wie er sich mit allen seinen Ketten und Sicherheitsschlössern verwahrte.

Wenn man sich doch gegen Gedanken und Eindrücke auch so verwahren, seine Seele wie seine Stubenthür verschließen könnte, dachte Ernst und warf sich, als er in seine Wohnung gekommen, auf einen Stuhl. Er fühlte sich in allen seinen Gliedern müde und erschöpft, wie von einem beschwerlichen Gange bergan. Nun hatte er seinen Vorwitz gestillt, seine Eitelkeit befriedigt: er hatte einen

Blick in die Welt des Reichthums und der Bildung gethan. Und es war ihm, wie der Frau des Blaubarts, als sie die verbotene geheime Kammer geöffnet hatte. Einen Schritt vorwärts wagte er nicht, und der Rückzug war ihm abgeschnitten.

III.

Gerade acht Tage darauf, wieder an einem Dienstag, gab die Geheimräthin Friedloß ihren Bekannten ein „Sommer- und Abschiedsfest". Es hieß, sie würde den Winter mit ihrem Gatten in einem südlicheren Klima zubringen. Haus und Garten prangten in heiterem Schmucke. Die Milde der Jahreszeit erlaubte einen guten Theil des Abends in dem Garten, der sich mit seinen Rasenplätzen, Heckengängen und Baumgruppen lang hinter dem Hause ausdehnte, zuzubringen. Mit buntfarbigen Leuchtballons, die sich wie eine Guirlande von Baum zu Baum schlangen, war er erleuchtet. Die geputzten Gäste wandelten lachend und plaudernd darin umher. Der bunte Lichtglanz und das Stimmengewirr drang auch in die Arbeitsstube des Geheimraths, wo hinter herabgelassenen Vorhängen Ernst mit der Reinschrift einer umfänglichen Ausarbeitung des Geheimraths über Altersversorgung und Unfallsversicherung der Arbeiter beschäftigt war. Die Geheimräthin hatte ihm Wort gehalten: seit vergangenem Donnerstag war er im Dienste des Rathes. Es hatte ihm nichts geholfen, seine Unvorsichtigkeit zu verwünschen, seine verlorene Freiheit zu beklagen: er hatte die Frau nicht Lügen strafen können.

Heute saß er nun zum dritten Male an dem altmodischen Schreibtisch. Nicht auf die Arbeit, draußen hin auf den Glanz und die Freude, die ihn zu verspotten schienen, war sein Sinn gerichtet. Nur zu oft stand die Feder in seiner Rechten still. In den allgemeinen Widerspruch und Gegensatz zwischen der Armuth, deren Loos auf dem Papier verbessert wurde, und dem Reichthum, der in wenigen Stunden vergeudete, was manchen Armen auf Wochen hinaus den Lebensunterhalt verschafft, mischte sich der persönliche zwischen seiner Stellung und der Gesellschaft im Garten. Warum befand er sich nicht in ihrer Mitte? War es denn seine Absicht gewesen, in diesem Hause den Diener zu spielen? Unwillig schrieb er weiter, um die Gedanken zurückzudrängen. Die Pflichttreue des Geheimraths fiel ihm ein, der mit einem Seufzer von seinem Stehpult geschieden war, um sich seinen Gästen eine Weile zu widmen. „In einer Stunde bin ich wieder hier," hatte er beim Hinausgehen gesagt. Aber Ernst's Phantasie hielt diese Vorstellung nicht lange fest. Wie kam dieser trockene Philister mit der weißen Halsbinde, diese Beamtenseele zu einer Frau, wie Dorothea es war? Welche Gemeinsamkeit hatte jemals zwischen diesen beiden so verschiedenen Wesen bestehen können? Er sah sie, nach der Erzählung Grau's, als junges, lebenslustiges Mädchen, mit begehrlichen Wünschen, zwischen den beiden Alten, wie die Susanna in der Sage der heiligen Schrift. Die Armuth war ihr verhaßt, sie hätte in ihr nicht zu leben vermocht. Wollte er sie verklagen, daß sie den reichsten Bewerber gewählt, einen Mann von Bildung und Rang in der Welt? Der doch immer noch besser als Kaspar Grau zu ihr paßte? Und wußte er denn, ob ihre Ehe unglücklich war? Drohte ihm seine Phantasie

nicht wieder einen Streich zu spielen? Oder ärgerte er sich, daß die Geschichte, die für ihn so abenteuerlich begonnen, in die Alltäglichkeit zu verlaufen drohte?

Er war aufgestanden und an das Fenster getreten. Die Vorhänge wagte er nicht aufzuziehen, es hätte ihn Einer bemerken können. Aber sein Ohr horchte hinaus: die helle Stimme Dorothea's klang herauf. Und was war das? Diese andere ihr antwortende Stimme sollte er doch kennen? Er öffnete ein wenig den Fensterflügel . . Der Baron von Rognitten sprach mit ihr. Dicht unter dem Fenster, beinahe kein Wort entging ihm. Es waren die gleichgültigsten Dinge, die sie beredeten — vom Wetter, von der Schönheit des Gartens — immer mit einem Scherz und einem Lachen dazwischen und doch nagte es ihm am Herzen. Sollte er immer beiseite stehen? Wohl war er arm, aber er wußte um ein Geheimniß der schönen Frau, er hatte, schon wegen seines Schweigens, einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit. Oder glaubte sie sich von jeder Verpflichtung gegen ihn befreit zu haben, indem sie ihm die Stelle bei ihrem Manne verschaffte? Wenigstens hatte sie ihm, so oft er auch seit ihrer ersten Begegnung im Hause gewesen, keine Gelegenheit gegeben, sich ihr zu nähern. Er hatte sie nicht zu Gesicht bekommen, nicht von fern den Ton ihrer Stimme oder das Rauschen ihres Gewandes gehört. War er für sie überhaupt nicht mehr da? Es beklemmte ihm den Athem — „ich muß Luft schöpfen, ich ersticke sonst", entschuldigte er sich vor seinem eigenen Gewissen, indem er seine Arbeit verließ.

Der Corridor führte aus dem Zimmer des Geheimraths in den Vorgarten, hier durfte er hoffen, ungestört und unbemerkt zu bleiben, die Gesellschaft und die Dienerschaft waren auf der andern Seite des Hauses. Hin und her ging er unter den Platanen, barhaupt, der Wind kühlte seine heißen Schläfen. Durch das Rundbogenfenster im oberen Stockwerk fiel der Kerzenglanz der alterthümlichen Glaskrone, die in dem Saale hing. Sonst war es dunkel im Garten. Die Sterne am Himmelsgewölbe schimmerten wohl, aber erleuchteten nicht. Weder seinen Weg noch sein Herz. Er empfand die Qual der Zurücksetzung und der Eifersucht gegen die Glücklicheren. Vergebens kämpfte seine Güte und die Bescheidenheit seiner Natur gegen diese zunehmende Verbitterung an. So hatte er sich auf seinem Wandelgange dem Hause wieder genähert, als eine Gestalt im leichten Mantel, ein „Gute Nacht!" in den Corridor zurückrufend über die steinerne Schwelle ihm grad entgegen kam, daß er nicht ausweichen konnte.

Ein leiser Schrei — Beide stießen ihn aus, in der Ueberraschung sich so wieder zu finden. Es war Else Merck, die nach vollendeter Stick- und Näharbeit leichtfüßig und frohgemuth den Heimweg antrat. Seit dem vergangenen Dienstag hatte sie Ernst nicht gesehen und grollte ihm nicht wenig darüber. Aber gerade deshalb wollte sie ihm nicht verrathen, wie oft ihre Gedanken zu ihm gegangen. „Sie auch hier, Herr Röfecke?" fragte sie mit dem Ton der Unbefangenheit, die kleine Nixe, sie wußte recht gut, daß er in dem Zimmer des Geheimraths gesessen und geschrieben. In seiner Verstimmung und bei dem Vorwurf, den er sich halb unfreiwillig machte, daß er gar nicht an ihre Anwesenheit im Hause gedacht, brachte er eine verlegene Antwort hervor und vielleicht wäre die Unterhaltung mit diesem einsilbigen Hinüber und Herüber beendigt gewesen, wenn nicht Else gesagt: „Sie haben noch zu thun? Dann werden Sie die Musik

zu hören bekommen. Oben im Saal. Die Geheimräthin sprach davon, ein polnischer oder ein russischer Herr in der Gesellschaft soll das Klavier meisterhaft spielen . ."

Das ließ Ernst's Galle überschäumen. „Dieser Rognitten!" brauste er auf.

„Ja, ich habe seinen Namen nicht behalten," entgegnete das Mädchen. „Mich kümmert er nicht. Aber kennen Sie ihn? Haben Sie etwas gegen ihn?"

„O, Fräulein Else" . . Ueber ihnen im Saale wurden Stühle gerückt, das Geräusch von vielen Eintretenden, das Gescherze und Gesumme derer, welche die Treppe hinanstiegen, klang herab. Er hatte ihre Hand, die sie ihm widerstandslos überließ, ergriffen und sie aus der Nähe des Hauses tiefer in den Baumgang, der zur Gitterthür führte, hineingezogen.

„Ist es nicht empörend, daß diese Reichen ihre Feste feiern, während wir für sie arbeiten müssen?" redete er eifrig auf sie ein. „Sind wir schlechter als sie? Haben wir nicht dasselbe Anrecht an das Glück wie sie? Verdienen sie durch ihre Tugend ihre bevorzugte Lage?"

„Was fragen Sie mich darnach," antwortete Else zwischen Staunen und leisem Spott. „Sind Sie unter die Socialdemokraten gegangen oder ist's die Weisheit des Herrn Geheimraths, die aus Ihnen redet? Die gnädige Frau hat mir erzählt, daß er an einem großen Gesetze arbeite, um Alle glücklich zu machen. Meinetwegen, ich denke immer, wer sollte meine Stickereien kaufen, wenn es keine reichen Damen gäbe!"

„Und Sie können es gelassen ertragen, daß Die dort oben uns wie ihre Sklaven —"

„Horch! Wie süß die Musik klingt! So verführerisch, aus dem offenen Fenster, ach, lassen Sie mich hören!"

„Warum stehen wir hier unten wie die Ausgestoßenen, warum sitzen wir wie die Andern nicht im Saal?"

„Weil wir nicht eingeladen sind," lachte Else. „Welche Grillen fangen Sie ein! Als ob wir in der Gesellschaft der feinen Leute, denen wir so fremd und gleichgültig sind, wie sie uns, ein Vergnügen haben würden! Es wäre, um sich zu Tode zu langweilen."

„Aber es ist ungerecht, daß die Müßiggänger sich erlustigen und hochleben, während die Fleißigen darben. Ein so gutes und braves Mädchen wie Sie — wenn Eine, Sie müßten in Sammet und Seide gehen!"

„In geborgter? Da ziehe ich mein Fähnchen vor, es ist bezahlt."

Im Saal hatte der Vortragende sein Spiel beschlossen. Ein lautes Händeklatschen belohnte ihn. Ernst wandte sein zorniges Gesicht dem hellglänzenden Raume zu. Am liebsten hätte er auf Rognitten's Spiel mit einem grellen, mißtönenden Pfiff geantwortet. „Gute Nacht, Herr Röseke," sagte darüber seine Begleiterin, der sein plötzliches Schweigen ebenso unbegreiflich wie seine frühere Heftigkeit war, gereizten Tons — sie hatte seinerseits ein freundlicheres Benehmen und eine artigere Ansprache erwartet — „und gute Fortschritte in der Weltverbesserung!"

Ehe er noch etwas darauf erwidern oder sich entschuldigen konnte, war sie

aus der Gitterthür — er ſah ſie noch an der Straßenlaterne vorüberſchweben, nun verſchmolz ihr Schatten mit den Schatten der Bäume ... ungeduldig und verdroſſen kehrte er nach dem Hauſe zurück, er wußte nicht, ob er ſich mehr über Elſe's Mangel an Stolz oder über ſeine Erregung, die ſie verſpottet, ärgern ſollte. Es drängte ihn, das Haus zu verlaſſen, wo er, ohne daß er Jemand hätte zur Rechenſchaft ziehen können, ſo Widriges erfahren. Unten im Erdgeſchoß war es leer und ſtill: die Geſellſchaft war im Saal bei Muſik und Geſang und die Dienerſchaft lauſchte wohl an den Thüren. Es war ihm doch lieb, daß Niemand ſeine Abweſenheit bemerkt hatte: in dieſem Gefühl der Sicherheit öffnete er leiſe die Thür zu dem Arbeitszimmer des Geheimraths. Beinahe wäre er wie vor einer Erſcheinung zurückgefahren: in dem Schein der durch einen dunkelgrünen Stehſchirm gedämpften Studirlampe ſah er Dorothea ſitzen, den Kopf auf den Arm geſtützt, am Schreibtiſch, auf dem Schemel: er erkannte ſie an dem dichten Haargelock in ihrem Nacken, an dem Wohlgeruch, der von ihr ausſtrömte ...

Bei ſeinem Eintritt wandte ſie ſich auf dem Stuhle um: „Erſchrecken Sie nur nicht, ich bin's leibhaftig," ſagte ſie. „Wo waren Sie denn?"

„Es war ſo ſchwül im Zimmer, ich bin durch den Vorgarten gegangen, gnädige Frau, in der Kühle aufzuathmen."

„Mein Mann ſagte mir, daß Sie hier ſchrieben, da hab' ich mir einen kurzen Urlaub genommen, nach Ihnen zu ſehen. Der Diener ſoll Ihnen ein Glas Wein und etwas zu eſſen bringen: Sie verſchmachten mir ſonſt."

Die Ueberbleibſel, die von der Tafel der Reichen fallen: wurmte es in Ernſt's Herzen. „Ich danke Ihnen für Ihre Sorge, gnädige Frau, aber ich bedarf nichts. In einer Stunde iſt ohnedies meine Arbeit gethan."

Mit einer raſchen Bewegung verließ Dorothea den Schemel. Wie ſchön war ſie! In weichen Falten, lang nachſchleppend, wallte das ſeidene, blumige ſchillernde Gewand um ihre ſchlanke Geſtalt. Sie war dicht vor ihn hingetreten und ihr Blick erregte ihm wieder jenen ſüßen, namenloſen Schauer zwiſchen Freude und Furcht. „Es gefällt Ihnen nicht bei uns, Herr Röſecke?" fragte ſie mit leichter Schelmerei. „Ich merk's, Sie haben ſich das Arbeiten bei meinem Mann leichter gedacht. Aber da er mit Ihnen zufrieden iſt, gewöhnen Sie ſich, wie ich hoffe, bald daran."

„Wenn es nur nicht doch auf die Dauer meine Kräfte überſteigt."

„Das klingt beinahe, als ſännen Sie auf einen Vorwand zum Abſchied. In welchem Lichte würde ich da vor meinem Manne ſtehen! Oder war es Ihnen vielleicht niemals angenehm, daß ich mich für Sie verwandte?"

Welch' ſchändliches Spiel trieb ſie mit ihm! Wollte ſie gar nicht verſtehen, weshalb er in ihr Haus gekommen? Mit welch' ſtolzer Herablaſſung behandelte ſie ihn! „Ich bin Ihnen zu tiefem Dank verpflichtet, gnädige Frau, allein Sie werden auch meine Verzagtheit begreifen, in einer mir ſo neuen Stellung, einer mir ſo fremden Umgebung. Ich hätte gewünſcht ..."

„Was hätten Sie gewünſcht?"

Dieſem halb herriſchen, halb ſchmeichelnden Ton, dieſem zugleich ſtrengen und herausfordernden Blick gegenüber ſank ihm der Muth wieder: „Es iſt mir Alles ſo überraſchend gekommen," meinte er abgebrochen.

„So erwarten Sie doch das Glück," sagte sie flüsternd, von ihm wegblickend, „es läßt sich nicht immer im Sturm erobern. Zufällig wird es sich einmal in Ihrer Hand finden, wie mein Taschentuch."

„Gnädige Frau!"

„Ich hatte es noch gar nicht vermißt, als Sie es mir wiedergaben, bei meinem ehemaligen Vormund muß ich es verloren haben, auf der Treppe — Sie kennen den alten Herrn?"

„Seit ich im Hause wohne."

„Ich besuche ihn öfters, aus alter Anhänglichkeit und Dankbarkeit. . . . Schade, daß er nicht in unsere Gesellschaftskreise paßt und meinem Manne nicht gefällt. Ein Beamter hat seine besonderen Ansichten von Standesehre, vielleicht sind es nur Vorurtheile, was weiß ich! Mir hat Herr Grau nur Gutes gethan, warum sollt' ich ihn meiden, seit ich Geheimräthin geworden?"

„Ich glaube, man kann ihm vertrauen."

Unbewußt mochte er das letzte Wort stärker oder eigenthümlicher betont haben, denn sie sah ihn forschend an und sagte dann leicht die vollen Schultern zuckend: „Was sollte er auch verrathen? Daß ich ihm zuweilen schreibe —" Und rasch wie ein Blitzzucken hatte sie aus der Tasche ihres Kleides einen Brief gezogen und ihm in die Hand gedrückt: „Geben Sie ihm den Brief, er muß ihn morgen in der Frühe haben und ich habe im Augenblick keinen andern Boten. Sie werden es thun, ich verlasse mich darauf!"

Sie war mächtig über ihn, wie der Magnetiseur über den im magnetischen Schlaf Liegenden. Mit derselben hastigen Bewegung, mit der sie ihm den Brief gereicht, verbarg er ihn. „Sie haben zu gebieten," sagte er dumpf, wie aus einem Traum heraus.

„Und wo wohnen Sie in jenem Hause?"

„Drei Treppen hoch, zur Rechten. Aber jenes Haus hat noch einen Einwohner, den Sie kennen, gnädige Frau."

Dorothea war einen Schritt von ihm gegangen, der Thüre zu. Die Musik war oben verstummt, die Gesellschaft mochte sich nach der Hausfrau umschauen. „Wer ist es?" fragte sie zurück.

„Der Baron von Rognitten."

Als wäre sie erstarrt, stand sie, ohne Regung, alles Blut war ihr aus dem Gesicht gewichen. Wollte sich ein Laut ihrer Brust entringen — er kam nicht aus ihrem Mund, wie im Schreck und Schmerz blieben ihre Lippen halb geöffnet, sie hatte nicht die Kraft, sie zu schließen.

„Fürchten Sie nichts," rief Ernst zwischen Mitleid und Stolz, „ich beschütze Sie!"

Sein Ausruf durchfuhr sie wie ein Schlag. Die zurückgehaltene Blutwelle schoß durch ihre Adern, ihre Wangen bis in die Stirne mit jähem Roth färbend. Sie erhob ihren Arm und winkte ihm mit der Hand gleichsam Ruhe zu. Und so, den Kopf über die Schulter hinweg zu ihm gewandt, den Finger auf den Mund legend, mit einem langen zärtlichen Blick, ging sie hinaus. Es war ihm, als hörte er sie im Corridor mit ihrem Manne reden. Er war auf

den Stuhl bei dem Schreibtisch beinahe niedergefallen. . . . Mechanisch ergriff er die Feder, sie war noch feucht von der Dinte. Hatte Dorothea mit ihr in fliegender Hast den Brief niedergeschrieben, den er in der Tasche trug? Vielleicht war sie nur deshalb in dies Zimmer herunter gekommen, weil sie in keinem andern ungestört zu bleiben hoffen durfte. Und er hatte wähnen können, daß Rücksicht auf ihn . . .

„Uff!" sagte der Geheimrath und trocknete sich die Stirn, auf der die Schweißtropfen perlten, mit einem weißseidenen Taschentuch. Ernst hatte seinen Eintritt überhört. „Meine Frau hat für Sie gesorgt," fuhr er fort und lüftete ein wenig seine hohe steife Halsbinde, „ich hatte es vergessen, daß Sie bei der Arbeit und in der Schwüle Hunger und Durst bekommen würden." Eben brachte der Diener auf einem Tablet Wein und Brod und setzte es auf einen Nebentisch. „Greifen Sie zu!"

Obwohl Ernst kein Verlangen nach Speise und Trank trug, mochte er die freundliche Einladung doch nicht zurückweisen, er nahm einen Schluck Wein, während der Geheimrath es sich mit einem Seufzer, den er nicht ganz unterdrücken konnte, in dem breiten, vielgebrauchten, mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhl bequem machte. Es war sonst nicht seine Gewohnheit, sich gehen zu lassen und auch nur um ein Haarbreit aus seiner straffen Haltung zu weichen. Die Hitze im Saal, die Musik, das Menschengewühl waren wohl für den durch lang anhaltende Arbeit ermüdeten Mann zu angreifend gewesen. Wie runzlig, wie verfallen erschien in dem dämmernden Licht der Lampe sein Antlitz, die Farbe so wachsgelb, die Augen so erloschen! Er athmete schwer und kurz, oder waren es nicht sowohl Athemzüge, als Seufzer? Ein Kummer, ein Weh, das keinen bestimmten Laut finden will und kann? Wer war in dieser Ehe am unglücklichsten und beklagenswerthesten? Das blühende Weib oder der alte Mann?

„Darf ich mir einen Vorschlag erlauben, Herr Geheimrath?", sagte Ernst, nachdem er eine Weile an seiner Arbeit weiter geschrieben, ohne daß jener sich in seinem Stuhl gerührt. Das Beisammensein mit dem leidenden Manne, dem Ruhe und Einsamkeit ein Bedürfniß sein mußten, wurde ihm mit jeder Minute unheimlicher. Der Gegensatz dieser Gebrochenheit zu der sonstigen Strammheit und Thätigkeit des Geheimraths war zu groß.

Ernst mußte seine Frage noch einmal wiederholen, ehe Friedloß auffuhr: „Was gibt's?"

„Ich wollte den Herrn Geheimrath ersuchen, mich die Abschrift in meiner Wohnung vollenden zu lassen, über Nacht, ich bringe sie Ihnen morgen vor acht Uhr hierher, ehe Sie in das Amt gehen."

„Warum?"

Ich kann ihm doch nicht sagen, wie krank er mir erscheint, daß mir seine Gegenwart unbehaglich ist, dachte Ernst. „Vergebung, Herr Geheimrath, aber der Lärm und die Unruhe im Hause stören und zerstreuen mich, ich fühl's, daß die Arbeit nicht recht vom Flecke kommt."

„Stören Sie?" erwiderte Friedloß, der sich inzwischen völlig ermuntert und die Herrschaft über seinen Körper wiedergewonnen hatte. „Es ist gut, wenn Sie sich bei Zeiten daran gewöhnen. Das ist der Lauf der Welt, die geistige Arbeit

erfährt immer und überall Hemmnisse und Störungen. Geistige Arbeiter sollten wie die Mönche leben, in stillen Klöstern, unverheirathet." Er war aufgestanden und an sein Stehpult getreten, zündete die kleine Lampe darauf an und kramte hin und her in seinen Papieren. Schweigend hatte sich Ernst wieder über seinen Bogen Papier gebückt. Aber seine Gedanken schweiften ebenso in der Irre umher, wie die des Geheimraths.

„Sie sind nicht verheirathet?" fragte dieser plötzlich. Ob mit, ob gegen seinen Willen, sein Sinnen drehte sich nun einmal, wie nach dem Gesetz der Schwere, um diesen Punkt.

„Nein, Herr Geheimrath."

„Freilich, bei Ihrer Jugend, ich hätte die Frage nicht zu stellen brauchen. Und dabei haben Sie noch etwas Sorgloses und Frohgemuthes in Ihrem Wesen. Das macht, Sie haben keine Hausſorgen. Bei den Armen sind es die Kinder, bei den Reichen die Großmannssucht."

So viele Worte hatte der Geheimrath noch nie mit ihm gesprochen und obenein über Dinge, die ganz abseits von seiner Arbeit lagen. Nur berührte Ernst diese Redseligkeit beinahe noch peinlicher, als vorher das Schweigen. Mit dem Brief der Geheimräthin in der Tasche kam er sich wie ihr Mitschuldiger vor und mochte nicht die etwaigen Klagen ihres Gatten hören.

Friedloß stöberte noch immer in seinen Papieren, aber er konnte weder das Gesuchte noch einen Faden aus dem Labyrinth seiner Gedanken finden. „Da beneidet man uns nun," sagte er vor sich hin, über sein Pult gebeugt, unbekümmert um Ernst, „wegen unserer Stellung, unserer Wohlhabenheit ... wenn man auf den Grund sehen könnte ... Was ist auf dem Grund jeder Flasche?"

Die im Saal über ihnen schienen eine lustige Antwort darauf zu geben. Eine plötzliche Stille — und dann die melodische Weise der „Aufforderung zum Tanz" ... Es gehörte keine besondere Phantasie dazu, die Paare zum Walzer antreten zu sehen ...

„Fröhliche Leute da oben!" sagte der Geheimrath und richtete sich in die Höhe. „Sie haben Recht, Herr Röſecke, es geht heute nicht. Ich muß als Wirth die Ehre meines Hauses aufrecht halten," und er zupfte seine Halsbinde wieder zurecht. „Packen Sie zusammen, und wenn Sie mir noch eine Nachtstunde opfern wollen ..."

„Ich verspreche es Ihnen, Herr Geheimrath."

„Sie sind selbst Beamter, Sie wissen, was Dienstgeheimnisse besagen ... Ich gebe ungern etwas aus dieser Stube ..."

„Unbesorgt, Herr Geheimrath, Niemand sieht diese Schriften, morgen um halb acht liefere ich die Reinschrift in Ihre Hände."

Ernst war froh aus dem Gemach, aus dem Hause zu kommen. Nur einen scheuen Blick warf er auf die hellen Fenster, auf die Schatten, die hinter ihnen an den Wänden vorüberhuschten. Wenn jetzt der Alte mit den düsteren, strengen Augen und der gramvoll gefurchten Stirn unter die Tanzenden trat und sein Weib in den Armen Rognittens dahinrasen sah ... Er lachte bitter auf, denn er fühlte sich ebenso betrogen, ebenso bedauernswerth, von ebenso unzerreißbarer Kette gebunden, wie der unglückliche Mann, der bedauerte, kein Mönch zu sein.

Friedloß war nicht in den Saal hinaufgegangen. Er hatte die Wohlthat des Alleinseins herbeigesehnt und es nur nicht mit seiner Würde vereinbar gefunden, den Schreiber vor der Zeit zu verabschieden. Mit schnellem Griff hatte er das Papier, nach dem er vorher vergeblich gesucht, unter dem Haufen von Actenstücken und Briefschaften hervorgezogen: ein Bogen mit Zahlen bedeckt. Mit Zahlen, die ihn, je mehr und hitziger er sie auf und ab rechnete, desto spöttischer und fratzenhafter anstarrten, als ob sie sich in Koboldmasken verwandelt hätten ... In Masken? Nein, in lebendige Kobolde, die ihn angrinsten: rechne doch, Geheimrath, zweimal zwei macht fünf ... Er konnte nicht mehr, stöhnend warf er die Feder von sich: „Es ist ein Elend," sagte er dumpf, „und das Ende ist Schrecken."

Die grauen Haarbüschel sträubten sich ihm auf dem Kopfe, er hatte die Empfindung, als zöge eine unsichtbare Hand daran sein Haupt, das ihm auf die Brust gesunken war, gewaltsam empor ... Damit er sich selbst im Spiegel betrachten und der Richterin Wahrheit Rede stehen könnte ... Was war aus ihm geworden, wohin war er gerathen? Nein, noch war nichts verloren, es bedurfte nur einer energischen Willensanstrengung, die Fessel abzustreifen oder zu zerbrechen.

Einer hatte es ihm prophezeit, wie Alles kommen würde und wie es gekommen war. Der alte Wucherer und Börsenspeculant Kaspar Grau. Er hatte den Mann, seit dem Tage, wo er ihn als den Vormund Dorothea's aufgesucht, die erst einige Wochen nach ihrer Verlobung mündig wurde, nicht wieder gesehen, schon durch die bloße Berührung mit der gemeinen Habsucht und Geldgier hatte sich das Ehrgefühl und die moralische Steifheit des Beamten verletzt gefühlt: jetzt war es ihm, als schleiche er neben, hinter ihm schlürfenden Schritts einher. Mein verehrtester Herr Geheimrath, hörte er seine schleppende, mürrische Stimme in seinem Ohre, habe Ihnen nichts zu rathen, kenne Fräulein von Mannstadt als ein sehr schönes, sehr kluges und sehr gut erzogenes Mädchen, hat mein eigenes Geld gekostet, ihre Erziehung, aber sage Ihnen, daß ihr Vater ein Leichtsinniger, ein Spieler, ein Verschwender gewesen. Art läßt nicht von Art, ist eine gefährliche Sache, glühendes Eisen mit der Hand anzufassen, aber wie Sie wollen, ist mir eine wundergroße Ehre diese Verbindung, die Sie mir für meine Mündel antragen! Und er hatte die Warnung in den Wind geschlagen, er hatte sich sogar noch ein Verdienst daraus gemacht, das Mädchen, dessen Geist und Schönheit es ihm angethan, aus einer so verderblichen Vormundschaft zu befreien. Mochte doch der Vater immerhin sein Vermögen vergeudet haben — seine Tochter war ein hochadliges Fräulein, der Sohn Officier. In seiner angesehenen Stellung, mit einem guten Gehalt und eigener altererbter Wohlhabenheit konnte sich Friedloß nach seiner Meinung wohl die Heirath mit einem armen Mädchen gestatten. Er liebte Dorotheens Schönheit, ihre sinnreiche Rede, ihr zurückhaltendes Wesen, ihre feine Schmeichelkunst bestachen ihn. Und anfangs hatte er seine Wahl nicht zu bereuen gehabt. Von dem Minister bis herab zu dem jüngsten Rath im Amt waren alle in dem Lobe der jungen Frau einstimmig, sie wußte im gesellschaftlichen Verkehr bescheidene Haltung mit geistvoller Höflichkeit zu vereinen. Man beneidete Friedloß, der ein Fünfziger noch ein solches großes

Loos gezogen, und er selbst kam sich beneidenswerth vor, als Dorothea ihm einen Sohn gebar, als er rasch eine Rangklasse emporstieg, eine Aufbesserung seiner Besoldung und einen höheren Orden erhielt. Und alles um ihn Gediegenheit, Anstand, Respectabilität war!

Wo waren die Zeiten hin! Nicht vor vier Jahren, vor einer Ewigkeit dünkten sie ihn gewesen zu sein. In dieser traurigen Stunde sah er nur die furchtbare Verwandlung seines Geschickes. Das Kind war im zweiten Jahre von einer tückischen Krankheit hinweggerissen worden. Um die Mutter aus ihrem dumpfen Trübsinn zu reißen, hatte er eine Reise nach der Riviera mit ihr gemacht, sie war den Winter über dort geblieben, während seine amtlichen Geschäfte ihn nach der Hauptstadt zurückriefen. Anders als sie gegangen, kam sie heim. Ihre Schwermuth war verflogen, die Sucht nach Vergnügen, Zerstreuung und Aufregung hatte sie ergriffen. Es schien, als hätte sie in Nizza erst ihr eigentliches Wesen entdeckt. Sie war noch schöner, noch schmeichlerischer geworden und hatte, im Bewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit, die maßlosesten Wünsche, die wunderlichsten Launen. Noch einmal so groß als bei ihrer Verheirathung that sich jetzt zwischen den beiden Gatten der Unterschied ihrer Jahre auf. Friedloß hatte in den vier Monaten, die er allein verlebt, nicht gealtert, in seine Stirn hatten sich die Runzeln nicht tiefer gegraben: aber Dorotheen erschien er beim Wiedersehen als Greis. Er hatte in ihrer Abwesenheit seine alten Junggesellengewohnheiten wieder aufgenommen, die sie noch mehr abstießen, als seine Jahre. Vielleicht, seufzte er jetzt, wäre es das Beste gewesen, wir hätten uns damals in Frieden, unter einem schicklichen Vorwand, getrennt. Aber ihre Schönheit ließ ihn nicht los, kaum daß er gegen sie zu klagen wagte. Und hatte er vor der Welt einen stichhaltigen Grund zur Klage? Sie war gefallsüchtig, sie lockte gern an, jede neue Erscheinung in ihren Kreisen suchte sie zu fesseln, sie besuchte ohne ihn Gesellschaften, Bälle, Theater — aber das thaten andere Frauen auch und Niemand hatte ihr bisher ein Liebesverhältniß, eine Treulosigkeit nachgesagt. Konnte er von ihr verlangen, daß sie seiner einsiedlerischen Neigung wegen ihre Jugend und Schönheit ungesehen und ungenossen verkümmern lasse? Wenn er ihr über ihre Verschwendung Vorstellungen machte, betrachtete sie ihn mit ihrem, wie eine Dolchspitze kalten und scharfen Blick: „ich wußte nicht, daß ich einen Knauser geheirathet habe.“ So waren die Feste, die Badereisen einander gefolgt, eine kostspielige Ausstattung war durch eine noch kostbarere verdrängt worden. Längst hatte er das Capital seines Vermögens angreifen müssen, um ihren Ausgaben zu genügen, aber er fürchtete sich ihr geradezu eine Bitte abzuschlagen, als würde dann das Haus über ihnen zusammenstürzen, die Erde sich öffnen. Was liegt auch daran, hatte er sich mit dem Muth der Verzweiflung beruhigt, so lange ich noch zu leben habe, hält's wohl — und wenn nicht, wird mich der Schlag treffen! Vor der Welt mußten der Frieden wie die Ehre des Hauses aufrecht gehalten werden, Niemand durfte ahnen, welcher Wurm heimlich darin nagte.

Was hatte ihn heute aus der stumpfen Gleichgültigkeit, mit der er seine Lage ertragen, so gewaltsam aufgerüttelt? Es war nichts Unerwartetes geschehen. Die Zahlen, welche das Schwinden seines Vermögens darstellten, hätten

ihm vor einem Monat dieſelbe Auskunft gegeben. Warum erſchrak er jetzt vor dem Blick in den Abgrund, an deſſen Rande er ſchon ſo lange geſtanden, deſſen Schauerlichkeit einen ſeltſamen Reiz auf ihn ausgeübt? In keinem Punkte, der ſichtbar oder faßbar geweſen, hatte ſich das Betragen Dorothea's geändert. Sie behandelte ihn mit ihrer kühlen Höflichkeit, mit jener Rückſicht gegen ſeine Eigenheiten, die ihm die Möglichkeit eines Vorwurfs vorweg nahmen: jeder Annäherung, jeder Ausſprache ſetzte ſie ihre Unnahbarkeit entgegen. Bedrückte der Jammer ſeiner Ehe ſein Herz? Er hatte ſie vorhin im Kreiſe ihrer Gäſte geſehen: die Schönſte, die Anmuthigſte von allen Mädchen und Frauen. Für jeden, ſogar für ihn hatte ſie ein aufmerkſames, freundliches Wort gehabt. So ruhig, klar und ſtill hatten ihre Augen geblickt, ſo ſilberhell ihr Lachen geklungen, als wären für ſie keine irdiſchen Sorgen, keine Feindſchaften vorhanden. Als bedürfe ſie keiner Liebe und Freundſchaft, als wolle ſie nur geben und nichts empfangen. Hat ſie ein Herz? hatte er ſich plötzlich gefragt. Und ihr Blick, kalt und glänzend wie Gletſchereis, hatte ihm geantwortet: nein! Glänzend wie ihr Auge hatte die Diamantbroche an ihrer Spitzencravatte ihm entgegengeſchimmert. Woher hatte ſie dies Kleinod? Er hatte es nie vorher unter ihren Schmuckſachen bemerkt. War es ihr geſchenkt worden? Hatte ſie es gekauft? Woher nimmt ſie das Geld für ſo koſtſpielige, ſo unnütze Ausgaben? Borgt ſie, ſpielt ſie an der Börſe? Der hellerleuchtete Saal, die lachenden Menſchen, die fröhliche Muſik: Alles auf Borg und Spiel, auf Schein und Trug gegründet? Er hatte es nicht länger mit anſehen mögen, er war wie aus einer Hölle in ſein ſtilles Gemach hinunter geeilt ...

Und ſaß nun hier, unter ſeinen Büchern, ſeinen Actenbündeln in blauen Deckeln, bei der beſcheidenen Lampe, in dem verſchliſſenen Lederſtuhl und ſann .. War ſie treulos, hatte ſie einen Geliebten? Schleifte ſie den makelloſen Namen Friedloß in dem Staub und Schmutz des Börſenſpiels, in unſicheren Speculationen, in unſauberen Wechſeln umher? Reiße ſie aus der Mitte ihrer Bewunderer, zwinge ſie auf die Kniee nieder, laß ſie bekennen — ein heiſeres Gurgeln wie ein Spottgelächter über ſich ſelbſt drang aus ſeiner Kehle. Er war auch der Mann dazu dieſer Frau zu befehlen!

Oben im Saal war eine Tanzpauſe eingetreten. Der Diener reichte Erfriſchungen umher. In einer Fenſterniſche ſtand Dorothea, von Herren und Damen umgeben. Auch nicht der Schatten eines Kummers, eines Unmuths lag auf ihrem warm von der noch nachzitternden Erregung des Tanzes gerötheten Antlitz. In dem Gleichmaß ihres ſchönen Körpers ſchien ſich das Gleichmaß ihrer Seele auszuprägen. Sanft wie ihre Rede waren ihre Bewegungen. Vielleicht war nur eine leere Tiefe in ihr, aber dieſe Tiefe zog geheimnißvoll an. Vielleicht war keine Wärme in ihr, aber der Schimmer, den ſie ausſtrahlte, berückte. Rognitten's dunkle Blicke hingen wie verzehrend an ihr. Durch die ganze Länge des Saales von ihr getrennt ſtand er in einer anderen Gruppe, ſcheinbar in einem angelegentlichen Geſpräch. Dennoch ſah er, dachte er nur an ſie. In dem adligen Caſino, wo er durch den ruſſiſchen Militärbevollmächtigten eingeführt worden war, hatte er die Bekanntſchaft von Dorotheens Bruder gemacht: der junge Officier beſuchte die Kriegsſchule. Er war es geweſen, der

den Baron vor einigen Wochen in dem Hause des Geheimraths vorgestellt. Dorotheens Schönheit hatte gleich bei dem ersten Zusammentreffen ihren Eindruck auf Rognitten nicht verfehlt, allein ihre kühle und gelassene Art ihn fern gehalten. Wenn er anfangs in seiner Eitelkeit geglaubt, sie fürchte sich ihn auszuzeichnen, hatte sie ihm bald gezeigt, daß ihr seine „interessante" Persönlichkeit, das Abenteuerliche und Phantastische, das ihn umschwebte, so gleichgültig war, wie all' ihre Bekannte. Denn mit dem Spürsinn der Eifersucht hatte er schnell herausgebracht, daß von Allen, die sie umschwärmten, Keiner den Weg zu ihrem Herzen gefunden. Gerade diese Gewißheit reizte ihn noch mehr. Hier galt es ein Problem zu lösen. Welch' eine Eroberung! Wenn es ihm gelänge, in dieser Brust den Funken der Leidenschaft zu entzünden! Aber bis heute waren seine Huldigungen, seine Betheuerungen vergeblich gewesen: „Sie halten mich für eine unverstandene, sich in Sehnsucht verzehrende Frau, Herr von Rognitten," hatte sie ihm einmal ohne Umschweife gesagt, „weil ich an einen älteren Mann verheirathet bin, der in seinem Amt aufgeht. Sie sehen in mir, was mir sehr schmeichelhaft ist, eine Turgenjew'sche Novellenfigur — Sie täuschen sich gründlich: ich bedarf nichts, ich sehne nichts herbei, am wenigsten die Liebe."

Und doch — was lag in diesem wie in das Blaue fragend irrenden Blick ihrer Augen? Konnte der Wille so die Natur Lüge strafen? War nicht Alles liebreizend an ihr, und sie wollte sich der Liebe weigern? Er ging zu ihr hinüber, es war ihm, als zöge sie ihn durch den Saal an sich, obgleich sie ihn nicht ein einziges Mal anschaute. Man sprach um sie her von ihrer bevorstehenden Reise, man bedauerte, daß man sie diesen Winter werde entbehren müssen.

„Um so fröhlicher wird das Wiedersehen im Frühjahr sein," sagte sie.

„Ja für die, welche Sie erwarten dürfen, gnädige Frau," entgegnete Rognitten, „aber mir erhellt dieser Hoffnungsstern das Dunkel Ihrer Abwesenheit nicht."

„Wollen Sie Berlin so bald verlassen?"

„Wahrscheinlich schon mit dem Anfang des nächsten Jahres."

„Da müssen wir die Tage unseres Zusammenseins eben noch auskosten," meinte sie lachend. „Vorausgesetzt, daß Sie nichts Besseres zu thun haben."

„Besseres, als in Ihrer Nähe zu weilen, mit Ihnen zu reden? Freut es Sie, mich zu verspotten?"

Es war leer um sie in der Nische geworden, die jungen Leute schienen sich wieder zu einem Tanz ordnen zu wollen.

„Ich verspotte keine ernsthafte Empfindung, aber die Redensarten mag ich nicht."

„Wie leicht läßt sich an einem Gefühl zweifeln, dem man verbietet sich zu offenbaren!"

„Eine schöne Leidenschaft, die sich gebieten läßt! Indessen die Herrschaften erwarten, daß Sie ihnen noch aus Ihrem Füllhorn eine Mazurka oder Polka spenden."

„Und Sie werden tanzen?"

„Nein, ich werde am Klavier ſtehen bleiben und Ihnen zuhören, lauſchend, weltverloren.“

„Und dann?“

„Und dann können wir morgen Abend weiter über unſere Empfindungen reden. Wir haben eine Partie nach dem Wintergarten des Centralhotels verabredet, wo die Zigeunerkapelle ſpielt. Mein Bruder wird eine Loge nehmen, Kommen Sie?“

Dieſe Frage in dieſem Ton — er wäre ins Feuer geſprungen. Er küßte ihr ſtatt jeder Antwort die Hand. „Alſo um acht Uhr,“ ſagte ſie leiſe. „Und wenn ich nicht pünktlich bin, werden Sie nicht ungeduldig. Ich muß erſt für meinen Mann ſorgen.“ Wie verſtand ſie es, Scherz und Gutmüthigkeit, Reiz und Würde zu verbinden. Eine bezaubernde Frau — in einer Art Rauſch folgte er ihr zu dem Flügel. In ihrem ſchönen ſtillen Geſicht regte ſich nichts, kein noch ſo leichtes Lächeln, kein noch ſo flüchtiger Strahl des Triumphes, daß ſie den gefährlichen Mann für morgen Abend unſchädlich gemacht habe.

(Schluß folgt.)

Rede auf Geibel.

Von

Wilhelm Scherer[1]).

Als vor zweiundzwanzig Jahren Ludwig Uhland ſtarb, da hat ihm Geibel das Grablied geſungen:

Es iſt ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutſchen Dichterwald;
Ein Sänger ſchied, getreu vor allen,
Von denen deutſches Lied erſchallt.

Er nennt ihn einen Spiegel vaterländiſcher Sitte, einen Herold deutſcher Ehren, beharrlich, ſtark und echt.

Geibel hat damit den Grundton angegeben, aus dem er ſelbſt zu feiern iſt. Auch er war ein Herold deutſcher Ehren. Auch er gehörte zu den Auserwählten, die in unſerem vielzerriſſenen Volke von Zeit zu Zeit das Gefühl der Einheit wecken dürfen. Er hat oft das Wort gefunden, das in allen Herzen widerklang. Und noch ſein Tod bewährt die einigende Kraft. Denn die Trauer, der wir heute feierlichen Ausdruck geben, wird im Süden wie im Norden und wo außerhalb des Vaterlandes Deutſche wohnen, ſie wird im ganzen Volk getheilt. Und indem Geibel alle Stammgenoſſen um ſein Grab verſammelt, ſcheint ſeine ſchöne Stimme noch einmal zu ihnen zu reden und ihnen zu verkündigen die frohe und gewaltige Botſchaft von dem Werthe der Poeſie, von dem Glanz unſerer Sprache, von dem Prieſterthume der Kunſt.

Die Deutſchen, denen die Ehre zu Theil wurde, den größten Dichter des modernen Europa's den ihrigen nennen zu dürfen, haben es ſchnell verlernt, der Poeſie einen enthuſiaſtiſchen Cultus zu widmen. Ein großer Literarhiſtoriker erklärte, die Zeit der Dichtung ſei zu Ende und die Zeiten der Politik ſeien angebrochen. Sein ſtrenges Wort war eine ſchmerzliche Prophezeiung. Die Zahl derer, die noch warm für Poeſie empfinden, wird von Jahr zu Jahr geringer: Männer auf der Höhe des Lebens rechnen die Poeſie nicht mehr zu den ernſthaften Angelegenheiten der Nation; ſelbſt die Jugend, ſobald ſie der

[1]) Gehalten in der vom Verein „Berliner Preſſe" veranſtalteten Gedächtnißfeier, 25. Mai 1884.

Schule entwachsen ist, wendet sich leichtherzig ab von den belebenden Quellen unserer Dichtkunst; und nur die Frauen bleiben den alten Lieblingen getreu. Wir haben eine einsichtige und weitblickende Pflege der Kunst und der Wissenschaft: daß auch die Poesie einer solchen fähig, werth und bedürftig sei, scheinen Wenige zu wissen. Wir haben mehrere deutsche Akademien, welche Künstler und Gelehrte in ihrem Schoß versammeln: wir haben keine „Deutsche Akademie" um diejenigen aufzunehmen, welche der kunstmäßigen Ausbildung der deutschen Poesie und Prosa eine ruhmvolle Lebensarbeit widmen.

Trotz der Ungunst der Zeit aber empfing Emanuel Geibel alle die äußere Förderung, deren er bedurfte; und er erlangte eine Stellung in der Nation, welche die äußeren Ehren entbehren konnte. Er hat nie den vorübergehenden Forderungen der Mode gedient, er hat nie dem Geschmacke der Menge geschmeichelt, er hat sich nie zum Sklaven einer literarischen oder politischen Parteimeinung gemacht — und dennoch einen mächtigen, in Deutschland seltenen Erfolg errungen. Er hat damit den Beweis geliefert, daß der Erfolg des schlichten Schönen nicht von der Mode, nicht von dem Beifall des Marktes und nicht von der Gunst der Parteien abhängt. Er weckt in uns die tröstliche Hoffnung, daß das Zeitalter der Poesie doch noch nicht zu Ende sei, und daß auch in Zukunft diejenigen nicht fehlen werden, welche das echte Talent zu erheben bereit sind. Er hat im Leben Schule gemacht, jüngere Dichter neidlos gefördert und ihnen die Wege gewiesen. Er wird auch nach seinem Tode ein Wegweiser und Zielzeiger, — ein Führer, ein Erzieher, ein Lehrer seines Volkes bleiben: ein Führer zur Schönheit, ein Erzieher zum Maß, ein Lehrer der Form.

Die Deutschen schätzen von Alters her den Gehalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzu oft für Schein, und sie wollen nicht den Schein, sondern die Wahrheit. Geibel aber besaß die Kraft, durch den Gehalt seiner Dichtung zugleich den Werth der Form allem Volk eindringlich zu predigen. Vers und Sprache waren ihm unterthänig. Im Ausdruck gab es nichts Schweres, nichts Unüberwindliches für ihn. Ueberall drang er zur vollendeten Klarheit durch. Der sprödeste Stoff ward bildsam unter seinen Händen. Er übte die ruhige Herrschaft des Meisters, die nicht blenden will, die nicht fürchtet gewöhnlich zu werden, die nicht hascht nach Originalität. Er empfand die strenge Form, den reinen Reim, das feste Metrum nicht als Zwang, sondern als Vortheil. Seine Sprache ist voll Harmonie und Rhythmus, reich an Vocalen, ohne Härten und mißlautende Zusammenstellungen, voll Wechsel, Glanz und Leben des Lautes, wie bei den Minnesängern, und doch nicht allzu weich und süßlich, nicht allzu eifrig buhlend um die Gunst eines klanggierigen Ohres, sondern erfüllt mit Kraft und Mark und mit der Wucht ewiger Gedanken.

Denn der Adel der Form fließt aus dem Adel der Seele.

Zwar hat keine Theorie der Poesie bis heute die Grenzen zwischen Dichtkunst und Sittenlehre endgültig gezogen; und seit im vorigen Jahrhundert zunächst innerhalb des englischen Romans und dann in der ganzen europäischen Literatur gebrochen ward mit den stoisch-heroischen Tugendhelden, deren unnatürliche Festigkeit über jede Anfechtung ohne Mühe triumphirte — seit man darauf

ausging, wahre natürliche Menschen in all ihrer Fehlbarkeit dem Leben nachzubilden — seit die Losung der Natur und Wahrheit mit Nachsicht und Menschenliebe Hand in Hand ging: — seitdem wird die Abspiegelung des wirklichen Lebens an sich vielfach für ein würdiges Ziel der Poesie gehalten; und wer von einem moralischen Zwecke derselben redet, der macht sich der Philistrosität oder des Zopfes verdächtig. Aber wie dem auch sei und was die ästhetische Theorie darüber sagen, rathen und meinen mag: so viel steht fest, daß die Poesie thatsächlich es seit Jahrhunderten als ihre Aufgabe betrachtet hat, eine sittliche Bildnerin der Völker zu sein und die Ideale zu stärken, auf denen die Gemeinschaft der Menschen, auf denen die Gesellschaft beruht. Von jeher hat sie Götterbilder aufgerichtet. Von jeher hat sie Gestalten geschaffen, zu denen die Menschen in Verehrung emporblicken sollten. Was durch die Flucht der Zeiten hin für groß und werthvoll galt, das hat sie verherrlicht mit der bildenden Kraft des Wortes.

Und dieser überlieferten sittlichen Mission der Poesie ist Geibel stets getreu geblieben, wie Ludwig Uhland. Fast Alle, die sich in den Tagen des Schmerzes das Bild Geibel's zu vergegenwärtigen suchten, mußten an das Gelübde erinnern, das er einst — gleichsam in die Hände König Friedrich Wilhelm des Vierten — ablegte:

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.

Fast Alle, die Geibel feierten, haben ihn als eine priesterliche Gestalt empfunden, als einen Priester nicht bloß des Schönen, sondern auch des Guten. Aus einem Priesterhause ging er hervor, und der ehrenfeste Geist des protestantischen Pfarrhauses ruhte auf allem seinem Wirken. Seine Seele lebte mit den Besten seiner Zeit in beständigem Einklang. Er ging die gerade Straße des Heils; kein Irrweg verlockte ihn; kein Mißlingen schreckte ihn; er wußte zu hoffen, er wußte zu glauben. Alles, was sich stetig entwickelte in unserem nationalen Leben, daran nahm er den freudigsten Antheil; Alles, was einen Bruch, eine Verzerrung, einen plötzlichen Umschlag bedeutete, das fand an ihm einen Gegner: Festigkeit und Treue verließen ihn nie. Jedem, der ihn kannte, erschien er, wie ihn Berthold Auerbach einmal, unter dem unmittelbaren Eindruck eines Wiedersehens, bezeichnete: „Geibel ist ständig eine im Besten lebende Seele von wahrem und warmem Pathos".

Er war eine geschlossene Persönlichkeit wie Ludwig Uhland, und noch mehr als dieser ganz der Poesie ergeben. Er war kein activer Politiker, wie Uhland; er war kein Fachgelehrter, wie Uhland. Als Politiker, als Gelehrter blieb er immer Dichter. Sein reines und richtiges politisches Denken ging in Poesie auf; sein reiches literarisches und ästhetisches Wissen ward nur in Versen niedergelegt. Aber sein dichterisches Schaffen kam, wie bei Uhland, nicht zu breiter Entfaltung. Seine wie Uhland's sämmtliche Werke umfassen wenige Bände, Gedichte und Dramen, keine Prosa, keine Novellen, keinen Roman. Er wußte ausgezeichnet zu erzählen; aber er hatte keine eigentliche Lust zu fabuliren.

Das glücklich begonnene Epos „Julian", worin deutſches und ruſſiſches Weſen ſich berühren, blieb Fragment. Erzählungen wie der „morgenländiſche Mythus", „die Blutrache", „König Sigurd's Brautfahrt", die ſogenannten „Idyllen" und andere, ſchließen ſich in engerem Rahmen knapp zuſammen; „der Tod des Tiberius" iſt eine Geſchichte von ſymboliſchem Gehalt. Die halblyriſche Form der Ballade war ihm innerhalb der epiſchen Dichtung am meiſten gemäß. Aber auch dieſe pflegte er weniger eifrig als Uhland; und viel lieber hing er den eigenen Erinnerungen nach, um was ihn einſt in Freud' und Leid bewegte, ins Licht der Gegenwart heraufzuholen. Das „Buch Elegien", der Anfang einer poetiſchen Selbſtbiographie, iſt vielleicht ſein am meiſten charakteriſtiſches Werk. Sein Liebeslied malt nur die eigene Empfindung, nicht das Weſen der Frauen, welche dieſe Empfindung erregten. Er war ſtets mehr nach innen, als nach außen gewandt. Seine Lyrik hat wie Uhland's Lyrik ſelten den dramatiſchen Zug, der uns zum Miterleben zwingt. Sie ſpiegelt einen Zuſtand ab; ſie blickt in die Vergangenheit zurück. Im Drama ſelbſt ruht auf dem Monolog der Nachdruck. Nicht die Handlung, nicht der ſinnfällige Conflict, nicht Begehrungen und Leidenſchaften, die zornig auf einander ſtoßen, ſondern nur der Seelenkampf, der eine That gebiert, fordert ſeine höchſte Kunſt heraus.

Der Widerſtreit entgegengeſetzter Empfindungen in derſelben Bruſt, das iſt ſein höchſtes tragiſches, ja faſt das einzige tragiſche Thema, das er behandelt: eine Verwirrung des Gefühls, wie ſie Heinrich von Kleiſt ſo oft ſeinen Figuren mittheilt. Geibel's Brunhild vernichtet, wie Kleiſt's Penthesilea, den Helden, den ſie liebt. Geibel's Sophonisbe liebt den Feind ihres Volkes, den ſie tödten möchte. Brunhild fühlt ſich beſchimpft von dem einzigen Manne, dem ihr Herz entgegenſchlug. Sophonisbe glaubt, daß ein ſolcher Schimpf ihr drohe, und ſteht entwaffnet, da ſie ſich getäuſcht. Geibel's Lorelei hat Untreue zu rächen; auch ihre Liebe wandelt ſich in Haß und treibt den einſt Geliebten in den Tod. Ja ſelbſt Geibels Luſtſpiel, das eine freie und reine Heiterkeit um ſich verbreitet, hat eine Verwirrung des Gefühls zum Gegenſtande: der zerſtreute Meiſter Andrea wird, nach einem bekannten, von Shakeſpeare und Holberg gebrauchten Motive, zur Strafe für ſeine Zerſtreutheit an ſich ſelbſt irre gemacht und in den Wahn verſetzt, er ſei ein ganz anderer Menſch.

Am großartigſten aber und an dem gewaltigſten Stoffe kommt die Neigung, den inneren Zwieſpalt darzuſtellen, in dem Monologe „Judas Iſcharioth" zur Geltung, der den Keim zu einer ganzen Tragödie enthält. Judas ſpricht darin das Gefühl aus, das ihm Jeſus einflößt. Er zweifelt nicht, daß er der Meſſias iſt. Aber er hat ſich den Meſſias anders gedacht. Er wollte einen Kriegshelden, einen nationalen Führer, einen Befreier von den Römern. Er hat ſich einſt in dieſe Rolle geträumt; er würde zurückſtehen, wenn nur Jeſus ſie übernehmen wollte; aber dieſe Demuth, dieſe holdſelige Sanftmuth, dieſe weltumfangende, friedenathmende Liebe, die ihn ſo tief ergreift und doch ſo tief empört, — er, Judas, iſt einſt auf eines Berges Gipfel an ihn herangetreten und hat ihn an ſein Amt gemahnt und ihm das Land gezeigt, das ſeines Fürſten harrt. — „Hinweg, Verſucher!" rief ihm der Heiland zu; und ſeitdem iſt er von ihm ge-

schieden; ein tödtliches Gefühl wächst in ihm auf wie Haß, und dunkle Stimmen locken zum Verrath.

Jedermann sieht, wie genial hier Geibel die Ueberlieferung umbildete: er hat den Verräther gehoben, indem er ihm ein national-politisches Pathos verlieh; und er hat das Motiv der Versuchung vom Satan auf ihn übertragen. Den Kampf von Gut und Böse, den Kampf von Licht und Finsterniß hat er in das Innere der Menschenbrust verlegt und so uns menschlich nahe gerückt. Mit einer hohen sittlichen Gesinnung sucht er die Entstehung des Bösen auf und zeigt, wie das Uebermaß einer einzigen, an sich vielleicht edlen Empfindung ins Verderben führt. Er kennt die Gefahr und glaubt zu wissen, wie sie beschworen wird. Er kennt den Kampf und glaubt zu wissen, wo man den Frieden findet. Wen der Zaubergesang thörichter Leidenschaft verwirren will, wem zweifelnd die Seele schwankt, dem räth er ans Meer zu flüchten oder in den Wald und zu horchen auf des Meeres Tosen und des Waldes Brausen und des endlichen Reizes Lockung zu erproben am Gefühl der Unendlichkeit.

Vor der großen Natur heiligem Frieden hält
Nichts Unlauteres Stand; von den befangenen
Sinnen streift sie den Irrthum
Wie ein lastend Gewand herab;

Und wie plötzlich entfacht einst am gesegneten
Nachtmahlskelche des Grals feurige Schrift erschien,
Glänzt ein göttlicher Wille
Klar in deinem Gewissen auf.

Aber wer das Leben kennt, wird zugeben, daß dieser schöne Gedanke nicht ebenso wahr, daß der Rath, den Geibel hier ertheilt, nicht allgemeingültig ist. Nur in harmonischen Seelen löst Natur die sittlichen Dissonanzen. Jene grellen inneren Conflicte, die Geibel darstellen will, den tödtlichen Kampf von Haß und Liebe, den hat er nicht erlebt, sondern höchstens im schwachen Abglanz vorempfunden. Denn er war eine harmonische Seele; in ihm lösten sich die Dissonanzen; und so war die breit austönende, die stät verweilende Empfindung sein eigenstes Gebiet, das was ein Herz bedrückt, erschüttert — erhebt, entflammt, das Träumen und das Sinnen, das Hoffen und das Glauben, das Jubeln und das Trauern: Religion und Vaterland, Natur und Liebe — die uralten Gegenstände jeder Dichtung.

Geibel wurzelt, wie Uhland, fest in der engsten Heimath; aber die Schranken der Heimath durchbricht die Liebe zum gemeinsamen Vaterland; und über das Vaterland hinaus huldigen sie Beide dem Genius der Menschheit. Geibel indessen ist eine mannigfaltigere, reichere Lebensbahn gewandelt, als Uhland; die Gegensätze unseres Volkes und die Gegensätze unserer nationalen Bildung waren in ihm völliger versöhnt und vermittelt. In Norddeutschland geboren und erzogen, hat er entscheidende Jahre in Süddeutschland verlebt, um zuletzt nach dem Norden zurückzukehren. Lübeck gab ihm das Leben; in Bonn und Berlin hat er studirt; nach den Wanderjahren kam er in München zur schönsten und frischesten Thätigkeit; und in der geliebten Vaterstadt ruhte sein Alter aus. Drei deutsche Fürsten aus dem Norden und aus dem Süden haben nach einander sich an ihm als groß-

müthige Freunde der vaterländiſchen Dichtkunſt erwieſen: König Friedrich Wilhelm der Vierte, König Max von Bayern und Se. Majeſtät unſer Kaiſer. Im Norden wie im Süden war die beſte Geſellſchaft ſtets bereit, ihn ſympathiſch zu empfangen; und bei der Aufführung ſeines „Meiſter Andrea" erneuerten ſich die Traditionen von Weimar, wo Herzog Karl Auguſt in Goethe's „Iphigenie" mitſpielte.

Während Uhland viele Jahre vor ſeinem Tode ſchon aufhörte, ein activer Dichter zu ſein, und ausſchließlich der Wiſſenſchaft lebte, floß für Geibel die poetiſche Quelle faſt bis zuletzt, und die Weisheit des Alters kam ſeiner Dichtung zu Gute. Er nahm einen ſtetigen Weg nach aufwärts. Welcher Fortſchritt von 1840 bis 1877, von den früheſten „Gedichten" zu den „Juniusliedern", zu den „neuen Gedichten", zu den „Gedichten und Gedenkblättern", zu den „Heroldsrufen" und endlich zu den herrlichen „Spätherbſtblättern"! Welcher Fortſchritt von ſeiner erſten Tragödie, dem jugendlich unvollkommenen „König Roderich", zur „Brunhild" und „Sophonisbe"! Nicht nur daß er die Formen immer freier beherrſchte, daß er immer mehr ſeinen eigenen Ton fand und aus dem Schüler ein Meiſter ward: er iſt auch innerlich immer freier und größer geworden. Die Zeit wuchs mit ihm; ſie hob ihn auf eine immer höhere Warte; immer lauter erklang ſeine Stimme, und in immer weiteren Kreiſen ward ſie vernommen.

In religiöſen Dingen machte die Befangenheit der Jugend einer freimüthigen Kritik Platz. Wohl durfte er einſt ſagen: „Mir quillt der Dichtung heil'ger Bronnen am Felſen, der die Kirche trägt." Wohl gab er in einem Gedichte, wie „der Bildhauer des Hadrian", die Sehnſucht des Künſtlers nach einem feſten Glauben kund. Wohl wußte auch er, wie alle chriſtlichen Sänger vor ihm, den hebräiſchen Pſalmen prachtvolle Weiſen nachzuſingen. Wohl feierte er im Liede kirchliche Feſte mit. Wohl vertiefte er ſich in die Anſchauung der erhabenen Milde Jeſu und betete bei Dem um Frieden, vor dem die Stürme ſchweigen. Aber im Alter konnte er ſagen: „Meiner Bruſt iſt jener Gottesfrieden, der kein Bekenntniß hat noch braucht, beſchieden." Und der Kirche rief er zu, ſie ſolle nicht der Mumie, ſondern dem Phönix gleichen. Er warf ihr vor, daß ſie alternd erſtarre:

Statt ſich des Wiſſens der Welt zu bemächtigen, zieht ſich die Kirche
Von den Gedanken des Tags weiter und weiter zurück,
Lebt in vergangener Zeit und ſpricht in verſchollenen Zungen,
Ach, und verwundert ſich dann, daß ſie der Tag nicht verſteht.

Er klagte: „Religion wird Theologie und Glaube Bekenntniß". Er meinte: Theologie ſei eine künſtliche Leiter zum Himmel, Religion die angeborne Schwinge. Der Glaube iſt ihm ein ſchöner Regenbogen, der zwiſchen Erd' und Himmel aufgezogen, ein Troſt für Alle, doch für jeden Wandrer je nach der Stelle, da er ſteht, ein andrer. Und er gibt den Rath:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Wieder die Zerſtreuten ſammeln,
Macht die Pforten breit und groß,
Statt ſie ſelber zu verrammeln.

Wie Geibel's politiſcher Geſang ſich erhob, iſt uns allen in friſchem Gedächtniß. Auch er hatte in ſeiner Jugend von dem ſchlafenden Kaiſer im Kyff-

häuser gesungen; und er durfte erleben, daß die alte Sehnsucht sich erfüllte, daß die alten Träume Wahrheit wurden; er durfte als ein Herold des neuen Reichs den norddeutschen Bund begrüßen, nach der Brücke über den Main verlangen, den Schirmvogt Norddeutschlands in Lübeck mit dem Wunsch empfangen, daß über's Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer sein Adler ziehe. Und er sah auch diesen Wunsch sich noch erfüllen und rief dem Vaterlande zu:

Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
Nun schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz.

Er hatte einst für Lübeck und Schleswig-Holstein gegen Dänemark gesungen; er hatte vor dem Feind im Westen gewarnt: er durfte noch vom deutschen Ulanen in Frankreich berichten, Deutschlands Schlachtendenker preisen und am 3. September 1870 den Triumphgesang erheben:

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!

Zur Friedensfeier sprach er gewichtige Worte vom deutschen Geist, der sein hohes Tagewerk aufs Neue beginne:

In Kirch' und Staat, in Wissenschaft und Kunst
Erlöst vom Bann des Fremden, sucht er sich
Die eigne Bahn und schafft sich selbst die Form.
Die Satzung heimathlosen Priesterthums
Durchbricht der Denker, daß sich Glauben wieder
Und Leben sühne; freudig ziehn die Boten
Des Reichs dahin, um auf dem Fels der Macht
Der Freiheit Haus in Treuen auszubauen.

Und in einem jener prägnanten Epigramme seines Alters leitet er aus einem geistreichen Vergleich einen ernsten Mahnspruch ab:

Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
Bismarck's Haupte das Reich waffengerüstet hervor.
Thu' es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Oelbaum,
Sei dem Gedanken ein Hort, bleibe gewaffnet, wie sie!

Aber die großen Interessen der Menschheit wurden unserem Freund über den vaterländischen nicht fremd. Auch ihm scholl der Name der Freiheit süß ins Ohr. Für die Aufhebung der Sklaverei hat er mit dem ganzen Pathos seiner edlen Natur das Wort ergriffen. Und in einer Tragödie des nationalen Kampfes läßt er den siegreichen Römer zur besiegten Karthagerin, den Scipio zur Sophonisbe, von dem freien gottgegebenen Erbtheil schöner Menschlichkeit versöhnend sprechen, das an keines Stamms Geschlecht und Art gebunden sei.

Und die völkerverbindende Menschlichkeit hat Geibel selbst als Dichter praktisch bewährt. Auch er ist ein Zögling jenes literarischen Universalismus, den wir seit Herder als einen Vorzug der Deutschen ansehen dürfen und der sich in Uebersetzungen wie in stilistischen und formalen Nachbildungen bethätigt. Auch

in seinen Poesien erklingen die Stimmen der Völker. Der politische Gegensatz hinderte ihn nicht, die französische Lyrik von André Chénier bis Victor Hugo und François Coppée uns in meisterhaften Proben anzueignen. Und so übersetzte er aus Lord Byron. So übersetzte er spanische Romanzen und Lieder. So übersetzte er aus den Griechen und Römern. Und die Geister, die er in deutschen Laut, in deutsche Verse bannte, halfen ihm an der eigenen Arbeit. Seine reiche literarische Bildung spiegelte sich in den mannigfaltigen metrischen und stilistischen Formen, über die er verfügte. In ihm waren Classisch und Romantisch keine Gegensätze. Merkt man in seinen Jugendpoesien den Einfluß des Volksliedes, den Einfluß von Uhland, Heine, Lenau, Eichendorff, so macht sich daneben doch bald das Muster von Platen geltend. Die Antike bestimmte von früh auf seinen Geschmack; und ein gütiges Geschick erlaubte ihm, den Homer und den Sophokles auf griechischer Erde, auf griechischem Meere zu lesen. Dieselbe kunstreiche Hand, welche Goethe's Bildniß enthusiastisch, wie keine andere schmückte, schloß ihm die Pforten von Hellas auf: Bettina von Arnim war die Vermittlerin, durch welche seine Sehnsucht nach Griechenland erfüllt wurde. Dort am Ilissos that er das ernste Gelübd, wie er sagt, muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen, wahr zu bleiben und klar, und, was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme, stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

In antiken Formen hat er den tiefsten persönlichen Lebensgehalt ausgesprochen und seine größte Originalität entfaltet. Aber die sangbaren Jugendreime hatten den breitesten äußeren Erfolg. Der Beifall, den das einzelne Lied findet, hängt nicht von dem Grade der Originalität ab, sondern von dem reinen und starken Klang, der im Gemüthe des Hörers einen lauten Widerhall weckt. Die Lieder des jugendlichen Dichters wurden von der Jugend vor allem mit Freuden ergriffen; und wie in Deutschland so oft der erste Eindruck entscheidet, wie etwa Grillparzer ein Vertreter der Schicksalstragödie bleiben mußte, weil er als solcher begonnen hatte, und wie ihm alle späteren reiferen Leistungen lange nichts dagegen halfen: so behielt Geibel den Stempel eines Dichters für die Jugend, obgleich er nach und nach viele Schätze seines Geistes in melodischen Strophen und Rhythmen niederlegte, deren Werth nur ein Mann ganz zu würdigen weiß.

Ein weicher sehnsüchtiger Laut, wie ihn die Jugend liebt, findet sich allerdings auch später noch leicht bei ihm ein. Er würde immer, wenn man die überwiegende Masse seiner Production ins Auge faßt, nach Schiller's Eintheilung zu den sentimentalischen, nicht zu den naiven Dichtern gezählt werden müssen. In Griechenland sehnt er sich nach Deutschland; in Deutschland schaut er mit dankbarer Liebe nach Griechenland hin. Er geht selten im Jetzt und im Hier auf: er braucht einen Klang aus der Ferne, einen Schimmer aus einer anderen Welt. Die Gegenwart und der Besitz machen ihn nicht so beredt, wie die Vergangenheit und der Verlust. Im Rückblick erst gewinnen die Gestalten ihr frischestes Leben: da geht ihm bezeichnende Situation und charakteristische Handlung auf. Vielleicht hat nie ein Dichter so stark in der Erinnerung gelebt. Wie tauchen die alten Bilder fort und fort wieder auf: der deutsche Rhein, die griechische Reise, die Tage, die er in Lindau mit seiner Frau verlebte, und vor

allem Lübeck mit seinen Thürmen, Thoren und Giebeln, seinen blühenden Wällen, seinen Masten und Wimpeln, — Lübeck, Travemünde, Eutin, Ostsee, die ganze heimische Landschaft, Stadt, Wälder und Meer!

Die landschaftlichen Motive bei Geibel stammen vielfach aus dem hergebrachten Material. Den Wechsel der Jahreszeiten konnte er nicht umgehen. Das gehört nun einmal zum echten Lyriker, daß ihm jeder neue Frühling so schön erscheint und seinen Sinn erregt, als ob er ihn zum ersten Mal erlebte. Aber darüber hinaus hat Geibel viele ganz individuelle Landschaftsbilder gezeichnet. Mögen zwei statt vieler Beispiele dienen: die südliche Natur in der Elegie „Charmion", die nördliche Heimath in der Epistel „Aus Travemünde"; beides Producte des Alters und ausgestattet mit der vollen Reife der Kunst.

Die Landschaft kommt bei Geibel in der Regel charakteristischer heraus als die Menschen. Sein Liebeslied scheint großentheils dem Gesetz unterworfen, das er selbst einmal aufstellt:

Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen was Allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf;
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leih'n, daß Jeglicher drin staunend sich selber erkennt.

Das Besondere ist in vielen Liedern völlig verwischt und nur das Allgemeine geblieben. Typische Verhältnisse werden geschildert, die tausendmal besungen wurden und tausendmal wiederkehren und tausendmal noch den Gesang herausfordern und nie erschöpft sein werden: wie sich zwei Herzen finden — wie sich zwei Herzen scheiden. Aber auch hier überwiegt der Sehnsuchtslaut, der schmerzliche Rückblick, Abschied und Trauer.

Doch nicht ganz ist das Persönliche verwischt. Mindestens zweimal blicken wir auf eigenartige Verhältnisse durch, auf besondere Erlebnisse von individueller Farbe; und beide — so stimmt Leben und Dichtung zusammen — beide konnten nur die Elemente der Sehnsucht in Geibel verstärken. Liest man das Gedicht „Wie es geht" in den Jugendpoesien, so kann man nicht zweifeln, daß die Herzen, die hier durch fremde Einflüsterung auseinandergerissen wurden, nicht erfunden sind, sondern daß ein selbsterlebter Schmerz in den bewegten Strophen nachzittert. Und den zweiten Fall — alle Freunde des Dichters kennen ihn: das kurze Glück von München und Lindau, das kurze Glück seiner Ehe.

Es gab auch für diesen Schmerz ein Verklingen, — kein Vergessen. Auch er ward Erinnerung, treu gepflegt, wie jedes Erlebniß des treuen Mannes, und tiefer nachempfunden, als irgend ein andres. Doch eine holde Gegenwart konnte zu Zeiten die Vergangenheit auslöschen; das Leben konnte den Tod verdunkeln. Wir lesen in einem poetischen Briefe der späteren Jahre, der aus dem Krankenzimmer geschrieben sich des Abends in Erinnerung verliert und bei dem See von Lindau stille steht:

Wo sind sie hin,
Die goldnen Tage? Wo die Treuen, die mit mir
Den Segen ihres Strahls getheilt? Ach, fröstelnd rinnt
Durch meine Brust der Schauer der Vergänglichkeit,
Und tiefe Wehmuth fällt mich an —

Doch plötzlich rauſcht
Der Pforte Vorhang; leiſe mit der Kerze tritt
Mein Kind herein, ein lieblich Bild der Gegenwart,
Und wie es ſorgſam mit beſchwingter Hand mir nun
Die Kiſſen ordnet und ſich zärtlich an mich ſchmiegt:
Da weicht der Schatten, der mein bangend Herz beſchlich,
Und dankbar fühl' ich, ausgeſöhnt mit meinem Loos,
Wie reich ich noch geſegnet bin, und lebe gern.

Wie hier die Diſſonanz ſich löſt, das iſt des Dichters Weſen ganz. Die Harmonie ward ihm nie dauernd getrübt. Harmoniſch ſchloſſen ſich Anfang und Ende zuſammen. Wo ſeine Wiege ſtand, da liegt ſein Grab. In ſein Leben und Sterben klangen die Glocken von Lübeck bedeutend herein.

Als ich ihn dort zum letzten Male ſah — es war an einem Herbſtabend vor drei Jahren, er hatte ſeine engſte Familie um ſich verſammelt, nur wenig Fremde waren hinzugetreten — da belebte Muſik den kleinen Kreis, und viele Lieder wurden geſungen. Eins, von Franz Schubert, rührte ihn zu Thränen. Es war der kurze Text von Claudius, in welchem ein Mädchen angſtvoll den Tod abwehrt: „Ich bin noch jung, geh, Lieber, und rühre mich nicht an!" Der Tod aber erwidert: „Bin Freund und komme nicht zu ſtrafen, ſollſt ſanft in meinen Armen ruhn."

Auch ihm, den wir feiern, iſt der Tod als ein ſanfter Freund erſchienen. Und er hat ihn nicht im Jugendglanz dahingerafft: ſein Tagewerk war vollbracht. Die verehrende Liebe ſeines Volkes umgab ihn; ſie ſchmückt nun ſein Grab; und er wird nicht aufhören, unter uns zu wirken. Wir rufen ihm nach, was er von Uhland ſang:

— Segnend walte ſein Gedächtniß,
Unſterblich fruchtend um uns her;
Das iſt an uns ſein groß Vermächtniß,
So treu und deutſch zu ſein, wie Er.

Der Zug Schill's nach Stralsund.

Aus dem Nachlaß eines Zeitgenossen.

III.

Am 25. Mai feierten die drei in Stralsund zurückgebliebenen Compagnien französischer Artillerie den Einzug der französischen Armee in Wien (13. Mai) durch eine große Parade und Abfeuern ihrer Kanonen. Nach dieser Feier begaben sie sich in ihre Caserne in die Hakenstraße zurück. Einzelne von ihnen gingen nach dem Neumarkt und in andere Straßen, um Lebensmittel einzukaufen; diese wurden bei dem gleich darauf erfolgenden Eintreffen der Schill'schen Avantgarde, vor welcher die Bürgerwache am Thor sich verlief, gefangen oder auf der Flucht niedergehauen. Zwei dieser Unglücklichen, welche noch Zeit fanden, sich auf dem Boden des Zeughauses zu verbergen, lebten dort sieben Tage von einem Stücke Brot und dem Wasser der Dachrinnen; sie wurden, beiläufig gesagt, bei der Einnahme der Stadt durch die Holländer und Dänen halbtodt aus diesem Verstecke hervorgezogen und nur die größte Behutsamkeit bei Verabreichung von Speisen erhielt sie am Leben.

Der Major von Schill war eiligst die Nacht vom 24. auf den 25. Mai durchmarschirt; der größte Theil seiner Leute vermochte nicht, ihm zu folgen und doch konnte er nur von der Ueberraschung besonders vortheilhafte Früchte hoffen. Nur von etwa zwanzig Husaren und ebenso vielen Jägern begleitet, sprengte er um zehn Uhr Morgens durch das Triebseeser Thor in die Stadt hinein. Auf dem Neumarkt wurde ein französischer Capitän der Artillerie (er war der Commandeur der drei in Stralsund garnisonirenden Compagnien) mit mehreren seiner Leute gefangen. Augenzeugen behaupteten, daß man diesem Capitän das Kreuz der Ehrenlegion abgerissen, es mit Füßen getreten, ihm selbst aber mehrere Schläge mit der flachen Klinge gegeben habe. Dann ward er auf Ehrenwort verpflichtet, sich mit seinen in der Caserne befindlichen Leuten auf Gnade oder Ungnade ergeben zu wollen. Hierauf schickte man ihn in Begleitung eines reitenden Jägers — desselben, welcher ihm das Kreuz abgerissen und Landgraf geheißen haben soll — nach der Artillerie-Caserne, um die Unterwerfung seiner Leute zu bewerkstelligen. Einigen Artilleristen war es jedoch vorher geglückt, in dem Gedränge der fliehenden Marktleute und Bürger zu entkommen; diese eilten nach der Caserne voraus und theilten ihren Cameraden die schlechte Behandlung ihres Chefs mit. Vor Wuth schäumend setzte man sich sofort in Vertheidigungszustand. Alle Vorstellungen des nun ankommenden Capitäns, daß er sein Ehren-

wort gegeben und daß Widerstand vergeblich sein würde, waren ohne Erfolg. Der Schill'sche Jäger Landgraf wurde aus dem Fenster erschossen oder, wie Andere behaupten, mit vielen Bajonettstichen getödtet und der Capitän gezwungen, den Oberbefehl zu übernehmen. Aus dem ganz nahen Arsenale wurden 4—5 Kanonen herbeigeschafft, desgleichen mehrere Munitions-Wagen zum Verrammeln und Sperren der Straßen, womit man selbst noch während des später stattfindenden Gefechtes fortfuhr.

Wer von den französischen Artilleristen nicht bei den Geschützen angestellt werden konnte, ergriff ein Gewehr und vertheidigte damit die Fenster der Caserne. Daß man zu allen Defensiv-Maßregeln trotz der größten Schnelligkeit und Thätigkeit noch die gehörige Zeit gewann, läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß Schill auf dem Neumarkte seine stark ermüdeten Leute hatte absitzen und ruhen lassen, daß er auch wohl auf einen Widerstand überhaupt nicht rechnete, daß er noch einige Verstärkung abwarten und durch seine augenblickliche Schwäche zu einem etwaigen Widerstand nicht reizen wollte.

Als Schill sich hinlänglich verstärkt sah, rückte er in die Hakenstraße ein. Ungefähr 300—350 Schritte in diese Straße hinein, liegt links das Arsenal, rechts die Artillerie-Caserne. Schill wurde beim Eintritt in jene Straße, gegen seine Erwartung, mit Kartätschenfeuer empfangen. Der Lieutenant von der Goltz und mehrere Jäger wurden getödtet und der Lieutenant von Blankenburg und mehrere Andere verwundet. Wüthend über diesen Treubruch mußten die Schillianer die Hakenstraße wieder verlassen. Die drei französischen Compagnien waren zusammen nicht mehr als 230 Mann stark; von diesen waren aber nur etwa 160 bis 170 Mann anwesend, indem der Rest mit dem General Candras ausmarschirt war. Schill ließ nun durch Eilboten Alles heranziehen, was von seinem Corps in der Nähe der Stadt auf dem Marsche war; auch versuchten die Jäger, sich dem Feinde zu nähern, und streckten durch gut gezielte Schüsse manchen Artilleristen bei seiner Kanone nieder. Demungeachtet wurde der Widerstand aufs Hartnäckigste fortgesetzt. Mehrere Male forderten Schill'sche Officiere ihre Leute zu einem raschen Anlaufe gegen die Kanonen auf, verschiedene Male ließ Schill durch die Trompeter zum Sturm blasen; aber immer prallten die Stürmenden wieder zurück und sollen — nach der Behauptung einiger Bürger — sich zuletzt geweigert, ja beinahe widersetzt haben. Auf solche Weise wäre das Gefecht noch länger unentschieden geblieben, wenn nicht in diesem kritischen Augenblicke ein vormaliger schwedischer Artillerie-Officier Namens Peterson sich erboten hätte, die Schillianer einen Weg zu führen, auf dem sie sich gedeckt den Kanonen bis auf wenige Schritte und ganz unbemerkt nähern könnten. In Folge dieses Vorschlages begaben sich nun die Lieutenants von Pannewitz, von Bornstedt und von Krottenauer in Begleitung jenes Peterson mit einem Detachement von etwa vierzig Jägern und mehreren Freiwilligen in die Straße Catharinenburg, von wo sie durch die Stadtschule in die hintere Seite des Arsenals, von diesem durch mehrere Gänge auf die Hakenstraße vordrangen und also mitten unter den völlig überraschten Feind traten. Hierdurch war dem verderblichen Kartätschenfeuer ein Ende gemacht und der Rest der Schillianer konnte sicherer herandringen. Es entstand nun ein Kampf Mann gegen Mann, dem die —

übrigens tapferen — französischen Artilleristen begreiflicher Weise bald unterliegen mußten. Aber selbst noch in der Caserne vertheidigten sie — wie Carl XII. bei Bender — Zimmer nach Zimmer und erst als das letzte erstürmt war, hatte der blutige Kampf ein Ende. Nur dreißig Artilleristen wurden durch die Anstrengungen Schill'scher Officiere und einiger herbeigeeilter muthiger Einwohner aus den Händen der wüthenden Soldatesca gerettet und sogleich auf ein Schiff im Hafen in Verwahrsam gebracht. Aus Mangel an eisernen Kugeln hatten die Artilleristen während des Gefechtes Stücke von zerschlagenen Kanonenkugeln und anderen unbrauchbaren Eisenstücken in die Kanonen geladen und dadurch gerissene Wunden bewirkt. Beiläufig bemerke ich, daß ich selbst, etwa vier Wochen später, noch einen großen Vorrath von jenen Eisenstücken unter der Haupttreppe im Arsenal gesehen habe. Jenes Vertheidigungsmittel soll hauptsächlich die furchtbare Erbitterung der Angreifenden erregt haben. — Kleine Trupps Schillianer hatten sich diesem Kampfe entzogen, ob auf eigne Hand oder auf Befehl muß unentschieden bleiben. Sie streiften durch die Straßen, um die sich etwa flüchtenden französischen Civil-Beamten aufzufangen. Einige dieser Beamten, z. B. Platz-Commandant Capitän Dieudonné (ein Belgier und sehr edler Mann), der Douanen-Directeur, ferner der Domänen-Director, mehrere Marine-Beamte und viele Employés retteten sich noch zur rechten Zeit; andere aber waren nicht so glücklich. Unter den Letzteren befand sich auch der Intendant (der vornehmste Civil-Beamte) d'Houdetôt, der sich, wahrscheinlich seiner Papiere und Gelder wegen und weil er die Gefahr wohl so nahe nicht hielt, zu lange aufgehalten hatte. Schon mit seinem Secretär im Wagen sitzend, hatte er den Neumarkt erreicht (der Postillon hatte ihn, entweder auf Befehl oder aus Bosheit nach diesem, dem gefährlichsten Platze gefahren) und hoffte unentdeckt aus dem Triebseeser Thore zu entkommen, als er gleich beim Ausgange der Frankenstraße angehalten wurde. Die Kutschenthür wurde geöffnet, der zunächst sitzende Secretär herausgerissen und mit einundzwanzig Bajonettstichen ermordet. Ein gleiches Schicksal drohte nun auch dem Intendanten; da trat auf dringende Fürbitten mehrerer angesehener Bürger ein Schill'scher Jäger, der sich Tags zuvor bei Damgarten und schon früher besonders ausgezeichnet hatte, hinzu und erbat sich von herbeieilenden Officieren, oder wie einige versicherten, vom Major von Schill selbst, die Erhaltung des Intendanten als eine Belohnung aus. Seine Bitte wurde trotz dem Murren vieler mordlustigen Vagabunden gewährt und ihm der Intendant zur speciellen verantwortlichen Bewachung übergeben.

Aus der weiteren Mittheilung wird der Leser ersehen, daß der Intendant seinem Retter auf das Dankbarste vergalt.

Der Intendant war auch mir von der besten Seite bekannt geworden; er war ein feiner, gebildeter, rechtlicher und in Stralsund allgemein beliebter Mann. Die Provinz Pommern war ihm, bei den großen Kriegslasten, für manche nicht unerhebliche Erleichterungen verpflichtet, weshalb er auch mit M. Candras im offenen Kriege lebte.

Aehnliche Auftritte fanden in andern Straßen statt; besonders aber lebten Franzosen-Freunde in großer Angst. Man kann solche empörende Auftritte nur tief beklagen, vertheidigen lassen sie sich nicht.

In den nächstfolgenden Tagen (den 26., 27. und 28. Mai) rückten noch verschiedene Abtheilungen, welche in Mecklenburg und Pommern herumgeschwärmt hatten, zum Schill'schen Corps in Stralsund ein und brachten viel Gesindel mit. Hin und wieder hörte man wohl, Schill werde von einem holländischen Corps verfolgt, es wurde jedoch nicht viel darüber gesprochen, auch schien man es nicht sehr zu beachten. Ohne Geschäfte, und selbst ohne Mittel, mir solche zu verschaffen, war ich bis zum 31. Mai ganz mir selbst überlassen. Der größte Theil des Adels und der Vornehmsten hatte die Stadt verlassen und bei dem kleinen Reste mochte ich in meiner Lage keine Besuche abstatten, denn meine ganze Garderobe und sonstigen Effecten (über 400 Thlr. an Werth) waren mit der vom Feinde in der Gegend von Greifswald genommenen schweren Bagage verloren gegangen. Ich war ohne Geld und selbst ohne andere Kleidungsstücke, als die ich auf dem Leibe trug. Ich benutzte diese Zeit zu Beobachtungen, die das Material zu diesen Mittheilungen schafften. Mit meinem Leidensgefährten, Lieutenant von Altrock, streifte ich, so lange es Tag blieb, nach allen Richtungen durch die Stadt und über die Wälle und Bastionen. Oftmals fanden wir, selbst unter den Schillianern, gefällige Soldaten, die uns über Manches aufrichtig Aufschluß gaben. Häufig begegnete ich auf diesen Excursionen dem Major von Schill, der mit rastloser Thätigkeit die Wiederherstellung einiger Festungswerke betrieb. In diesem Geschäfte hatte er an dem schon genannten Lieutenant Peterson einen unschätzbaren Gehilfen, weshalb er denselben auch zum Commandanten der Stadt machte.

Aus eigner Anschauung kann ich das Aeußere des Major von Schill wie folgt beschreiben. Er war von mittler Größe, hatte einen gedrungenen Körper und dieser war überall im schönsten Ebenmaß. Angenehme Gesichtszüge, dunkle, feurige Augen, dunkles Haar und Bart und eine einnehmende Freundlichkeit machten einen sehr vortheilhaften Eindruck. Seine Gesichtsfarbe war wohl etwas zu roth, dennoch konnte man ihn jetzt in seinem 34. Jahre (er war 1775 in Schlesien geboren), wenn auch nicht gerade schön, doch anziehend nennen. Er war mit Elise von Rüchel, zweiter Tochter des bekannten preußischen Generals, verlobt. Nach dem Tode Schill's ist sie an einen Herrn von Flemming verheirathet, aber wenige Jahre später gestorben.

Eines Morgens hörte ich Schill am Hafen zu einigen Schiffern sagen: „Vierundzwanzig Louisd'or sind Euer, wenn Ihr morgen Abend fertig seid." Es war nämlich von der Einschiffung der Kanonen die Rede. Man hat nachher behauptet, er habe mit denselben den Engländern ein Geschenk machen wollen. Ich glaube jedoch, daß er in dem vorerwähnten Augenblicke schon an die Retirade nach England gedacht und jene Kanonen als stolze Siegesbeute mitnehmen wollte.

Selten habe ich Schill im Schritt reiten sehen, selbst in den Straßen ritt er Galopp und mehrere Mal des Tages wechselte er mit den Pferden. Ein Ordonnanz-Husar war beständig hinter ihm. Außer seiner knappen, hübschkleidenden Husaren-Uniform, auf welcher die Schnüre weder von Gold, noch von Silber, sondern von orangefarbenem Kameelgarn waren, trug er noch die erbeutete, ganz neue Mütze eines polnischen Ulanen-Officiers. Wegen dieser Mütze ereignete sich ein Auftritt, der in der Ferne, ja selbst in Stralsund zu dem

albernen Gerüchte Anlaß gab, man habe Schill nach dem Leben getrachtet. Die Frau jenes polnischen Ulanen-Officiers hatte nämlich die Mütze in Stralsund selbst gestickt und nur etwa vierzehn Tage vor dem Einrücken Schill's ihrem Manne zum Geschenk gemacht. Dieser zeigte sie damals mir und mehreren unserer Officiere mit großer Freude und Wohlgefallen auf der Hauptwache. Jetzt sah nun die in Stralsund zurückgebliebene Polin ganz plötzlich die nicht zu verkennende Mütze auf Schill's Kopfe und mit wahnsinnigem Geschrei stürzte sie bei diesem Anblick auf die Straße und Schill nach; aber ehe sie denselben erreichen konnte, wurde sie von Bürgern angehalten. Einige wollten ein Messer in ihrer Hand gesehen haben; dem ist aber von Nachbarn bestimmt widersprochen worden. Sie war bis dahin ganz ohne Nachrichten von ihrem Manne und glaubte ihn nun todt; man beruhigte sie mit der Versicherung, daß jene Mütze mit mehrerer Bagage erbeutet sei. Irre ich mich nicht, so ist jener polnische Ulanen-Officier allerdings auf einer Feldwache bei Richtenberg überfallen und niedergehauen worden.

Alle Landleute aus der Umgegend von Stralsund wurden zur Arbeit an den Festungswerken aufgeboten. Viele Mühe machten die vorgefundenen Kanonen, denn sie waren größtentheils ohne Lafetten. Unvollkommen und in großer Eile wurden diese zwar angefertigt, es waren aber nur Blöcke. Man kann sich wohl vorstellen, daß sie bei einer so mangelhaften Affutage nur schlechte Dienste leisten konnten. An einigen Stellen lagen ganze Reihen von Kanonenläufen auf solchen Blöcken, sie wurden am 31. Mai von wenig geübter Mannschaft fast lagenweise und ohne Ziel abgefeuert, was der Kanonade an jenem Tage etwas über die Gebühr Furchtbares gab.

Auch an öffentlichen Aufforderungen ließ es Schill nicht fehlen. In einer Proclamation vom 28. oder 29. Mai im pommerschen Regierungsblatt versicherte er, Stralsund zu einem zweiten Saragossa machen zu wollen. Damit traf er aber nicht sehr den Geschmack der guten Bürger von Stralsund, ihr Patriotismus hatte einen solchen Culminationspunkt noch nicht erreicht; das Wort Saragossa kühlte manche warme Empfindung gänzlich wieder ab. Schill entbot ferner die Landwehren von Pommern und Rügen, behielt jedoch nur soviel Zeit, die von der Insel Rügen größtentheils zu sammeln. Diese Landwehr war ziemlich gleich gekleidet, außerdem exercirt und organisirt, denn noch zwei Jahre vorher ließ sie der König Gustav von Schweden Dienste thun. An Lebensmitteln war kein Mangel und zum Ueberfluß wurden mehrere mit Korn beladene Schiffe mit Beschlag belegt. Auf dem Neumarkt waren zwei Büreaux etablirt, das eine für die Angelegenheiten der Cavallerie, das andere für die Infanterie und Artillerie. Von diesen beiden Büreaux gingen alle Befehle aus. Kurz, überall herrschte die größte Thätigkeit. Diese Anstrengungen hätten wohl einen besseren Erfolg verdient, sie würden ihn auch gewiß gehabt haben, wenn sie ungestört nur noch vierzehn Tage hätten fortgesetzt werden können. Unter Anderm versuchte Schill die Festungsgräben wieder mehr mit Wasser zu füllen; man war aber so eilig und unvorsichtig dabei, daß ein Damm riß und die Gräben nur wenig gefüllt wurden.

Von den Schill'schen Officieren läßt sich nur Lobenswerthes und Ehrenvolles

sagen; sie waren beinahe alle aus bekannten Familien. In ihrer Brust schlugen echte deutsche Herzen bei glühendem Hasse gegen Napoleon und seine Satelliten; diesen die usurpirte Gewalt zu entreißen, scheuten sie kein Opfer. Waren sie auch in Stralsund fast am Ende ihrer bereits mißlungenen Expedition, so glaubten sie doch fest, den abgerissenen Faden gelegentlich und bald wieder aufnehmen zu können. Mehrere kleine Vortheile, die sie erkämpft hatten, oder einige Gefechte gegen die Uebermacht, z. B. bei Dodendorf, verleiteten sie leider, den Feind gering zu schätzen; sie waren exaltirt, sprachen von großen Dingen, die man von ihnen zu erwarten habe u. dgl. m.; wie schön aber solche Aeußerungen dem Vaterlandsfreund auch klingen mußten, so konnte doch dem unbefangenen, ruhigen Beobachter das Mißliche ihrer augenblicklichen Lage nicht entgehen, und ich habe großen Grund zu glauben, daß jene prahlerische (man verzeihe mir dieses Wort, die braven Officiere verdienen es wohl nicht, es ist hier jedoch bezeichnend) Exaltation gleichsam eine optische Täuschung für die schon nachdenkend und stutzig werdenden Untergebenen sein sollte. Schlechter als eben damals konnte wohl die Lage des Schill'schen Corps nicht sein. Das schöne österreichische Heer, die letzte Hoffnung aller wahren Deutschen, war aus dem Felde geschlagen[1]), die Dörnberg'sche Insurrection in Hessen im Ausbruch erstickt, das Schill'sche Corps durch Decrete von allen Mächten des Festlandes geächtet, von seinem hochherzigen edlen Monarchen nothgedrungen verleugnet, von den Anhängern des Usurpators verleumdet, beschimpft und verfolgt, mit dem Herzog von Braunschweig-Oels in fast gar keiner Verbindung, und, wie man oft behauptete, auch nicht einig, ohne alle Unterstützung, ja ohne alle Nachricht von der englischen Flotte, und endlich ohne Aussicht und ohne Mittel in einer nur noch unbedeutend befestigten Stadt, gleichsam in einem Winkel Deutschlands eingeschlossen. Ein besonderer Umstand vermehrte noch das Ueble dieser Lage. Viele Officiere nämlich, selbst sehr nahe Freunde Schill's, waren der Vertheidigung Stralsunds sehr entgegen; zum Oeftern suchten sie Schill auf jede Gefahr hin zur Einschiffung nach England zu bewegen, aber ohne Erfolg. Hieraus entstanden Mißverhältnisse; man beschuldigte Schill des Eigensinns, ob mit Recht oder Unrecht, das vermag ich nicht zu entscheiden, und in Folge dieser Mißverhältnisse verließen mehrere Officiere, z. B. Adolph von Lützow, nachheriger preußischer General, das Corps, und zwar nur zwei Tage vor dessen Vernichtung. Im schroffsten Gegensatze mit den Ansichten und Wünschen der Officiere waren die der Soldaten. Ganz laut, vorzüglich in den von Schill's Quartier entfernten Straßen, gaben sie ihre Abneigung gegen die Einschiffung nach England zu erkennen, und zwar einige Male des Abends auf eine tumultuarische, beinahe rebellirende Weise. Zum Einschiffen waren freilich Fahrzeuge genug im Hafen vorhanden; da aber die Engländer fern waren, so mußte man den zahlreich ausgerüsteten dänischen Kapern in die Hände zu fallen fürchten. Ein Tagesbefehl Schill's, wenn ich nicht irre vom 29. Mai im Stralsunder Regierungsblatt, gibt über jene Zu-

[1]) Diese Behauptung entspricht nicht ganz der damaligen Sachlage, da vielmehr am 21. und 22. Mai das österreichische Heer bei Aspern und Eßling den Angriff der Franzosen siegreich zurückgewiesen hatte. Die Red.

stände bemerkenswerthe Aufschlüsse. Der Ton in jenem Tagesbefehle ist zwar ernst und zurückweisend, aber auch zugleich der eines tief Gekränkten. Ich bekam denselben von meinem Wirthe und las ihn mit den schmerzlichsten Gefühlen und tiefem Bedauern; er ist mir später abhanden gekommen. — Die Officiere — einige wenige ausgenommen — hatten ein vortheilhaftes Aeußere, viele konnte man sogar schön nennen. Sie benahmen sich mit ritterlichem, militärischem Anstande und genossen überall und mit vollem Rechte große Achtung. Der patriotische Geist, welcher 1813 in Deutschland in hellen Flammen aufschlug, war in ihnen schon lebendig. Unter ihnen erinnere ich mich eines Lieutenants v. Kessenbrink, mit dem ich früher auf einem Balle in Stralsund bekannt geworden. Er war in preußischen Diensten gewesen und hatte 1807 den Abschied genommen, weil bei der Reduction der preußischen Armee keine Aussichten zum baldigen Avancement blieben. Er privatisirte bei seinen Eltern, welche in der Nähe von Stralsund ein schönes Gut hatten und wohlhabend sein sollten. So oft er vom Gute zur Stadt kam, besuchte er mich, und der muntere gebildete Mann gefiel mir sehr. Als im Anfang Mai die ersten Nachrichten von der Schill'schen Unternehmung in Stralsund eintrafen, besuchte mich Kessenbrink, als ich eben die Hauptwache bezogen hatte. Er erkundigte sich sehr angelegentlich nach den neuesten Nachrichten über Schill, zeigte eine wenig verhehlte Theilnahme an jener Expedition, war unruhig und zerstreut und ein Geheimniß schien ihn zu drücken. Ein thatenloses Leben konnte einen so lebhaften jungen Mann nicht länger ansprechen. Im Scherz äußerte ich, daß man ihn wohl festnehmen müsse, damit er nicht zu Schill übergehe. Hierauf versicherte er sehr ernsthaft, daß es seine Eltern nie zugeben würden, weil sie dadurch in Gefahr geriethen, und seinen Gefühlen dürfe er nicht folgen. Freundschaftlich ermahnte ich ihn zur Vorsicht in seinem Benehmen und seinen Aeußerungen, worauf er nur schwermüthig erwiderte: „Ach, ich wollte, ich könnte Ihnen sagen, wie mir zu Muthe ist." Einige Tage nachher war der unglückliche brave Mann zum Schill'schen Corps abgegangen und dort gerne aufgenommen. Kaum acht bis zehn Tage hatte er im Schill'schen Corps gedient, als er am 31. Mai gefangen wurde. Er hatte den Sturm bis auf den letzten Mann bekämpft und wacker gestritten, und hätte sich durch die Flucht wohl retten können; aber er fürchtete seine Eltern dadurch nur noch unglücklicher zu machen und wollte, wie man erzählte, sein Schicksal nicht von demjenigen seiner Kameraden trennen. Er soll dieses gegen einen Stralsunder geäußert haben, welcher ihm mehrere annehmbare Anerbietungen machte. Er wurde von den Holländern kriegsgefangen mitgenommen und in Wesel erschossen.

Nicht so vortheilhaft läßt sich über die Masse des Schill'schen Corps urtheilen; die uniformirten Husaren, Ulanen, Jäger und die Infanterie, ihrem Anführer gänzlich ergeben, waren vom besten Geiste und von einem Muth beseelt, den nichts erschüttern konnte, und der sie den besten Truppen dieser Waffen gleichstellte. Ihre Anhänglichkeit, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu Schill waren unbegrenzt; aber der Rest des Corps war unter aller Kritik schlecht. Es mögen brave patriotische Subjecte unter ihnen gewesen sein, aber es fehlte an Exercice, Disciplin, Kleidung, Bewaffnung, Geld — kurz an Allem, was den Soldaten schafft. Aus allen Nationen Europa's ohne Auswahl — selbst aus Straf-

anstalten — zusammengerafft, kannte die Mehrzahl wohl kein anderes Ziel, als das des Beutemachens und Plünderns; was diesem fern lag, hatte für sie kein Interesse. Laut schreiend durchschwärmten sie Abends, wenn es dunkel wurde, gleich scheuen Nachtvögeln, truppweise die Straßen und begingen oft grobe Excesse. Fast täglich mußte man besorgt sein, daß es zu einer Revolte unter ihnen kommen werde; sie beabsichtigten auch wohl eine solche, aber die Scheu vor den regulirten Truppen hielt sie einigermaßen im Zaum. Durch Ab- und Zulauf veränderte sich ihr Etat fast stündlich, so daß ihre Zahl kaum mit einiger Bestimmtheit angegeben werden kann. Nur einige wenige von ihnen waren mit Gewehren bewaffnet, die Uebrigen hatten Piquen, oben mit eisernen Spitzen, den Bajonetten ähnlich.

Ich will es nicht in Abrede stellen, daß man durch strenge Disciplin, Entfernung der schlechtesten Elemente und ähnliche Maßregeln diese rohe Bande zu Soldaten hätte ausbilden können; aber dazu gehörten Zeit und Geld, und an beiden war Mangel. Die Uniformirung und Ausbildung des Corps wurden zwar auf das Thätigste betrieben (es sollen unter andern 500 Uniformen am 31. Mai fast fertig gewesen sein), konnten aber bis zu diesem Tage nur langsam fortrücken. Die Kleidung eines kleinen Theiles der Piquenirer bestand aus einer blauen Jacke mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, breiten weißen Achselklappen und einem runden Hut, dessen vordere Krämpe aufgeschlagen und mit einem gelben Bande verziert war. In dieser Abtheilung bemerkte ich einen achtzehnjährigen kleinen untersetzten Jüngling Namens Mundt, von welchem man mir erzählte, er habe sich in der Affaire von Dodendorf bei Magdeburg so sehr ausgezeichnet, daß ihn der Major von Schill scherzweise und à la manière de Napoléon zum „Herzog von Dodendorf" ernannt habe. Dieser Mundt-Dodendorf hatte ein hübsches Gesicht, war aber schlecht gewachsen; er schien ein Allerwelts-Lustigmacher zu sein. Bei den Piquenirern that er Dienste, obgleich er noch nicht Officier war. — Die gefangenen mecklenburgischen Soldaten wurden nicht zum Besten behandelt und allgemein war die Meinung, daß sie dadurch gezwungen werden sollten, Dienste beim Schill'schen Corps zu nehmen. Es traten auch achtzig bis neunzig Soldaten und drei Officiere — nämlich die Premier-Lieutenants von Flotow und von Lowtzow, und der Seconde-Lieutenant von Suckow, welche alle drei früher in preußischen Diensten gestanden hatten — in das Schill'sche Corps ein. Sie wurden später vor ein Kriegsgericht gestellt und bestraft. Die übrigen Gefangenen wurden in einer kleinen Kirche bewacht und bekamen schlechte Kost. Von ihnen wurde fälschlich behauptet, sie hätten am 31. Mai die Partei der Holländer ergriffen und auf die Schillianer gefeuert. Dieses ist eine Unwahrheit und beruht auf einem leicht möglichen Irrthum. Die bei Schill in Dienst getretenen Soldaten trugen nämlich noch ihre mecklenburgische Uniform und unterschieden sich in nichts von ihren gefangenen vormaligen Kameraden; viele der ersteren flüchteten sich, als sie die Sache Schill's gänzlich verloren sahen, zu den gefangenen Kameraden. Man wollte dort anfangs nichts von ihnen wissen, nahm sie jedoch auf ihre flehentlichen Bitten endlich aus Mitleid auf; da sie Gefahr liefen, von den vielen sinnlos Betrunkenen der feindlichen Soldaten für Preußen angesehen und (waffenlos) mißhandelt zu werden — wie

denn auch mehrere Schüsse selbst durch die Fenster in die Kirche hinein gefeuert wurden —, so schlossen sie die Kirchthür und verhielten sich bis zum andern Morgen, wo ich sie mit Ausnahme von acht Mann selbst vorfand, völlig passiv. Ferner hat man behauptet, die Rügen'sche Landwehr habe am 31. Mai das Gefecht verlassen, die Gewehre weggeworfen und sei dem Hafen zugelaufen, um nach Hause zu entkommen. Auch diese Behauptung hat mir wehe gethan und kein wahrhaftiger Augenzeuge wird dieselbe bestätigen. Alle diejenigen Einwohner Stralsunds, welche am 1. Juni der Beerdigungsfeier der gebliebenen holländischen Officiere beiwohnten, hätten es bezeugen können, daß auf der Bastion, welche der Commandant Peterson vor dem Knieper Thore aufgeworfen hatte und welche er selbst mit jener Landwehr bis auf den letzten entscheidenden Augenblick wahrhaft heldenmüthig vertheidigte, ganze Reihen von diesen Braven todt hingestreckt lagen; auch der dahinter liegende von Stegmann'sche Garten lieferte den Beweis, daß sie den Siegern hartnäckigen Widerstand geleistet und jeden Fußbreit Landes streitig gemacht hatten. Ueberall war man ihres Lobes voll, ja man war sogar der Meinung, daß, wenn Schill Zeit behalten, auch die pommersche Landwehr zusammen zu bringen, was jedoch der Feind durch sein rasches Vordringen verhinderte, dieser in Stralsund nicht eingedrungen wäre. Beide genannte Landwehren haben 1807 unter König Gustav von Schweden sich stets brav gezeigt und außerdem war die Stimmung der Landleute in der ganzen Provinz auch jetzt noch den Franzosen sehr entgegen.

Dienstag den 30. Mai, Abends, war auf dem Neumarkte große Bewegung; es rückte ein Detachement Husaren in die Stadt und gleich nachher verbreiteten sich viele Neuigkeiten, z. B. der Feind stehe schon bei dem Städtchen Richtenberg, Schill habe jedoch geäußert, derselbe werde nicht wagen, ihn anzugreifen. Am Morgen dieses Tages hatte ich zufällig Gelegenheit, mit dem Major von Schill einige Worte zu sprechen. Mein bisheriger Bedienter war nämlich als Kriegsgefangener in die obenerwähnte Kirche eingesperrt. Bei einem Besuche, den ich unsern armen Leuten machte, bat er mich flehentlich, ihn aus dieser traurigen Lage zu befreien und wieder in meine Dienste zu nehmen, er käme fast vor Hunger um. Fest entschlossen, zu seinem Besten einen Versuch zu wagen, ging ich sofort zu dem Schill'schen Büreau der Infanterie. Der Major von Schill stand vor dem Hause und sprach — an einen Baum sich anlehnend — in das offene Fenster der untern Etage hinein. Ich wollte eben in die Hausthüre eintreten, um dem Chef des Büreaus (Lieutenant von Quistorp II., ein schwedisch Pommeraner, welcher zugleich die Infanterie des Corps commandirte) mein Gesuch vorzutragen, als der Major mich fragte, ob ich Jemand sprechen wollte. Ich trug nun gleich meine Bitte um Loslassung meines Bedienten vor; da ich aber mit meinem Ehrenworte verbürgen sollte, daß der Soldat sich nicht aus Stralsund entferne, so hatte ich großes Bedenken, fand jedoch Gewährung, als ich die Versicherung gab, jede Entweichung nach Möglichkeit verhindern zu wollen. Der Major fügte noch sehr freundlich hinzu: „Bald werden Sie und Ihre Kameraden in eine bessere Lage kommen; es stand nur bei Ihnen, dieses schon früher zu bewirken." Dankend für die Gewährung meiner Bitte war ich froh, daß der Major durch seine Entfernung diese kurze Unterhaltung abbrach. Auf

dem Büreau bekam ich einen schriftlichen Befehl, und mein Bedienter wurde befreit. Der erwähnte Lieutenant von Quistorp war in voller preußischer Uniform, und wenn ich nicht irre, so trug er in jenem Augenblicke auch den Orden pour le mérite. Er schien mit Ertheilung von Befehlen sehr beschäftigt. Diesen ganzen Tag über war es sehr unruhig und laut in den Straßen und alle Anstalten ließen vermuthen, daß der Feind sich der Stadt nähere. Ueber die Stärke desselben konnte man nichts erfahren und den oft sich widersprechenden Gerüchten war nicht zu trauen.

IV.

Mittwoch, der 31. Mai, der Tag, an welchem ein patriotisches, hochherziges, vielleicht zu gewagtes, nicht hinlänglich vorbereitetes und unterstütztes, jetzt schon mißlungenes Unternehmen ein schauderhaftes Ende nehmen sollte, brach in ungetrübter Klarheit und Schönheit an. Es war schon früh Morgens laut und lebendig in den Straßen, es wurde getrommelt und geblasen, und bald durchkreuzten sich die Truppen in allen Richtungen. In angstvoller Besorgniß sahen die Einwohner den sichtbar drohenden Ereignissen entgegen, die Aussicht, aus ihrer Stadt ein zweites Saragossa werden zu sehen, hatte keinen Reiz für sie: scharenweise zogen sie von einem Thore zum andern, um zu erfahren, wie nahe und groß die Gefahr für sie sei; die beruhigenden Worte einiger Officiere waren ganz für sie verloren. Gegen 9 Uhr ging ich mit meinem Freunde Altrock nach dem Frankenthore. In der Ferne sahen wir Schill'sche Cavallerie patrouilliren und einzelne Vedetten derselben ausgestellt. Das Thor war stark mit Infanterie besetzt, aber sonst war Alles still und vom Feinde keine Spur. Am Triebseeser Thor sah es schon kriegerischer aus und bei dem 1¼ Stunde entfernten höher gelegenen Dorfe Pütt erkannten wir einige feindliche Cavallerie-Detachements. In einem nothdürftig hergestellten Außenwerke, welches mit einigen Kanonen armirt und etwa zweihundert Schritt vom Thor entfernt war, stand der Major von Schill im eifrigen Gespräch mit dem Rittmeister von Brünnow und andern Officieren. Rechts und links von ihnen waren zwei Escadrons Husaren aufmarschirt. Mit Fernröhren beobachteten jene Officiere den anrückenden Feind. Die Erscheinung einer Abtheilung des Feindes in rothen Uniformen hatte zu dem Gerücht in der Stadt Veranlassung gegeben, daß Engländer gelandet seien. Die Stärke des Feindes war wegen der Entfernung und der Unebenheiten des Terrains nicht zu übersehen.

Gegen 10 Uhr rückten einige Abtheilungen feindlicher Cavallerie und leichter Infanterie, erstere en débandade, letztere in geschlossenen Trupps, als Soutiens, der Stadt näher. Sie wurden einige Zeit von dem erwähnten Außenwerke kanonirt, aber mit geringer Wirkung. Der Feind blieb im Vorrücken, einige Geschütze folgten ihm, und nachdem diese mit Schnelligkeit auf einer nahen Anhöhe Position genommen hatten, wurden das Thor und die Außenwerke lebhaft beschossen. Einige Kugeln erreichten sogar den Wall und vertrieben bald die Menge der Zuschauer. Hinter einer alten Mauer suchte ich mit meinem Begleiter einigen Schutz und von hier aus beobachteten wir mit lebhaftem Interesse die weiteren Vorgänge.

Jetzt stieg der brave Brünnow zu Pferde und setzte sich an die Spitze der

Husaren in Bewegung; es entstand ein Plänklergefecht, welches sehr zum Lobe und Vortheile der Schill'schen Husaren ausfiel und von deren Werthe zeugte. Dieses Gefecht, bei welchem die Schillianer wenig verloren (ich glaube sechs Verwundete) dauerte jedoch nicht lange; denn der Feind zog sich etwas eilfertig auf die neben dem Dorfe Pütt aufgestellte Infanterie zurück. Er brach auf diese Weise ganz unerwartet das Gefecht ab und verschwand, bis auf einzelne Vedetten, gänzlich.

Einige Bürger sagten, daß Schill im Thore geäußert habe: „Ich glaube, die Canaillen retiriren und wollen uns entgehen." Der Rittmeister von Brünnow zog triumphirend mit seinen Husaren in die Stadt und Alles überließ sich — leider — einer trügerischen Sicherheit und Freude. Der Major ritt an uns vorbei im Galopp in die Stadt hinein, die Husaren marschirten auf dem Neumarkte auf und die Feindseligkeiten schienen für diesen Tag beendet. — Um die weiteren Vertheidigungsanstalten zu sehen, gingen wir nun nach dem Knieper Thore, dem demnächstigen Punkte der Entscheidung. Vor demselben lag eine noch nicht vollendete Schanze mit trockenen Gräben und nicht hohen Brustwehren. Schanze und Thor waren von der Rügen'schen Landwehr und Schill'scher Infanterie besetzt. Eine besondere Bewegung war nicht wahrzunehmen und ein großer Theil verzehrte am Thor das Mittagsbrot. Da die aufgestellten Schildwachen uns nicht nach der Schanze hinauslassen wollten, gingen wir zum Mittagsessen nach Hause und fanden unsern Wirth in Todesangst, die Kanonenschüsse hatten ihn ganz aus der Fassung gebracht.

Um 12½ Uhr erhob sich nahe dem Knieper Thor ein anfangs nicht lebhaftes Kanonenfeuer, dann ein heftiges Kleingewehrfeuer. Die Straßen wurden öde, die Einwohner flüchteten auf Böden und Keller; hin und wieder sah man einzelne Detachements Schillianer, fast laufend, nach dem Kampfplatz eilen. Selbst die Ulanen mußten absitzen und sich mit Gewehren aus dem Zeughause bewaffnen, worüber sie laut gemurrt haben sollen. Dieses ist so allgemein erzählt, daß es für wahr angenommen werden muß. Furchtbar hallte das immer stärker werdende Kanonenfeuer durch die engen leeren, mit hohen massiven Häusern besetzten Straßen und die Entscheidung nahte mit starken Schritten. Der erste Sturm des Feindes auf die Schanze am Knieper Thor wurde siegreich abgeschlagen. Um 1½ Uhr erhob sich das Feuer mit verdoppelter Heftigkeit; die von den Kugeln zerschlagenen Dachziegel und Fensterscheiben fielen prasselnd und klirrend auf die Menge herab und die bisherige, fast beängstigende Einsamkeit und Oede in den Straßen wurde durch Schreien und Rufen unterbrochen. — Verwundete wurden nach dem Hafen vorübergetragen, Kanonen eilten nach dem Knieper Thore und Cavallerie patrouillirte in den Straßen. Das Feuer näherte sich und bald unterschied man deutlich, daß es in der Stadt sei. Die Schanze und das Thor waren erstürmt; es entstand in den Straßen ein heißer Kampf, Mann gegen Mann. Die Holländer, die ohne Zweifel den größten Antheil an dem Siege hatten, weil sie an der Spitze der stürmenden Truppen waren, lösten sich, der engen Straßen wegen, größtentheils ganz auf und jeder Einzelne setzte das Gefecht auf seine eigene Hand fort. Der Verlust der Dänen und Holländer soll wie folgt betragen haben. Holländer: 7 Officiere todt, 22 verwundet, an

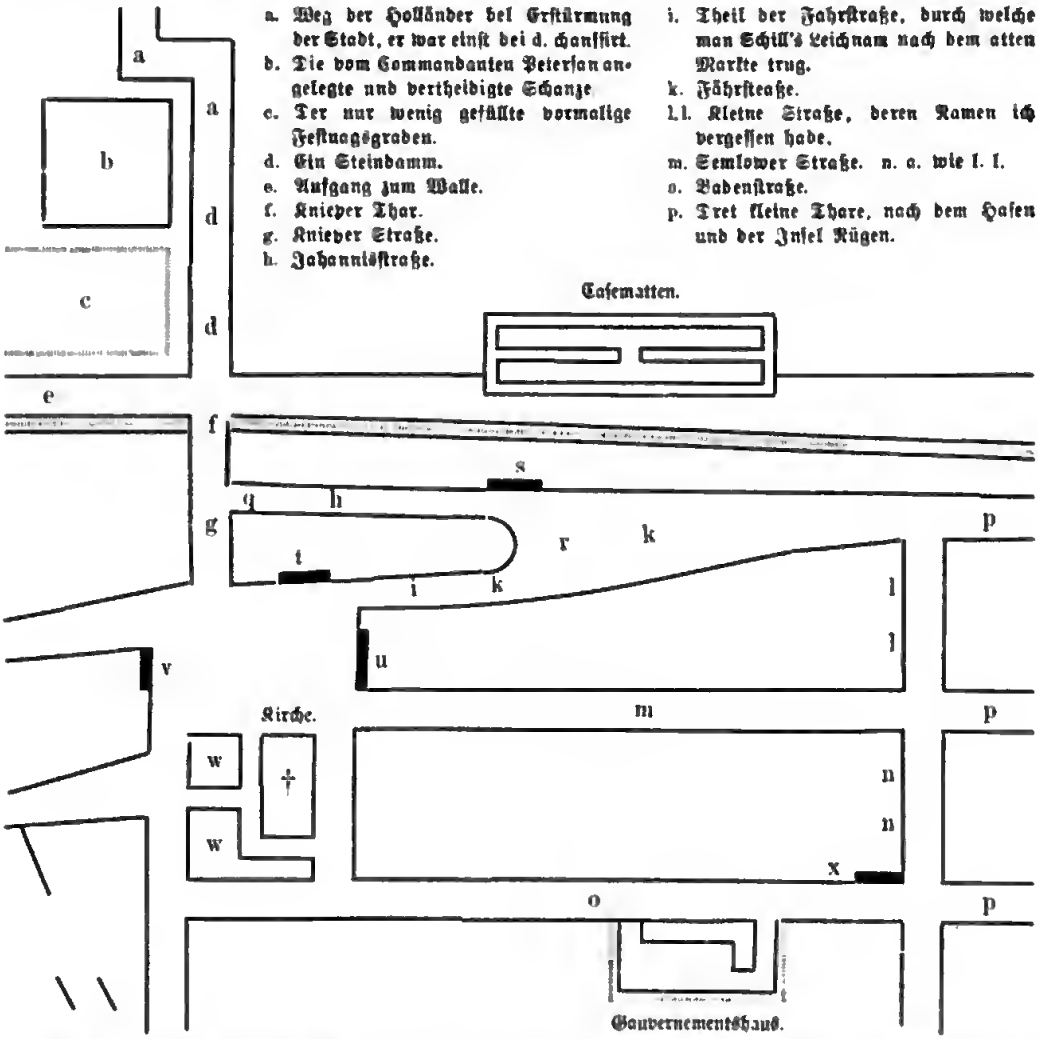
Unterofficieren und Soldaten 740 todt und verwundet. Dänen: 2 Officiere todt und 6 verwundet, an Unterofficieren und Soldaten 69 Mann todt und verwundet. Unter den getödteten Officieren befanden sich der General Carteret und beide Chefs der zwei holländischen Infanterie-Regimenter, die Obersten von Bodenberg und Dollmann. Der Letztere wurde auf dem Walle vor der Front seines Regiments von zwei Schill'schen Husaren mit beispielloser Kühnheit vom Pferde gehauen und zwar in einem Augenblicke, als die holländischen leichten Truppen schon in der Stadt herum schwärmten und bereits Alles zu Ende schien. Der holländische Capitän Düring starb erst dreiviertel Jahre nachher an seinen Wunden im Hospitale zu Stralsund. Der Verlust der Schillianer läßt sich nicht genau angeben, er mag aber wohl an 5—600 Köpfe betragen haben. Von den beiden streitenden Parteien blieb also etwa der neunte Mann. Am stärksten hatte verhältnißmäßig das 6. holländische Infanterie-Regiment verloren. Eine Grenadier-Compagnie dieses Regiments war an der Spitze des Sturmes fast ganz aufgerieben.

Hinter Fenstervorsprüngen der mittleren Etage sahen wir bald Freund, bald Feind, im Besitze unserer Straße. Jeder Kellervorsprung wurde benutzt und oft lange und muthvoll vertheidigt. Die Mehrzahl der Schill'schen Truppen wehrte sich mit so ausgezeichnetem Muthe und selbst noch, als ihre Sache sichtbar verloren schien, daß dieser Muth wohl einen bessern Erfolg verdiente; aber leider waren auch Viele zu früh auf ihre Sicherheit bedacht und liefen nach dem Hafen zu, um sich mittelst der Böte nach der Insel Rügen zu retten. Nach diesen Schiffen wurde stark gefeuert und einzelne Leichname trieben im Hafen herum. Erst spät Abends, am 31. Mai, ging ein Bataillon Holländer nach der Insel Rügen über.

Schon hatten wir mehrere Trupps und Einzelne des Feindes in unserer Straße gesehen, als plötzlich der Major von Schill, nur von einem Husaren begleitet, vorüber sprengte. Ein Ausruf der Verwunderung, oder vielmehr des Schreckens entfuhr uns Allen; denn nach den eben gesehenen Auftritten war das Leben des edlen deutschen Helden einer jeden holländischen Kugel preisgegeben. Es war nachher ein sehr verbreiteter Glaube, daß Schill in der Verzweiflung den Tod gesucht habe. — Schill schrie den Seinigen einige uns unverständliche Worte zu, er schwang den Säbel über den Kopf und nahm seinen Weg im Galopp statt nach dem Frankenthore oder dem nahen Hafen, wo allein noch Rettung möglich war, um unser Haus (ein Eckhaus) in eine schmale Quergasse. Diese durchschneidet nach etwa achtzig Schritten die mit unserer Straße parallel laufende Semlower Straße und mündet dann nach etwa gleicher Distance und Richtung in die gleichfalls mit der Semlower Straße parallel laufende Fährstraße. Die beifolgende, wenn auch unvollkommene Zeichnung und deren Beschreibung kann dazu dienen, meine Erzählung zu vervollständigen. Sie stellt den kleinen Theil von Stralsund dar, der auf die letzten Lebensmomente und den Tod Schill's Bezug hat.

Vergleiche ich Zeit, Ort, sowie alle Erzählungen von Schill's Tode, so sah ich ihn in jenem Augenblicke nur wenige Minuten vor seinem Falle; vielleicht war er schon verwundet, denn sowohl Altrock als ich bemerkten, daß er im

Sattel sich unruhig hin- und herwarf. Mein Bedienter und andere Augenzeugen der Badenstraße wollen ihn sogar blutend gesehen haben. Mit allen möglichen Variationen, selbst sehr abenteuerlichen, ist der Fall Schill's erzählt worden und nur in einigen Punkten treffen die verschiedenen Beobachtungen zusammen. Ich gab mir die größte Mühe, der Wahrheit möglichst auf die Spur zu kommen, und glaube die nachstehende Mittheilung, welche in Stralsund selbst den meisten Glauben fand, als völlig genau und glaubwürdig ausgeben zu können. Ich habe sie aus dem Munde eines Augenzeugen, der allgemein den Ruf eines wahrhaften und rechtlichen Mannes genießt: eines gebildeten, wohlhabenden Bäckermeisters und Mehlhändlers, bei dessen Hause sich die Fährstraße in die Theile theilt, von denen der eine den Namen beibehält, der andere Johannisstraße heißt.



a. Weg der Holländer bei Erstürmung der Stadt, er war einst bei d. chaussirt.
b. Die vom Commandanten Petersan angelegte und vertheidigte Schanze.
c. Der nur wenig gefüllte vormalige Festungsgraben.
d. Ein Steindamm.
e. Aufgang zum Walle.
f. Knieper Thor.
g. Knieper Straße.
h. Johannisstraße.
i. Theil der Fahrstraße, durch welche man Schill's Leichnam nach dem alten Markte trug.
k. Fährsteaße.
l. l. Kleine Straße, deren Namen ich vergessen habe.
m. Semlower Straße. n. a. wie l. l.
o. Badenstraße.
p. Drei kleine Thore, nach dem Hafen und der Insel Rügen.

q. Stelle, an welcher die feindl. Generalität zu Pferde hielt, als Schill den General Carteret vom Pferde hieb.
r. Ziehbrunnen, neben welchem Schill tödtlich getroffen vom Pferde sank.
s. Wohnung des Bäckermeisters, welcher Zeuge von Schill's Tode war.
t. Haus, in welchem Schill's Leichnam ausgestellt war, daneben ist der Gasthof „Zum goldnen Löwen".
u. Commandantenhaus, vom General Gandras bewohnt.
v. Hauptwache.
w. Rathhaus mit Fleischhalle, nebst Durchgängen.
x. Mein Quartier in dem Eckhause der Badenstraße.

Die holländischen leichten Truppen und einzelne dänische Husaren hatten die Schillianer nach und nach vertrieben. Am Ausgange der Johannisstraße, da wo dieselbe in die Knieperstraße mündet, hatte sich der größte Theil des holländischen und dänischen Generalstabs versammelt, um einen Theil ihrer Truppen defiliren zu lassen. Nur einzelne holländische Voltigeurs schwärmten noch wie toll und ohne Grund schießend, durch die Johannis- und Fährstraße. In diesem Augenblicke erschien (etwa um 2 Uhr) der Major von Schill; im Galopp und in Begleitung eines Husaren sprengte er, den Säbel schwingend, die Fährstraße herauf. Ueberrascht und erschrocken wichen die einzelnen Holländer ihm zu beiden Seiten aus, krochen hinter die Kellervorsprünge und schossen ihm nach. Schill wandte sich in die Johannisstraße, sprengte den feindlichen Generalstab auseinander und hieb den holländischen Brigadegeneral Carteret vom Pferde. (Es wird erzählt, Schill habe gerufen: „Hundsfott bestell mir Quartier!") Er hieb sich dann noch mit zwei dänischen Husaren herum und kehrte, von diesen verfolgt, nach der Fährstraße zurück. Schill schwankte im Sattel, warf den Kopf oft nach rückwärts, blutete stark und sah leichenblaß aus. Alles schrie: „das ist Schill" — man drängte sich flüchtend an die Seite und feuerte nach ihm. Wenige Schritte von des Erzählers Hause senkte der edle hochherzige deutsche Mann sein Haupt und fiel tödtlich getroffen vom Pferde.

Den vorher den Major von Schill begleitenden Husaren hat der Erzähler nicht wiedergesehen; vermuthlich ist derselbe von der Suite des feindlichen Generalstabs niedergehauen oder gefangen genommen worden. Ein allgemeines fürchterliches Hurrahgeschrei folgte dem Falle Schill's. Ein betrunkener, rasender Soldatenhaufen fiel über den Leichnam her unter wüthendem Victoriageschrei, und trug ihn nach dem alten Markte. —

Während dieser Zeit näherte sich vom Frankenthore her eine Anzahl Schill'scher Husaren unter Anführung des Rittmeisters von Brünnow; und es schien, als wenn sie ihren geliebten, braven Anführer aufsuchen und retten wollten. Sie mußten zurück, da ihnen die gesammte feindliche Cavallerie und ein Trupp Infanterie entgegen kamen. Der Rittmeister von Brünnow wurde aufgefordert, sich zu ergeben, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, da Schill schon gefallen sei. Daß die Holländer das Letztere schon gewußt haben sollten, ist mir sehr unglaublich; dennoch hat jene Behauptung wirklich statt gefunden. Eine Lüge bringt ihrem Urheber selten Gewinn; das war auch hier der Fall. Brünnow benutzte jene Behauptung, um Zeit zu gewinnen. Im Einverständniß mit seinen braven Officieren und Husaren verlangte er, die Leiche Schill's in Augenschein nehmen zu dürfen und ferner freien Abzug nach der preußischen Grenze, wo er sich auf Gnade und Ungnade den preußischen Behörden ergeben wollte. Die Lieutenants v. d. Horst und von Rudorf wurden zum Unterhandeln an den General Gratien in die Stadt geschickt und es wurde ein Waffenstillstand bis zu deren Zurückkunft festgesetzt. Ich sah jene beiden Officiere, als sie in Begleitung einiger holländischer Officiere von der Leiche zurück kamen; ihr Blick war ein trauriger, kummervoller. Man erzählte gleich nachher, sie hätten Schill, mit Thränen in den Augen, erkannt und ihr Zeugniß war ein wichtiger Beitrag zu dem Protokolle, welches wegen der auf den Kopf Schill's gesetzten 10000 Frcs.

aufgenommen wurde. Man erzählte auch noch, daß Brünnow dem ihn auffordernden Officier nachgerufen habe: „freien Abzug oder Kampf auf Leben und Tod!“ — welches seine Husaren mit einem kräftigen Hurrah begleiteten.

Es kam nicht zum Kampfe, denn trotz dem Verbote Napoleon's, mit den Rebellen zu unterhandeln, bewilligte General Gratien die verlangten Bedingungen, doch sollten sie in Begleitung einiger holländischer Officiere der Grenze zugeführt werden; dort ergaben sie sich den preußischen Behörden. Gratien zog sich dadurch die Ungnade Napoleon's zu und mit Ausnahme eines holländischen oder dänischen Ordens ging er des Siegerlohnes verlustig. Man behauptete, daß reine Menschenliebe den General Gratien zu dieser Handlung bewogen habe, und daß er selbst gleich geäußert, er bringe ein schweres Opfer. Dem sei wie ihm wolle, wer hätte wohl den Ausgang des Kampfes verbürgen mögen? Die holländische und dänische Cavallerie war etwa doppelt so stark als die drei Escadrons Schillianer; diese fochten aber für ihr Leben und ihre Existenz, sie waren leicht beweglich und ausgezeichnet brave Leute, jene aber fochten, weil sie mußten und waren schwer beritten; über ihre anderen Eigenschaften kann ich nicht urtheilen. Die Greuelscenen, welche die einzeln und betrunken in den Straßen herumschweifenden Soldaten verübten, waren leider zahlreich; den dänischen Truppen gebührt indeß das ehrenvolle Zeugniß, daß sie keinen Theil daran nahmen. Auch sie zogen in kleinen Detachements durch die Straßen; sie verhüteten jedoch manche Greuel der übrigen Truppen. Ihren Officieren schien es gar nicht schwer zu werden, die Untergebenen im Zaume zu halten, denn auch der einzelne Soldat zeigte eine lobenswerthe Mäßigung. Schmerzlich bedauerten die Einwohner Stralsunds, daß die Dänen Abends die Stadt verließen, um vor den Thoren zu bivouakiren. Die Einwohner begingen in ihrer Angst die Unvorsichtigkeit, Wein und Branntwein in Masse zum Besten zu geben und aus Fenster und Thüren zu reichen, wodurch die Zahl der Betrunkenen stündlich vermehrt wurde. Ich sah deren noch am folgenden Tage wie todt in den Straßen liegen. Aber selbst einige betrunkene Dänen begingen keine Excesse. Daß General Gratien nach dem ersten abgeschlagenen Sturme auf die mehrerwähnte Schanze den Soldaten eine dreitägige Plünderung der Stadt versprochen habe, wurde allgemein für eine Erfindung der Plünderer gehalten. Eine Greuelthat fiel ohnweit meines Logis vor; ein Trupp Schill'scher Infanterie (es sollen nahe an 30 Mann gewesen sein) flüchteten sich in den Hof des Gouvernements-Hauses und, von allen Seiten eingeschlossen, warfen sie die Gewehre fort und baten knieend um ihr Leben. Nichts desto weniger wurden die Wehrlosen in mordlustiger Grausamkeit mit den Bajonetten erstochen. Nur zweien gelang es, unbemerkt über eine Mauer zu klettern und sich in den Speicher eines Kaufmannes zu retten. Sie wurden von dem edlen Mann (er hieß Brüning und war aus Schwerin gebürtig) der Wuth des Feindes entzogen und in großen Lagerfässern versteckt; als jedoch am Abend bei Androhung von Todesstrafe der Befehl erlassen wurde, alle noch etwa versteckten Schillianer auszuliefern, indem später Haussuchung vorgenommen werden sollte, da erklärte der Kaufmann seinen Schützlingen, seine und seiner Familie Sicherheit erfordere es, daß er ihren Aufenthalt anzeige; er werde aber Sorge tragen, daß ihr Leben nicht in Gefahr käme. Er ging auch sofort zum Comman-

danten, welcher die Versteckten durch Gendarmerie abholen und zu den übrigen Gefangenen bringen ließ. Außerdem wurden mehrere Bürger und ein Dienstmädchen getödtet oder schwer verwundet und ein neunjähriger Knabe von einem betrunkenen holländischen Soldaten auf dem alten Markte mit dem Bajonett erstochen. Der Soldat soll demnächst auf dem Rückmarsche in Magdeburg im Arrest wahnsinnig geworden sein. Als der Tumult den höchsten Grad erreicht hatte und die Tumultuanten sich in den Straßen vermehrten, weil sie nichts vom Widerstande zu befürchten hatten, forderten sie gewaltsam die Oeffnung der Thüren, da diese ihren habsüchtigen Absichten hinderlich waren; wo nicht gleich Folge geleistet wurde, schossen sie durch Fenster und Thüren und schlugen letztere auch wohl ein. Auch uns wurden auf diese Weise drei Gewehrkugeln durch die Hausthür und zwei Kugeln durch die Fenster der zweiten Etage zugeschickt. Gleich darauf drangen fünf bis sechs holländische Soldaten ein und umringten mich und meinen Freund Altrock. Sie hielten uns für Schillianer und zwei schlugen ihre Gewehre auf uns an. Mit resignirter Ruhe versuchte ich es zwar, sie mit unserer Lage bekannt zu machen; sie schienen meiner Angabe zu mißtrauen und erklärten uns für Kriegsgefangene. Ihre Anzahl vermehrte sich jeden Augenblick; sie forderten Geld, Getränke, und ihr von Pulver und Trunkenheit geschwärztes und verzerrtes Gesicht weissagte nichts Gutes. Jeder neue Ankömmling wurde uns anfangs gefährlich, bis man sich verständigt hatte. Unbemerkt beriethen wir uns und beschlossen, uns auf jede Gefahr hin auf die Straße zu begeben und den Schutz eines Officiers zu suchen. Wir benutzten den Moment, wo die Bande zum Theil in den Keller, zum Theil in die Stube eindrang, um Getränke und Geld zu bekommen, drei Zurückbleibende aber mit Trinken vollauf beschäftigt waren. Der Zufall war uns günstig; eine dänische Compagnie oder Detachement mit einem Officier an der Spitze zog eben vorüber; diesen Officier sprachen wir um Schutz an. Nicht ohne Mühe beschwichtigte er die uns nacheilenden Holländer; zugleich bemerkten wir aber, daß er uns trotz unserer Versicherungen für Schillianer hielt. Leider hatten auch er und seine Leute von den dargereichten Getränken stark profitirt, auch schien es, daß er mitgefeuert hatte; denn sein Mund war vom Pulver schwarz. Ganz im Widerspruche war er bald unser Freund, bald Feind; laut gab er Befehl auf uns zu achten, wobei er uns drohte. Am widrigsten war seine Zärtlichkeit, die ich ernsthaft abwehrte, was ihn um so mehr verdroß, als er mit dem gutmüthigen Altrock auf offener Straße bereits Brüderschaft auf Leben und Tod getrunken hatte. Ich war zwar unter seinem Schutze vorläufig sicher, konnte jedoch voraussehen, daß ich mit ihm bei fortgesetztem Trinken in eine höchst unangenehme Situation gerathen werde; ich beschloß daher, mich gelegentlich von ihm zu trennen und aufs Neue dem Zufalle mich anzuvertrauen; ich durfte dieses hinsichtlich der dänischen Soldaten wohl wagen, denn sie schienen die Lage ihres Officiers zu erkennen. Mein Freund Altrock wollte an einer Flucht nicht Theil nehmen, mich aber auch nicht davon abhalten. Am oberen Ende der Badenstraße fand ich Gelegenheit; neben der dortigen Apotheke führt eine schmale Gasse nach dem alten Markte und ohngefähr zehn Schritte in diese Gasse hinein geht, zwischen Rathhaus und Kirche, ein enger Gang, der gleichfalls nach dem alten Markt führt. Es entstand neben der

Apotheke jetzt ein großes Gedränge, welches durch eine holländische Compagnie mit 40—50 gefangenen Schillianern verursacht wurde; dieses benutzend, kam ich unaufgehalten nach dem alten Markt. Man hatte mich, wie Altrock später sagte, gleich vermißt; aber sofort aus den Augen verloren. Kaum den alten Markt betretend, wurde ich des holländischen Brigade-Generals (Anthing) ansichtig. Diesen hatte ich als Oberst und Commandeur des 4. holländischen Linien-Regiments 1¼ Jahr früher in Hameln — meiner Vaterstadt — wo er mich sehr zuvorkommend behandelte, kennen gelernt. Er war ein Deutscher, aus Gotha gebürtig. Meine Freude, mich in den Schutz eines so viel geltenden Bekannten begeben zu können, wurde sehr getäuscht; ich nannte meinen Namen und trug meine Lage vor, doch ohne zu antworten rief er zwei Gendarmes und befahl diesen, mich zu arretiren. Empört über diese Behandlung, machte ich dreiste Vorstellungen, die aber weiter keinen Erfolg hatten, als daß er etwas milder versicherte, es geschehe zu meiner eigenen Sicherheit. Ich wußte mir dieses Benehmen nicht zu erklären. Man führte mich auf die Hauptwache am alten Markt, wo ich der holländischen Wache übergeben wurde. Der wachehabende Unterofficier wollte mich in das große Wachezimmer bringen, ich wußte ihn jedoch, mit der Localität bekannt, zu bewegen, mich in ein kleines, nach hinten hinaus gelegenes Stübchen einzulassen. Dieses diente vormals als Officierarrestzimmer. Die Hauptwache bot in diesem Momente einen schauderhaften Anblick dar; das große Wachezimmer glich einer Mörderhöhle, denn alle Pritschen lagen voll von Schill'schen Gefangenen, Verwundeten und Sterbenden, an welchen selbst betrunkene Wachesoldaten ihre rohe Wuth ausübten; der Unterofficier vermochte dieser Grausamkeit nicht Einhalt zu thun, denn alle Bande der Disciplin schienen gelöst; auch war ein gehöriges Wachepersonal noch nicht etablirt, denn von Zeit zu Zeit verlief sich die Mannschaft, um zu plündern und manchmal war der Unterofficier, trotz aller Drohungen und Flüche, fast ganz allein. Ich war kaum eine Viertelstunde allein im Arrestlocale, als man nach und nach die mecklenburgischen Lieutenants von Plessen, Tarnow, von Flotow II., von Klein und Cadet Ehrhardt zu mir in Verwahrsam brachte. Ein solches Verfahren blieb uns ein Räthsel, bis Lieutenant von Flotow II. uns die Auflösung gab, denn bei seiner Arretirung hatte man es nicht verhehlen können, daß man den Lieutenant von Flotow suche. Die drei in Schill'sche Dienste getretenen Officiere, die Lieutenants von Flotow I., von Suckow und von Lowtzow, hatten es als geborene Mecklenburger schicklich gehalten, beim Herzog von Mecklenburg ihre Abschiedsgesuche einzugeben, um in Schill'sche Dienste zu treten; die Post war aber in Damgarten angehalten, die Briefe erbrochen, und nun gab General Gratien Befehl zu ihrer Verhaftung. In Folge dessen wurden aber alle mecklenburgischen Officiere, deren man habhaft werden konnte, arretirt; zu unserer großen Freude entgingen jene drei Officiere der Verhaftung, sie würden sonst vor einem französischen Kriegsgerichte verurtheilt worden sein. Dieses sollte später auch noch geschehen, der Herzog machte aber seine Hoheitsrechte geltend und ließ sie von einem, nur aus mecklenburgischen Officieren bestehenden Kriegsgericht verurtheilen. Sie erhielten drei Monate Arrest und nahmen dann ihre Entlassung. Sie waren brave Officiere und einer von ihnen wurde hinsichtlich des Gefechtes am 31. Mai mit großer Auszeichnung genannt.

Die Gefangenschaft wurde uns sehr lästig, wir sannen daher darauf sie abzukürzen. Einstweilen baten wir unsere Schildwache durch einen seiner Kameraden, uns irdene Pfeifen und etwas Tabak holen zu lassen. Die Schildwache übertrug einem andern Soldaten seinen Posten und ging mit dem Geld fort, ohne zurückzukehren. Ein zweiter Versuch lief besser ab, der abgeschickte Soldat brachte das Verlangte, steckte aber das von uns bekommene Geld lachend für seine Mühe in die Tasche; denn er hatte Pfeifen und Tabak geplündert.

Wir ersuchten alsdann den Unterofficier, den ersten Officier, der bei der Wache vorbei ginge, anzurufen und ihm zu sagen, daß einige arretirte Officiere ihn zu sprechen wünschten. Lieutenant Tarnow, welcher früher einige Zeit in Holland gewesen war, machte unseren Dolmetscher. Endlich nach mehreren Stunden trat ein dänischer Jägerofficier (Holsteiner von Geburt) bei uns ein, und fragte nach unserem Begehren.

Lieutenant von Plessen, der im Holsteinischen viele Verwandte hatte, setzte ihn von unserer Lage in Kenntniß, nannte unsere Namen u. s. w. Der Officier wollte uns gleich mitnehmen, wogegen der Unterofficier anfangs protestirte. Wir wurden jedoch nach dem Rathhause geführt, wo die ganze Generalität war, um — wie man uns sagte — über die Berichte an die Könige von Holland und Dänemark zu berathschlagen. Der Saal war sehr geräumig und die versammelten Herren saßen auf den curulischen Sitzen des Stralsunder Magistrats an einer langen grünen Tafel, welche durch ein Gitterwerk von dem übrigen Theile des Saales getrennt war. Adjutanten und Ordonnanzen kamen und gingen, auch standen Militär- und Civilpersonen umher, welche Anliegen zu haben schienen. Wir hätten noch lange warten können, wenn ich nicht zufällig einen Officier vom dänischen Generalstabe als den Prinzen Friedrich Paul von Holstein-Beck erkannt hätte. Ich hatte diesen jungen liebenswürdigen Fürsten zwei Jahre früher in Ludwigslust kennen gelernt. Ich redete ihn an und nach einiger Verständigung erwirkte er unsere Befreiung, und so gelangten wir ohne Zwischenfall in unsere Wohnungen. Kurz vorher war General von Ewald (bekannter militärischer Schriftsteller) auf dem Rathhause in Gefahr von den Tumultuanten auf der Straße erschossen zu werden. Er saß nämlich zunächst dem Fenster, als eine Kugel durchs Fenster ihm nahe am Kopfe vorüberflog. Dieser Vorfall hatte die gute Wirkung, daß man Cavallerie durch die Straßen patrouilliren ließ. Demungeachtet hörte man aber am folgenden Tage noch Schüsse und die Plünderer nahmen sich nur in Acht, nicht ertappt zu werden.

In dem Hause, in welchem ich wohnte, fand ich zwei holländische Officiere einquartirt, von denen der eine Aide-de-camp bei dem durch Schill's Hand gefallenen General Carteret gewesen war.

Mein Freund Altrock kam erst spät Abends zu mir und es war ihm etwas besser als mir ergangen.

Noch vor der Wiedervereinigung mit ihm, sah ich gegen sechs Uhr, in Begleitung des dänischen Oberstlieutenants von Moltke, den Leichnam des Majors von Schill, welcher anfangs in das Rathhaus gebracht worden war, dann auf Befehl des General Gratien in das kleine unansehnliche Haus eines Barbiers, gleich neben dem Wirthshause „zum goldenen Löwen", auf dem alten Markte. Hier lag er

in einer Stube rechts Parterre für Jedermann zur Schau, denn die Fenster des Zimmers waren am ersten Tage ausgehoben. Ich trat mit dem mich begleitenden Officier an den Leichnam heran und sah lange den edlen Todten an. Bis auf das blutige vorn etwas aufgerissene Hemd war der Krieger völlig entkleidet. Außer mehreren kleinen Hieb- und Streifwunden habe ich zwei Hauptwunden bemerkt: eine Schußwunde und eine Hiebwunde. Erstere ging am rechten Ohr hinein und oben an der linken Seite des Kopfes wieder heraus; letztere zwischen den beiden starken Augenbrauen, von links nach rechts, $1^1/_2$ Zoll lang und weit auseinander klaffend. Die Richtung der Schußwunde beweist, daß Schill sie zu Pferde sitzend bekommen hat und daß er gleich darnach gefallen ist. Diese schnell und absolut tödtliche Wunde hat auch wegen der auf den Kopf Schill's ausgebotenen 10000 Frcs. den Ausschlag gegeben.

Die holländischen und dänischen Generale waren so vorsichtig, ein ausführliches Protokoll über die Identität des Schill'schen Leichnams, gleich nach dem Tode desselben und in Gegenwart vollgültiger Zeugen aufnehmen zu lassen; denn an den folgenden Tagen würden sich wegen Veränderung der Gesichtszüge vielleicht einige Zweifel erhoben haben.

Bei der Aufnahme des Protokolles waren außer holländischen und dänischen Officieren und Aerzten nachbenannte Personen gegenwärtig: der Rittmeister von Parsenow, vormals in preußischen Diensten; Schill's Bedienter und Reitknecht, beide auf der Flucht arretirt; mehrere gefangene Schill'sche Officiere, eine Deputation des Magistrats von Stralsund und gleich nach dem Schlusse des Protokolles die beiden Schill'schen Officiere von der Horst und Rudorf. Alle diese erkannten ihn einstimmig und außerdem fand man in dem Hemde F. v. S. eingenäht, was auch ich gleichfalls deutlich gesehen habe. Es war somit kein Zweifel und dennoch wurde im Preußischen Schill's Tod noch lange Zeit nicht geglaubt.

Der Kopf Schill's kam zuerst, der Prämie wegen nach Cassel, dann, wie ich gehört habe, in den Besitz eines Particuliers zu Leyden in Holland, bis er endlich durch die Bemühungen patriotischer Männer nach den Befreiungskriegen unter dem Monumente in Braunschweig begraben worden ist. — Schon am 1. Juni Abends war der Kopf der Haare fast ganz beraubt; sie wanderten als kostbare Reliquien nach Belgien. Holländische Voltigeurs und dänische Husaren stritten um die Ehre, Schill getödtet zu haben; die Prämie von 10,000 Francs soll aber den Holländern zuerkannt worden sein. Zwei dänische Husaren, von denen der Eine Krohne hieß, hatten sich mit Schill herumgehauen und ihn, bis er vom Pferde fiel, verfolgt. Beide bekamen für diese That den Danebrog-Orden. Die gebliebenen holländischen und dänischen Officiere wurden am 1. Juni Nachmittags beerdigt und zwar mit möglichster Feierlichkeit. Das ganze Gratien'sche Corps paradirte und viele Officiere (auch die mecklenburgischen) sowie die Civilbehörden waren im Leichengefolge. Die Leichname der gebliebenen Officiere sah ich eine Stunde vor der Beerdigung in der großen Kirche neben dem Rathhause; dem General Carteret und dem Obersten Dollmann waren die Köpfe gespalten.

Dem Leichnam Schill's wurden gleiche Ehren nicht zu Theil; die seine Beerdigung betreffende Mittheilung klingt etwas abenteuerlich, aber ich gebe sie

hier mit allen begleitenden Nebenumständen wieder, wie sie mir gemacht worden ist. Am 31. Mai traf der mecklenburg-strelitzische Kammerjunker von Kamptz in Stralsund ein, welcher von seinem Herzog nach Pommern geschickt wurde, um den von dem strelitzischen Contingente etwa in Schill'sche Gefangenschaft gerathenen Officieren oder Soldaten durch Fürsprache oder Geld sich nach Umständen nützlich zu machen und dem edlen fürsorgenden Fürsten über die Lage seines Militärs demnächst Bericht zu erstatten. Das strelitzische Bataillon Infanterie, unter Commando des Obersten von Bonin, stand zwar gleichfalls unter dem Oberbefehl des Generals Candras, es hatte aber seine Garnison in Greifswald. Bei dem Anmarsche Schill's gegen Stralsund wurde jenes Bataillon von Candras auf das Schleunigste zum Rückzuge nach der preußischen Grenze und in die Nähe des Generals beordert, hierdurch entgingen sie dem Schicksale, welches uns traf und nach zehn- bis zwölftägiger Abwesenheit langten die Strelitzer wohlbehalten wieder in Greifswald an. Bei den Hin- und Hermärschen hatte Herr von Kamptz die Truppen seines Herzogs nicht auffinden können und so gerieth er nach Stralsund, wo er hoffen durfte, über die Ereignisse die beste Auskunft zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft des gebildeten und unterhaltenden jungen Mannes, der nicht allein mir, sondern einem meiner Freunde am 4. Juni Morgens, kurz vor seiner Abreise nach Strelitz und unserm Abmarsche nach Greifswald, das Nachfolgende erzählte:

Herr von Kamptz konnte sich wohl denken, daß man sich an seinem Hofe genau nach allen Vorfällen und Umständen in Stralsund erkundigen würde, namentlich aber nach dem Ende Schill's, und ließ sich die Angriffspunkte u. s. w. genau zeigen. Als er am 4. Juni früh Morgens nach dem Kirchhofe kam, wo die Holländer zuerst in ein starkes Feuer gerathen waren, fand er noch mannigfache Spuren dieser blutigen Begebenheit und viele frische Gräber. In einer Ecke des Kirchhofs stößt er auf einen nur obenhin eingescharrten Leichnam, von welchem ein Theil eines Armes durch den Regen von der Erde entblößt ist. Herr von Kamptz ergreift des Todten Hand und bemüht sich, den Leichnam völlig ans Tageslicht zu ziehen und zwar weil ihm ein solches Begraben sehr auffällt. Nach einiger Anstrengung zieht er einen Körper ohne Kopf hervor und in diesem Augenblicke erscheint der Todtengräber, der über die Beschäftigung des Herrn von Kamptz sichtbar erschrocken ist. Mittelst eines Geldgeschenkes und der Versicherung der Verschwiegenheit erfährt Herr von Kamptz von dem Todtengräber, daß um zwölf Uhr Mitternachts sechs französische Artilleristen diesen Leichnam in der bedeckten Bahre, in welcher schwere Kranke zum Hospitale transportirt werden, gebracht hätten. Die Artilleristen hätten den Leichnam, der nur mit einem sackähnlichen Hemde versehen war, ohne Umstände auf die Erde geschüttet und ihm befohlen, denselben einzugraben. Da es in Strömen regnete, hätte der kleine Leichenconduct geeilt, wieder in die Stadt zurückzukommen. Da er (der Todtengräber) schon über eine Stunde vorher und auf Befehl des französischen Platz-Commandanten den Leichnam habe erwarten müssen, so habe er durchnäßt und frierend denselben nur eilig mit Erde bedeckt, um ihn jetzt beim Tagesanbruch tiefer einzugraben. Der Umstand, daß der Leichnam ohne Kopf war, daß man denselben durch französische Artilleristen, die noch kurz zuvor in

Schill'schen Händen kriegsgefangen und auf Schill erbittert waren, so heimlich um Mitternacht und ohne alle Achtung, auf Befehl des Platz-Commandanten nach dem Kirchhofe schaffte, ließ von Kamptz nicht lange zweifeln, daß er den Leichnam Schill's vor sich habe und um so weniger, als der Rumpf gerade die Größe und die Wunden am Arme hatte, welche Herr von Kamptz zuvor an dem Schill'schen Leichnam bemerkt. Auch der Todtengräber trat dieser Ansicht bei.

Am 4. Juni marschirte Verfasser dieses Memoires mit den Resten des 2. Bataillons nach Greifswald; rückte jedoch schon am 26. desselben Monats mit seinem Bataillon wieder nach Stralsund ein. Unterdessen hatten auch die Generale Gratien und Ewald mit ihren Truppen am 9. und 10. Juni Stralsund verlassen und die nach deren Abzug daselbst noch verbliebenen gefangenen Schillianer, ungefähr dreihundert an Zahl, wurden nun uns und der reorganisirten französischen Artillerie zur gemeinschaftlichen Ueberwachung übergeben; die Gefangenen waren in Casematten unweit des Hafens eingesperrt und nur am Tage wurden von Zeit zu Zeit einige 20 bis 30 Mann für eine Stunde auf einen von Bretterwänden umgebenen Platz, um frische Luft zu schöpfen, herausgelassen. Die gelieferten Speisen waren sehr schlecht und selten ausreichend; alle Vorstellungen und Fürbitten bei dem Gouverneur zogen uns nur Verdrießlichkeiten und den armen Gefangenen eine härtere Behandlung und mehr Einschränkung zu; wir suchten uns daher auf andere Weise zu helfen. Leider hatten wir an der, mit uns die Wache beziehenden französischen Artillerie eine strenge, lästige Controle. Sowohl diese Artillerie als der Gouverneur waren dermaßen auf die armen Schillianer erbittert, daß sie diese gern erschossen hätten, wenn es sich ohne Verantwortung hätte thun lassen. Mit dieser Gesinnung stimmten denn auch die, die Gefangenen betreffenden Ordres überein; bei schwerer Verantwortung war uns untersagt, den Gefangenen etwas mehr als das Gelieferte zukommen zu lassen und dennoch hörten wir dieselben häufig um ein Stück Brot bei unsern Soldaten inständig betteln. Es entwickelte sich bald eine pestilenzialische Luft in den Casematten und eine solche Unreinlichkeit, daß man ohne Ekel dieselben nicht betreten konnte. Es wurde für uns eine Quelle von Vergnügen, den Gouverneur und die Artillerie auf alle Weise zu hintergehen. Ganz unerwartet fanden wir einen wackern Gehilfen an dem bereits erwähnten Platz-Commandanten, dem französischen Capitän Dieudonné. Er schien in Wagnissen mit uns wetteifern zu wollen. Anfangs halfen wir uns aus eignen Mitteln selbst, und auch unsere Stabsofficiere nahmen indirect Theil daran; diese Hilfe reichte jedoch bald nicht mehr aus. Nun wurden die angesehensten Einwohner unter der Hand um Hilfe gebeten und lobend muß ich es erwähnen, daß auch nicht das Geringste verrathen wurde. Geld, Brot, Speisen, Wäsche und Kleidungsstücke kamen nächtlich in solcher Menge, daß in acht bis vierzehn Tagen alle Noth der Gefangenen ein Ende hatte. Manchmal war unter meinem Nachtlager in dem Officier-Casematten-Zimmer ein wunderlich gemischtes Depot der verschiedenartigsten jener Effecten und unsere Soldaten, welche Hilfe leisten mußten, hatten eine unbeschreibliche Freude, wenn die Artilleristen getäuscht wurden. — Ehe jedoch der Noth abgeholfen war, erzählte mir einst einer jener Unglücklichen durch das eiserne Gitter, daß er der Jäger sei, der bei dem Einzuge Schill's in

Stralsund dem Intendanten d'Houtetôt das Leben gerettet habe; dieser aber, der ihm gewiß helfen könne, wenn er nur wolle, scheine ihn vergessen zu haben, denn er ließe ihn hier verschmachten und umkommen, ein Deutscher würde so undankbar nicht sein. Eine solche Handlungsweise war mir bei dem allgemein bekannten edlen Charakter des Intendanten undenkbar; der Jäger blieb aber ungläubig bei den Hoffnungen, die ich ihm machte. Gleich nach der Ablösung der Wache ging ich zu dem Capitän Dieudonné und bat denselben um Fürsprache für den Jäger. Er war dazu sogleich bereit, doch meinte er, daß diese Angelegenheit vorsichtig betrieben werden müsse, weil der Intendant mit dem Gouverneur auf sehr gespanntem Fuße lebte. Er bat mich, ihn zu dem Intendanten zu begleiten. Kaum hatten wir diesem die Erzählung des Jägers mitgetheilt, als er uns mit Dankſagungen und Artigkeiten fast überhäufte, weil wir ihm die Gelegenheit verschafft hätten, dem Jäger vergelten zu können. Er versprach das Weitere in dieser Angelegenheit zu besorgen, ohne uns zu nennen; denn es war uns sogar verboten, mit den Gefangenen zu sprechen. Nach einigen, mit dem Gouverneur gewechselten Briefen wurde der Jäger zu dem Intendanten geführt, welcher ihn trotz seines schmutzigen Aeußern gerührt umarmt haben soll. Kurz, der Jäger wurde ganz neu gekleidet, mußte dann mit dem Intendanten in großer Gesellschaft an seiner Tafel speisen, bekam hierauf 80 Friedrichsd'or und wurde mit einem Passe frei nach seiner Heimath entlassen.

Ein anderer Vorfall auf einer solchen Casemattenwache ist mir noch lange Zeit erinnerlich geblieben. Da die Luft im Wache-Zimmer feucht und dumpfig war, so ließ ich an einem mondhellen schönen Abend eine Matratze in ein auf die Seite gelegtes Schilderhaus, innerhalb des Zwingers, tragen, um in demselben die Nacht zu schlafen. Etwa gegen eilf Uhr rief eine feine Stimme außerhalb des Zwingers: „Schildwache, welcher Officier hat die Wache?“ und nachdem die Schildwache meinen Namen genannt hatte, bat jene wohlklingende Stimme sehr leise, dem Herrn Lieutenant zu sagen, er möge einen Augenblick herauskommen, es wünschten ihn zwei Damen zu sprechen. Ich hatte den Vorgang gehört und da ich ein lustiges Abenteuer vermuthete, so wird man mich, den einundzwanzigjährigen fröhlichen Lieutenant, wohl nicht zu strenge beurtheilen, wenn ich versichere, daß ich rasch auf den Beinen und schnell außerhalb des Zwingers war. Anfangs sah ich Niemanden und glaubte mich getäuscht; als ich aber weiter vorging, erblickte ich plötzlich zwei ganz schwarz gekleidete Damen hinter einer halb demolirten Mauer hervortreten. Mit einer zitternden Stimme und doch mit gebietender Würde redete mich die ältere Dame an; sie wisse, daß viele mecklenburgische Officiere sich der armen unglücklichen Schillianer erbarmten, sie bäte daher, eine kleine Gabe von ihr für jene Unglücklichen anzunehmen. Deutlich konnte ich Thränen in ihrem kummervollen Gesichte wahrnehmen; sie wollte noch etwas hinzufügen, schien aber zu bewegt und angegriffen und wurde von der viel jüngeren und wie es mir schien, sehr hübschen Dame mit den Worten unterbrochen: „nicht weiter, beste Mutter; der Herr Lieutenant thut uns schon den Gefallen,“ und damit zog sie einen schweren Korb hinter der Mauer hervor und übergab ihn mir. Ich leerte den Korb in dem Wache-Zimmer; er enthielt Hemden, Strümpfe, Tücher, Brot und gekochtes Fleisch.

und als ich den leeren Korb zurückgab, überreichte mir die junge Dame ein Paquetchen mit Geld und sagte: „Ich weiß, Sie haben schon recht viel für die Unglücklichen gethan, Sie werden die Vertheilung gewiß gern übernehmen.“ Die alte Dame drückte mir weinend die Hand und Beide entfernten sich schnell. Der Umstand, daß die Damen in tiefer Trauer waren, daß die ältere Dame ungewöhnlich ergriffen war und daß die junge Dame eine Explication so schnell abschnitt, erzeugte bei mir die Vermuthung, daß jene Damen dem unglücklichen Peterson angehörten, vielleicht die Wittwe und die Tochter dieses wackern Mannes, welcher — wie man sich aus meiner Erzählung erinnern wird — bei der Erstürmung der französischen Artillerie-Caserne den Schillianern so große Dienste geleistet hatte und hierauf von Schill zum Commandanten von Stralsund ernannt worden war. Er war als Artillerie-Lieutenant vormals in schwedischen Diensten gewesen und, mit einer Stralsunderin verheirathet, seit langer Zeit in dieser Stadt ansässig, wo man ihn allgemein sehr schätzte. Am 31. Mai commandirte er in der von ihm angelegten Schanze am Knieper Thore und zwar an der gefährlichsten Stelle. Er wich erst, als Alles verloren war und flüchtete sich zu einem Bekannten, der ihm Schutz versprach. Aus feiger Furcht verrieth ihn derselbe am folgenden Tage und am 3. Juni wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Am 4. Juni wurde er in der Knieper Schanze, trotz der zahlreichen Fürbitten vieler Stralsunder Einwohner, von den Holländern erschossen.

V.

Weit entfernt, in dem hochherzigen Beginnen der jungen Helden Patriotismus und Soldatenkühnheit anzuerkennen und ihnen nach ihrer Niederlage großmüthig Pardon zu gewähren, betrachtete Napoleon sie vielmehr als Straßenräuber, die im tiefen Frieden einen Ueberfall gegen seine Truppen unternommen hätten und wollte daher ein Beispiel statuiren, damit dem Geiste des Widerstandes mit einem Schlage die Spitze abgebrochen würde. In dieser Absicht wurden eilf in Stralsund gefangene Officiere nach Wesel gebracht und dort gleich nach ihrer Ankunft in die Casematten der Citadelle gesperrt.

Außer diesen eilf Officieren sollte der bei Dodendorf in Gefangenschaft gerathene Lieutenant von Zaremba noch als zwölfter erschossen werden; durch einen Zufall und zu seinem Glücke traf er als Arrestant von Magdeburg erst nach der Execution seiner Unglücksgefährten in Wesel ein. Hier saß er als Gefangener auf der Citadelle und man schien ihn vergessen zu haben. Als es bekannt wurde, daß Napoleon nach Wesel komme, bat die Generalin von Gaudy den in ihrem Hause wohnenden General von Hohendorf (in Großherzogl. Bergischen Diensten) um dessen Fürsprache für Zaremba bei dem Kaiser. Dieser verließ schon am Thore seinen Wagen und ging direct nach der Citadelle, wo ihm Zaremba vorgestellt wurde. Der Kaiser wandte sich jedoch von ihm ab mit den Worten: „Schill'sche Bande“; Hohendorf, der unterdessen schon die anderen Generäle aus der Suite des Kaisers für sich gewonnen hatte, bat angelegentlich um Begnadigung und jene Generäle stimmten in seine Bitte mit ein. Napoleon drehte sich nun wieder nach Zaremba um und sagte kurz: „begnadigt!“

— — — — —

Schon vor der Ankunft der Gefangenen war das Decret in Wesel eingetroffen, in welchem Napoleon das Todesurtheil über sie ausgesprochen hatte. Ein Kriegsgericht wurde unter dem Vorsitze des Divisions-Generals d'Allemagne eröffnet, dessen Thätigkeit sich übrigens darauf beschränkte, den Unglücklichen die unabänderliche Willensmeinung des Gewalthabers zu verkündigen[1]). Auf dem Exercierplatze der Garnison von Wesel, einige hundert Schritte vom Glacis der Festung und nahe an der Düsseldorfer Landstraße, wurden am 16. September 1809 Morgens vier Uhr drei Gräber aufgeworfen. Eine tiefe Stille herrschte in der Stadt, dumpfe Trauer hatte sich aller Einwohner bemächtigt, mit ängstlicher Besorgniß schlichen die Bürger durch die Straßen.

Aber mit Muth und Ergebung hatten sich die Gefangenen in das unvermeidliche Schicksal gefunden; sie schrieben in der kurzen Zeit, die ihnen zur Vorbereitung auf den Tod gelassen wurde, an ihre Eltern, Geschwister, Bräute und nahmen Abschied von ihnen. So jung, so voller Liebe und Anhänglichkeit an ihren König, so voll des glühendsten Patriotismus für ihr Vaterland, mußten sie sterben, die Welt verlassen, ohne den süßen Trost einer besseren, für Preußens Ehre glorreichen Zeit mit in das frühe Grab zu nehmen. Um ein Uhr Mittags erschienen die Executionstruppen vor der Citadelle; sie hatten einen Leiterwagen bei sich, die Verurtheilten zum Richtplatz abzuführen. Die Officiere aber meinten, Preußen wären gewohnt, dem Tode entgegen zu *gehen*, sie würden es auch heute thun. Man *band* sie paarweise am Arme mit Stricken zusammen und führte sie unter Trommelschlag über die Esplanade aus dem Berliner Thore nach dem Richtplatze. Voran eine Abtheilung zu Pferde mit gespannten Karabinern, dann eine Compagnie Grenadiere, in der Mitte eine Compagnie der zum Erschießen der Gefangenen bestimmten Kanoniere und zuletzt eine Compagnie Voltigeurs. So ging der Zug, die unglücklichen Schlachtopfer in seiner Mitte, zum Berliner Thore hinaus, von da nach dem Fürstenberge, bei dem jetzigen Lacour'schen Hause vorbei (die Lippe hatte den nächsten Weg und die Wiesen überschwemmt) nach dem verhängnißvollen Platze. Da die Thore geschlossen waren, so durfte auch keiner der Bürger, die dem Trauerzuge bis hierher gefolgt waren, mit hinaus, und die Oede der Umgebung stach daher traurig gegen die Menschenmenge in der Stadt ab. Dagegen waren Tausende auf den Wällen versammelt, und bestrebten sich vergebens, etwas vom Richtplatze zu sehen, der ihnen durch eine Baumgruppe verborgen wurde. Nur einige Bürger, die zufällig auf der Landstraße des Weges kamen, wurden von den Officieren aufgefordert, den Zug zu begleiten, damit sie, wie sie sagten, sehen und ihren Landsleuten erzählen möchten, wie preußische Officiere sterben. Da dieses von den Franzosen gestattet wurde, so schlossen sich die Bürger den Soldaten an und sahen, mit welcher Heldenruhe die eilf jungen Krieger (der älteste von ihnen, Jahn, war damals 31 Jahre, der jüngste, von Keffenbrink, noch nicht 17 Jahre alt) dem Tode ins Auge blickten. Würdige Ruhe, geduldige Ergebung in den unerforschlichen Willen des Höchsten, männliche Fassung und kalte Todesver-

[1]) Die Verhandlungen des Kriegsgerichts sind kürzlich (1878) veröffentlicht von *Göcke* in der „Zeitschrift für Preußische Geschichte", Bd. XIV, S. 95 ff. Die Red.

achtung sprachen sich in ihrer Haltung, in ihrem Benehmen und in jedem ihrer letzten Worte aus. So kam man auf dem Richtplatze an. Im weiten Halbkreise war die französische Garnison von Wesel um den Erdhügel aufmarschirt, neben dem die drei großen, tiefgeschaufelten Gräber kalt und hohl ihre künftigen Bewohner zu erwarten schienen. Todtenstille, nur von dem Commando der einschwenkenden Truppen unterbrochen, herrschte auf dem weiten Platze. Mit festem Schritte gingen die Unglücklichen auf den Erdhügel zu. Als man ihnen aber die Augen verbinden wollte, weigerten sich Alle einstimmig und wollten dem Tode mit offenen Augen, wie es preußische Soldaten stets gethan, entgegensehen. Noch einmal umarmten sie sich, entblößten dann Hals und Brust und riefen den 66 schon angetretenen Kanonieren zu, die preußischen Herzen nicht zu fehlen. „Fürchtet nichts," antworteten diese, „die französischen Kanoniere schießen gut." — „Fürchten? wir fürchten keine französischen Kugeln und haben uns ihnen längst geweiht; freilich auf andere Weise." — Dieses waren die letzten Worte der eilf jungen Krieger.

Da schulterten die Kanoniere auf das Commando die vorsichtig und scharf geladenen Musketen. Hans von Flemming, der am äußersten linken Flügel stand, wollte selbst das Zeichen geben. Als die Gewehre im Anschlagen und die offenen schwarzen Mündungen gegen ihre Brust gekehrt waren, rief er, die Mütze in die Höhe werfend: „Es lebe unser König, Preußen hoch! Feuer!" — Die Musketen krachten; zum Tode getroffen vom sicheren Blei stürzten die aneinander Gefesselten zu Boden. Nur Albert von Wedel richtete sich noch einmal empor, seine rechte Seite war gräßlich von dem eingeschlagenen Blei zerrissen, aber er lebte noch. Mit starker, selbst vom zerfleischendsten Schmerze nicht erschütterter Stimme rief er: „Könnt Ihr nicht besser treffen? Hierher, hier sitzt das preußische Herz!" — Eine neue Section trat vor; es wurde frisch geladen. Welch furchtbarer Augenblick für die Umstehenden! Schon hoffte man auf Gnade für den wunderbar Geretteten, — da schlugen die Gewehre an — „Feuer!" commandirte der neunzehnjährige Jüngling und sank, dieses Mal sicher getroffen, zu seinen Waffenbrüdern. —

Diese Helden waren die Ersten, in denen die Begeisterung für König und Vaterland, nach Jahren der Demüthigung, des Zweifels und des fast verlorenen Glaubens an eine bessere Zukunft, so Herrliches wirkte. Zwar fielen sie; aber weit entfernt, durch dieses abschreckende Beispiel, wie Napoleon es wollte, die Hunderttausende der Gleichfühlenden abzuschrecken, war ihr Blut vielmehr der erste Tropfen in der Wagschale der Vergeltung.

Und nicht für immer sollten sie ungeehrt in ihrer Gruft schlafen: im Jahre 1833 ließen der Major von Webern, Commandeur des Füsilier-Bataillons des 17. Infanterie-Regiments, und der Hauptsteueramts-Rendant Pahlke, Hauptmann der Artillerie a. D., einen Aufruf an die preußische Armee ergehen, den gefallenen eilf Officieren vom Schill'schen Corps ein Denkmal zu errichten. Ueberall fand dieser Aufruf Anklang, von allen Seiten her kamen reiche Beiträge, und nach dem Entwurfe des Oberbauraths Schinkel wurde das Kunstwerk in der königlichen Eisengießerei in Berlin gegossen. Die Ausgrabung der Leichen fand am 9. Juni 1834 statt und wurden die Reste in einen mit Blei ausge-

gossenen Sarg gelegt. Die feierliche Beisetzung erfolgte am 16. September, an demselben Tage und zu derselben Stunde, wo vor fünfundzwanzig Jahren die jungen Helden hier den Tod fürs Vaterland gestorben. Nachdem der Major von Webern einige bezügliche Worte gesprochen hatte, senkte man die Ueberreste in das mit Cement ausgemauerte Grabgewölbe. Am 31. März 1835, dem Jahrestage des Einzugs der Alliirten in Paris, fand unter angemessenen Feierlichkeiten die Enthüllung des Denkmals statt. Unter den vielen höheren Militärs, welche zu dieser Feierlichkeit erschienen, waren auch zwei ehemalige Kameraden der Gefallenen, die Obersten von Blankenburg und von Wedel, die gewiß mit Wehmuth und mit Freude zugleich diesen Ehrentag begingen.

Um halb zehn Uhr verkündigten sämmtliche Glocken der Stadt den Beginn der ernsten Feier. Als das dritte Geläute ertönte, setzte sich nach zehn Uhr der lange Zug vom Markte aus in Bewegung, und auf dem Platze angekommen, nahmen Alle die ihnen angewiesenen Stellen ein: um das noch verhüllte Denkmal herum zwölf Jungfrauen mit Kränzen, am Fuße des Hügels die Sänger und die Bürgergarde mit ihren Fahnen und vor einem Feldaltare die Geistlichen, der Garnisonprediger und der evangelische Pfarrer der Stadt. Nach ihren Reden, bei denen kein Auge thränenleer blieb, trat eine kurze, feierliche Stille ein — da ertönte der Beethoven'sche Triumphmarsch und von dem bis dahin weiß umschleierten Monumente fiel plötzlich die Hülle herab, indem es die auf den Stufen stehenden Jungfrauen zugleich bekränzten.

In dem hellsten Sonnenglanze strahlend, erblickte man nun das schöne Werk von Schinkel's Meisterhand. Auf drei Stufen erhebt es sich 11 Fuß 9 Zoll hoch, die Hauptfronte 5 Fuß 11 Zoll, die Giebelseite 2 Fuß 11 Zoll breit. Im untern Felde der Vorderseite sind die Namen der eilf Helden verzeichnet. In dem Hauptfelde auf der rechten Seite steht neben dem vaterländischen Altare trauernd Borussia und blickt wehmüthig nach dem Henkerbeile, unter dem ihre Söhne fielen; der Gebeugten gegenüber Victoria, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz, in der linken einen Palmenzweig tragend. Auf der Rückseite zeigt sich im Hauptfelde der preußische Adler und im mittleren Felde befinden sich in dem Strahlenglanze von eilf Sternen die Worte: „Sie starben als Preußen und Helden am 16. September 1809."

Nach dem der Enthüllung folgenden Hallelujah trat der Commandant der Festung Wesel, General von Rottenburg, auf die oberste Stufe des Denkmals; er richtete einige Worte, wie sie der erhebende Augenblick ihm eingab, an die Versammlung und schloß die Feier mit dem letzten Rufe der eilf Gefallenen: „Es lebe unser König! Preußen hoch!"

Und so ruhen die Eilf nun in der Erde des Vaterlandes, für dessen Befreiung vom Joche des Fremden auch ihr Blut nicht umsonst geflossen; und schützend und drohend blickt der preußische Adler auf ihr gemeinsames Grab hernieder.

Digitized by Google

Die deutsche Memoirenliteratur.

Von

Professor Dr. **Franz X. von Wegele.**

Nicht allen Verehrern Schiller's vielleicht lebt es in der Erinnerung, daß er in den Jahren, in welchen er sich in seiner Art viel mit Geschichte beschäftigte, ein Unternehmen in das Leben rief, welches den Zweck hatte, das deutsche Publicum mit den wichtigsten „Historischen Memoires" des Mittelalters und der neueren Zeit auf dem Wege der Uebersetzung bekannt zu machen. Er hatte es dabei nicht etwa bloß auf Schriften der Franzosen, sondern zugleich der Engländer, der Byzantiner, ja sämmtlicher Culturvölker abgesehen. Auch Deutschland war nicht ausgeschlossen, insofern hier Aufzeichnungen, die sich zu seinem Begriff von „Historischen Memoires" eigneten, in nicht deutscher Sprache vorhanden waren. In der That hat er eines der vorzüglichsten Werke unserer geschichtlichen Literatur des Mittelalters — dem wir freilich einen anderen Platz anweisen müßten und zudem in einer höchst mangelhaften Uebertragung — gleich in die erste Abtheilung seiner Sammlung aufgenommen.

Die Frage, ob es denn nicht vielleicht auch „Historische Memoires" in deutscher Sprache gäbe, die es verdienten, seiner Nation in das Gedächtniß zurückgerufen zu werden, scheint sich Schiller überhaupt nicht vorgelegt zu haben. Um billig zu sein, es kann ihm daraus kaum ein Vorwurf gemacht werden, denn waren wir auch an Schriften solcher Art damals nicht schlechthin arm, so lagen doch gerade die vortrefflichsten derselben noch verborgen, und überdies bleibt es zweifelhaft, ob gerade diese vor seinen Augen Gnade gefunden hätten, denn sie wandeln nicht auf dem Cothurn der hohen Politik und picanter Staatsactionen, welchen nun einmal seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich zugewandt war.

Das in Rede stehende Unternehmen ist übrigens bald genug in andere Hände übergegangen und schließlich aufgegeben worden. Seitdem ist ein volles Jahrhundert abgelaufen und unsere politischen und literarischen Zustände haben in der dazwischenliegenden Zeit eine gründliche Umwandlung erfahren. Auch die deutsche Memoirenliteratur ist von diesem Wechsel der Dinge, aber nicht zu ihrem Nachtheile, betroffen worden. Die älteren, so lange verborgen gebliebenen Schätze wurden gehoben und haben zugleich eine Vermehrung erfahren, die Niemanden

gleichgültig lassen kann. Unter diesen Umständen dürfte es als kein überflüssiges Beginnen erscheinen, auf diesem Gebiete einmal Umschau zu halten und unsere Leistungen in demselben im Zusammenhang zu betrachten. Die weit verbreitete Vorliebe für diese Art Literatur und ihr enger Zusammenhang mit der Geschichtschreibung können allein schon dazu ermuntern. Vielleicht wird sich auf diesem Wege ergeben, daß wir hinter den verwandten Schriften der Franzosen und Engländer keineswegs so weit zurückstehen, als wir die längste Zeit selbst geglaubt haben.

Es wird kaum nöthig sein, zu diesem Zwecke das Wesen der Memoiren und wodurch sie sich von der eigentlichen Geschichtschreibung unterscheiden, näher zu erörtern. Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß, während der Geschichtschreiber die gesicherten Thatsachen, auf welche es ihm ankommt, am liebsten für sich selber sprechen läßt, sie aber in ihrem inneren Zusammenhang vorführt und seine Person dabei möglichst weit zurückdrängt, der Verfasser von Denkwürdigkeiten in der Mitte der Erzählung und, wenn man will, als Hauptperson seine Stellung nimmt oder doch den von ihm geschilderten geschichtlichen Vorgängen nicht zu fern gestanden haben darf, dagegen auf die gleichzeitigen allgemeinen Ereignisse und Verhältnisse nur insoweit eingeht, als er sie kennen gelernt hat und sie irgendwie auf ihn eingewirkt haben. Die Bericht erstattende Persönlichkeit wird also immer die Hauptsache sein und von ihrer Bedeutung und Stellung das Maß der Belehrung und des Reizes abhängen, welches ihre Erzählung gewährt. Die Selbstbiographie berührt sich aus diesem Grunde auf das Engste mit den Memoiren und läßt sich in der Regel nicht gut davon ausscheiden. Wir unsererseits wenigstens werden sie daher grundsätzlich in den Kreis unserer Betrachtung mit einbeziehen, denn sie verhalten sich, die eine zu den andern, wie die Biographie zur Geschichtschreibung. Denkwürdigkeiten politischen Inhalts nehmen zwar überall den Vorrang ein, aber aus allen Berufszweigen und Lebensverhältnissen sind bekanntlich Aufzeichnungen hervorgegangen, die man aus der Reihe der Memoiren nicht ausschließen kann. Nicht bloß Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, sondern auch Gelehrte, Künstler und Dichter u. s. w. haben mit Erfolg zur Feder gegriffen, ihr Leben und Wirken mit eigener Hand der Nachwelt zu überliefern. Auch Frauen treffen wir in diesen Reihen — in Deutschland allerdings seltener als z. B. in Frankreich —, sie erfahren ja oft genug die bedeutendsten Schicksale, oder kommen doch in die Lage, den Zustand der Gesellschaft in nächster Nähe kennen zu lernen, nicht zu reden von ihrem Bedürfniß und ihrer Befähigung, empfangene Eindrücke festzuhalten und lebhaft wiederzugeben. Der subjective Charakter aller solcher Aufzeichnungen darf freilich niemals vergessen werden, denn die apologetische Absicht herrscht hier in der Mehrzahl der Fälle vor und fordert demnach mehr als bei andern Geschichtsquellen zur Vorsicht heraus, so daß, was für den harmlosen Leser die reichste Quelle des ungemischten Genusses, für das kritische Urtheil leicht der Grund zu abwägendem Zweifel wird. —

I.

Das Mittelalter ist der Memoirenliteratur nicht günstig gewesen. Selbst bei dem Volke, welches das meiste Geschick dazu mitgebracht hat, bei den Fran-

zosen, finden wir Anfänge einer solchen nicht vor dem Ablaufe des 13. Jahrhunderts. Die Ursachen dieser Erscheinung waren verschieden. Gewiß ist, der echte Geist dieser Epoche war der Geltendmachung der Persönlichkeit, dem Cultus der Individualität nicht hold. Trotz aller erbaulichen Heiligenleben hat die echte Biographie — von der Selbstbiographie nicht zu reden — niemals recht gedeihen wollen. So kam es, daß wir über die Entwicklung der bedeutendsten Männer jener Zeit meist gar nicht unterrichtet sind. So ziemlich von keinem, zumal aus dem Laienstande, erfahren wir, wie er das geworden ist, als was ihn die Geschichte kennt. Unter diesen Umständen kann es uns um so weniger wundern, zu hören, daß keine der großen Gestalten des Mittelalters sich angetrieben fühlte, über sich selbst das Wort zu ergreifen. Ist es doch schon eine Seltenheit, wenn ein Fürst, wie unser Kaiser Friedrich I., um seinem Geschichtschreiber sichere Anhaltepunkte zu geben, durch seine Kanzlei eine Uebersicht über den Inhalt einiger Jahre seiner Regierung zusammenstellen ließ. Sein Enkel, Kaiser Friedrich II., hätte wohl die literarischen Voraussetzungen zu einem solchen Unternehmen besessen und stand dem herrschenden Geiste des Jahrhunderts frei und selbständig genug gegenüber; gleichwohl scheint ihm niemals ein Gedanke der Art in den Sinn gekommen zu sein, und doch hat gerade er sich am wenigsten darüber täuschen können, daß seine leidenschaftlichen Gegner sicher dafür sorgen würden, sein Bild so entstellt als möglich auf die Nachwelt zu bringen. Aber auch der allgemeine Zustand der Bildung und Literatur hat dazu beigetragen, jene negative Erscheinung hervorzurufen. Im Stande des Clerus war wohl vielfach die schriftstellerische Gewandtheit, aber offenbar nicht die Stimmung zu solchen Versuchen vorhanden, und dem Stande der Laien fehlte, auch wenn die Stimmung dazu vorhanden gewesen wäre, die schriftstellerische Gewandtheit. Fast keiner von diesen beherrschte die lateinische Sprache in dem Grade, daß er sich ihrer zu solch einem Zwecke hätte bedienen können, und eine deutsche Prosa hat sich bekanntlich erst viel später entwickelt. Aus diesen und anderen Gründen, die hier unerörtert bleiben sollen, geschah es, daß nicht eher als das Mittelalter von seiner Höhe herabzugleiten anfing und die gelehrte Cultur unter der Einwirkung der vorausgeeilten Italiener und Franzosen die Laienkreise zu durchdringen begonnen hatte, auch bei uns diese Art geschichtlicher Aufzeichnungen, die in erster Linie das erwachte Selbstgefühl der Persönlichkeit zur Voraussetzung hat, wenn auch langsam und mit Unterbrechungen, zum Durchbruch kam. — —

Die Anfänge unserer Memoirenliteratur schließen sich an das luxemburgische Kaiserhaus an. Ein Fürst höchsten Ranges, der die volle Bildung der Epoche in sich aufgenommen hatte oder doch übersah, Kaiser Karl IV. ist es, der den Reigen eröffnet. Wir haben von ihm eine in lateinischer Sprache geschriebene und auf der Grundlage von Tagebüchern und sonstigen Notizen in der Form von Denkwürdigkeiten abgefaßte Geschichte seiner Jugend, die von seinem 16. Jahre anfangend mit seiner Wahl zum römischen König abbricht[1]). Seine eigene, so merkwürdige und bewegte Regierung in derselben Weise zu beschreiben, hat er

[1]) S. Boehmer, Fontes, Bd. 1, S. 228—270.

schwerlich jemals beabsichtigt. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, wie man mit Recht vermuthet, mögen ihn davon zurückgeschreckt haben. So kam es, daß er die Schilderung des wichtigsten Theiles seines Lebens einer fremden, wenn auch von ihm erkorenen Hand überließ. Gleichwohl darf man behaupten, daß mit diesem Werke des Luxemburgers die deutsche Memoirenliteratur in würdiger Weise eingeweiht worden ist, wie wenig auch die Gesichtspunkte und Entwürfe seines Urhebers in Deutschland selbst ihren Schwerpunkt gefunden haben.

In gerader Linie und auf dem gelegten Grunde hat sich die in Frage stehende Literatur nun freilich nicht fortgesetzt. In den Kreisen der städtischen Geschichtsschreibung begegnen wir zwar bald genug Aufzeichnungen, die den Ton von Denkwürdigkeiten anschlagen, wie z. B. das Gedenkbuch des Nürnberger Patriciers Ulmann Stromer[2]). Mit einigem Rechte dürfte man ein solches selbst von dem Werke, welches den Namen Eberhard's von Windeck führt und die Geschichte Kaiser Sigmund's, des Sohnes Karl's IV. behandelt, behaupten[3]). Allerdings ist dasselbe mehr nur ein „Sammel- und Bilderwerk", aber es birgt in sich die meisten Elemente, aus welchem ein echtes Memoirenwerk hätte geschaffen werden können. Es dauert indeß nicht lange, so stoßen wir auf Bruchstücke von Aufzeichnungen einer deutschen Frau, Helene Cottanerin, die zwar nur ein paar Jahre umfassen, aber die Gattung vollkommen repräsentiren. Die Verfasserin hat im Dienste einer Tochter Kaiser Sigmund's, Elisabeth, der Wittwe König Albrecht's II., gestanden und erzählt, was sie selbst erlebt[4]). Zuletzt hat Gustav Freytag auf ihren Bericht aufmerksam gemacht und mehrmals daraus mitgetheilt. — Die „Reisen des schwäbischen Ritters Jörg von Ehingen nach der Ritterschaft" (1440—1460) halten sich zu kurze Zeit in Deutschland auf und gehen in der Darstellung zu bald in den Ton der Reisebeschreibung über, als daß wir größeres Aufheben von ihr machen möchten; es lag aber hier ein Stoff vor, aus welchem bei höheren Absichten und entsprechender literarischer Gewandtheit sich ein fesselndes Bild des ritterlichen Lebens hätte gestalten lassen[5]). Dagegen ist noch fast gleichzeitig aus ritterlich-historischen Kreisen eine Schrift hervorgegangen, die als eine kostbare Probe dynastischer und politischer Memoiren mit Recht gilt: nämlich die „Denkwürdigkeiten hohenzollerischer Geschichten" von Ritter Ludwig von Eyb, die sich mit den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg und noch mehr mit dem Markgrafen Albrecht Achilles beschäftigen. Der letztere ist der eigentliche Held des klugen Ritters, der sich voll Bewunderung für ihn gibt. Der Berichterstatter ist demnach freilich nicht die Hauptperson der Erzählung, er stand jedoch den erzählten Ereignissen meist als Mithandelnder unmittelbar nahe und ist mit ganzer Seele bei der Sache. Kein anderes Fürstenhaus jener Zeit darf sich eines so einsichtigen und so anhänglichen Dieners rühmen, wie Ritter Ludwig war.

Waren wir bisher im Süden des Reichs festgehalten, so begegnen wir noch

---

[2]) Deutsche Städtechroniken I, S. 25 ff.

[3]) Mencken, Scriptores, I, p. 1074—1288.

[4]) Endlicher: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Cottanerin. Leipzig 1846.

[5]) S. „Des schwäbischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft", herausgegeben von Franz Pfeiffer in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, I. (1842).

am Ende des (15.) Jahrhunderts einem Memoirenwerk, das auf dem echt bürgerlichen Boden einer norddeutschen Stadt entstanden ist. Es sind das die „Denkwürdigkeiten des Halle'schen Rathsmeisters Marcus Spittendorf", die erst vor wenigen Jahren veröffentlicht worden sind[6]). Sie behandeln eine äußerst wichtige Episode aus der Geschichte der genannten Stadt (1472—1478), einen Kampf des Halle'schen Patriciats — der sogenannten Pfänner — mit den demokratischen Elementen und dem Landesherrn, dem Erzbischof Ernst von Magdeburg aus dem Wettinischen Hause, in welchem Kampfe die herrschende Stellung der „Pfänner", zugleich aber auch die Autonomie von Halle untergegangen ist. Spittendorf stand an der Spitze der unterliegenden Partei und wurde in empfindlicher Weise in ihre Katastrophe mit verwickelt. Seine Aufzeichnungen, in schlichter, tagebuchartiger Gestalt, aber voll Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschrieben, sind von apologetischer Absicht nicht frei; jedoch könnte man deshalb nicht sagen, daß er wider seine Gegner ungerecht würde. Hat doch Spittendorf offenbar nicht an die Veröffentlichung derselben gedacht und sie nur zu seiner eigenen Befriedigung und gleichsam um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, niedergeschrieben.

Einen sichtbaren, aber nicht überraschenden Aufschwung nimmt die deutsche Memoirenliteratur unter der Einwirkung der humanistischen und reformatorischen Bewegung. Das unwiderstehliche Erwachen des individuellen Bewußtseins, der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit konnte nicht verfehlen, im Zusammenhang mit der allgemeinen Stimmung der Geister und dem Sturze der mittelalterlich-scholastischen Schranken, in der angedeuteten Richtung befruchtend und belebend zu wirken. Die Epoche des Humanismus, die mit der Zeit Kaiser Max' I. sich zum guten Theile deckt, kommt hierbei in erster Reihe in Betracht. An die Aufzeichnungen des Wiener Arztes Ulrich Tichtel (1477—1492) soll hier nur erinnert werden. Sie sind in der primitivsten Form gehalten und überwiegend schlichtesten Inhalts. Der Verfasser war übrigens ein gelehrter Mann, zugleich Professor an der Universität, und stand zu dem Humanistenkreise, der sich in Wien um Kaiser Max gesammelt hatte, zumal zu Conrad Celtis, in nahen Beziehungen. Er hat sich daher auch der lateinischen Sprache bedient. Der Kaiser selbst hat sich bekanntlich die literarische und künstlerische Verherrlichung seiner Person und seiner Unternehmungen eifrig angelegen sein lassen. Er hat ein paar Werke unternommen und zum Theile unter der Mitwirkung Dritter ausführen lassen, wie den Teuerdank und Weißkönig — von anderen Aufzeichnungen und Dictaten nicht zu reden —, die trotz des dichterischen Gewandes, in welches sie gehüllt sind, in das Gebiet der Memoiren hinüber streifen.

Mit den ritterlich-literarischen Neigungen Maximilian's berühren sich die Denkwürdigkeiten eines seiner Zeitgenossen: „Die Geschichte und Thaten Wilwolts von Schaumburg"[7]). Der Held dieser höchst anziehenden Aufzeich-

---

[6]) Herausgegeben von der historischen Commission der Provinz Sachsen, bearbeitet von Professor Dr. Julius Opel. Halle 1880.

[7]) Sie erschien gedruckt in den Publicationen des literarischen Vereins zu Stuttgart. 50. Lieferung. Vgl. Ulmann in H. v. Sybel's historischer Zeitschrift, 39. Bd.

nungen, dessen Wiege auf fränkischem Boden gestanden hat, ist zwar nicht zugleich ihr Verfasser, aber nicht minder gewiß bleibt, daß er an der Entstehung derselben maßgebenden Antheil genommen hat. Als den „Buchsetzer", wie man sich damals auszudrücken pflegte, d. h. als den schriftstellerischen Urheber des Buches hat man in neuester Zeit mit bestechender Wahrscheinlichkeit den jungen Ludwig von Eyb vermuthet, einen Sohn jenes ältern Ludwig, dessen Denkwürdigkeiten wir bereits berührt haben. Der jüngere Eyb erscheint allerdings zu der ihm zugeschriebenen Arbeit schon insofern geeignet, als er die Feder wie das Schwert zu führen verstand. Wie dem aber sein mag, diese „Geschichten und Thaten" müssen zu den gelungensten Leistungen unserer Memoiren-Literatur gerechnet werden. Sie entrollen vor uns das Bild eines tapfern Ritters, der aber zugleich zu noch andern Dingen zu gebrauchen war. Allerdings ist von einer romantischen „Buhlschaft" und manchem Tournierabenteuer die Rede, auch ein paar diplomatische Missionen werden berichtet, in der Hauptsache jedoch bewegt sich die Erzählung um kriegerische Thaten, die gelegentlich das Gebiet der Politik berühren. Die Schilderungen sind voll Anschaulichkeit und gestaltender Kraft entworfen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Buch bekannter zu werden verdient, als dies bisher der Fall zu sein scheint[8]).

Hat Wilwolt von Schaumburg in keiner Beziehung zu dem erwachten Humanismus gestanden, so gilt dies um so gewisser von Hermann von Butzbach und seinem „Wanderbüchlein", das in deutscher Bearbeitung unter dem zutreffenden Titel der „Chronik eines fahrenden Schülers" vor einigen Jahrzehnten an das Licht getreten ist, während das lateinisch geschriebene Original noch immer ungedruckt liegt. Diese „Chronik" autobiographischer Natur liefert zur Kenntniß der socialen Seite der humanistischen Bewegung, wie sie in der charakteristischen Erscheinung der sogen. „fahrenden Schüler" zum Ausdruck kam, einen höchst lehrreichen Beitrag. Der junge Butzbach stammte aus Miltenberg am Main und gelangte nach einer recht abenteuerlichen Wanderung in die berühmte Schule von Deventer, wurde zuletzt Priester und fand in dem bekannten Kloster Laach ein Asyl, wo er 1526 die müden Augen schloß. Er gehört zu jenen Anhängern des Humanismus, die mit der alten Kirche nicht brachen, aber zugleich tapfer für die classischen Studien eintraten. Ein wohlgesinnter und kenntnißreicher Mann, hat er sich die Freundschaft des Abtes Trithemius verdient. Seine Erlebnisse, die er mit seinem Eintritt in das Kloster schließt, werden in anspruchsloser Form vorgetragen und machen den Eindruck der Glaubwürdigkeit[9]). Aehnliche Schilderungen eines fahrenden Schülers hat Thomas Platter, der bekannte Basler Drucker und Schulrector, in seiner in deutscher Sprache abgefaßten Selbstbiographie niedergelegt. Er schildert uns in fesselnder Weise seinen wundersamen Lebensgang, von seinen Anfängen als armer Hirten-

[8]) S. „Ritter Ludwig's von Eyb Denkwürdigkeiten brandenburgischer (hohenzollerischer) Fürsten". Herausgegeben von Dr. Constantin Höfler. Bayreuth 1849.

[9]) S. „Chronica eines fahrenden Schülers, oder Wanderbüchlein des Johannes von Butzbach". Aus der lateinischen Handschrift übersetzt und mit Beilagen vermehrt von D. J. Becker. Regensburg 1869.

knabe in Wallis beginnend, die verschiedenen Stadien hindurch bis zu seiner dauernden Niederlassung in Basel und bis in sein hohes Alter hinein. Von dem Vater angeregt hat Thomas Platter's Sohn, Felix, in der Gestalt eines Tagebuches, die Jahre von 1536—1559 umfassend, als bereits gemachter Mann und in seiner Vaterstadt hochangesehener Arzt, seine Jugendgeschichte geschrieben. Das Lehrreichste darin ist der Bericht über seine Reise nach Montpellier, wo er an der damals so berühmten medicinischen Facultät die Arzneiwissenschaft studirte. Nicht minder anziehend erzählt er die Geschichte seiner Niederlassung in Basel und seine Verheirathung, bricht aber gleich davon ab, so gern wir ihm noch länger zuhören möchten[10]). Bereits in dem Leben seines Vaters erhalten wir ein anschauliches Bild von der Vereinigung des humanistischen und reformatorischen Elementes. Noch deutlicher beinahe führen uns diese Verbindung die Denkwürdigkeiten eines andern Schweizers, um diese Bezeichnung vorweg zu nehmen, vor Augen. Wir meinen die „Sabbata" des St. Gallers Johannes Keßler, der u. A. ebenfalls die Freuden und Leiden des fahrenden Schülers kennen gelernt hat. Seinen ausführlichen Mittheilungen hat er den Namen „Sabbata" gegeben, weil er sie in der Muße der Feierstunden niederzuschreiben pflegte. Sie gehören, wie ihr Herausgeber mit Recht gesagt hat, zu den lieblichsten literarischen Erscheinungen der Reformationszeit. Keßler's Schicksale sind merkwürdig genug, um überall mit Theilnahme gelesen zu werden. Schlichten bürgerlichen Kreisen entstammend, hatte er den Trieb nach Höherem gefühlt und die Wanderung nach Wittenberg unternommen, die ihn im Gasthof zum Bären in Jena zu jener so charakteristischen Begegnung mit Luther geführt hat. In Wittenberg ganz für die neue Lehre gewonnen, kehrte er mit dem Entschlusse, ihr sein Leben zu widmen, in seine Vaterstadt zurück. Da er aber hier für den Sieg derselben zunächst geringe Aussichten fand, erlernte er das Sattlerhandwerk und gründete sich auf dem Boden desselben ein bescheidenes Heim. Als jedoch weiterhin, Dank der Initiative Joachim Watts, des ihm befreundeten, ausgezeichneten Bürgermeisters in St. Gallen und unter seiner eigenen leisen Mitwirkung die Sache der Reformation officiell zur Anerkennung gelangte, trat Keßler aus seiner Zurückgezogenheit hervor und wurde Lehrer an der lateinischen Stadtschule. Später erhielt er das Amt eines Predigers an der Stadtkirche und starb 1574 als Antistes der evangelischen Kirche St. Gallens. Aus diesen wenigen Andeutungen läßt sich schon schließen, welch hohen Werth die Bekenntnisse eines so vorzüglichen Mannes haben müssen. Man hat sie nicht uneben das „gute Gewissen der Reformationszeit" genannt. Die Form derselben anlangend, so sind sie zwar kein Kunstwerk, Keßler weiß aber stets den rechten Ausdruck zu finden und versteht es ebenso vortrefflich zu erzählen, als den auftretenden Gestalten Leben einzuhauchen[11]).

---

[10]) Neueste Ausgabe von H. Boos: Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1878.

[11]) Ausgabe der Sabbata von Götzinger in den St. Galler Mittheilungen, Heft V—X, 1866 und 1868. — Zu vgl. Meyer von Knonau in H. v. Sybel's historischer Zeitschrift, Bd. 24.

II.

So sind wir bereits mitten in die Reformationszeit hinein gerathen. Ein hervorragendes Werk über die gewaltigen Vorgänge haben wir in der Gestalt von Denkwürdigkeiten nicht, wie wir z. B. ein solches, rein geschichtliches von Sleidan besitzen. Luther hat wohl einmal daran gedacht, über sich selbst das Wort zu nehmen, ist aber im Gedränge seines Lebens leider nicht zur Ausführung seiner Absicht gelangt. Ebenso wenig hat einer seiner Kampfgenossen über seinen Antheil an der gewaltigen Umwälzung ein halbweg umfassendes Bekenntniß abgelegt. Wie ganz anders ist doch dieser Literaturzweig bei den Franzosen und Engländern über die große Epoche ihrer Geschichte vertreten! Freilich lagen hier die Verhältnisse vielfach anders, und gingen bei uns die meisten Helden dieser Bewegung mitten im Kampf dahin. Melanchthon wäre wohl der Mann dazu gewesen und er hat auch lange genug gelebt, aber die hereinbrechenden theologischen Zänkereien mögen ihm den Muth dazu genommen haben. Von den übrigen Freunden Luther's ist zunächst nur Spalatin († 1546) zu nennen. Tief eingeweiht in die Gänge der kursächsischen Politik und zugleich literarisch hinlänglich gebildet, besaß er in hohem Grade das Zeug und den Beruf dazu, von seinem Standpunkte aus ein erschöpfendes Bild von jenen Vorgängen, welchen er so nahe stand, zu entwerfen. Dazu ist er aber nicht gekommen. Seine Annalen der Reformation und seine Biographie Friedrich's des Weisen und seiner beiden nächsten Nachfolger streifen wohl an die Form von Memoiren, ohne sie jedoch irgendwie durchführen zu wollen[12]). Ein ähnliches gilt von den Berichten des Myconius und Ratzeberger.

Um so begieriger greift man nach den Commentaren Kaiser Karl's V., welcher durch ein wahres Verhängniß in dem entscheidendsten Momente zur Herrschaft über das deutsche Volk berufen worden ist. Karl hat diese Commentare zu einer Zeit dictirt, in welcher er auf der Höhe der Macht stand und war dabei, wie wenig er sie immerhin für die Veröffentlichung bestimmte, doch gewiß von der Absicht geleitet, ein Bild seiner Thaten in seinem Sinne zu hinterlassen. Die Kritik hat den Inhalt des Buches bedeutend genug gefunden, aber in den Kreis unsrer Betrachtungen fallen sie doch nur mittelbar. Dieses nicht gerade aus dem Grunde, weil sie der Kaiser in spanischer Sprache dictirt hat und darauf eine französische Redaction folgen ließ, sondern weil er, von seinem universellen Standpunkte aus keine Sympathie und kein Verständniß für unsere wahren Interessen verräth und gepflegt hat. — Aus seiner Umgebung hat sich Keiner über das, was er erlebte und ausführen half, eingehend vernehmen lassen; von einem einzigen seiner Räthe, Vigilius von Zwichem, haben wir ein Tagebuch über die Zeit des schmalkaldischen Krieges, das lehrreich genug, jedoch in der primitivsten Form angelegt ist[13]). Da wehte vom Hofe König Ferdinand's I. doch eine andere Luft! Einer seiner Staatsmänner, Freiherr Sigmund von

---

[12]) Vgl. Neudecker und Preller: Georg Spalatin's historischer Nachlaß und Briefe, 1. (und einziger) Band. Jena 1851.

[13]) Herausgegeben von Dr. v. Druffel. München 1877.

Herberstein († 1556), der sich durch seine Epoche machenden Schriften über Rußland einen so hohen Namen erworben, hat zugleich eine ausführliche Geschichte seines Lebens hinterlassen, die durch ihren reichen Inhalt, die anschauliche Beschreibung seiner Gesandtschaften an den russischen und polnischen Hof und an die Pforte einen hervorragenden Platz einnimmt[14]). Herberstein war offenbar ein ausgezeichneter Diplomat, wie Deutschland wenigstens in jener Zeit nicht viele hervorgebracht hat. Von einem Kunstwerke ist auch seine Autobiographie weit entfernt; dagegen aber erweisen sich seine Beobachtungen um so werthvoller, seine Mittheilungen um so zuverlässiger. — In den Kreis der Interessen des Habsburgischen Hauses und im Besondern Karl's V. ragt ein anderes, entschieden memoirenhaftes Werk hinein, dessen Held der Pfalzgraf und spätere Kurfürst Friedrich II. ist. Der Verfasser, Thomas Hubert aus Lüttich, war Secretär des genannten Fürsten und hat seine „Annalen" in lateinischer Sprache und breiter Ausführung abgefaßt; sie sind bereits früher und noch einmal in unserm Jahrhundert von Eduard von Bülow in das Deutsche übertragen worden. Thomas Hubert will im Grunde nur die Schicksale seines Herrn schildern; er hat jedoch an denselben meist unmittelbaren Antheil gehabt und ist an den abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen, die den Pfalzgrafen durch halb Europa führten, sein ständiger Begleiter gewesen. Von Natur sorglos und leichtsinnig, ein gründlich mißbrauchtes Opfer der Berechnungen Karl's V., hat der Pfalzgraf den erwarteten Dank vom Hause Oesterreich nicht geerntet. Spät, erst nach dem kinderlosen Hingang seines Bruders zur Herrschaft und zur kurfürstlichen Würde gelangt, hat er die Durchführung der Reformation in der Rheinpfalz trotz des schlecht verhehlten Grolles des Kaisers geschehen lassen. Den anziehendsten und anschaulichsten Theil der Memoiren bildet die Erzählung der Irrfahrten, der Hoffnungen und Enttäuschungen des Pfalzgrafen, der es gewagt hatte, längere Zeit hindurch zu der Schwester Karl's V. sein Auge zu erheben. Man kann sich bei dieser Schilderung oft beinahe des Eindrucks nicht erwehren, als lese man von einem wieder erstandenen irrenden Ritter und seinem witzigen Knappen, nur daß schließlich für den Fürsten Alles, den Punkt der Heirath ausgenommen, einen guten Abschluß findet. Thomas Hubert selbst nicht bloß ein wackerer Geselle, sondern zugleich von nicht gewöhnlicher Bildung und literarischer Gewandtheit, hat sich, fürchten wir, für seine guten Dienste durch den Kurfürsten zuletzt nicht hinlänglich belohnt gefunden[15]).

Das kriegerische und tumultuarische Leben dieser Zeit hat übrigens in der Gestalt von Erinnerungen und Selbstbekenntnissen noch verschiedene Beleuchtungen und zum Theile in recht origineller Weise gefunden.

Die Aufzeichnungen Sebastian Schärtlin's sind bekannt. Sie begleiten den deutschen Condottiere, der zugleich ein ebenso gewandter Diplomat als berufener Feldhauptmann war, durch ein langes, bewegtes und nicht ergeb-

---

[14]) S. die Ausgabe von Th. v. Karajan im 1. Band der Fontes Rerum Austriae. Wien 1854.

[15]) Seine „Annales de vita et rebus gestis Friderici II. electoris palatini" erschienen Frankfurt a. M. 1624.

nißloses Leben. In schlichter Form, ohne viel Umstände zu machen, erzählt uns der praktische Mann, der an den wichtigsten militärischen und politischen Actionen betheiligt gewesen war und seinen Vortheil niemals aus den Augen verloren hat, seine Erlebnisse, seine Gewinnste und Verluste und wie er als Sieger aus den bedenklichsten Fährlichkeiten hervorgegangen ist[16]). Lernen wir in Schärtlin den fähigen und glücklichen Emporkömmling, einen selfmade man kennen, der nicht besser erscheinen will, als er war, so stellt sich uns Götz von Berlichingen in seinen Denkwürdigkeiten als der ritterliche Haudegen dar, der im Sturme der Zeit und, Dank seiner eigenen Unzulänglichkeit, trotz des vielen Geräusches, das er verursacht hatte, zuletzt ziemlich ruhmlos gescheitert ist. Und indem er zur Feder greift, begegnet ihm in seiner naiven Denkweise das Bittere, daß er, in der Absicht sich zu rechtfertigen, neuen Stoff zu neuen Anklagen wider sich liefert. Als Werk der Literatur sind seine Memoiren übrigens unbedeutend und haben nur durch die berühmte Dazwischenkunft Goethe's eine Aufmerksamkeit erregt, die sie ohnedem niemals gefunden hätten[17]). Götz berührt in seinem Buche ungern genug auch den Bauernkrieg und die zweifelhafte Rolle, zu welcher er sich in demselben hergegeben hat. Von allen übrigen zeitgenössischen Berichten über dieses elementare Ereigniß liegt im Grunde ein einziger auf unserem Wege, und dieser stammt aus einem Lande, das bald genug der deutschen Bildung mehr als billig entfremdet worden ist, damals jedoch trotz seiner geographischen Lage noch mitten in der Bewegung stand — nämlich aus Tyrol. Bekanntlich hat die „bäurische Empörung" vor dem Lande der Berge nicht still gestanden und dasselbe empfindlich überfluthet. Eine Schilderung dieser Sturmfluth verdanken wir einem geborenen Tyroler, Georg Kirchmeier, der Hofrichter des Klosters Neustift bei Bozen war. Seine Aufzeichnungen behandeln übrigens nicht den Bauernkrieg in Tyrol allein, sondern die Geschichte seines Lebens und im engern Kreise seiner Zeit, von 1529 bis in die Nähe seines im Jahre 1553 erfolgten Todes herab. Kirchmeier war ein tüchtiger Geschäftsmann, conservativ von Haus aus, jedoch wie jeder denkende und wohlgesinnte Mann jener Tage von der Nothwendigkeit von Reformen, zumal auf kirchlichem Gebiete, fest überzeugt; erst die Ueberstürzungen der radicalen Partei, besonders im Bauernkriege, trieben ihn wider seinen Willen zur Resignation. Er war zugleich gebildet genug, seine Erlebnisse in lesbarer Gestalt niederzuschreiben[18]). — Ueber eine andere revolutionäre und noch tollere Episode als der Bauernkrieg war, nämlich über den Aufruhr der Wiedertäufer zu Münster, besitzen wir ebenfalls von einem Zeitgenossen, der den erzählten Vorgängen nahe genug gekommen war, eine recht merkwürdige und lehrreiche Aufzeichnung. Der Verfasser Heinrich Gresbeck, ein einfacher Schreiner seines Zeichens, hatte, von dem allgemeinen Taumel fortgerissen, eine Zeit lang in untergeordneter Stellung dem Aufruhr gedient, bis er,

[16]) Die neueste Ausgabe von Schärtlin's Autobiographie lieferte Schönhuth, Frankfurt 1858.

[17]) S. die Geschichte des Ritters Götz von B. und seiner Familie, von F. W. Grafen von Berlichingen-Roßach. Leipzig 1861.

[18]) Ausgabe von Th. von Karajan, Fontes V. Austr. Bd. I.

als die Gefahr von außen her näher rückte, sich besann, zu den Belagerern überging und ihnen ein bewährtes Mittel zur Ueberrumpelung der Stadt an die Hand gab, ohne jedoch den erwarteten Lohn für seinen Verrath zu erhalten. Diese höchst bedeutsamen Vorgänge, die Entwickelung des Aufruhrs und den Fall von Münster, erzählt Gresbeck aus dem Gedächtniß in lebhafter, anschaulicher und volksthümlicher Weise, wie er ja selbst ein Mann aus dem Volk war; die Tiefe der Erscheinungen bleibt ihm freilich verschlossen. Seines Verrathes schämt er sich nicht, weil er ihn zunächst im Interesse seiner Selbsterhaltung und aus Ekel über das Erlebte ausgeübt hat. Völlige Unparteilichkeit dürfen wir freilich von ihm nicht erwarten; er haßt die Häupter des Aufruhrs, namentlich jene, die von auswärts gekommen waren, zugleich darum, weil er sie für die verführte Menge verantwortlich macht[19]).

Die noch übrige Zeit bis zum Ausbruche des großen deutschen Krieges — das Zeitalter der Gegenreformation — ist ziemlich arm an Schriften, wie wir sie suchen. Der allgemeine Rückgang in dem politischen und geistigen Leben unsrer Nation, der die nächsten Menschenalter kennzeichnet, macht sich auf dem Gebiete der Geschichtschreibung überhaupt, wie der Memoirenliteratur im Besondern, empfindlich bemerkbar. In den Tagebüchern des westphälischen Edelmanns Caspar von Fürstenberg († 1618) läßt sich, wenn auch ungesucht, der Geist jener Gegenströmung deutlich wahrnehmen[20]). — Das Gedenkbuch des Kölners Hermann Weinsberg, bis an die Grenze des 16. Jahrhunderts herabreichend, bewegt sich, was seinen Werth anlangt, auf der mittleren Linie. Der Verfasser, Licentiat der Rechte, war Advocat und Assessor am hohen weltlichen Gerichte seiner Vaterstadt und ein wohlangesehener Mann. Sein Gedenkbuch ist in einfacher, anspruchsloser Form gehalten, die Einträge, kürzer oder weitläufiger, werden nach den einzelnen Jahren gemacht und wir erfahren über die verschiedensten Vorgänge in Köln und Umgegend recht Vieles und für die Sittengeschichte Wichtiges, ohne daß die philiströse Persönlichkeit des Autors uns eine wärmere Theilnahme einzuflößen vermöchte[21]).

Höchstbedeutend treten uns jetzt Pommern und Schlesien, die bisher ferne geblieben, entgegen. Dort ist es der Stand des gelehrten Bürgerthums, hier des ritterlichen Adels, der je seinen Vertreter stellt. Die Tagebücher des Stralsunder Bürgermeisters Nikolaus Gentzkow, eines hochgebildeten Juristen, erweisen sich für die allgemeine Culturgeschichte und die Geschichte Pommerns und Stralsunds (1558—1567) ungewöhnlich ergibig und ziehen uns durch die tüchtige Persönlichkeit des Urhebers nachhaltig an[22]). Um ein beträchtliches höher freilich sind die Memoiren eines jüngeren Landsmannes Gentzkow's, Bartholomäus Saftrow's, zu stellen, der 1603 als Bürgermeister von Stralsund in hohem Alter gestorben ist. Man wird nicht fehl gehen,

---

[19]) Herausgegeben von Karl Cornelius im 2. Band der Münster'schen Geschichtsquellen.

[20]) S. Leben und Wirken Caspar's von Fürstenberg. Nach dessen Tagebüchern von F. Ignatz Pieler. Paderborn 1873.

[21]) S. Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. Jahrgang 1872 und 1874.

[22]) Bei Zober, Stralsunder Chroniken, 3. Bd.

wenn man diesen Aufzeichnungen einen Ehrenplatz unter unsern bürgerlichen Denkwürdigkeiten überhaupt einräumt. In der übrigens hinlänglich freien Form der Autobiographien und in behaglicher Fülle geschrieben, leitet den Urheber die Absicht, seinen Nachkommen für die wunderbare Führung seines Lebens Zeugniß abzulegen, aber auch zugleich vor der Nachrede seiner Gegner sich zu rechtfertigen und endlich, so viel an ihm, zu einer authentischen Kenntniß alles Dessen, was er selbst erlebt und innerhalb seines Gesichtskreises sich ereignete, beizutragen. Saftrow's Leben war ein gar sehr bewegtes, verschiedene Stellungen haben ihn tief und auf längere Zeit in das Reich hinein und selbst nach Rom geführt. Zuerst hat er im Dienste des pommerschen Fürsten, dann der Stadt Greifswald und endlich von Stralsund, als Gentzkow's mittelbarer Nachfolger im Bürgermeisteramt, gestanden. Erst spät hat er zur Feder gegriffen: ein unterrichteter Mann, schreibt und erzählt Saftrow gut und versteht es, die sich ihm aufdrängende Masse des Stoffes zu bewältigen und zu gestalten[23]). — Als ebenbürtiges, aus ritterlichem Kreise stammendes Seitenstück stellen wir die äußerst originellen und anziehenden Denkwürdigkeiten des schlesischen Junkers Hans von Schweinichen's daneben. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen haben sie die empfehlende Aufmerksamkeit Goethe's auf sich gezogen und erst vor einigen Jahren eine authentische, aber gar zu kühl gehaltene Textausgabe erfahren. Geboren 1550, zeichnet Junker Hans das von 1575—1600 unmittelbar Erlebte, bis zu den Getreidepreisen herunter, von Jahr zu Jahr höchst sorgfältig und in einem anmuthend naiven Tone auf. Es ist ein unvergleichliches Sitten- und Culturbild, das hier vor uns aufgerollt wird. Das Leben und Treiben an den Fürstenhöfen der Piasten, auf den Schlössern des schlesischen Adels wird in seltener Anschaulichkeit und heiterer Echtheit uns vorgeführt. Aber auch die Reise ins Reich, die Junker Hans als Begleiter des Herzogs Heinrich's IV. von Liegnitz, eines Fürsten mit immer leeren Taschen und arg leichtem Sinne, unternimmt und was er uns von seinem Aufenthalt in Augsburg, am Hofe zu Heidelberg und Kurköln berichtet, läßt an pikanten Andeutungen und Zügen nichts zu wünschen übrig. Hans war zwar kein gelehrter Mann; aber er versteht es, gut zu beobachten und zu erzählen, und hat sich auch weiterhin als Biograph seines Herrn hervorgethan[24]). — Augsburg war in jener Zeit noch immer eine der ersten Städte im Reich, obgleich seine Blüthe durch den Umschwung der Zeiten, aber auch durch die undeutsche Politik Karl's V. geknickt worden war. Hier schrieb im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts ein geborener Tyroler, Lucas Geizkofler, die Geschichte seines Lebens bis zu seiner Verheirathung (1590). Ein geschulter Jurist, wie er war, hatte er, Dank den lockenden Anerbietungen mehrerer katholischer Höfe, die Wahl gehabt, eine Manchem erwünschte Stellung zu gewinnen, aber als guter Protestant es vorgezogen, seine Unabhängigkeit zu bewahren, was nicht hinderte, daß die Fugger ihn als Rechtsconsulenten fortgesetzt gebrauchten. Geizkofler's Aufzeichnungen sind in mehr als einer Beziehung von Werth. Er hat seine Studien in Straßburg,

[23]) Herausgegeben von Mohnike, 3 Bde. Greifswald 1824.

[24]) Neue Ausgabe von Oesterley, Breslau 1878.

Paris und Dôle gemacht, in Paris hat er die Bartholomäusnacht, allerchristlichsten Angedenkens, erlebt und was er uns darüber erzählt, ist interessant genug; in Dôle hat er den juristischen Doctorgrad erworben und man wird seine Beschreibung der damit üblichen Gebräuche immer gern lesen[25]).

Wer sich die allgemeinen Zustände Deutschlands im Jahrhundert des großen Krieges und die Beschaffenheit der Literatur im Besondern in das Gedächtniß zurückruft, wird für den Gegenstand, der uns beschäftigt, wenig Erfreuliches erwarten. Der Rückgang in allen culturellen Fragen, der sich bereits im vorausgehenden Menschenalter vernehmlich angekündigt hatte, vollzieht sich jetzt mit betrübender Deutlichkeit. Man hätte zwar Vieles zu erzählen Gelegenheit und Veranlassung gehabt; aber man fand offenbar, angesichts des trostlosen Jammers, nicht die Stimmung dazu. Keine der halbwegs eingreifenden Persönlichkeiten des entsetzlichen Conflictes hat zum Wort gegriffen, den meisten wurde nicht einmal die Zeit dazu gelassen, sie erlebten die Wiederkehr des Friedens nicht. Ein Buch wie der Simplicissimus ist gewiß unübertrefflich, aber ein geschichtliches Buch im technischen Sinne des Wortes ist es eben doch nicht. Die zahlreichen Relationen und Zeitungen kommen, so lehrreich und unentbehrlich sie auch sind, für unsere Zwecke ebenfalls nicht in Rechnung. Die „Memoires“ des pfälzischen Staatsmannes Johann von Rußdorf, spät genug aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengestellt, theilen höchst werthvolle Materialien mit, ohne jedoch förmliche Aufzeichnungen zu bringen. Mit um so größerem Danke nehmen wir unter diesen Umständen die beiden Tagebücher des jüngeren Christian von Anhalt entgegen[26]), zumal sie wichtige Momente des verhängnißvollen Jahres der Schlacht am weißen Berge behandeln. Von bekannten literarischen Namen der kriegerischen Epoche begegnen uns auf unserm Wege einzig und allein die Khevenhiller, ein ursprünglich aus der Oberpfalz nach Oesterreich ausgewandertes Geschlecht, in welchem der Sinn für geschichtliche Aufzeichnungen erblich war. Am bekanntesten ist der Verfasser der „Annales Ferdinandei“, Franz Christoph, geworden. Sein sterbender Vater hatte ihn ermahnt, ihre eigene und anderer Geschichten aufzuzeichnen und zugleich an das Beispiel erinnert, dem er selbst und sein Bruder nachgefolgt sei und welchem nun auch der Sohn nachfolgen möge. Das erwähnte große geschichtliche Werk Franz Christoph's ist ein überwiegend stoffliches, kunstloses, beinahe formloses Annalenwerk, in welches er allerdings die Aufzeichnungen seines Oheims, Johann Khevenhiller, und seine eigenen, aus Tagebüchern geschöpften Erinnerungen über ihre Gesandtschaften nach Spanien aufgenommen hat[27]). Eine Selbstbiographie Franz Christoph's liegt noch ungedruckt.

Auch die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die ja noch fortgesetzt unter den Nachwirkungen des großen Krieges steht, hat wenig Erhebliches an Memoiren hervorgebracht. Die deutschen Höfe und der deutsche Adel litten an der

---

[25]) Herausgegeben von Adam Wolf, Wien 1873.

[26]) Das eine bei Rontier, Beiträge zur Geschichte und Literatur, 1. Bd., das andere selbständig durch Krause, Leipzig 1858.

[27]) S. Ad. Wolf, Geschichtsbilder aus Oesterreich, I, S. 113 ff. — Ranke, Wallenstein, S. 463 ff.

tiefen Gesunkenheit der Nation an erster Stelle und das deutsche Bürgerthum war vollständig entmuthigt und entkräftet. — Mit doppelter Genugthuung verweilen wir daher bei der Selbstbiographie des Schlesiers Friedrich Lucä. Geboren zu Brieg 1644, studirte er als Reformirter zu Heidelberg, Utrecht, Nymwegen, Leyden und in Frankfurt a. d. Oder Theologie. Nach Hause zurückgekehrt fand er als Hofprediger zuerst eine Stellung in seiner Vaterstadt und dann in Liegnitz, sah sich aber nach dem Aussterben des Piastengeschlechtes und der Besitzergreifung ihrer Fürstenthümer durch die unduldsamen Habsburger gezwungen auszuwandern und eine neue Heimath zu suchen. Diese gewann er zuerst als Metropolitan in Cassel, weiterhin in Spangenberg und zuletzt in Rothenburg an der Fulda, wo er im Jahre 1708 als Oberpfarrer gestorben ist. Ueberhaupt ein fruchtbarer historischer Schriftsteller, hat Lucä seine Autobiographie, wie es scheint, erst in höherem Alter geschrieben. Leider bricht sie mit dem Jahre 1686 plötzlich ab und alle Nachforschungen nach einer Fortsetzung sind bisher wenigstens erfolglos geblieben. Die Beschreibung des interessantesten Theiles seines Lebens haben wir jedoch sicher vor uns; die Schilderung seiner Studienzeit, seiner Reisen, der Zustände in Brieg und Liegnitz, seiner Verdrängung von da und des Aufenthaltes in Cassel liefern Bilder, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Was Lucä auch sonst an Schriften hinterlassen hat, sein Andenken in der Literatur ist wesentlich an diese seine Aufzeichnungen geknüpft.[28]) — In einen ganz andern Kreis führen uns die Denkwürdigkeiten der Herzogin (späteren Kurfürstin) Sophie von Hannover. Die Tochter des Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, die Freundin von Leibnitz, die Stammmutter der Könige von Preußen und England, eine geistvolle und erleuchtete Frau, hat in den Tagen der Verstimmung und Vereinsamung den Entschluß gefaßt, zu ihrem eigenen Troste die Erinnerungen ihres Lebens aufzuzeichnen und so sich von ihrer Verbitterung zu befreien, ähnlich wie ihre Nichte, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans durch ihren zahlreichen Briefwechsel, an welchem wir uns heute Alle erfreuen, sich an den Unbilden ihres Schicksals zu entschädigen suchte. Die Herzogin schreibt in erster Linie aus dem Gedächtniß, doch hat sie auch einige andere Hilfsmittel, wie Briefe, Tagebücher u. dergl. zugezogen. Nicht Zeitgeschichte ist es, was sie berichtet, sondern ihr eigenes Schicksal, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Liebe und ihren Haß, aber Alles lebhaft, witzig, warm, glaubwürdig, oder nur mit leicht erkennbaren Irrthümern versetzt. Der Herausgeber der Memoiren hat jedoch mit Recht bemerkt, daß in ihnen mehr als die sanften Züge der Weiblichkeit, die scharfe Zunge vorherrscht, „die den Gegner vernichtet, auch den Freund nicht schont und selbst der Mutter gegenüber die schuldige Pietät vergißt", — ein Umstand freilich, der weder den Genuß, noch die Belehrung abzuschwächen vermag, welche diese Bekenntnisse, die in ihrem Jahrhundert einzig dastehen, uns entgegenbringen[29]).

---

[28]) S. Dr. Friedrich Lucä: Der Chronist Friedrich Lucä. Frankfurt a. M. 1854.

[29]) Herausgegeben von Dr. Köcher im 4. Art. der Publicationen der preußischen Staatsarchive.

III.

Das 18. Jahrhundert eröffnet unsern Betrachtungen eine glänzende Perspective und führt die deutsche Memoirenliteratur bald auf eine Höhe, auf welcher sie den Vergleich mit den verwandten Leistungen der übrigen Nationen wenig mehr zu scheuen braucht. Allerdings ist der Fortschritt nicht ein plötzlicher und wie hätte er das sein sollen? Nur allmälig lockern sich und fallen die Fesseln, die den deutschen Geist so lange niedergehalten hatten. Von den deutschen Höfen und dem deutschen Adel, die noch immer einen guten Theil der nationalen Cultur in sich beschließen, strömt zunächst nicht eine solche geistige Kraft und Productivität aus, daß wir sofort eine reiche Ernte halten könnten. Eine Selbstbiographie wie die des preußischen Feldmarschalls D. G. von Natzmer, die erst neuerdings veröffentlicht worden ist, setzt sich selbst ein bescheidenes Ziel[30]). Die Denkwürdigkeiten Christoph's von Dohna schlagen freilich einen höhern Ton an. Sie beschäftigen sich mit dem Hofleben und den Zuständen unter dem ersten preußischen Könige und erzählen uns — in französischer Sprache — Manches, was wir sonst nicht erfahren: nur kann die Bericht erstattende Persönlichkeit keine lebendige Theilnahme erwecken[31]). Erst die Thronbesteigung Friedrich's des Großen führt im Zusammenhange mit dem Aufblühen unserer nationalen Literatur den willkommnen Umschwung herbei, der dann im Verlaufe eines Jahrhunderts zwar manchen Wechsel, aber keinen Stillstand mehr erfährt.

An der Spitze steht der große König selbst. Bekanntlich hat er neben seinen Thaten, die mit ihrem Ruhm die Welt erfüllten und eine Neugestaltung Deutschlands vorbereiteten, noch Zeit für eine schriftstellerische Fruchtbarkeit gefunden, die für sich allein ausreichen würde, einem Menschenleben den beneidenswerthesten Inhalt zu verleihen. Um dabei stehen zu bleiben, worauf es uns an dieser Stelle allein ankommt, Friedrich hat über seine wichtigsten politischen und militärischen Actionen eine Reihe von Aufzeichnungen hinterlassen, die, wenn man sie nicht geradezu in den Kreis der Memoirenliteratur einreihen will — was vielleicht doch der Sache am nächsten kommt — für jeden Fall ihren Platz zwischen ihr und der reinen Historie angewiesen erhalten müssen. Man hat in neuester Zeit sich wiederholt mit ihnen beschäftigt, und auch aus diesem Grunde dürfen wir uns über sie kürzer fassen. Der Zeit des Ursprungs sowohl, als dem innern Werthe nach steht die Geschichte des ersten und zweiten schlesischen Krieges, welcher der König die Bezeichnung der „histoire de mon temps" gegeben hat, oben an. Wie bekannt, war die längste Zeit nur die jüngere Redaction gedruckt und ist erst vor wenigen Jahren der ursprüngliche Text in seinem ganzen Umfange veröffentlicht worden. Trotz verschiedener formeller und von der Natur der Dinge gebotener sachlicher Abänderungen, hat auch die jüngere Bearbeitung den memoirenhaften Charakter in so weit bewahrt, daß man sie

---

[30]) S. Memoiren des Freiherrn D. G. von Natzmer. Berlin 1881.

[31]) S. Christian comte de Dohna: Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I. roi de Prusse. Berlin 1833.

mit Recht den Commentaren Cäsar's verglichen hat. Im Sinn ihres Urhebers sollte nur die zweite Redaction Geltung haben, die erste hat er als bloße Jugendarbeit zurückgelegt. Es ist jedoch von competenter Seite die Meinung ausgesprochen worden, daß das Beste, was die jüngere Redaction auszeichnet, sich auch bereits in der ältern findet, nur daß bei dieser mehr die historische Tendenz, bei jener aber der didaktisch-militärische Zweck vorherrsche. Friedrich besitzt die Gabe der Erzählung und Charakteristik in hohem Grade und hat sich die sorgfältige formelle Feilung seines Werkes nicht umsonst und grundsätzlich angelegen sein lassen. Was aber den Werth desselben vom sachlichen Gesichtspunkte aus in rühmlicher Weise erhöht, ist das treffende historische Urtheil, verbunden mit dem eifrigen Streben nach Wahrheit und nach Gerechtigkeit gegenüber dem politischen wie militärischen Gegner. — Die Geschichte des dritten schlesischen, d. h. des siebenjährigen Krieges steht als Werk der Literatur, Alles in Allem genommen, nicht auf dieser Höhe; aber es theilt doch eine Reihe von Vorzügen mit der „histoire de mon temps". Nach des Königs eigener Angabe stückweise nach dem Ende jedes Feldzuges und unter dem frischen Eindrucke der eben vollzogenen Thatsachen entworfen, wurden unmittelbar nach dem Friedensschlusse die einzelnen Theile in eine einheitliche, zusammenhängende Form gegossen und ergab sich so die Wirkung einer auf einen Wurf und in einem Zuge entstandenen Composition. Die letzte Gruppe der geschichtlichen Aufzeichnungen Friedrich's ist unter dem Namen der „Denkwürdigkeiten vom Hubertsburger Frieden bis zum Frieden von Teschen" bekannt und besteht aus drei von einander unabhängigen Theilen. Die innere und äußere Politik seines Staates in dem nächsten Jahrzehnt nach dem Schlusse des großen Krieges, die erste Theilung Polens und endlich der bayrische Erbfolgekrieg bilden die Hauptmomente dieser Skizzen, denn von einer erschöpfenden Darstellung ist keine Rede und sollte es nicht sein. Es sind in der That „Denkwürdigkeiten", aus welchen das Bild der behandelten Zustände und Vorgänge in der Gestalt reflectirt, wie sie vor dem Geiste des Königs schwebten und Form gewonnen hatten. Mit der Sorgfalt, wie die frühern umfassenden Aufzeichnungen sind sie allerdings nicht gearbeitet; aber aus jeder Zeile spricht der gewissenhafte Regent seines Staates, der scharfblickende Staatsmann, der durchdringende Menschenkenner[32]).

Indeß nicht bloß den genialen König, sondern sogar das Oberhaupt des deutschen Reiches in jenen Jahren, Kaiser Karl VII. aus dem wittelsbachischen Hause, treffen wir unter der Reihe der Verfasser von Denkwürdigkeiten. Freilich will und kann er in keiner Weise mit seinem großen Zeitgenossen wetteifern. Die Aufzeichnungen beider Fürsten haben nur die Sprache gemein, in der sie schreiben. Karl Albert's Memoiren sind Tagebücher und fern von jeder literarischen Aspiration. Sie beschäftigen sich überwiegend mit den Vorgängen des

---

[32]) Die historischen Schriften Friedrich des Gr. sind in der sogen. akademischen, durch Preuß besorgten Ausgabe seiner Werke enthalten. Die erste vollständige Ausgabe der älteren Redaction der „Histoire de mon temps" (von Dr. M. Posner) brachte (1879) der Anm. 29 bereits erwähnte 4. Band der Publicationen der preußischen Staatsarchive. Vgl. auch Ranke's Abhandlung im 34. Bande seiner Werke.

österreichischen Erbfolgekrieges, welchen der Wittelsbacher im Bunde mit Frankreich gegen Maria Theresia geführt und der ihm kein Glück gebracht hat. Es ist im Grunde eine düstere Atmosphäre, in welche uns der erlauchte Verfasser versetzt. Wie schwer liegt sein Schicksal, die verlegenheitsvolle Stellung, in die er sich begeben, auf ihm, und wie wenig ist er seinem Unternehmen gewachsen! Er handelt und schreibt im Glauben an sein gutes Recht, aber der Erfolg war gegen ihn. Sein Tagebuch ist übrigens eine wichtige geschichtliche Quelle, und nicht ohne Theilnahme für den Fürsten, der nicht des Glückes Freund war, legen wir es aus der Hand[33]).

Die Erwähnung Friedrich's des Großen legt uns die Erinnerung an seine Schwester Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth und ihre Memoiren von selber nahe. Leider tragen diese nicht dazu bei, ihren Nachruhm zu erhöhen. Es steht jetzt fest, man hat ihnen allzu lange Glauben geschenkt. Die neuesten Untersuchungen von Ranke und Droysen haben überzeugend dargethan, daß ihnen ein so geringer Grad von Glaubwürdigkeit zukommt, daß man sie aus der Reihe der geschichtlichen Quellen streichen muß; denn auch wo sie Wahres berichten, ist es mit Unwahrem verquickt. Um sich für ihre Verbitterung über ihre Lage zu rächen, läßt die geistreiche Prinzessin ihrer bösen Zunge freien Lauf und schildert die Zustände am Berliner Hofe im falschen Lichte, wobei sie in ihrer Malice selbst den eigenen Vater nicht verschont[34]). Diesen verdächtigen Ergießungen des Unmuths der Markgräfin begegnet man in den Denkwürdigkeiten des berufenen Baron K. L. v. Pöllnitz wieder. Während seine beiden früheren Publicationen, obwohl es darin an Selbstbekenntnissen nicht fehlt, so ziemlich der verdienten Vergessenheit verfallen sind, liegt die Sache bei seinem in Rede stehenden späteren Werke einigermaßen anders. Dasselbe hat Anerkennung gefunden, ist viel gelesen und benützt worden. Der materielle Werth der einzelnen Abschnitte erweist sich bei näherem Zusehen freilich als ein sehr verschiedener. Für die Schilderung der Zeit des großen Kurfürsten und König Friedrich's I. hat Pöllnitz Schriften geplündert, die zum Theil selbst wieder nicht original sind. Aber auch die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, wie bereits angedeutet, hat er ausgeschrieben und in seiner Weise aufgeputzt. Die Bedeutung und Brauchbarkeit seines Buches beginnt erst da, wo er wirkliche Memoiren schreibt und Selbsterlebtes und Selbstgesehenes berichtet. Das gilt besonders von den Anfängen Friedrich's des Großen, der ihn eine Zeit lang in seiner Nähe geduldet hat. Daß Pöllnitz nicht schlecht erzählt und plaudert, braucht kaum erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden; er ist nicht umsonst in die Schule der Franzosen gegangen[35]). Aus der Umgebung des Königs hat weiter

---

[33]) S. das „Tagebuch Kaiser Karl's VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges". Herausgegeben von K. Th. Heigel, München 1833.

[34]) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Baireuth, &c. Brunsvic 1810.

[35]) C. L. de Pöllnitz: Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg. 2 Bde. Berlin 1791. (Für die Beurtheilung der Memoiren der Markgräfin und des Barons Pöllnitz vgl. Ranke, Ges. Werke, Bd. 34, und Droysen, Geschichte der Preußischen Politik. IV, Abth. 4.)

Niemand Aufzeichnungen hinterlassen, die neben seinen eigenen genannt werden könnten. Von Herzberg, der übrigens noch viel mehr der Zeit seines Nachfolgers angehört, haben wir wohl Denkschriften, aber keine Memoiren. Es kann sein, daß angesichts von Friedrich's literarischer Rührigkeit, die ja kein Geheimniß war, keiner seiner Diener sich gerade ermuthigt fühlte, ihm Concurrenz zu machen. Die Einzigen, die sich mit seiner Epoche beschäftigen, sind die „Historischen und politischen Denkwürdigkeiten des Grafen Eustach von Görtz", aber auch diese sind erst aus seinen hinterlassenen Notizen und Papieren zusammengestellt, keineswegs von ihm selbst redigirt worden. Graf Görtz hat sich allerdings in bedeutenden Stellungen bewegt und ist Friedrich nahe genug gekommen; wir erfahren daher aus diesen seinen Mittheilungen Vieles, was wir nicht entbehren möchten, wie z. B. über den Fürstenbund, den bayrischen Erbfolgekrieg u. dergl.[36]).

Von anderen Zeitgenossen des Königs, die zugleich mit ihm in Berührung gekommen sind und Aufzeichnungen hinterlassen haben, dürfen ein paar nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Von dem Prinzen Karl von Hessen, dem jüngeren Bruder des Landgrafen und späteren Kürfürsten Wilhelm I. von Hessen, Sohn des seiner Zeit zum Katholicismus übergetretenen Landgrafen Friedrich's II. und einer Tochter König Georg's II. von England, existiren in französischer Sprache geschriebene Denkwürdigkeiten, die, wie es scheint, den größeren Theil seines zu überaus hohen Jahren gediehenen Lebens umfassen. Dieselben sind, obwohl als Manuskript gedruckt, in ihrem ganzen Umfange nicht veröffentlicht worden, nur ein Abschnitt daraus, der über die ersten vier Jahrzehnte berichtet, ist im Jahre 1866 in deutscher Uebertragung herausgegeben worden. Prinz Karl hat zwar den größten Theil seines Lebens in Dänemark und im Dienste des dänischen Staates zugebracht; er ist aber gerade zu Friedrich dem Großen in ziemlich nahe Beziehungen getreten und berichtet uns mehreres Interessante von ihm. Er erzählt überdies gut und man liest ihn mit Vergnügen. Der Prinz war keine geniale, aber eine edle und liebenswürdige Persönlichkeit und war zugleich Zeuge so mancher wichtiger Vorgänge, so daß der bereits öfter ausgesprochene Wunsch, sein Memoirenwerk möge endlich in seiner Vollständigkeit mitgetheilt werden, sich als vollkommen berechtigt erweist[37]). — Die „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz von der Asseburg" (gest. 1799), die im Jahre 1842 unter der Flagge Varnhagen's von Ense an das Licht getreten sind, gehören ebenfalls überwiegend der Zeit des großen Königs an. Mit den Memoiren des Grafen von Görtz haben sie das Eine gemeinsam, daß sie in der vorliegenden Gestalt ebenfalls nicht unmittelbar von dem Manne herrühren, dessen Namen sie tragen. Erst vierzig Jahre nach des gedachten Freiherrn Tode sind sie von einer jüngeren befreundeten Hand, aus seinem literarischen Nachlasse, hergestellt worden. Achatz von der Asseburg hat zuerst in landgräflich hessischen, dann in dänischen und endlich in russischen Diensten gestanden. Hauptsächlich in

---

[36]) Erschienen 1827 in Stuttgart in zwei Theilen.

[37]) S. „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Cassel". Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten Original übersetzt. Mit einer Einleitung von Dr. K. Bernhardi. Cassel 1866.

der Diplomatie verwendet, hat er einen guten Theil der damaligen Höfe Europa's und speciell Deutschlands kennen lernen und konnte in der That Vieles erzählen. Dem Texte sind zahlreiche Actenstücke beigegeben, die man in solcher Fülle immer willkommen heißt[38]).

Der Geschmack an dieser Art Literatur scheint in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts überhaupt gewachsen zu sein. Das bereits Eingangs erwähnte Unternehmen Schiller's hängt ja doch wohl damit zusammen, selbst wenn man es in erster Linie als eine Geld- und Buchhändlerspeculation ansehen müßte. Es ist auch denkbar, daß das Beispiel Friedrich's d. Gr. auf die Verbreitung der Vorliebe für solche Aufzeichnungen nicht wirkungslos geblieben ist. Die Uebertragung oder Bearbeitung der Denkwürdigkeiten Benvenuto Cellini's durch Goethe steht notorisch mit der journalistischen Rührigkeit Schiller's in Verbindung. Goethe hat der Memoirenliteratur von jeher nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit zugewendet. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit gerne daran, daß Jung-Stilling's Autobiographie s. Z. durch sein unmittelbares Eingreifen dem deutschen Publicum vorgelegt worden ist. Damals sind übrigens auch sonst manche Selbstbiographien von Schriftstellern verschiedener Art entstanden, von welchen ich wenigstens Semler's Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt hervorheben will, weil sie ein einfach gehaltenes, aber höchst anziehendes Bild eines sich empor arbeitenden jungen Gelehrten entwirft[39]). Freilich, Bekenntnisse eines gefeierten literarischen Namens, wie die J. J. Rousseau's waren — haben wir die längste Zeit entbehrt. Unsere Literatur mußte ja überhaupt erst die Höhe der Classicität erstiegen haben, ehe an so Etwas zu denken war. In Goethe's „Dichtung und Wahrheit", worin die Geschichte seines Lebens bis zu seiner Uebersiedelung nach Weimar erzählt wird, haben wir das Werk erhalten, das wir jedem ähnlichen getrost an die Seite stellen dürfen und von keinem übertroffen wird. Ob man „Dichtung und Wahrheit" mehr als Selbstbiographie oder mehr als Denkwürdigkeiten aus einem so bedeutenden Leben betrachten will, darauf kommt am Ende wenig an. Desgleichen erscheint die Frage, ob der Autor bei seiner Darstellung seiner Phantasie nicht zu freien Spielraum gestattet habe, von geringer Wichtigkeit; die Hauptsache und für die Beurtheilung entscheidend ist, daß uns trotz einiger mit untergelaufener Gedächtnißfehler und trotz des unleugbaren Waltens des poetischen Elementes, doch ein in meisterhafter Sprache sicher gezeichnetes Bild der ersten fünfundzwanzig Jahre des Dichters und zugleich eine unübertroffene Schilderung der literarischen Zustände seiner Zeit, die für alle spätern Literarhistoriker schlechthin bindend geworden ist, geboten wird. Wir besitzen von Goethe noch verschiedene andere Aufzeichnungen und Mittheilungen, die ein memoirenhaftes Gepräge tragen; so z. B. seine Briefe über die „Campagne in Frankreich", die „Tages- und Jahreshefte" und dergl., angesichts seiner erwähnten Hauptleistung wird es jedoch an dieser Stelle genügen, an dieselbe erinnert zu haben.

Wir dürfen jedoch nicht länger zögern, zu den politischen Denkwürdig-

---

[38]) Mit einem Vorworte von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1842.

[39]) Herausgegeben in zwei Theilen zu Halle 1781 und 1782.

keiten, die auf die Epoche Friedrich's des Großen gefolgt sind, überzugehen. Sie gehören der Geschichte des Falles und der Erhebung des preußischen Staates an. Eine so ernste und große Zeit, die so viele Einzelne in hoch verantwortliche Stellungen versetzte, konnte nicht verfehlen, die Literatur der Bekenntnisse und Selbstrechtfertigungen beträchtlich zu vermehren. Dieses ist in Wahrheit auch der Fall gewesen. Eine erhebliche Anzahl von Staatsmännern und zum Theile auch von Feldherren hat sich veranlaßt gesehen, ihren Antheil an den außerordentlichen Ereignissen zu schildern und erfahrenen Tadel zurückzuweisen. Allerdings, so groß ist die Zahl von Denkwürdigkeiten, wie sie von Frankreich ausgegangen sind, unsrerseits nicht geworden; diese Thatsache erklärt sich bis zu einem gewissen Grade schon aus dem Umstande, daß bei uns nicht wie in Frankreich in Folge des Sturzes des Kaiserreiches die geschichtlichen Persönlichkeiten von mehr als zwei Jahrzehnten sich plötzlich vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung und einer neuen ihnen widerstrebenden Ordnung der Dinge gestellt sahen.

Wir beginnen mit den Memoiren Chr. Wilhelm's von Dohm, die bis in die Zeiten Friedrich's d. Gr. zurück und in das neue Jahrhundert herüberreichen. In ihnen kommt die Gattung politischer Denkwürdigkeiten zum vollen und breiten Ausdruck. Dohm, der allerdings stets nur in zweiter Linie gestanden, schildert uns nicht bloß seinen eigenen Antheil an den Staatsgeschäften, sondern umfaßt zugleich die in seinen Gesichtskreis überhaupt fallenden Vorgänge. Als gut fundirte, nüchterne Berichterstattung eines mithandelnden Zeitgenossen sind daher seine Ausführungen von erheblichem Werth und eine ergibige Quelle für die Geschichte jener Zeit, wenn sie auch die Vergleichung mit andern Berichten und Zeugnissen nicht entbehren können. Dohm war ein fähiger und wohlgeschulter Geschäftsmann, der zugleich gut, wenn auch nicht vorzüglich zu schreiben versteht, aber keineswegs eine hohe und ideale Natur, wie sein Eintritt in die Dienste König Jerôme's deutlich genug verräth[40]). — Von den leitenden Staatsmännern Preußens in jener kritischen Epoche sind Haugwitz und Hardenberg in diesem Zusammenhang zu nennen. Von den „Mémoires" des ersteren ist bisher nur ein Bruchstück bekannt geworden[41]); dagegen hat Ranke vor einigen Jahren die „Denkwürdigkeiten des Fürsten von Hardenberg" herausgegeben, die zu den bedeutendsten ihrer Art gehören. Der spätere Staatskanzler sah sich mit durch die Angriffe, die aus der Nähe von Haugwitz und im Besondern von Lombard gegen ihn ausgingen, veranlaßt das Wort zu ergreifen und seine Thätigkeit als Mitleiter der preußischen Politik in den Jahren 1804 bis zum Frieden von Tilsit durch eine eingehende Schilderung derselben zu rechtfertigen. In der vorliegenden Gestalt hatte er sie zwar nicht zur Veröffentlichung bestimmt und sich vorbehalten, sie später noch einmal umzuarbeiten, wozu er freilich Muße und Stimmung nicht mehr gefunden hat. Aber auch so legen sie von der hohen Bildung seines Geistes und einer hinlänglichen literarischen Gewandtheit ein günstiges Zeugniß ab. Eine beträchtliche Anzahl theils in den Text eingeschalteter, theils durch den Herausgeber wegen ihres Umfanges in den

[40]) Dohm's Denkwürdigkeiten erschienen in fünf Bänden zu Lemgo, 1814—1819.

[41]) Das Haugwitz'sche Memoirenfragment ist in der Zeitschrift „Minerva" (1817) zu finden.

Anhang verwiesener Actenstücke erhöht und verstärkt den Werth der Aufzeichnungen selbst. Anlangend die objective Glaubwürdigkeit derselben, so ist die Darstellung der ersten Jahre von Hardenberg's ministerieller Wirksamkeit nicht ohne Anfechtung geblieben. Und in der That scheint ihm der Beweis, mit welchem er die Verantwortlichkeit für die nicht glückliche Leitung der preußischen Politik der angedeuteten Zeit von sich ab- und auf fremde Schultern hinüber wälzen will, nicht ganz gelungen zu sein[42]).

Der Nachfolger Hardenberg's im Ministerium war — freilich nicht auf lange — der Freiherr von Stein. Seine eminente geschichtliche Bedeutung liegt aber nicht nur in dieser seiner ebenso kurz bemessenen als fruchtbaren Thätigkeit, sondern in der ganzen Summe seines Wirkens für die Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Drucke und für eine würdige Neugestaltung unseres nationalen Daseins. Stein hat indeß keine einläßliche Schilderung seines Lebens oder eines Theiles davon hinterlassen; nur eine knappe Skizze desselben hat er niedergeschrieben, die weiter nichts sein konnte als etwa ein Leitfaden für seinen zukünftigen Biographen, der ihm in Pertz ja auch erstanden ist[43]). Dagegen haben wir innerhalb des letzten Jahrzehnts über einen Mann, der längere Zeit hindurch an Stein's Seite gearbeitet hat, nämlich über den Minister Theodor von Schön, reichliche Mittheilungen erhalten, welche man mit Fug und Recht als Denkwürdigkeiten charakterisiren darf, obwohl die Redaction nicht von ihm selbst herrührt. Der „Aus den Papieren" Schön's gesammelte Stoff fließt in hohem Grade ergibig und illustrirt die Autobiographie Schön's, die den größeren Theil seines Lebens behandelt und den seltenen Mann in seiner Eigenart schlicht und anschaulich an uns vorüber führt. Bekanntlich hat sich an diese Veröffentlichung über gewisse Ansprüche, die Schön auch an einen Theil der gewöhnlich Stein zugeschriebenen Verdienste um die Regeneration Preußens erhob, eine ziemlich lebhafte Erörterung geknüpft, bei welcher er nicht völlig Recht behalten hat. Man bekommt auch in der That gelegentlich den Eindruck, als sei er für seinen Nachruhm allzusehr besorgt gewesen, oder doch als glaube er um so größer zu erscheinen, je mehr er die staatsmännische Anlage Stein's einschränke, und das Letztere thut er, trotz aller Anerkennung, in Wahrheit hinlänglich und mehr als billig[44]).

Aus der Zeit König Friedrich Wilhelm's III. und der Freiheitskriege wäre nun noch Vieles anzuführen. So die Erinnerungen der Gräfin von Voß, welche sich zwar nicht mit Politik, sondern mit der Schilderung des Lebens am Berliner Hofe unter den beiden nächsten Nachfolgern Friedrich's des Großen beschäftigen. Ferner die Denkwürdigkeiten Eikemeier's, von Massenbach's, v. d. Marwitz', Nostiz', Müffling's, Reiche's, Knesebeck's, Wolzogen's, Henkel-Donnersmark's, E. Moritz Arndt's, des Herzogs

[42]) S. „Eigenhändige Memoiren des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg (1800—1807)," herausgegeben von Ranke. Leipzig 1877. 2 Bde.

[43]) Die beregte Skizze steht bei Pertz, „Leben des Freiherrn von Stein". Bd. VI, Thl. 2, S. 155—197.

[44]) „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön," 3 Thle. in 5 Bänden. Halle 1875—82.

Eugen von Würtemberg, der als General in russischen, Hans von Gagern's, der in nassau-oranischen, des Kanzlers Müller, der in weimarischen Diensten stand. Sie verfolgen zum Theile eine apologetische Absicht und müssen von diesem Gesichtspunkte aus gewürdigt werden. Wer wüßte nicht, wie viel Staub Massenbach's Memoiren aufgeworfen haben! Literarisch gemessen findet sich unter der genannten Reihe nichts Ausgezeichnetes, aber manches Originelle, worunter die Autobiographie Nettelbeck's und die „Bekenntnisse" E. M. Arndt's obenan stehen. In den „Charakterzügen und historischen Fragmenten aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III." von Eylert macht sich die Persönlichkeit des Verfassers zwar hinlänglich breit, jedoch ohne uns ein wärmeres Interesse abgewinnen zu können[45]). Viel höher steht die Selbstbiographie G. D. Eiler's. Seine „Wanderung durchs Leben" führt uns in verschiedene Kreise, auch nach Berlin, und bereichert unsere Kenntnisse der inneren Geschichte der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in dankenswerther Weise. Als Werk der Literatur darf sie zu den besten ihrer Gattung gezählt werden[46]). — An dieser Stelle gedenken wir endlich des Mannes, der als Meister auf dem Gebiete, das uns hier beschäftigt, anerkannt wird und diesen Literaturzweig mit Erfolg als eine Specialität cultivirt hat — nämlich Varnhagen's von Ense. Seine Denkwürdigkeiten und andere Mittheilungen berühren Politik und Literatur zugleich, reden eine wohlgefeilte und glatte Sprache, lassen die Bericht erstattende Persönlichkeit niemals aus dem Gesichtskreise verschwinden, erzählen Bedeutendes und weniger Wichtiges, und alles dieses mit so durchdachter Kunst, daß dem Verfasser ein besonderer Platz in den Reihen der deutschen Memoiren-Literatur zugestanden werden muß. Um diese seine Leistung zu einer in ihrer Art einzigen zu machen, fehlt ein Einziges, nämlich die wirklich große Persönlichkeit. Wie klein und kleinlich diese sein konnte, haben die nach seinem Tode veröffentlichten Tagebücher nur allzu deutlich bewiesen.

Ueber Preußen hinaus richtet sich zum Schluß unser Blick auf das übrige Deutschland und Oesterreich. Um zunächst bei Letzterem stehen zu bleiben, so hat der österreichische Staatsmann, zu dessen System es gehört, auch der wohlbegründeten öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, nach seinem Sturze gleichwohl das Bedürfniß gefühlt, noch aus seinem Grabe heraus, an sie und das Urtheil der Nachwelt Berufung einzulegen und sich durch eine Selbstbiographie und die Vorlage zahlreicher Actenstücke den erfahrenen Anfechtungen gegenüber zu rechtfertigen. Dieser Versuch ist nun freilich nicht recht gelungen. Die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Metternich liegen zwar noch nicht abgeschlossen vor uns, sind aber doch so weit gediehen, daß man sich ein Urtheil darüber erlauben darf. Das mitgetheilte urkundliche Material erweist sich allerdings wichtig genug, jedoch die Selbstbiographie hinterläßt keinen durchweg wohlthuenden Eindruck. Nicht bloß fehlt es nicht an Gedächtnißfehlern und Widersprüchen: was vielleicht noch mehr bedeuten will, wir bekommen das Bild eines Staatsmannes, der um Vieles besser und weiser erscheinen möchte, als er in Wirklichkeit war, und häufig

[45]) Erschien in drei Bänden zu Magdeburg 1813—1846.
[46]) Erschien in sechs Bänden 1856—1860 zu Leipzig.

nur jenen alten Satz, daß die Welt durch wenig Weisheit regiert wird, bestätigt. Oft zugleich erhält der Leser den Eindruck, als hätte er eine Uebersetzung aus dem Französischen vor sich, was dem gesammten Bildungsgange des Fürsten und des Jahrhunderts, aus welchem er hervorgegangen ist, ja in keiner Weise widersprechen würde[47]). Von Metternich's so hoch begabtem Gehilfen, dem Ritter von Gentz, besitzen wir zahlreiche Mittheilungen, die sich aber bis zu der Form von wirklichen Memoiren selten erheben. Seine Tagebücher, die aus seinem Nachlasse herausgegeben worden sind, bringen uns in deutscher und französischer Sprache zwar viele interessante Geständnisse und Notizen, werfen aber in die Actionen der großen Politik der Restaurationszeit, — welcher er nahe genug gestanden — nur zerstreute und zusammenhanglose Streiflichter. Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten von Schwarzenberg", die Prokesch aus dessen Papieren zusammengestellt hat, entbehren in zu hohem Grade die persönliche Mitwirkung des Fürsten, als daß wir von unserem Standpunkte aus bei ihnen verweilen müßten. Dagegen hat eine Frau, die in Wien geboren, ihr ganzes Leben dort zugebracht und als fruchtbare Romanschriftstellerin s. Z. sich eines gewissen Rufes erfreut hat — Karoline Pichler — eine Selbstbiographie hinterlassen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen wollen[48]). Von Politik erfahren wir begreiflicher Weise nicht viel daraus, um so mehr jedoch über das literarische und sociale Treiben jener Zeit in der „Kaiserstadt", was wir uns gern gefallen lassen können[49]).

Mit besonderer Heftigkeit hat der Sturm der Revolutionsjahre das alte Bayerland erfaßt und, indem er es beträchtlich vergrößerte, es zugleich vollständig umgestaltet. Für die Kenntniß der inneren Zustände des Kurfürstenthums und speciell der Hauptstadt, seit der Zeit des Kurfürsten Max' III., die Epoche Karl Theodor's und König Max' I. hindurch sind die schlichten Aufzeichnungen und Notizen Lorenz Westenrieder's nicht zu verachten. Der Verfasser, ein geborener Münchner und seines Berufs ein Priester, der sich zugleich vielfach als populärer Schriftsteller und als Historiker versucht hat, ist den gleichzeitigen in seinen Gesichtskreis fallenden Vorgängen mit Aufmerksamkeit, aber auch seit dem Anfang des Jahrhunderts nicht ohne wachsendes Mißtrauen gefolgt. Als Stimmungsbild aus dem gebildeten Kreise Altmünchens liest man seine tendenzlosen Bekenntnisse mit Theilnahme[50]). — Um Vieles reichere und bedeutendere Beleh-

---

[47]) „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren" u. s. f. Der 8. (Schluß-) Band ist in diesen Tagen erschienen.

[48]) K. Pichler's Denkwürdigkeiten hat F. Wolf in 4 Bänden im J. 1844 zu Wien herausgegeben.

[49]) Eine Stelle in diesen Aufzeichnungen ist zu charakteristisch — wenn wir sie recht verstehen — als daß wir sie übergehen möchten. Karolinens Mutter stand in ihrer Jugend in Diensten Maria Theresia's. Als eine Bewerbung um ihre Hand in Frage kam, erbat sie sich den Rath der Kaiserin. Der Bescheid war: „Nimm nur keinen Mann, der nichts zu thun hat". — Der „Mann" Maria Theresia's war bekanntlich das Oberhaupt des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, Kaiser Franz I.

[50]) Veröffentlicht durch Kluckhohn in den Abhandlungen der Münchener Akademie d. W. 1879—1881.

rung freilich läßt sich aus den Memoiren schöpfen, die der Urheber jenes Umwandlungsprocesses der altbayrischen Lande, der Minister von Montgelas, hinterlassen hat. Leider kennen wir dieselben noch immer nicht in ihrer originalen Gestalt und überdies nur in einzelnen Bruchstücken. Die Erben des durchgreifenden Staatsmannes haben bis zur Stunde die Einsichtnahme derselben versagt und in den letzten Jahren nur verschiedene Abschnitte daraus in deutscher Uebertragung veröffentlicht, das letztere seltsamer Weise in einer Zeitschrift, die mit eiserner Consequenz und nicht geringer Gewandtheit, seit sie besteht, die innere Politik Montgelas' befehdet. Ueber ein Werk, das in so unvollkommener Gestalt vor uns liegt, ist es freilich schwer, ein sicheres Urtheil zu fällen. So viel erscheint aber gewiß, daß der so vielfach angefochtene Staatsmann vor Allem seine äußere Politik rechtfertigen will und daß ihm das in einigen Beziehungen gelungen ist. Und was uns für ihn einnimmt, ist, daß er für sein Thun und Lassen eintritt und die Verantwortung nicht Andern zuzuschieben versucht[51]). — Auf Montgelas kommt auch der vielberufene Ritter Karl von Lang in seinen Memoiren mehrfach zu sprechen. Diese sind seit längerer Zeit bekannt und haben vor einigen Jahren eine neue Ausgabe erfahren. Das Urtheil über den Verfasser der Hammelburger Reisen und über seine Selbstbekenntnisse steht längst fest und brauchen wir uns dabei nicht lange aufzuhalten. Lang's Charakter hat nicht unverdiente Bedenken erweckt. Er trägt seine Unarten, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, auch in seinen Denkwürdigkeiten zur Schau und das Erträglichste dabei ist, daß der Lästermund sich unwillkürlich selber nicht verschont. Unter seiner Hand wird Alles zu einem Zerrbilde, was immerhin zu bedauern ist; denn er war in der Lage, über die Zeiten, die er erlebte und die Vorgänge, die er kennen gelernt hatte, erwünschte Aufschlüsse zu geben[52]).

Zuletzt in der Reihe, an Werth jedoch nicht die letzten, seien die „Lebenserinnerungen" Johann Georg Rist's[53]) erwähnt, die erst vor einigen Jahren im Druck erschienen sind. Diese ziemlich umfassenden Aufzeichnungen zählen leicht zu dem Besten, was wir in dieser Art und in deutscher Zunge überhaupt besitzen. Rist hat zwar einem außerdeutschen Staate — nämlich dem dänischen — gedient, aber seine deutsche Herkunft und Bildung hat er niemals vergessen. In formeller Vollendung schildert er uns seine diplomatische Laufbahn, die ihn nach Madrid und London, nach Paris, St. Petersburg und Moskau geführt hat. In die Zeit seines Aufenthalts am russischen Hofe fällt die Ermordung des Czaren Paul. Für uns Deutsche bietet sein Bericht über seine amtliche Wirksamkeit als dänischer Resident in Hamburg in dem kritischen Jahre 1813 das meiste Interesse. Bald darauf schloß er sein öffentliches Wirken und kehrte in seine Heimath nach Holstein zurück, wo den hochgebildeten Mann eine „Muße mit Würde" erwartete. Mit diesem Rückzug brechen zugleich die Lebenserinnerungen ab. —

Das letzte Menschenalter hat noch eine große Anzahl Confessionen und Memoiren gesehen, die, wenn wir erschöpfend sein wollten, an dieser Stelle ge-

[51]) S. Historisch-politische Blätter, 1880—81.

[52]) S. Memoiren des Ritters K. H. von Lang. München 1881.

[53]) „Lebenserinnerungen" von J. G. Rist. 2 Thle. Gotha 1879.

nannt werden müßten. Welch bunte Reihe ſteht vor uns, von den Denkwürdigkeiten Steffen's und Friedrich von Raumer's angefangen bis zu den Bekenntniſſen Hackländer's und Louis Schneider's herab. Die Zahl derſelben wird ſich ohne Zweifel fortgeſetzt vermehren; es hängt dies theils mit der wachſenden Leichtigkeit der ſchriftſtelleriſchen Hervorbringung, theils mit der zunehmenden Neigung der Menſchen, dem Urtheile der Mit- und Nachwelt an die Hand zu gehen, eng zuſammen. Wollte man optimiſtiſch urtheilen, könnte man vielleicht auch ſagen, das wachſende Gefühl der Verantwortlichkeit des Einzelnen gegenüber der Geſammtheit liegt dieſer Erſcheinung zu Grunde. Wie dem jedoch ſein mag, die Beſorgniß liegt immerhin nahe, daß auch in dieſer Richtung am Ende des Guten zuviel geſchehen möge, denn nicht jeder, der ſich ſelbſt intereſſant erſcheint, iſt es darum ſchon vor der Geſellſchaft und der Welt.

Eine Erinnerung an Garibaldi.

Von * * *

Ich erzähle die nachfolgende Begegnung, weil ich glaube, daß einestheils der Hintergrund einer großen und bewegten Zeit den Erlebnissen des Einzelnen ein gewisses Interesse verleihen kann, vorzüglich aber weil die Umstände, unter welchen ich Garibaldi begegnete, und die Eindrücke, welche ich von ihm empfing, geeignet sind, Zeugniß zu seinen Gunsten abzulegen und einen kleinen Beitrag zu einer gerechten Würdigung dieses merkwürdigen Mannes zu liefern.

Im Sommer 1870 befand ich mich in Constantinopel, als die damals zweimal wöchentlich dort ankommende Post ganz unerwartet und unvermittelt die Nachricht von der französischen Kriegserklärung brachte. Die lebendige Theilnahme am Wohl und Wehe der Heimath, die mit der Entfernung zu wachsen scheint, äußerte sich bei dieser Gelegenheit in der deutschen Colonie Constantinopels durch eine hochgradige Erregung der Gemüther: je weniger man Sicheres erfuhr, um so mehr wechselten frohe Zuversicht, Muth, Hoffnung, Furcht und Sorge in den Herzen, bis eine neue Post jedesmal neue Anregungen brachte. Die jungen Leute reisten in die Heimath, um in die Armeen einzutreten, so daß die preußische Gesandtschaft den größten Theil ihrer Mitglieder verlor, deren zwei (wenn ich nicht irre) schon wenige Wochen später den Tod fürs Vaterland starben.

Ich stand zu jener Zeit zu der italienischen Colonie in Beziehungen. Diese bestand damals noch zum großen Theil aus politischen Flüchtlingen der früheren Zeit, welche, weil sie sich eine Existenz gegründet hatten, auch nach der politischen Befreiung Italiens dort geblieben waren. Von jeher hatten die politisch Verfolgten und Verurtheilten aus den von Oesterreich und den Bourbons beherrschten Theilen Italiens ihre Zuflucht in Constantinopel gesucht, unter ihnen viele tüchtige und ehrenwerthe Männer und erprobte Patrioten. Die Folge hiervon war, daß sich ein gewisser carbonaristischer Geist, ein starker Haß gegen jede Tyrannei, radicale, selbst republikanische Tendenzen neben großer Liebe zum Vaterlande in der Colonie herrschend erhalten hatten, und auch daß die Colonie von Constantinopel im Vaterlande selbst eine gewisse politische Bedeutung, Ansehen und Einfluß genoß. Sie stand in Verbindung und in Uebereinstimmung der Ideen mit

der in Italien, besonders in den südlichen Landestheilen und in den großen Städten, zahlreichen, aber damals politisch machtlosen Partei der parlamentarischen Linken, welche man die garibaldinische oder republikanische nannte. Ihr Held war Garibaldi, dem die Partei völlig und blindlings ergeben war: ihm gehörte ihre Verehrung ebenso ausschließlich, wie ihr Haß, ein glühender Haß, dem uomo fatale del due Dicembre, dem Kaiser Louis Napoleon, welcher, wie sie sagten, im Frieden von Villafranca Italien verrathen und ihm Savoyen und Nizza geraubt hatte.

Keineswegs war diese Partei, die sieben Jahre später zu langer Herrschaft gelangen sollte, damals in Italien die vorherrschende oder gar die herrschende. In der Regierung, im Parlament und in der Gesellschaft überwogen noch die Traditionen der Cavour'schen Politik und die Anlehnung an Frankreich galt als unverbrüchliches Gesetz; Cavour's Schüler und Nachfolger, die sogenannte Consorteria, hielten sich ängstlich auf der von ihm vorgezeichneten Linie und waren deshalb neuen Verhältnissen und Lagen gegenüber ziemlich rathlos. Daher entstand auch eine so große Verwirrung, als bald darauf die Nothwendigkeit selbständigen Entschließens und Handelns eintrat. Hieraus erklärt sich der Antagonismus, welcher damals zwischen der Politik der herrschenden Partei und der populären franzosenfeindlichen, der garibaldinischen Partei bestand, sowie der Haß und Widerwille gegen Alles, was mit Garibaldi zusammenhing, welchem man in der höheren italienischen Gesellschaft begegnete.

Ein entschiedenes Wollen und Spontaneität der Entschließung zeigte in jenen Tagen nur der König Victor Emanuel. Seinem ritterlichen Sinne erschien es selbstverständlich, daß er Napoleon die gegen Oesterreich geleistete Hilfe vergelten und ihm jetzt Heerfolge leisten müsse. Der König war fest entschlossen, und sehr einflußreiche Männer standen auf seiner Seite; fast wäre es zur Theilnahme Italiens am Kriege gegen Deutschland gekommen, die für Italien wahrscheinlich verhängnißvoll geworden wäre; daß es verhindert wurde, hat viele Mühe gekostet, und war Lanza's und des Gesandten in Wien, Robilant's, Verdienst.

Ich war mit diesen Verhältnissen vertraut, denn ich hatte erst kurz zuvor die italienische Hauptstadt verlassen, wo ich mannigfache Beziehungen zu politischen Persönlichkeiten hatte. Auch in Constantinopel blieb ich von den dortigen Vorgängen genau unterrichtet. Daß man dem Ausgange des Krieges bei Beginn desselben mit Ungewißheit und Sorge entgegensah, ist wohl erklärlich; es erschien darum auch Italiens Stellung zu demselben keineswegs gleichgültig. Mir war es klar, daß ein Einfluß auf dieselbe nur durch die Napoleon feindlich gesinnte garibaldinische Partei gewonnen werden konnte. Eine Handhabe hierfür schien mir die italienische Colonie in Constantinopel zu bieten, und ich fing an, meine Beziehungen zu derselben in diesem Sinne zu benutzen. Auch fand ich das eifrigste Entgegenkommen: man setzte sich mit den Vertretern der Partei im Parlament und mit Garibaldi selbst in Verbindung und die in Italien in der Masse des Volks allgemein verbreiteten garibaldinischen Zeitungen wurden beeinflußt. In der That erhob die Partei in Italien so laut ihre Stimme gegen jede Einmischung zu Gunsten Frankreichs, es wurden öffentliche Demonstrationen in Scene gesetzt, welche in Palermo und Mailand einen so bedrohlichen Charakter

annahmen, daß es, selbst wenn die Regierung entschlossen war, schwer gewesen wäre, eine Action zu Gunsten Napoleon's in Ausführung zu bringen.

In solcher Stimmung empfing ich am 1. August Briefe aus Florenz, welche in zuverlässiger Weise den Entschluß des Königs meldeten, eine Armee von 100,000 Mann mobil zu machen. Ich fuhr nach Bujukdere, wo der damalige Gesandte des norddeutschen Bundes, Graf Kaiserlingk, seine Sommerwohnung hatte, und theilte ihm diese Nachrichten mit. Einen Brief, den er nach Berlin zu schicken wünschte, überließ ich ihm. Ich erzählte ihm von unsern Bestrebungen, auf die Entschlüsse der italienischen Regierung einen Druck auszuüben, und sagte ihm, daß es mir möglich schiene, diesen Druck nicht nur zu verstärken, sondern vielleicht sogar von Italien aus, Frankreich Verlegenheiten zu bereiten, falls uns genügende Geldmittel zu Gebote ständen. Er bat mich, ihm eine schriftliche Ausarbeitung dieses Planes zu geben, um sie in Berlin vorzulegen, und ich schickte ihm dieselbe am folgenden Tage. Auch delegirte er einen Beamten der Gesandtschaft zu den Besprechungen, welche ich mit den Italienern hatte. Diesen stellte ich vor, daß die Sachlage jetzt eine energischere Action verlange: man dürfe nicht dulden, daß Italien durch seine Regierung in eine fehlerhafte und schädliche Stellung gerathe und die Gelegenheit versäume, sich von französischem Einfluß zu befreien, Savoyen und Nizza zurückzunehmen und Rom als Hauptstadt zu gewinnen; das Mittel, um alles dieses zu erreichen, sei, daß man gegen den Willen der Regierung vorgehe, wie auch Garibaldi im Jahre 1860 gethan habe; an Männern werde es nicht fehlen, sobald Garibaldi rufe, also bedürfe es nur der Zustimmung desselben und der nöthigen Geldmittel, welche letztere man durch Subsidien der preußischen Regierung zu erhalten hoffen dürfe. Alle waren der Ansicht, daß Garibaldi bereit sein würde zu handeln, sobald wir ihm die Mittel dazu bieten könnten.

Es befand sich damals auch ein Mitglied des italienischen Parlaments (Cipriani) in Constantinopel, welcher mit unsern Plänen einverstanden, auch bereit war, sich selbst zu Garibaldi zu begeben und Alles vorzubereiten, jedoch das Verlangen stellte, daß der König davon verständigt werden müsse; er glaubte, daß dieser im Geheimen seine Zustimmung geben würde, wie er 1860 gethan, doch war diese Annahme ohne Zweifel irrig. Es wurde zuletzt beschlossen, die Entscheidung darüber Garibaldi zu überlassen. Indessen verzögerte sich Cipriani's Abreise, bis am 13. August aus Berlin die Antwort eintraf, daß die nöthigen Geldmittel für einen Angriff auf Savoyen und Nizza zu unsrer Verfügung ständen. Wir waren gerade zu einer Besprechung auf dem deutschen Consulate versammelt und ich drängte Cipriani jetzt, da die wesentlichste Bedingung erfüllt sei, gleich abzureisen. Aber da verlangte er, die preußische Regierung solle sich von dem Augenblicke an verpflichten, nicht ohne Berücksichtigung der italienischen Interessen Frieden zu schließen. Ich stellte ihm vergeblich vor, daß er billigerweise nicht mehr erwarten könne, als die Mittel, um die verlorenen Provinzen für Italien wiederzugewinnen, daß aber das Resultat von der Action der Italiener selbst abhängen müsse; wenn sie die Provinzen zurückerobert hätten, würde es gewiß im deutschen Interesse liegen, zu befördern, daß sie im italienischen Besitze blieben u. s. w. Als ich sah, daß ich ihn nicht zu raschem Handeln drängen

würde, entschloß ich mich, selbst mit Garibaldi zu unterhandeln, und sagte den Uebrigen, daß ich mit dem nächsten Schiffe abreisen würde. Die Italiener bestanden darauf, daß ich mich zunächst in Florenz mit der Linken des Parlaments verständigen müsse, da ohne diese auch Garibaldi nichts unternehmen würde; ich habe dadurch aber nur Zeit verloren. Am 14. sprach ich den Grafen Kaiserlingk, der mir bestätigte, daß die Berliner Regierung Garibaldi die Mittel zu einer gegen Frankreich gerichteten Action zur Verfügung stelle. Am 15. reiste ich ab; im Bosporus lagen in langer Linie die türkischen Panzerschiffe in festlichem Flaggenschmuck zu Ehren des Napoleonstages; es war das letzte Mal, daß diesem Tage solche Ehre zu Theil wurde.

Am 18. Morgens, als ich in Varna die Abfahrt des Zuges nach Rustschuk erwartete, erzählte mir der Gouverneur Achmet Pascha seine Erinnerungen an den Feldmarschall Moltke, mit dem er den syrischen Feldzug gegen Mehemet Ali gemacht hatte. Von Rustschuk ging es auf der Donau bis Basiasz, wo ich am 18. Abends die Eisenbahn erreichte. Dort erhielt ich die erste Nachricht von den Kämpfen vor Metz. Ueber Pesth, Triest, Venedig kam ich, zuletzt zwischen Padua und Bologna durch einen Eisenbahnunfall aufgehalten, am 21. Abends nach Florenz. Am folgenden Morgen ging ich in den Palazzo vecchio, wo das italienische Parlament versammelt war, und ließ einige Herren von der Linken, für welche ich Briefe hatte, herausrufen. In einem der Commissionszimmer versammelte sich, durch Jene herbeigerufen, eine Anzahl der Parteigenossen. Ich trug meine Angelegenheit vor, und nach längerem Debattiren wurde mir gesagt, man wolle zunächst mit allen Parteigenossen berathen, ich solle mich am Nachmittage wieder dort einstellen. Darauf sprach ich den Grafen Brassier St. Simon, den Gesandten des Norddeutschen Bundes in Florenz, welcher erst eben aus Berlin, wohin er befohlen worden, zurückgekehrt war. Er sagte mir, daß er bereits Auftrag habe, unsere etwaigen Unternehmungen zu unterstützen. Als ich in den Palazzo vecchio zurückkam, wurde mir erklärt, das Wichtigste sei für jetzt, das Ministerium zu stürzen und ein neues Ministerium aus der Linken ans Ruder zu bringen; sobald das geschehen sei, würde man sehr geneigt sein, mit Preußen auf Grund der Erwerbung von Rom, Savoyen und Nizza ein Bündniß zu schließen u. s. w. Ich erwiderte, daß es sich für uns nicht um zukünftige Eventualitäten handle, sondern um ein sofortiges thätiges Eingreifen; es sei für Italien Vieles zu gewinnen, aber es könne leicht zu spät werden; das Ministerium würde ohnedies beim ersten Flintenschuß in Savoyen fallen müssen und dann sei für ihre Partei die Zeit gekommen, u. dergl. Es wurde viel gesprochen, aber ohne daß ein Entschluß erzielt wurde. Ebenso ging es in den folgenden Tagen: ich sah bald ein, daß es diesen Leuten an politischer Einsicht, an einheitlichem Wollen und an Thatkraft fehlte, daß sie von kleinlichen und persönlichen Gesichtspunkten beherrscht wurden und kühne Entschlüsse nicht von ihnen zu erwarten waren. Gleichzeitig nahm ich wahr, daß in der Regierung eine große Verwirrung herrschte: man war offenbar rathlos und ließ die Dinge gehen. Unsere Besprechungen in einem der Räume des Parlaments, bei denen Viele aus- und eingingen, waren fast öffentlich, und doch wurden ungestört Dinge verhandelt, welche für die Regierung äußerst bedrohlich waren. Als ich

die Absicht äußerte, mit Garibaldi selbst zu verhandeln, sagte man, daß derselbe fast wie ein Gefangener auf Caprera gehalten und es für mich ganz unmöglich sein werde, zu ihm zu gelangen. Dennoch hatte ich die Ueberzeugung, daß ich nur auf diesem Wege meinen Zweck erreichen könne, und ich entschloß mich, ihn zu versuchen. Jedoch mußte ich das nächste Postschiff nach Maddalena abwarten, welches am 28. von Livorno abging.

In jenen Tagen ist mir die unfruchtbare phrasen- und dilettantenhafte Politik radicaler Oppositionsparteien mit ihren kleinen selbstsüchtigen Zielen und kleinlichen Mitteln auf immer verleidet worden.

Ich ließ mir von einer Dame, der Herzogin Bevilacqua, welche selbst unter Garibaldi gegen Oesterreich gekämpft, auf eigene Kosten ein Corps ausgerüstet und später den garibaldinischen General La Masa geheirathet hatte, einen ganz unverfänglichen Brief an Garibaldi geben und reiste früh am Sonntage den 28. von Livorno ab. Nachmittags liefen wir Bastia auf Corsica an, wo ich vom Verdeck des Schiffes aus eine große Aufregung wahrnahm: die ganze Bevölkerung schien in Bewegung, überall sah man tricolore Fahnen, hörte man Schießen, Geschrei und das Singen der Marseillaise. Am 29. August früh Morgens lagen wir vor der Maddalena. Dies ist eine kleine felsige Insel nahe der Nordküste Sardiniens am Ausgange der Meerenge von St. Bonifazio gelegen; zwischen ihr, Sardinien, dem langgestreckten Caprera und St. Stefano ist das Meer abgeschlossen wie ein Binnensee. Man befindet sich hier inmitten einer unbeschreiblich öden und wilden Umgebung: nichts als Felsentrümmer, zerklüftetes nacktes Gestein, regellos zerstreut oder zu Massen gethürmt, und Klippen ringsum, Alles von demselben einförmigen Grau, dazwischen das blaue Meer, dessen Wellen weißen Schaum gegen die Felsen werfen, und darüber der blaue Himmel. Nur der schwerfällige Flügelschlag eines Kormoran unterbricht zuweilen die eintönige Stille. Auf der Maddalena am Strande liegt eingefaßt und halb verdeckt von bizarren Felsen, auf denen sich eigenthümliche rund: Thürme aus den Zeiten der Phönicier, sogenannte Nuraghen, erheben, ein ärmliches Dorf, die Capitale dieser Eilande. Ich war der einzige Passagier, welcher hier das Schiff verließ. Man führte mich in ein Haus, welches zugleich Hôtel, Kaffeehaus und Kramladen des Orts bedeutete. Auf dem Flur desselben, der zugleich als Küche diente und durch das lodernde Herdfeuer erhellt war, bereitete man mir das Frühstück und es sammelte sich um mich her eine große Schar Weiber, welche den Fremden sehen wollten und mich in gutmüthigster Weise ausfragten. Männer gab es weder im Hause noch auf der Insel, denn mit Ausnahme der Kinder und Greise fahren alle zur See. Bald erschien ein Beamter mit zwei Carabinieri und examinirte mich in sehr höflicher aber gründlicher Weise. Ich sagte ihm, daß ich nach Sardinien zu gehen beabsichtigte, um dort zu jagen, und die Gelegenheit benutzen wollte, Garibaldi zu sehen, für den ich einen Brief hätte; auch zeigte ich ihm den Brief, welcher offen war und die von mir vorgegebene Absicht andeutete. Er schien dadurch beruhigt zu sein, ich sah aber, daß er zum Telegraphenamt ging und bemerkte, daß eifrig telegraphirt wurde. Inzwischen hatte ich ein Boot verlangt, um nach Caprera zu fahren. Man machte Schwierigkeiten und endlich sagte mir die Wirthin, der Polizei-

Digitized by Google

commissar habe verboten, mir ein Fahrzeug zu geben. Dieser erschien bald darauf wieder, um sich nochmals genaue Angaben von mir zu erbitten und dieselben zu Protocoll zu nehmen. Da ich sehr energisch auftrat, erreichte ich zuletzt, daß er die Erlaubniß gab, mir ein Boot zu rüsten. Er war augenscheinlich sehr verlegen und unsicher, wie er zu handeln habe, und daß ich nach Caprera kam, verdanke ich wohl nur dem Umstande, daß kein höherer Beamter anwesend war. Jetzt bekam ich ein Boot, in welchem ein sehr alter Mann und ein Knabe mich nach Caprera, welches etwa eine halbe Stunde entfernt ist, ruderten. Gleichzeitig mit mir bestieg der Beamte mit beiden Carabinieri ein anderes und folgte mir.

Caprera ist ein durch hohe, zackige Felsen gebildeter Grat, welcher zuerst oben sehr steil abfällt, dann aber, da Schutt und Geröll sich um seinen Fuß angehäuft haben, allmälig flacher gegen das Meer verläuft. Das Ganze besteht bis weit in die See hinaus aus unförmlichen wild durch und über einander geworfenen Steinen und Felsstücken. Zehn Minuten vom Ufer und einige hundert Fuß über demselben steht auf der erwähnten Schutthalde weithin sichtbar das Haus Garibaldi's, ein langes niedres weißes Gebäude; neben demselben eine amerikanische Windmühle. Dem Hause gegenüber lag vor der Insel ein italienisches Kriegsschiff vor Anker. Mein Bootsmann sagte mir, daß noch ein anderes um die Insel kreuze und daß auf der Insel selbst eine Abtheilung Soldaten in Zelten gelagert sei. So viel Furcht flößte der eine Mann damals der italienischen Regierung ein!

Indem wir zwischen Klippen und Steinen uns hindurchwanden, gelangten wir ans Ufer. Dort ließ ich das Boot am Strande und wandte mich dem Hause zu. Ein schmaler Pfad führte zwischen großen Geröllstücken, die den ganzen Boden bedeckten, aufwärts. Während aus einiger Entfernung das Land ganz vegetationslos erschien, erstaunte ich jetzt über den Reichthum und die Schönheit der Pflanzenwelt: überall zwischen den Steinen, soweit diese gegen den die Straße von S. Bonifazio beständig durchströmenden scharfen Wind einigen Schutz gewährten, wucherte eine reiche Flora der herrlichsten Blumen, immergrüner Gesträuche und der verschiedenartigsten äußerst wohlriechenden Pflanzen. Weiter ansteigend bemerkte ich einige Plätze, wo mit großer Mühe zwischen den Steinmassen kleine Felder hergestellt und sorgfältig bearbeitet und bepflanzt waren, während um sie her die Steine zu Wällen aufgethürmt lagen. Offenbar waren dies die Resultate von Garibaldi's agricultorischer Thätigkeit.

Ich sah jetzt, daß auf dem schmalen Pfade mir zwei Reiter entgegen kamen und daß die Carabinieri, die mir gefolgt waren, zurückblieben. Als sie näher waren, erkannte ich in dem vorderen Reiter sogleich Garibaldi. Er saß auf einem starken Gaul und sah sehr groß und stattlich aus; er trug den rothgestreiften südamerikanischen Poncho und das Barett, mit dem er so oft abgebildet ist, und weite Pantalons. Hinter ihm ritt auf einem Pony ein kleiner Mann im rothen Flanellhemde.

„Sie suchen mich?" redete Garibaldi mich an. Ich grüßte ihn und sagte, daß ich ihm einen Brief zu übergeben hätte. Er nahm diesen, wandte sein Pferd, und indem ich neben ihm ging, näherten wir uns dem Hause. Als er

geleſen hatte, ſagte er: „Sie ſind Pruſſiano, alſo werden Sie mir Neues von Ihrer ſiegreichen Armee erzählen können,“ und ich berichtete ihm, was ich wußte. Er bezeugte ſeine Freude über unſere Siege und bewies durch die Bemerkungen, die er daran knüpfte, eine ſehr genaue Kenntniß des Kriegsſchauplatzes und der auf demſelben thätigen Kräfte. Die Muthmaßungen, welche er über den weiteren Verlauf äußerte, haben ſich ſpäter als recht zutreffend erwieſen.

Am Hauſe gelangten wir zuerſt in einen hinter demſelben gelegenen, von niedrigen Wirthſchaftsgebäuden umgebenen viereckigen Hof, auf welchen aus dem Hauſe eine Thür führte. In der Mitte dieſes wüſt ausſehenden Platzes ſtand ein Feigenbaum, der aber nicht höher war, als ſoweit die Mauern ihm Schutz gegen den Wind gewährten; einige magre Rinder, ein Eſel und einige Hühner befanden ſich auf dem Hofe. Garibaldi hielt an der Thüre des Hauſes ſein Pferd an, der Diener ſprang von ſeinem Pony, und eine Frau kam mit einem Stuhl aus dem Hauſe, den ſie neben das Pferd ſtellte, worauf ſie und der Diener Garibaldi zuerſt auf den Stuhl und dann zur Erde hoben. Ich ſah jetzt, daß der zu Pferde ſo ſtark und ſicher ſcheinende Mann nicht allein zu ſtehen vermochte. Der Diener reichte ihm zwei Krücken, mit deren Hilfe er ins Haus voranging, indem er mich einlud zu folgen. Ein kleiner Flur führte gleich rechts in ein geräumiges aber niedriges Zimmer, welches äußerſt einfach möblirt war. In der Mitte ſtand ein großer Tiſch, welcher offenbar bei den Mahlzeiten diente; ringsumher einige einfache Möbel und Stühle. Nur an den Wänden hingen einige zum Theil koſtbare Gegenſtände, welche Intereſſe erregen konnten: Waffen, Bilder und dergl., vermuthlich Geſchenke und Andenken. Garibaldi ſetzte ſich auf einen Seſſel am Fenſter und bot mir einen Platz ihm gegenüber. Zuerſt äußerte er ſein Erſtaunen darüber, daß ich hätte zu ihm kommen können, da man doch ſonſt Niemanden zu ihm laſſe, und ließ ſich meine Erlebniſſe mit dem Polizeicommiſſar genau berichten. Indeſſen war mein Bootsmann eingetreten und übergab ein Packet, welches wir von der Maddalena mitgebracht hatten. Dasſelbe Frauenzimmer, welches Garibaldi beim Abſteigen geholfen hatte, eine ſehr einfach gekleidete Perſon, trat ein und verwickelte ihn über den Inhalt des Packets, welches in einigen Paar Kinderſchuhen beſtand, in eine längere Unterredung, die von ihm mit Ruhe und Würde, wie es ſchien auch mit Sachkenntniß geführt wurde. Dieſe Frau war Tereſa, welche Garibaldi ſpäter geheirathet hat, die Mutter ſeiner jüngeren Kinder. Damals lebte noch ſeine zweite Frau, von der er getrennt war. Nachdem dies erledigt war und der Mann im rothen Hemde ſich noch im Zimmer zu thun machte, auch genau auf unſere Unterhaltung zu achten ſchien, ſagte ich: „General, ich habe Aufträge an Sie.“ Sogleich gab er dem Manne einen Wink, welcher eilig verſchwand, indem er die Thüren ſchloß. „Niemand hört uns, Sie können reden,“ ſagte Garibaldi, und ich begann meinen Vortrag. Während ich ſprach, beobachtete ich ihn. Er war, Alles in Allem, eine Erſcheinung, die Jedem imponiren mußte: auf der großen, kraftvollen Geſtalt ein ſchöner Kopf mit mächtiger Stirn, der röthliche Vollbart faſt ergraut, ſehr ſchöne blaue Augen, ein durchdringender klarer und wohlwollender Blick, ein Ausdruck von feſter Sicherheit und ruhiger Ueberlegenheit im ganzen Weſen; er erfaßte raſch und unmittelbar und immer nur das Weſentliche, und er überſah

sofort, was zu thun sei, wie es zu thun sei und was dazu erforderlich sein würde, und der Einsicht folgte unmittelbar die Entschließung. So genügten wenige Worte, um sich mit ihm zu verständigen. Ich habe nie so sehr wie damals die Empfindung gehabt, einen jener wirklich großen Männer vor mir zu sehen, denen im Leben zu begegnen jedesmal als eine besondere Gunst des Schicksals betrachtet werden muß. Für Garibaldi hatte die Natur Alles gethan, um aus ihm den Typus eines physisch, sittlich und intellectuell möglichst vollkommenen Menschen zu machen; aber durch mangelnde Erziehung waren einerseits nicht alle Anlagen genügend ausgebildet und andererseits waren vielleicht einige derselben durch ungünstige äußere Einflüsse, durch ein abenteuerndes Leben in bedenklicher Umgebung, in falscher Richtung entwickelt. So erklären sich einige Mängel und Sonderbarkeiten seines Wesens; aber immer blieb genug übrig, um einen der großen Männer unsers Jahrhunderts aus ihm zu machen.

Garibaldi hörte mich aufmerksam an. Als ich unserer Bestrebungen in Constantinopel erwähnte, sagte er: „Ich habe Ihnen den Beweis geliefert, daß ich Ihre Sache zu fördern wünschte, denn ich habe sie durch meine Presse und durch meine Freunde auf jede Weise unterstützt," was ich dankend anerkannte. Als ich meine Verhandlungen mit den Parlamentsmitgliedern schilderte, machte er eine verächtliche Bewegung und sagte: „Ich glaube es wohl, der X und der Y möchten gerne die Herren spielen. Sie haben gut gethan, zu mir zu kommen."

Nachdem ich geendet, schwieg er einen Augenblick, dann sagte er: „Ich nehme Ihren Vorschlag an. Sie haben gesehen, welche Mühe die Regierung sich macht, um mich hier festzuhalten, aber der ganze Aufwand ist unnütz; ich kann jederzeit gehen, wohin es mir beliebt. Sie haben jetzt drei Tage auf das nächste Schiff zu warten; mit demselben gehen Sie nach Livorno zurück, dort verschaffen Sie sich ein neutrales Schiff, z. B. ein holländisches, und kommen mit demselben hier in die Nähe, meine Sache wird es sein, zu Ihnen an Bord zu kommen. Sie bringen mich dann an den Punkt der Küste, den ich bezeichnen werde, und falls Sie die Geldmittel bereit halten, verpflichte ich mich, vierzehn Tage darauf mit 10,000 Mann in Savoyen zu stehen und dieselben auf 30,000 Mann zu bringen, wenn Sie genügende Mittel liefern." Ich antwortete ihm ein: „sta bene", worauf er sagte: „so sind wir also Alliirte" und mir die Hand reichte, in die ich einschlug. „Jedoch mache ich eine Bedingung," sagte er, „ich kämpfe nur gegen Napoleon; macht man, was ich nicht für unmöglich halte, in Frankreich die Republik, so kämpfe ich, wenn es nöthig ist, für und nicht gegen sie." Ich acceptirte lächelnd diese Bedingung, nicht ahnend, daß seine Voraussetzung schon eine Woche später sich erfüllt haben würde.

Wir besprachen dann noch die Einzelnheiten unsers Unternehmens, und er gab mir eine Adresse in Livorno, durch welche jede Mittheilung, wie er sagte, auch auf telegraphischem Wege sicher an ihn gelangen würde.

Inzwischen hatte unsere Unterredung etwa zwei Stunden gedauert und es war die Mittagsstunde. Garibaldi fragte, ob ich frühstücken wolle, es schien mir aber den Umständen angemessen, eine Höflichkeit abzulehnen, die ihn vielleicht in Verlegenheit gesetzt hätte, und ich verabschiedete mich mit einem: „Auf Wiedersehen". Garibaldi rieth mir, während der Tage, die ich auf der Maddalena

verleben mußte, keinen Versuch zu machen, in irgend welchen Verkehr mit ihm zu treten, weil das den Argwohn der Behörde erregen und meine Freiheit gefährden würde; wenn ich ihm eine nothwendige Mittheilung zu machen hätte, so könne ich dem alten Bootsmann, der mich hergebracht, eine solche anvertrauen, wobei aber große Vorsicht nöthig sei, denn man werde mich scharf beobachten. So ging ich und fand mein Boot am Strande; die Carabinieri waren auch zur Stelle und folgten mir, bis ich mich an dem nächsten Felsenvorsprung der Maddalena ans Land setzen ließ. Dort lag von wüstem Gestein umgeben eine zierliche Villa, die, wie man mir sagte, eine Engländerin sich erbaut hatte; das flache weiße Haus inmitten großer Agaven und Feigencactus einsam am Strande gelegen, sah äußerst fremdartig aus. Ich ging von hier über die Insel zur Stadt. Kaum war ich in der Herberge, so erschien schon der Commissar in Begleitung eines Officiers in Uniform, und Beide versuchten auf alle Weise, über meine Unterhaltung mit Garibaldi und meine Zwecke und Ziele etwas zu erfahren. Ich sagte ihnen, daß Garibaldi mir dringend widerrathen habe, nach Sardinien zu gehen wegen der jetzt dort herrschenden bösartigen Fieber, und daß ich deshalb entschlossen sei, mit dem nächsten Schiffe nach Livorno zurückzukehren. Schließlich eröffneten sie mir in höflichster Weise, daß sie zu ihrem größten Bedauern den Befehl hätten geben müssen, mir kein Boot wieder zum Gebrauch zu überlassen, denn es sei, als ich schon auf Caprera gewesen, der bestimmte Befehl eingetroffen, mich nicht hinüber zu befördern. Ich antwortete ihnen, daß ich nicht die Absicht hätte, Bootfahrten zu unternehmen.

Während der drei Tage, die ich jetzt auf der Insel verlebte, wurde ich beständig überwacht, die ganze Bevölkerung aber kam mir mit einer so großen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen, Alle bestrebten sich so sehr, mir den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen, daß kein Unmuth über das gezwungene Verweilen aufkommen konnte. Einer so liebenswürdigen Aufmerksamkeit und zarten Rücksicht, wie ich sie hier fand, begegnet man fast überall beim italienischen Volk, und ich glaube, daß es darin von keinem andern erreicht wird.

Meine Wirthin hatte mich gleich nach meinem Taufnamen gefragt und schon folgenden Tages wurde ich überall mit demselben angeredet. Der würdige Geistliche kam, um mir Gesellschaft zu leisten; alte Invaliden der Flotte setzten sich zu mir und erzählten ihre Kriegsabenteuer; wer immer mir auf der Gasse begegnete, begleitete mich eine Strecke Weges und bot uneigennützig seine Dienste an; im Hause verwandte man unendlich viel guten Willen auf meine Verpflegung, aber freilich war außer Fischen, Maccaroni, Ziegenkäse und schlechtem Oel nichts zu beschaffen. Die wenigen italienischen Beamten der Insel, von der Post, dem Telegraphen und der Verwaltung, junge Leute ohne Familie, hielten ihre Mahlzeiten mit mir im Hôtel und wetteiferten, sich als liebenswürdige Wirthe zu zeigen. Belustigend war ihr unausgesetztes Bestreben, vermuthlich auf höheren Befehl, von mir etwas über den Zweck meines Aufenthalts zu erfahren. Auf dem großen Flur des Hauses herrschte stets ein reges Leben, die Frauen des Orts kamen hier zusammen, um alles Wichtige zu berathen, und Abends lehrten sie ihre Kleinen, Gebete herzusagen und sich fromm zu bekreuzen.

Ich meine nie ſo köſtliche Luft geathmet und nie ſo herrliche Seebäder genommen zu haben, wie auf der Maddalena. Der beſtändige Wind erfriſchte genügend die Luft, um die Sonnenwärme auf den ſchattenloſen Pfaden der Inſel ohne Beſchwerde zu ertragen. Und es lohnte ſich wohl, das kleine Felſeneiland zu durchſtreifen; die vielen Klippen, Vorſprünge und Buchten boten eine Fülle wechſelnder Anſichten; wie auf Caprera war Alles von Steintrümmern bedeckt und dazwiſchen eine wundervolle Vegetation von niedern Sträuchen und Blumen, von Myrten und Cactus; nahe der Stadt waren vielfach kleine Plätze geklärt und ſorgſam cultivirt, weiterhin begegnete man Schafheerden, deren Hirten die Flinte auf dem Rücken und den Strickſtrumpf in der Hand trugen; auf den Felſen ragten alte Mauern und Thürme, und an mehreren der kleinen Buchten lagen verſteckt ſtattliche Villen, die, wie man ſagte, früher von engliſchen Seelenten erbaut und bewohnt worden waren.

Endlich, am Abend des 31. Auguſt, kam der Dampfer, der mich nach Livorno zurückbringen ſollte, wo wir am 1. September Abends landeten; ich fuhr gleich weiter und kam ſpät in Florenz an, wo ich mit dem Geſandten Rückſprache nehmen wollte. Da ich vermuthen konnte, daß man mich beobachtete, mußte ich große Umwege machen, um unbemerkt ins Geſandtſchaftshôtel zu gelangen, und es war Mitternacht vorüber, als ich beim Grafen Braſſier St. Simon eintrat. Ich berichtete über meine Unterredung mit Garibaldi und ſagte ihm, daß Alles verabredet ſei und die Action beginnen könne. Er ſtand mit dem Rücken gegen den Kamin gelehnt; ſtatt jeder Antwort nahm er von demſelben ein Papier und reichte es mir. Es war eine Depeſche, welche eben über Berlin aus dem Hauptquartier gekommen war, und welche beſagte, daß die ganze Armee Mac Mahon's in Sedan eingeſchloſſen ſei und ſich morgen ſammt dem Kaiſer würde gefangen geben müſſen.

Als ich dies las, hatte ich die Ueberzeugung, daß damit der Krieg beendet ſei — und wie mir, iſt es damals wohl den Meiſten gegangen. Ich gab die Depeſche zurück und ſagte: „Tant mieux — nous avons donc travaillé pour le roi de Prusse.“

Kurz darauf erfuhr man, daß die italieniſche Regierung zu einem ſchweren Entſchluß gelangt war und Rom beſetzt hatte, und dann, daß Garibaldi Caprera verlaſſen und, wie er es mir vorausgeſagt, der franzöſiſchen Republik ſeine Dienſte angeboten hatte.

Als ich vier Wochen ſpäter nach Deutſchland reiſte und durch Bayern fuhr, ertönte überall der Klang der Glocken und der Schall der Kanonen: eben hatte Straßburg capitulirt.

Eine Reise nach Ostindien.

Von
Prof. **Julius Jolly** in Würzburg.

IV. Calcutta.

Anfang Februar fuhr ich zum Beginn meiner Vorlesungen durch die fruchtbaren, wohlangebauten Gangesniederungen direct nach Calcutta hinüber, das von Benares achtzehn Eisenbahnstunden entfernt ist. Der Uebergang aus dem Bereich der Hindi- oder Beharisprache in das Herrschaftsgebiet des Bengali wird unterwegs an den Schildern der Eisenbahnstationen bemerkbar. Das Devanâgarialphabet macht den Charakteren der bengalischen Schrift Platz. Zugleich erreicht man hier klassischen Boden, auf dem sich in der ersten glorreichen Epoche des Buddhismus weltbewegende Ereignisse abgespielt haben. Freilich, sic transit gloria mundi. Patna, das alte Pataliputra, war zur Zeit des Megasthenes, der sich im dritten Jahrhundert v. Chr. als Gesandter des Königs Seleukos dort aufhielt, die größte und berühmteste Stadt Indiens, von einer hölzernen Mauer und einem tiefen Graben umgeben und hatte einen Umfang von fünf Meilen. Jetzt ist die alte Hauptstadt der Buddhisten zu einem kleinen Orte herabgesunken, dessen Hauptbedeutung darin liegt, daß er ein Mittelpunkt der fanatischen mohammedanischen und der englischen Herrschaft feindlichen Secte der Wahabiten ist. Ueberreste aus dem Alterthum, abgesehen von den zwei jetzt im Calcuttaer Museum aufgestellten Colossalstatuen, sind hier nicht gefunden worden, was sich wohl aus der Holzconstruction erklärt. Noch jetzt wird in Patna meist mit Holz gebaut, das vom Terai herabgeflößt wird.

Von der alten Metropole des Brahmanismus in die Hauptstadt des indobritischen Reiches kommend, fühlt man sich wie mit einem Schlage aus Asien nach Europa zurückversetzt. Calcutta ist nicht nur eine ganz moderne Stadt, denn es ist aus der bescheidenen europäischen Niederlassung hervorgewachsen, welche der Engländer Charnock im Jahre 1686 am Ufer des Hooghly errichtete. Es herrscht auch überall die europäische Bauart vor, selbst in den ansehnlicheren Straßen des Eingeborenenviertels, welches übrigens von den Europäern, außer in Geschäften, nur selten betreten wird. Die „Stadt der Paläste" bietet einen imposanten Anblick, selbst für das verwöhnte Auge des

Europäers, wenn er an dem Strand des Hooghly, dem Sammelplatz der eleganten Welt, entlang fahrend, auf den stolzen Kuppelbau von Government House, die hinter der großen Wiese Maidan aufsteigende stattliche Häuserreihe der Chowringhee-Straße und das Achteck der Wälle des Fort William blickt, und auf der anderen Seite den malerischen, bunt bewimpelten Mastenwald des Hafens neben sich sieht. Natürlich sind in der Residenz des Vicekönigs die Spitzen vieler Behörden vereinigt. Ueberraschend war mir die Wahrnehmung, daß auch der Handel fortwährend vorzugsweise in den Händen europäischer Firmen liegt, während in Bombay selbst im „Fort" eine Menge Läden von Parsen gehalten werden und die großen Kaufherren gegenwärtig meist Parsen oder Mohammedaner sind. In Calcutta ist nach dem Census von 1881 das christliche Element durch die respectable Zahl von über 30 000 Köpfen unter 684 000 vertreten, wobei freilich zu bedenken ist, daß ein sehr bedeutender Theil der Christen „Eurasier", d. h. Mischlinge, und Portugiesen sind, unter welchem Namen man die Nachkommen der von den Portugiesen bekehrten Hindus begreift.

Fast ganz unvertreten ist das europäische Element unter den Zöglingen der höheren Unterrichtsanstalten, da fast alle englischen Familien ihre Kinder schon im Alter von fünf bis sieben Jahren nach England schicken, um sie dort erziehen zu lassen. Ich war aber doch etwas erstaunt, als ich bei meiner ersten Vorlesung den ganzen geräumigen Hörsaal in dem „Hindu-College" fast ausschließlich von weißgekleideten jungen Bengalen besetzt fand, welche mit ihren braunen Gesichtern den von so großer Ferne her gekommenen „Tagore-Professor" neugierig anblickten. Aus Rücksicht auf die indischen Studenten war der Beginn meiner Vorlesungen um einige Tage verschoben worden, weil es gerade die Zeit der Sarasvatipūjā-Feiertage war. Sarasvatī, die Göttin der Wissenschaft und der Schreibkunst, wird von den Schriftkundigen dadurch geehrt, daß sie sich an dem Haupttage der Sarasvati-Feier des Schreibens völlig enthalten. Auch werden entweder dem anmuthigen Bilde der auf einem Lotus sitzenden Göttin selbst oder ihren Emblemen, einer Feder, Tintenflasche und Handschrift, besondere Opfer dargebracht und alle im Hause befindlichen Tintengläser ausgewaschen und neu geweiht. Für die Respectirung dieses Nationalfestes wurde ich bei der Eröffnung meiner Vorlesungen durch eine um so zahlreichere Zuhörerschaft entschädigt.

Um die eigenthümliche Stellung und Thätigkeit eines „Tagore-Professors" erklären zu können, muß ich meine Leser zunächst über die englische Rechtspflege in Indien mit ein paar Worten zu orientiren suchen. Während im Strafrecht längst die barbarische Justiz früherer Zeiten in dem ganzen anglo-indischen Reiche den Normen eines englischen Strafrechtscodex Platz machen mußte, hat auf dem Gebiete des Privatrechts das altnationale Recht der Hindus einerseits, der Mohammedaner anderseits in weitem Umfange seine Geltung behauptet. Als Warren Hastings, einer der größten Staatsmänner Englands, im Jahre 1772 zum Gouverneur von Bengalen ernannt wurde, war einer seiner ersten Regierungsacte der Erlaß eines Statuts über die Organisation der Rechtspflege, worin der Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die Hindus bei allen auf Erbrecht, Eherecht, Kastenwesen und andere religiöse Gebräuche und Einrichtungen bezüglichen Processen nur nach ihren eigenen Shasters, d. h. Lehrbüchern, abgeurtheilt werden sollten.

Dieselbe Bestimmung wurde nachher ausdrücklich auch auf die Mohammedaner ausgedehnt. Um den englischen Richtern ein zuverlässiges Compendium des altindischen Rechts in die Hand zu geben, beauftragte Hastings eine Commission von elf Brahmanen mit der Zusammenstellung der wichtigsten Bestimmungen aus den alten Rechtsbüchern und ließ diese Sammlung von Halhed aus dem Sanskrit in das Englische übersetzen. Diese 1776 veröffentlichte Uebersetzung hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil sie zuerst die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten auf die literarischen Schätze Indiens lenkte und den Ausgangspunkt für die Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft gebildet hat. Seinen eigentlichen Zweck erfüllte jedoch das in vieler Beziehung mangelhafte Buch von Halhed nur sehr unvollkommen, und eine zuverlässige Basis der englischen Rechtsprechung für Hindus gaben erst die vortrefflichen Uebersetzungen indischer Gesetzbücher von Colebrooke, aus den Jahren 1796 ff. ab. Spätere bauten auf dieser Grundlage weiter, und so ist nach und nach an Uebersetzungen, Textausgaben, englischen Handbüchern, Urtheilen der High Courts u. s. w. eine sehr reichhaltige Literatur entstanden. Die Bedeutung der bei diesem Theil der angloindischen Rechtspflege in Betracht kommenden Interessen kann man daraus entnehmen, daß die Zahl der „Hindus", auf welche die Bestimmungen der Acte von Hastings Anwendung finden, nach dem letzten Census gegen 200 Millionen betrug; daß die eigenthümlichen patriarchalischen Einrichtungen der Hindus, besonders die beschränkte Vermögensfähigkeit der Wittwe, das Gesammteigenthum der Familie und die Sustentationsansprüche weiblicher Anverwandten zu sehr vielen Streitigkeiten auf dem Gebiete des Erbrechts Anlaß geben; daß die Hindus überhaupt proceßlustig sind; und daß Erbstreitigkeiten besonders in den reichen Aristokratenfamilien vorkommen, unter denen es nicht wenige gibt, deren Jahresrenten auf 40—50 000 Rupien (1 Rupie = 1 Gulden österr. Währung) und höher geschätzt werden. Eben deshalb ist aber auch den Hindus besonders daran gelegen, daß ihre alten Gesetze genau und richtig ausgelegt werden. Von den englischen Richtern wird keine Kenntniß des Sanskrit verlangt; es ist daher sehr begreiflich, daß sie selbst unter dem Beistande der sanskritkundigen Çâstris, „Fachgelehrten", welche früher den angloindischen Gerichtshöfen attachirt waren, manche bedenkliche Mißgriffe begangen haben. Ist einmal ein solcher Irrthum gemacht, so ist es nach der bekannten Methode der englischen Justiz möglichst viel nach Präcedenzfällen und möglichst wenig nach dem Buchstaben des Gesetzes zu urtheilen, schwierig ihn wieder auszumerzen, wenn auch die angloindischen Gerichtshöfe neuerdings in dieser Beziehung unleugbar bedeutende Fortschritte gemacht haben.

Das Bestreben, diesem Uebelstande abzuhelfen und dem Studium des altindischen Rechts einen neuen Impuls zu geben, hat die Institution der „Tagore-Vorlesungen" ins Leben gerufen. Der Stifter, nach dem die „Tagore-Vorlesungen" benannt sind, Prasanna Kumar Tagore, war ein wohlwollender, unterrichteter und begüterter Bengale aus guter Familie, der selbst eines der alten Gesetzbücher, den Vivâdachintâmaṇi, aus dem Sanskrit ins Englische übersetzt und mit einer interessanten Vorrede herausgegeben hat. In seinem Testament hinterließ er der Universität Calcutta ein Capital zu dem Zweck der jährlichen Abhaltung und

Veröffentlichung juristischer Vorlesungen in Calcutta, die nach dem Druck in mindestens 500 Exemplaren unentgeltlich vertheilt werden sollten. Der Senat der Universität Calcutta bestimmte die testamentarische Verfügung näher dahin, daß das Thema aus dem Bereiche des altindischen, mohammedanischen oder angloindischen Rechts genommen werden und alljährlich von dem Syndicat der Universität, im Einvernehmen mit der juristischen Fakultät und in letzter Instanz dem Senate festgesetzt werden sollte. Der Senat, eine sehr angesehene und zahlreiche Körperschaft, umfaßt die Gesammtheit der Universitätsmitglieder (Fellows of the University), unter denen sich auch eine große Anzahl Hindus befindet. Die Wahl erfolgte, von 1869/70 ab, Anfangs für drei Jahre, später für je ein Jahr. Zutritt zu den Vorlesungen haben alle Studenten, die in einer der zur Universität gehörigen Lehranstalten studiren.

Nach dem Wortlaut des Testaments und den Bestimmungen des Senats war die Absicht der Stiftung mehr auf die Hervorrufung einer Reihe gelehrter Monographien über die verschiedenen Zweige des indischen Rechts als auf populäre Vorträge und Handbücher für Anfänger gerichtet. In diesem Sinne hatten auch die Angloindier, Hindus und Mohammedaner, welche früher die Tagore-Professur bekleidet hatten, ihre Aufgabe erfaßt. Als der erste deutsche Gelehrte, der mit der Abhaltung der Tagore-Vorlesungen betraut worden war, hatte ich weder Anlaß noch Neigung, mit dieser lobenswerthen Tradition zu brechen, zumal da gelehrte Arbeiten aus dem Gebiete des indischen Rechts den Anlaß zu meiner Berufung gebildet hatten. Ich hatte daher ein historisches Thema, eine geschichtliche Darstellung des indischen Erb- und Adoptionsrechtes auf Grund der handschriftlichen Quellen proponirt. Gerade nach dieser Seite hin besteht in der massenhaften Literatur über indisches Recht noch eine fühlbare Lücke, da den gelehrten Hindus, die über dieses Thema geschrieben haben, in der Regel eine historisch-kritische Behandlung desselben noch weit ferner liegt, als den englischen Juristen, denen die erforderliche Sprachkenntniß abgeht. Mein Vorschlag war auch angenommen worden, ich hatte die in den europäischen Sammlungen von Sanskritmanuscripten seit Jahren zusammengesuchten Materialien mit Muße zusammengestellt und verarbeitet und war mit dem fertigen Manuscript meiner Vorlesungen in der Tasche nach Calcutta gekommen. So ganz glatt lief nun freilich die Sache doch nicht ab, und meine Lehrthätigkeit kostete mich mehr Zeit, als ich erwartet hatte. Zwar aus dem englischen Vortrag erwuchsen mir keine Schwierigkeiten, da ich mit der englischen Sprache bei längeren Aufenthalten in England hinreichend vertraut geworden war und unterwegs wieder Gelegenheit genug gefunden hatte, mich im Englischen zu üben. Nun hatte aber inzwischen ein naher Verwandter des verstorbenen Stifters der Tagore-Vorlesungen, der Rajah Jotindro Mohun Tagore, eine neue Stiftung gemacht, aus deren Erträgniß die jährliche Vertheilung einer goldenen und einer silbernen Medaille an die beiden fleißigsten Zuhörer der Tagore-Vorlesungen bestritten werden sollte. Die Zuerkennung der beiden Medaillen sollte dem jeweiligen „Tagore-Professor" übertragen werden, auf Grund eines von ihm abzuhaltenden Examens über den Inhalt seiner Vorlesungen. Der ausgesprochene Zweck dieser Stiftung war, die Tagore-Vorlesungen auch für den Universitätsunterricht mehr als bisher fruchtbar

zu machen. Ich übernahm gerne die neue Verpflichtung, weil mir die Aussicht auf das Examen und die Medaillen von vorne herein einen Stamm fleißiger und regelmäßiger Zuhörer sicherte. Das hieraus entstehende Mehr an Arbeit bestand aber nicht allein in der Abhaltung eines schriftlichen Examens, sondern ich mußte auch danach streben, mich beim mündlichen Vortrag der Fassungskraft achtzehnjähriger indischer Studenten anzupassen, um ihnen die Bestehung des Examens zu ermöglichen. Regelmäßige Vorlesungen über indische Rechtsgeschichte finden bisher an keiner der vier indischen Universitäten (Calcutta, Bombay, Madras und Lahore) statt, und die zahlreichen Jünger der indischen Themis treten nach abgelegtem Examen in den Stand der Anwälte (Vakeels) ein, ohne von der Geschichte ihres eigenen Rechts das Geringste erfahren zu haben. Hat doch auch in England der angehende Jurist nur selten Gelegenheit, Vorlesungen über Rechtsgeschichte zu hören, die in Deutschland in dem Studienprogramm des künftigen Beamten eine so hervorragende Stelle einnehmen. Als ein zweckdienliches Hülfsmittel zum Verständniß erwies sich die kurze englische Inhaltsangabe meiner Vorlesungen, die ich zur Orientirung meiner Zuhörer vor der Abreise nach Indien in Deutschland hatte drucken lassen. In sehr liebenswürdiger Weise sprach sich der Vicekanzler der Universität Calcutta, der Hon'ble Mr. Reynolds, in einer bei dem feierlichen Schlußact des Studienjahres (Convocation) gehaltenen Rede über meine Lehrthätigkeit aus. Zugleich bezeichnete er es als einen recht schlagenden Beweis für die zunehmende Annäherung zwischen Orient und Occident, daß einem Gelehrten aus Deutschland auf Grund der testamentarischen Verfügung eines Brahmanen die Abhaltung eines Cursus von Vorlesungen für junge Hindus übertragen worden sei. Eine thatsächliche Genugthuung gewährte mir das Resultat der Prüfung. Mit der Beaufsichtigung der Prüfungen wird es in Indien sehr streng genommen, um der Verschlagenheit indischer Examinanden wirksam zu begegnen, über welche viele Anekdoten cursiren. So wurde mir von einem schlauen Candidaten erzählt, der kurz vor der Prüfung unter dem Vorwande, einen Bekannten zu besuchen, in die Regierungsdruckerei eindrang, den soeben fertigen Satz für die Prüfungsfragen ausfindig machte, sich darauf setzte und so auf dem Hintertheil seiner weißen Hose die Fragen nach Hause brachte. Auch theilte mir einer der englischen Examinatoren mit, er lasse die Examenfragen nicht in Calcutta, sondern in England drucken und pflege das Manuscript sogar selbst auf die Post zu bringen, um jede Möglichkeit der Intervention eines Dritten abzuschneiden. Ich überwachte die schriftlichen Arbeiten meiner Schüler, denen ich zur Beantwortung der Fragen vier Stunden Zeit gab, persönlich, überzeugte mich, daß sie vor ihren Schreibpulten sitzend nicht mit einander communicirten und sah sie über ihrer Arbeit tüchtig schwitzen, was unter der tropischen Sonne Indiens wörtlich zu nehmen ist. Die Elaborate fielen denn auch meistens sehr umfangreich, und einige davon so befriedigend aus, daß es mir schwer wurde, unter einer ganzen Reihe gut qualificirter Candidaten die beiden besten auszuwählen. Auch in diesem Falle hatte sich der Lerneifer und die Fassungskraft der jungen Hindus bewährt und mir es erleichtert, „die Weisheit des Brahmanen diesen selbst klar zu machen", wie ein deutscher Freund scherzhaft meine Mission präcisirt hatte.

Ich bitte meine Leser um Entschuldigung, wenn ich mit der Darlegung meiner Erfahrungen als Tagore-Professor zu ausführlich geworden bin, und wende mich zur Wiedergabe der sonstigen Eindrücke meines Aufenthaltes in der indischen Hauptstadt. Meine Muße war durch meine Lehrthätigkeit und durch die Drucklegung meiner Vorlesungen beschränkt. Doch blieb mir während meines zweimonatlichen Aufenthalts immerhin noch Zeit, manches Interessante zu sehen. Ich will mich hier nicht über die deutsche und englische Familiengeselligkeit verbreiten, obwohl ich derselben meine angenehmsten Stunden schulde und mit warmer Dankbarkeit an die Gastfreundschaft zurückdenke, die hier in der hochherzigsten Weise geübt wird. Hat man des Tages Last und Hitze getragen, welch letztere schon im März für den Europäer sehr empfindlich wird, so schätzt man die Abendkühle doppelt, wenn man den Abend bei einer befreundeten Familie zubringen kann. Nicht minder angenehme Erinnerungen knüpfen sich für mich an die behagliche Verandah des United Service Club, an die aristokratischen Räume des Bengal Club, an die Kegelbahn des Deutschen Clubs und last not least an die deutsche »Chummery« in Rawdon Street, ein gemeinsames Wohnhaus deutscher Junggesellen, in welchem deutsche Musik und deutsche Geselligkeit in reizender Weise gepflegt wird. Da die Colonialfrage und die Lage der Deutschen im Auslande jetzt durchaus auf der Tagesordnung steht, so will ich nicht unerwähnt lassen, daß die deutsche Colonie in Calcutta in der erfreulichsten Blüthe und Prosperität begriffen ist und davon auch nach außen hin ein glänzendes Zeugniß durch das Bestehen eines deutschen Clubs ablegt, dessen Begründung in die patriotisch erregte Epoche nach den Siegen des Jahres 1870 fällt. Der deutsche Club, der einzige nicht englische Club in Calcutta, besitzt ein stattliches und wohleingerichtetes Clubhaus mit einem schönen Garten, zwei Kegelbahnen u. s. w. und veranstaltet auch musikalische und theatralische Aufführungen.

Im Vordergrund aller Privatgespräche und Zeitungsdebatten stand zur Zeit meines Aufenthalts in Calcutta die von Mr. Ilbert, dem juristischen Mitglied des „Rathes für Indien", vorgeschlagene Ausdehnung der Criminalgerichtsbarkeit über Europäer auf eingeborene Richter. „Was halten Sie von Mr. Ilbert's Bill? Wird sie von der Regierung zurückgezogen werden oder nicht? Wird der Vicekönig Lord Ripon seine Demission einreichen?" Auch wenn mich die beabsichtigte Neuerung nicht ohnehin schon, ihrer Bedeutung für die neueste Phase der indischen Rechtsgeschichte wegen, lebhaft interessirt hätte, konnte ich von einer so starken und allgemeinen politischen Bewegung nicht unberührt bleiben. Selbst in der deutschen Presse hat, wie ich nach meiner Rückkehr fand, die „Ilbert Bill" viel Staub aufgewirbelt. Ich will daher nicht unterlassen, über meine nach dieser Richtung hin gewonnenen Eindrücke in Kürze zu referiren, wenn diese Frage auch nur noch ein historisches Interesse hat.

Bis jetzt haben die Engländer in Criminalfällen einen privilegirten Gerichtsstand: sie können für strafrechtliche Vergehen nur von ihren eigenen Landsleuten vor Gericht gezogen und verurtheilt werden. Nur in den großen Hauptstädten, den Presidency towns, mit ihrer ganz gemischten Bevölkerung, kann jeder Einwohner, ohne Unterschied der Herkunft, vor jedes beliebige Gericht gezogen werden. Hat dagegen auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt ein Engländer sich eines

Criminalvergehens schuldig gemacht und ist der richterliche Beamte des Districts ein Eingeborener, so ist der Fall dem in der Hauptstadt der Provinz befindlichen Appellgericht zur Entscheidung vorzulegen, wird aber von da in der Regel in die untere Instanz in der Weise zurückverwiesen, daß die Entscheidung dem englischen Richter des nächstgelegenen Districts übertragen wird. Durch die neue Bill sollten eingeborene Beamte die nämliche Zuständigkeit in Criminalfällen erlangen wie geborene Engländer. Aber kaum war der Inhalt der Bill durch die Zeitungen bekannt geworden, als sich unter der ganzen englischen Bevölkerung Indiens ein Sturm der Entrüstung dagegen erhob. Diese Maßregel, sagte man, setze allen den ungerechten und unpolitischen Begünstigungen, welche unter dem Gouvernement des Lord Ripon den Eingeborenen widerfahren seien, die Krone auf. In allen eroberten Ländern nähmen die Eroberer eine Ausnahmestellung ein, und es würde eine selbstmörderische Politik sein, wenn man den Hindus gestatten wollte, ihre Beherrscher an Leib und Leben zu strafen. Falsche Zeugenaussagen, Complotte um einen Unschuldigen durch eine unbegründete Anklage zu Fall zu bringen, seien in den indischen Gerichtshöfen an der Tagesordnung. Nichts würde also gefährlicher sein, als wenn man einem eingeborenen Richter ein sicheres Mittel an die Hand gäbe, jeden ihm mißliebigen Engländer auf scheinbar legalem Wege in der abscheulichsten Weise zu schikaniren. Die Zeitungen füllten ihre Spalten mit Berichten über Protestmeetings, die selbst in den kleinsten und entlegensten Orten stattfanden. Den eigentlichen Herd der Opposition gegen die Bill bildete aber die Hauptstadt Calcutta und überhaupt die Provinz Bengalen. Sachkundige Freunde erklärten mir diese Erscheinung damit, daß in Bengalen der Sitz der Indigocultur ist und die isolirt mitten unter der eingeborenen Bevölkerung auf dem Lande lebenden Indigopflanzer sich und ihre Familien durch die neue Bill für besonders gefährdet hielten. In einem kleinen englischen Theater, zunächst dem Boarding House, in dem ich mein Quartier aufgeschlagen hatte, wurde vor ausverkauftem Hause die Posse „Khansama Bahadur" gegeben, etwa so viel als „Seine Excellenz der Koch". Die Umkehrung der ganzen socialen Ordnung, welche die Durchführung der neuen Bill im Gefolge haben würde, wurde in diesem Tendenzstück in carrikirter Weise vorgeführt. In einem enorm stark besuchten Meeting in dem Rathhaus (Town Hall) in Calcutta, zu dem alle europäischen Geschäfte ihren Angestellten einen halben Frei-Tag gewährt hatten, wurden der Regierung die schärfsten Dinge gesagt; es wurde mit großem Erfolg der Anstoß zur Sammlung eines Fonds „zur Vertheidigung der britischen Interessen in Indien" gegeben; ja einzelne Stimmen erhoben sich dafür, man solle in corpore vor das Palais des Vicekönigs ziehen und dort ein Pronunciamento veranstalten. Seit den Tagen des Aufstandes von 1857, erklärte einer der Redner in der öffentlichen Debatte über die Bill, die am 9. März in dem „vicekönigliches Rathe" stattfand, war eine so heftige Bewegung nicht mehr in Indien erlebt worden.

Ueber die Berechtigung dieser Bewegung ist es für den Unbetheiligten schwer, sich ein richtiges Urtheil zu bilden; um so schwerer, als selbst in den officiellen Kreisen in Indien die Ansichten darüber getheilt sind. Jedenfalls ist die Agitation gegen die „Ilbert Bill" sehr lehrreich in symptomatischer Beziehung, indem es

sich bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt hat, wie wenig von einer Amalgamirung des europäischen Elementes in Indien mit den Eingebornen die Rede sein kann. Was die praktischen Folgen der proponirten Maßregel betrifft, so habe ich sehr nüchterne und erfahrene Engländer die Ansicht äußern hören, daß die gehegten Befürchtungen völlig grundlos seien. Keinenfalls sei zu erwarten, daß nach Durchführung dieser Maßregel strafrechtlich angeklagte Engländer härter angefaßt würden als bisher. Sollten die eingeborenen Richter es ja an Unparteilichkeit fehlen lassen, so sei von ihnen weit eher eine Parteinahme zu Gunsten der Engländer als zu Gunsten ihrer eigenen Landsleute zu erwarten, da es erfahrungsgemäß das Hauptbestreben eingeborener Beamten sei, die Gunst ihrer englischen Vorgesetzten zu erwerben und die Furcht vor etwaiger Cassation parteiischer Urtheile in der höheren Instanz als durchschlagendes Motiv wirken müßte. Vom Standpunkte der indischen Rechtsgeschichte wird man jedenfalls sagen müssen, daß der Grundsatz „Gleiches Recht für Alle" in Indien niemals existirt hat. Nicht nur wird in altindischen Gesetzbüchern bei der Bemessung der Strafe für ein Criminalvergehen stets die Kaste des Verbrechers in Betracht gezogen, sondern es wird auch die particulare Gerichtsbarkeit der verschiedenen Kasten, Stände und Corporationen im weitgehendsten Maße anerkannt. „Man lasse," heißt es beispielsweise in einem oft citirten Sanskrittexte, „die Streitigkeiten der Waldbewohner durch andere Waldbewohner entscheiden; über Mitglieder einer Gesellschaft sollen andere Mitglieder der nämlichen Gesellschaft zu Gericht sitzen, über Krieger Leute ihres Standes, über Städtebewohner andere Städtebewohner." Aehnliche Aussprüche kann man in den indischen Gesetzbüchern häufig antreffen. Man wird es daher der englischen Regierung in Indien kaum verdenken können, daß sie nach den neuesten Nachrichten der „Ilbert Bill" ihre praktische Spitze abgebrochen hat. Nur den ganz wenigen Indiern, die dem eigentlichen Civildienst (Covenanted Service) angehören, soll die Criminaljurisdiction über Europäer übertragen werden. Es begreift sich von selbst, daß dieses kleine Häuflein von gegenwärtig nur 9 oder 10 Beamten unmöglich das Wohl und Wehe der englischen Civilbevölkerung Indiens (gegenwärtig etwa 80,000 Köpfe) in merkbarer Weise beeinflussen kann.

Die Sehenswürdigkeiten Calcutta's sind diejenigen einer modernen Großstadt in den Tropen und bieten für den Alterthumsforscher wenig specielles Interesse dar. Da gibt es ein paar kleine englische Theater, die aber nur während der Saison, d. h. in der kühlen Jahreszeit spielen, und einen Abends elektrisch erleuchteten und von Europäern stark besuchten, herrlichen Park, den Eden-Park, der diesen Namen jedoch nicht von der Schönheit seiner tropischen Flora, sondern nach seinen Stifterinnen, den Misses Eden, erhalten hat. Da ist ferner der neue, zoologische Garten, mit seinen Prachtexemplaren bengalischer Königstiger und seinen geschmackvollen Anlagen. Die Begründung dieses anmuthigen Erholungsplatzes auf einem früher ganz wüsten Terrain wird der unermüdlichen Thätigkeit eines deutschen Kaufmannes verdankt. An dem jenseitigen Ufer des Hooghly liegt der schon seit 1786 bestehende botanische Garten, in dem ich ein unvergleichlich schönes Specimen einer Ficus indica sah, jenes Wunderbaumes, von dem schon die alten Griechen zu erzählen wußten,

daß er die Zweige bis auf die Erde herabneige, daß aus diesen Zweigen wieder neue Stämme emporstiegen, die dann wieder neue Absenker bildeten, und daß so aus einem Baum ein umfangreiches zeltartiges Laubdach entstünde. Nearch, der bekannte Flottenführer Alexander's des Großen, berichtet von Bäumen dieser Art, unter denen 10 000 Menschen Platz hätten. Unter dem ungeheuern Laubdach und zwischen den zahllosen Stämmchen der erst ein Jahrhundert alten Ficus indica von Calcutta auf und ab promenirend, kann man sich überzeugen, daß die Beschreibung der alten Autoren, so märchenhaft sie ihren Landsleuten klingen mochte, durchaus nicht übertrieben war.

Unter den monumentalen Bauten Calcutta's, die wie schon erwähnt, durchweg im europäischen Stile aufgeführt sind, nehmen die zahlreichen englischen Unterrichtsanstalten, größtentheils am College Square gelegen, eine hervorragende Stellung ein. Da ist vor Allem das schon 1827 errichtete Hindu College, ein weitläufiges, imposantes Gebäude in jonischem Stil mit zahlreichen Vorlesungssälen. In einem derselben hatte ich meine Vorträge abzuhalten. Das Sanskrit College, das in einem Flügel des nämlichen Gebäudes untergebracht ist, steht jetzt unter der Leitung des auch in Deutschland als fleißiger Herausgeber von Sanskrittexten wohlbekannten Mahisachandra Nyayaratna. Ich hatte öfter Gelegenheit, wissenschaftliche Fragen mit diesem vortrefflich unterrichteten Bengalen zu besprechen, der mich freundlich aufnahm und öfter in Unterrichtsstunden hospitiren ließ, und dessen Sohn einer meiner eifrigsten und aufmerksamsten Zuhörer war. Dem Hindu College gegenüber liegt das berühmte Presidency College, dessen Zöglinge für die Universitätsexamina in Philologie, Jurisprudenz und Ingenieurwissenschaften von einem vortrefflichen, auch entsprechend salarirten Collegium englischer Lehrer vorbereitet werden. Einige Häuser weit davon befindet sich das gegenwärtig von circa 500 Schülern frequentirte Medical College, dem der Ruhm gebührt, einen vielversprechenden Anfang in der Verdrängung der noch immer wie im indischen Alterthum vorherrschenden abergläubischen Kurpfuscherei der Hindus durch die rationellen Grundsätze der europäischen Medicin gemacht zu haben. Aelter als alle diese Anstalten ist das mohammedanische Gymnasium, die Government Madrassa, die schon 1781 von dem berühmten Statthalter Sir Warren Hastings auf eigene Kosten gegründet wurde. Jetzt befindet sich die Madrassa in einem 1820 errichteten stattlichen Bau am Wellesley Square und steht schon seit geraumer Zeit unter deutscher Leitung. Gegenwärtig wirkt dort als Nachfolger Blochmann's Dr. Hörnle, der bekannte Orientalist. Für mich knüpfen sich eine Menge der angenehmsten Erinnerungen an das gastfreie Haus in Wellesley Square, das einen Hauptmittelpunkt der deutschen Geselligkeit in Calcutta bildet. Die Einheit der bisher erwähnten Anstalten repräsentirt das Senate House, d. h. das Universitätsgebäude nach deutscher Terminologie. Hier finden die feierlichen Promotionsacte und die Examina statt, auf deren Grund die Promotionen erfolgen. Auch das oben erwähnte Examen über den Inhalt meiner Vorlesungen wurde in der stattlichen Halle des Senate House abgehalten. Bei den Prüfungen wie auch bei dem Unterricht kommt ganz überwiegend die englische Sprache zur Anwendung, und es war mir überraschend wahrzunehmen, eine wie große Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ge-

brauche derselben den jungen Bengalen eigen ist. Freilich ist die Kenntniß der englischen Sprache die nothwendige Vorstufe zu einem, wenn auch noch so bescheidenen Posten im englischen Regierungsdienst, dem Ideal aller Hindus. Ob er ein Examen gemacht habe, das die Anwartschaft auf ein solches Amt verleiht, soll in Bengalen eine der ersten Fragen an einen Brautwerber sein. Kann diese Frage bejaht werden, so wird die Werbung sehr selten abgeschlagen. Tout comme chez nous.

Das bedeutendste wissenschaftliche Institut Calcutta's ist die „Asiatische Gesellschaft von Bengalen" in Park Street, welche im Januar des nächsten Jahres (1884) das hundertjährige Jubiläum ihres Bestehens feiert. Nicht ohne eine gewisse Empfindung der Ehrfurcht betrat ich bei einem der monatlichen Meetings zum ersten Male die vornehm angelegte Versammlungshalle dieser gelehrten Societät, in die mich mein liebenswürdiger Cicerone Dr. Hörnle einführte. Wie viele epochemachende Forschungen haben in den bändereichen Publicationen der „Asiatic Society of Bengal" das Licht der Welt erblickt, wie viele fruchtbaren Anregungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft sind von ihr ausgegangen, theils direct, theils indirect durch die Begründung blühender Zweigvereine und Schwestergesellschaften in verschiedenen Ländern. Wo Sanskrit und das indische Alterthum studirt wird, da wird Sir W. Jones als der erste Pionier dieser Studien hochgehalten. In der Londoner Paulskirche sah ich das schöne Marmordenkmal, das ihm dort als Uebersetzer des Manu errichtet ist. Sein schönstes Denkmal hat der geistreiche Oberrichter von Bengalen sich selbst an dem Ort seiner Wirksamkeit gesetzt durch die Begründung der asiatischen Gesellschaft. Das Programm dieser Gesellschaft bestimmte er dahin, daß ihre Forschungen sich über ganz Asien ausdehnen und innerhalb dieser geographischen Begrenzung alle Werke der Menschen und Hervorbringungen der Natur umfassen sollten. Inmitten einer rasch zunehmenden Fülle von Aufgaben ist die Asiatic Society diesem weitgesteckten Programm stets treu geblieben. Doch überwiegt wohl im Ganzen die antiquarische Richtung, der auch die in der „Bibliotheca Indica" erscheinenden Texte orientalischer Literaturdenkmäler dienen, zu deren Herausgabe der Gesellschaft bedeutende Fonds zur Verfügung stehen. Unter den „Papers", die ich in den Sitzungen zu hören Gelegenheit hatte, entsinne ich mich besonders mehrerer Vorträge des auch in deutschen Fachkreisen sehr bekannten Dr. Rajendrala Mitra. Mit diesem Nestor der indischen Sanskritisten hatte ich hier öfter Gelegenheit zu verkehren und er unterstützte mich auch auf das Freundlichste in meinen Bemühungen zur Erlangung von Copien seltener Sanskrithandschriften in Privatsammlungen.

An dieser Stelle will ich auch die hervorragenden Verdienste nicht unerwähnt lassen, die sich seit Jahren die in Calcutta ansässigen deutschen Orientalisten um die Publicationen der asiatischen Gesellschaft, insbesondere um die „Bibliotheca Indica", erworben haben. Gegenwärtig ist es Dr. Hörnle, der neben seiner anstrengenden Thätigkeit als Director der Madrassa zugleich eine unermüdliche und aufopfernde wissenschaftliche Thätigkeit als Ehrensecretär der asiatischen Gesellschaft entfaltet. Die asiatische Gesellschaft besitzt auch eine auserlesene Sammlung von Sanskrithandschriften, von der Dr. Hörnle einen vollständigen Catalog

vorbereitet, wie auch von der wichtigen Sammlung des Sanskrit College ein Catalog demnächst gedruckt werden soll.

Unter den sonstigen wissenschaftlichen Sammlungen nehmen die unglaublich reichen und mannigfaltigen Collectionen des „indischen Museums", die übrigens zum großen Theile aus der asiatischen Gesellschaft stammen, weitaus den ersten Rang ein. Ich habe manche Vormittagsstunde in der archäologischen Abtheilung dieses wahrhaft colossalen Museums verbracht, dessen monumentale Façade die große Wiese beim Hafen den „Maidan" ziert, der Stelle gerade gegenüber, welche für den Weltausstellungspalast von 1883 84 bestimmt ist. Durch die figurenreichen, lebendigen und mit überraschender Leichtigkeit ausgeführten, buddhistischen Sculpturen von Bharhut und Sarnath fand ich mich aufs Anschaulichste in die wunderreiche Biographie Buddha's und in den Ideenkreis der Jâtakas versetzt, jener berühmten alten Erzählungen und Fabeln, von denen viele schon frühe in den Sagen- und Märchenschatz der europäischen Völker übergegangen sind. Von dem Einfluß griechischer Kunst auf die indische, den ich schon früher in der von Dr. Leitner nach Europa gebrachten Sammlung „grăcobuddhistischer" Sculpturen und in dem archäologischen Theil der Ausstellung des Maharajah von Jeypore kennen gelernt hatte, konnte ich mich hier weiter an den aus der Gegend von Peshawar nach Calcutta verbrachten Sculpturen überzeugen. Es ist unmöglich, die griechischen Vorbilder in diesen kunstvollen Bildwerken zu verkennen.

Sollten aber schon vor den Zeiten der englischen Herrschaft griechische Kunstwerke durch die Eroberungszüge indischer Fürsten bis in die Gegend von Calcutta gelangt sein? Diese Theorie entwickelte mir ein liebenswürdiger französischer Kunstsammler in Calcutta und zeigte mir als Beleg für seine Ansicht neben vielen anderen in seiner Wohnung aufgestellten interessanten Kunstgegenständen mehrere schön gearbeitete Marmorstatuen, von denen eine unverkennbar eine Minerva, eine andere ebenso deutlich einen Ajax darstellte. Diese Statuen waren, ganz in Schlamm vergraben, in einem Teich auf einer Besitzung bei Calcutta vor Jahren gefunden und dem jetzigen Eigenthümer zum Geschenk gemacht worden. Ich konnte jedoch nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß die blendend weißen, anscheinend aus carrarischem Marmor hergestellten Kunstwerke Antiken sein sollten. Wie leicht konnte ein vornehmer Engländer, der im vorigen Jahrhundert in Calcutta wohnte, auf die Idee verfallen, seine Villa oder seinen Garten mit Statuen eines modernen italienischen Meisters zu zieren, die dann bei einem Besitzwechsel von rohen indischen Dienern demolirt und in den anstoßenden Teich geworfen wurden.

Von der modernsten Entwicklung der indischen Sculptur kann man ganz artige Proben in dem Bazar von Calcutta finden und um wenige Rupien eine ganze Gallerie jener Thonfiguren erwerben, die in Calcutta und Lucknow mit merkwürdiger Plasticität und Naturwahrheit gebildet werden. Sie stellen die bezeichnendsten Typen des indischen Straßen- und häuslichen Lebens dar und werden auch wie Puppen mit der entsprechenden Kleidung versehen. Da ist z. B. der Wasserträger (Bhisti) mit seinem über den Rücken gehängten Bocksschlauch, aus dem er, täglich in die Häuser kommend, das Trink- und Badewasser hervor-

spritzt; der Bettelmönch (Fakir oder Sâdhu) mit seinem Bettelsack, seinem dick aufgetragenen Stirnzeichen und seiner dürftigen Bekleidung, deren Mängel durch um so reichlichere Behaarung, nicht selten auch durch Einreibung der Haut mit Asche ersetzt werden; die Kinderwärterin (Aya), deren Kleidung aus einem langen Shawl besteht, der als Rock um die Hüften und dann um Kopf und Schultern geschlungen wird; der mohammedanische Koch (Khansama) mit seinem reinlichen weißen Rock, bunten Turban und Gürtel; der Schlangenfänger (Mali) mit seiner Flöte und seinem Schlangensack u. a. Auch Porträtstatuen im Kleinen verstehen diese Formatoren mit großem Geschick auszuführen.

Die Tempel der Hindus in Calcutta sind zwar zahlreich, aber meist unansehnlich und ganz modern, mit Ausnahme des Tempels der Göttin Kâlî in Kalighat, der angeblich dreihundert Jahre alt ist. Von dem Wort Kalighat „Flußtreppe der Kâlî", ist wahrscheinlich der Name der Stadt Calcutta, ursprünglich Kalikata, abzuleiten. Hierfür spricht, daß gh in der modernen indischen Aussprache fast wie k klingt. Doch lag das indische Dorf Kalikata, das zuerst im Jahre 1596 erwähnt wird, im nördlichen Theile der Stadt, während Kalighat ganz im Süden gelegen ist. Man erreicht die entlegene, ausschließlich von Hindus bevölkerte Vorstadt vermittelst der Pferdebahn. Sofort bei meiner Ankunft vor dem Tempel wurde ich von einer Anzahl dürftig bekleideter Burschen in Beschlag genommen, die sich, natürlich in der Hoffnung auf das bei Tempelbesuchern übliche Bakschisch, um die Ehre stritten, den Sahib zu führen. Nur von der untersten Treppenstufe durfte ich mir die häßlichen Götterstatuen ansehen und kaufte mir Abbildungen derselben in einem nahen Laden. Ueberall lagen die Ueberreste gefaulter Blumen umher, die als Opfer dargebracht worden waren. In einer Abtheilung des Tempels schwamm der Fußboden von dem Blut geopferter Ziegen und Büffel. Es war mir interessant, einmal mit eigenen Augen die Ueberreste eines indischen Thieropfers zu erblicken. Wer die Anschauungen der Hindus über Thieropfer und Fleischkost nur aus ihrer alten Literatur kennt, muß die verhältnißmäßige Verbreitung der Thieropfer und animalischer Nahrung im heutigen Indien nothwendig überraschend finden. Schon frühe erklärten die Brahmanen Fleischnahrung für unerlaubt. Nur gewisse Vögel und Fische, dann das Fleisch des Igels, Alligators, Hasen, Stachelschweins und der Schildkröte wurde von diesem allgemeinen Verbot ausgenommen. Auch wurde unter gewissen Umständen, namentlich zu Opferzwecken und bei dem feierlichen Empfang eines Gastes, das Schlachten und Essen von Thieren für zulässig erklärt. Thiere, die für ein Opfer geschlachtet worden sind, heißt es in dem Gesetzbuch des Vishnu (51, 63), werden in einer künftigen Existenz als Wesen höherer Art wiedergeboren. Doch lag auch die gegentheilige Auffassung nahe: daß man nicht wissen könne, was für eine Menschenseele in einem geschlachteten Thiere gesteckt habe. So gelangte man dazu, das Gebot der Ahimsâ, d. h. der Schonung lebender Wesen, für ein absolut bindendes zu erklären. Selbst zu Opferzwecken darf nach den Anordnungen der Buddhisten, Jainas u. a. ascetischer Secten niemals ein lebendes Wesen getödtet werden. Dieses Gesetz[1])

[1]) Bühler, Asoka-Inschriften. In der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 37, 92—95 (1883).

verkündete schon im dritten Jahrhundert v. Chr. der buddhistische König Açoka in seinen berühmten Säulen- und Felsenedicten. Freilich ließ der „göttergeliebte König" für seine persönlichen Liebhabereien eine Hinterthür offen, indem er die völlige Streichung von Fleischspeisen aus dem Menu seiner Hoftafel erst für die Zukunft in Aussicht stellte. Noch unter den heutigen Repräsentanten der alten Fürsten- und Adelsgeschlechter, den Radschputen, ist der Genuß von Fleischspeisen sehr verbreitet, und in Kaschmir genießen selbst die Brahmanen animalische Nahrung[1]). Am deutlichsten zeigen aber die Thieropfer zu Ehren der Durgā-Kālī, deren Verehrung heutzutage über ganz Indien verbreitet ist, wie auch in diesem Theile des indischen Cultus und der Volkssitte die laxere Auffassung sich neben der rigoroseren dauernd behauptet hat. Wer weiß, ob nicht selbst die Menschenopfer, von denen sich in der ältesten Literatur manche Spuren gefunden haben, noch bis in geschichtliche Zeiten hineinragen. Mir wurde wenigstens in dem alten Schlosse Amber bei Jeypore, das ich früher beschrieben habe, erzählt, daß die dort jetzt üblichen Ziegenopfer zu Ehren der Göttin Kālī für frühere Menschenopfer substituirt worden seien. Noch in neuester Zeit pflegte die berüchtigte Mörderseete der Thugs ihre Opfer der blutdürstigen Göttin Kālī zu weihen. In Calcutta erreicht die Verehrung der Durgā-Kālī ihren Gipfelpunkt zur Zeit des Durgāfestes, Durgāpūjā, im October, und der Festjubel ist zu dieser Zeit ein so allgemeiner, daß sogar in den englischen Unterrichtsanstalten und Bureaux während der Festtage pausirt wird, die unter dem Namen Durgāpūjā-holydays eine Art Herbstferien bilden. In ganz Bengalen wird dieses Volksfest mit erstaunlichem Luxus gefeiert und die jährlichen Kosten desselben sind auf 10 Millionen Pfund Sterling geschätzt worden. In Calcutta ist dies die Zeit, wo Tausende nach dem Tempel der Kālī pilgern und wo am letzten Tage der Feier das Heiligthum der blutigen Göttin sich in ein Schlachthaus verwandelt und ihre fanatischen Verehrer sich über und über mit dem Blute der geopferten Ziegen, Schafe und Büffel beschmieren. Natürlich wird das Fleisch der geopferten Thiere auch gegessen. Nur ungeweihtes Fleisch, das noch seinen alten Namen Vrithāmāmsa, „nutzloses Fleisch", führt, wird auch von den Verehrern der Kālī streng gemieden. Einer der zahlreichen Priester, Haldars genannt, die an den ansehnlichen Einkünften des Tempels participiren, wollte mich auch auf den Verbrennungsplatz der Hindus führen, der nahe bei dem Tempel an dem alten Bett des Ganges (Adigangā) gelegen ist. An diese heilige Stätte, deren Nähe wohl auch die Veranlassung zur Errichtung des Kālitempels an dieser Stelle gebildet hat, bringt man nicht nur Todte, sondern auch Schwerkranke, damit sie Angesichts des heiligen Stromes sterben, eine Eventualität, die man in früheren Zeiten nicht selten durch Einführung von heiligem Gangesschlamm in Mund, Nase und Ohren des Patienten beschleunigte.

Kurze Zeit nach meiner Excursion nach Kalighat befand ich mich auf dem Wege in das entgegengesetzte Ende der Großstadt, wo sich die Paläste der einheimischen Aristokratie befinden. In einer Soirée beim Vicekönig hatte ich in

[1]) Bühler, Report of a Tour in Kashmir, p. 23.

der Person des Rajah Jotindro Mohun Tagore, der die früher erwähnten Medaillen für die Tagore-Vorlesungen gestiftet hatte, eines der gebildetsten und geachtetsten Mitglieder der einheimischen Aristokratie Calcutta's kennen gelernt. Bei meiner Visite verfolgte ich außer dem Bestreben, mich über die Absichten des Stifters der Medaillen, deren Vergebung mir anvertraut war, zu informiren, noch einen kleinen Nebenzweck. Schon vor meiner indischen Reise hatte ich viel von dem musikliebenden Rajah Sourindro Mohun Tagore, von seiner Hauscapelle, die den Prinzen von Wales bei dessen Aufenthalt in Calcutta mit indischer Nationalmusik begrüßte, und von seinen musikalischen und musikgeschichtlichen Werken gehört und gelesen. Mir lag sowohl aus musikalischem als aus antiquarischem Interesse daran, seine Capelle zu hören, die anerkannt die beste in Indien ist, da es ohne Anschauung und Anhörung nicht möglich ist, von den eigenthümlichen Musikinstrumenten der Hindus und ihrer Klangwirkung oder von der Theorie und Geschichte der indischen Musik und den interessanten Problemen, die sich daran knüpfen, eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Da nun Rajah Sourindro, der Mäcen der indischen Nationalmusik, der jüngere Bruder Jotindro's ist, so äußerte ich dem letzteren meinen Wunsch, die Bekanntschaft seines Bruders zu machen, und hatte auch alsbald das Vergnügen, ihm vorgestellt zu werden, da beide Brüder mit ihren Familien das nämliche Palais bewohnen. Der musikliebende Rajah nahm mein Anliegen, in seinem Hause eine Probe guter indischer Musik zu hören, freundlich auf und an einem der nächsten Tage erhielt ich eine schriftliche Aufforderung, bei ihm eine Abendproduction seines Orchesters anzuhören und so viele Freunde dazu mitzubringen, als ich Lust hätte. Einige musikalische Landsleute waren gerne bereit, mich zu begleiten, und nachdem wir in einer ganzen Procession von Wagen das von der europäischen Stadt sehr entfernte Palais des Rajah erreicht hatten, fanden wir das Orchester bereits versammelt in der stattlichen mit Porträts europäischer Fürsten geschmückten Empfangshalle. Schon bei dem ersten Stück, einer zu Ehren der indischen Reise des Prinzen von Wales componirten Cantate, in der die Vocalmusik mit Instrumentalmusik abwechselt, fanden wir, daß die Mitglieder des Orchesters zugleich geschulte Sänger waren. Meine musikalischen Freunde stimmten mit mir darin überein, diese Pièce, in der wir unseren liebenswürdigen Wirth auch als Componisten kennen lernten, für höchst ansprechend zu erklären. Freilich hatte der Rajah bei der Composition derselben, wie er uns nachher mittheilte, auf den europäischen Geschmack besondere Rücksicht genommen. Weniger sagte uns zu, was nun an indischen Nationalcompositionen aus älterer und neuerer Zeit folgte. Doch bewunderten wir die Genauigkeit der Execution und das gute Gedächtniß der Mitwirkenden, die sammt und sonders aus dem Gedächtniß spielten und sangen. In den Zwischenpausen machten wir die Bekanntschaft einiger derselben, die an der von dem Rajah begründeten „musikalischen Akademie" als Lehrer thätig sind und an der Production als Amateurs theilgenommen hatten. Der Secretär der „Akademie" war später auch so freundlich, mich mit einer indischen Harfe zu besuchen, mir die Griffe auf derselben zu zeigen und meine Fragen über Praxis und Theorie der indischen Musik mit großer Bereitwilligkeit und gründlicher Sachkenntniß zu beantworten. Die Instrumente sind weitaus zum

größten Theil Saiteninstrumente von verschiedener Form und Größe, die theils mit der Hand, theils wie die Zither mit einem Schlagring, theils mit einem Violinbogen gespielt werden. Es kommen nur Metall-, keine Darmsaiten zur Anwendung, deren Gebrauch wohl aus religiösen Gründen verpönt ist. Dagegen gibt es eine indische Harfe, die vor den in Europa gebräuchlichen Harfen einen Zusatz mit schwingenden Saiten voraus hat, die nicht angespielt werden, aber die Resonanz verstärken. Man sieht hieraus, daß den indischen Musikern die Obertöne wohl bekannt sind. Ein musikalisches Curiosum ist ein Instrument von der Form einer großen Kindertrompete, welches aber nicht an den Mund gesetzt, sondern an die Halsmuskeln des Spielers angedrückt und durch dieselben zum Tönen gebracht wird. Ich überzeugte mich durch Anhalten des Ohres an die untere Oeffnung der Trompete, daß der Ton wirklich aus derselben herauskam. Doch war nur ein Mitglied der Capelle im Stande, auf diesem Instrument zu spielen.

Die indische Instrumentalmusik dient in der Regel nur zur Verstärkung des Gesanges und ist wie letzterer meistens unisono. Sie veranschaulicht also die Wirkung homophoner Musik, wie dieselbe auch in Europa im Alterthum ausschließlich im Gebrauche war. Es kommen allerdings auch Octavenläufe und, ganz gegen die Regeln unserer abendländischen Musik, Quintenläufe vor. Kein Instrument umfaßt mehr als drei Octaven, aber jede Octave hat zweiundzwanzig Töne, also beinahe ebenso viel Töne als die Octave der alten Griechen. Das feine musikalische Gehör ist zu bewundern, welches die Hindus befähigt, selbst Viertelstöne mit der größten Sicherheit zu unterscheiden. Andrerseits bildet für ein europäisches Ohr diese Feinheit der Tonnüancirung einen schlechten Ersatz für die mangelnde Harmonisirung, und es wird dadurch zugleich unmöglich, die indischen Rāgas (Melodien) mit einiger Genauigkeit in europäischen Noten, oder europäische Stücke in indischer Musik wiederzugeben. Bei den Gesängen, die leider mit der Fistelstimme gesungen werden, machen diese eigenthümlichen Tonschattirungen auf ein ungeübtes Ohr leicht den Eindruck unbeabsichtigten Detonirens. Das Tempo wechselt häufig, und man unterscheidet drei Hauptarten desselben, die folgende Sanskritnamen führen: gangāsrotogati, „wie der Strom des Ganges dahinfließend", d. h. presto; kūrmagati, von der Gangart der Schildkröte, d. h. lento; mandeikagati, „von der Gangart des Frosches", d. h. staccato. Die Theorie der Musik ist in Indien schon frühe ausgebildet worden, und nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung stammt sogar die Bezeichnung der sieben Noten unserer Octave durch ihre Anfangsbuchstaben aus Indien, von wo sie durch Vermittlung der Perser und Araber im Mittelalter nach Italien gelangte. Auch die Zigeunermusik und selbst die ungarischen Czardas werden von einer hervorragenden Autorität aus Indien hergeleitet. Andrerseits scheinen mir gewisse Anzeichen dafür zu sprechen, daß die Entwicklung der indischen Musik in neuerer Zeit von den Portugiesen beeinflußt worden ist. Ich hoffe auf diese und andere wissenschaftlichen Fragen anderswo zurückzukommen und will hier nur noch der großen Verdienste erwähnen, die sich Rajah Sourindro um die indische Nationalmusik erworben hat. Nicht nur hat er eine Menge werthvoller Werke über indische Musik drucken lassen, die von ihm theils heraus-

Digitized by Google

gegeben, theils selbst verfaßt sind, sondern er hat auch an den indischen Instrumenten bedeutende Verbesserungen angebracht, ein sinnreiches System der Notenbezeichnung erdacht und in der von ihm gestifteten und unterhaltenen musikalischen Akademie ein Institut für die Pflege indischer Musik geschaffen, dessen Zöglinge in einem mehrjährigen Cursus in allen Zweigen der indischen Musik gründlich unterrichtet werden.

Wie die indische Musik, kann man auch das indische Theater wohl nirgends besser studiren, als in Calcutta, wo es in dem Eingebornenviertel zwei größere bengalische Volkstheater und in dem europäischen Stadttheil noch einen dritten, von Parsen gehaltenen Musentempel gibt, in dem zur Zeit meiner Anwesenheit von Eingebornen in der Hindostanisprache gespielt wurde. Ich will nur in Kürze über meine etwas enttäuschenden Erfahrungen in dem bengalischen „Nationaltheater" referiren, wobei ich voransschicken muß, daß ich von dem Gang der Handlung nur einen sehr allgemeinen Begriff gewinnen konnte, da ich der bengalischen Sprache nicht mächtig bin. Eine große Hilfe gewährte jedoch der Theaterzettel, der nach Art eines europäischen Opernlibrettos sehr ausführlich gehalten und, obschon ebenfalls in bengalischer Sprache abgefaßt, doch im Ganzen leicht zu entziffern war. Nach einer ohrenzerreißenden, endlosen Ouvertüre, in der eine eintönige indische Melodie auf europäischen Trompeten und andern lärmenden Instrumenten executirt wurde, ging der Vorhang auf, und ich sah auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine Dramatisirung des aus dem Sanskrit-Epos Rāmāyaṇa bekannten volksthümlichen Stoffes Sitabaran, „der Raub der Sitā", sich abspielen[1]). Die tugendhafte Sitā wird von dem bösen Riesen Rāvaṇa geraubt. Es folgt ein Rachezug ihres Gatten Rāma unter dem Beistand des Affenfürsten Hanumān, wobei die Felsenburg des Tyrannen Rāvaṇa auf der Insel Lankā (Ceylon) erstürmt und Sitā befreit wird. Das Rāmāyaṇa ist noch immer außerordentlich populär in Indien, und bei abendlichen Wanderungen durch die Straßen indischer Städte habe ich Episoden aus modernen Bearbeitungen desselben häufig in den offenen Häusern vorlesen hören. Die Decorationen waren ganz im europäischen Geschmack, dessen Einfluß sich auch sonst stark bemerkbar macht. Doch wurde ich durch das aus dem indischen Epos entnommene Sujet, durch das Hereinspielen der Götterwelt, welche von Brahma und Indra abwärts fast vollzählig auftrat, durch die eingeflochtenen lyrischen Partien und Lieder, die von dem Nartakīgana, d. h. den Bajaderen gesungen wurden, durch die große Anzahl der Acte und Verwandlungen, durch die Abwechslung burlesker und pathetischer Scenen und Anderes vielfach an das alte Sanskritdrama erinnert. Besondere Heiterkeit erregte bei dem zahlreich anwesenden Publicum die Scene, in der Sitā's Schwager (oder ist er in dieser Bearbeitung ihr Gemahl?) Lakshmaṇa, als Sitā verkleidet, in ihrem saffrangelben Büßergewande auftritt. Der böse Rāvaṇa, Sitā's Räuber, geht in die Falle und verfolgt in einer Nachtscene die vermeintliche Sitā mit Liebesanträgen, bis er

[1]) In Reuleaux's „Quer durch Indien", das mir erst während des Druckes zukam, finde ich eine Beschreibung einer Theateraufführung in Calcutta, wobei es sich anscheinend um einen früheren Theil des Dramas „Sitaharan" handelt.

über ihren Bart stutzig wird, worauf die Erkennung und eine große Prügelei folgt. Das hätte sich freilich Kálidása nicht träumen lassen, daß die Aufführung indischer Stücke einmal mit der Absingung der englischen Nationalhymne schließen würde. Als lange nach Mitternacht der Vorhang fiel, wurde das „God save the Queen" von der Bühne herab intonirt und das Publicum, das außer uns ausschließlich aus Hindus bestand, stimmte kräftig ein, ehe es den Musentempel verließ.

In der Provinz Bengalen, in Benares und andern Orten kommen auch die geistlichen Festspiele Yátrás, in der bengalischen Aussprache Dschattras, noch häufig zur Aufführung. Aus solchen religiösen Aufführungen ist das indische Drama ursprünglich entstanden, ähnlich wie das moderne europäische Drama aus den Mysterien des Mittelalters hervorging. Ausführlich sind die Dschattras in einem deutsch geschriebenen Werk eines jungen Bengalen, Chattopadhyaya, behandelt, dessen Bekanntschaft ich in der asiatischen Gesellschaft in Calcutta machte. Ich war sehr überrascht, von ihm in fehlerlosem Deutsch angeredet zu werden und lernte in ihm einen Pionier deutscher Wissenschaft in Indien kennen, der Jahre lang an deutschen Universitäten studirt und in Zürich den Doctorgrad der Philosophie erworben hat.

Das Studium des Sanskrit ist in der Provinz Bengalen verhältnißmäßig jungen Datums, und die Blüthe der Sanskrit-Literatur in diesem Theile Indiens wird von der Tradition auf die Einwanderung von fünf besonders gelehrten Brahmanen aus dem alten Canouj zurückgeführt, von dessen einstiger Größe noch ein ausgedehntes Trümmerfeld Zeugniß gibt. Mir war es in dieser Beziehung besonders charakteristisch zu beobachten, daß die Brahmanen in Bengalen nicht wie im westlichen Indien und in Benares Jeder einen bestimmten Theil des Veda studiren, sondern sich nur nach ihrer Heimath und Herkunft in bestimmte Gruppen scheiden. Als ich unter dem Beistand des gefälligen und unterrichteten Bibliothekars, eines Bengalen, die sehr bedeutende Handschriftensammlung des Sanskrit College in Augenschein nahm, fand ich darin die Vedas nur durch eine unbedeutende Anzahl von Handschriften vertreten, die meistentheils im westlichen Indien geschrieben waren. In anderen Handschriftensammlungen, die ich Gelegenheit hatte zu sehen, waren die Vedas gar nicht vertreten. Wahrscheinlich sind die Sanskritstudien in Bengalen erst lange nach der Abfassung der Vedas aufgenommen worden. In neuester Zeit ist das Studium des Sanskrit in Bengalen mehr als in anderen später eroberten und weniger ausgibig anglisirten Theilen Indiens durch die Erlernung der englischen Sprache zurückgedrängt worden. Trotz dieser ungünstigen Umstände hat sich Calcutta, modern wie es ist, zu einem bedeutenden Sitz der einheimischen Sanskritgelehrsamkeit Indiens entwickelt, und während, Dank der Fürsorge der Regierung, in Calcutta auf dem Gebiete des Sankrit große Regsamkeit herrscht und die bedeutendsten Sanskritisten Bengalens jetzt in der Metropole zu finden sind, ist der Stern der alten Mittelpunkte indischer Wissenschaft in Bengalen im Erbleichen begriffen. Selbst Naddea, der altberühmte Sitz der Nyáya-Philosophie, zu deren Studium hier wißbegierige Hindus aus den verschiedensten Gegenden Indiens zusammenströmten, ist jetzt, wie mir von gelehrten Hindus in Calcutta versichert wurde, nur noch

ein Schatten von dem, was es einst gewesen. Trotzdem war es mir von großem Interesse, eine dieser alten Brahmanenschulen Bengalens kennen zu lernen, weil sich hier die alte einheimische Methode des Sanskritstudiums noch unverändert erhalten haben sollte, und ich ging daher mit Freuden darauf ein, als ein hervorragender einheimischer Gelehrter, Harapraſâd Çâstrî, Professor am Sanskrit-College in Calcutta, mich einlud, unter seiner Führung die „Tols" der Brahmanen in seinem bei Naihati gelegenen Heimathsdorfe zu besuchen. Tols heißen in Bengalen die alten Sanskritschulen, in welchen die verschiedenen Zweige der altindischen Wissenschaften, Çâstras, studirt werden, im Gegensatz zu den Patsalas, „Volksschulen", an welchen der Elementarunterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen in der modernen Sprache der Provinz ertheilt wird.

Als ich an einem schönen Aprilmorgen mit einem Frühzug der ostbengalischen Eisenbahn nach einer etwas mehr als einstündigen Fahrt die Station Naihati erreichte, fand ich meinen Freund schon auf mich wartend. Wir bestiegen ein bereit gehaltenes Gefährt, das uns auf einer der weichen, sandigen Landstraßen Bengalens nur langsam unserem Ziele entgegenbrachte. Unterwegs eine Strecke lang am Hooghly-Ganges hin fahrend, der von hier ab schon für die größten Schiffe schiffbar ist, erblickten wir am jenseitigen Ufer Chandernagore (vom Sanskr. chandana-nagara „Sandelholzstadt"; nach Anderen von chandra-nagara „Mondscheinstadt"), den letzten armseligen Ueberrest der französischen Colonien in Nordindien. Wir besichtigten nun zuerst im Hause meines Freundes eine Sammlung von Sanskrithandschriften. Es war ein stattlicher Hause alter Manuscripte in losen Blättern, in bengalischen Charakteren geschrieben, meist auf indische Philosophie bezüglich und jedes mit dem üblichen rothen oder gelben Tuch umwickelt. Die alten Erbstücke waren meinem Freunde bei der Theilung des Familienguts als Voraus zugefallen, wie er mir sagte, nach dem Grundsatz des indischen Erbrechts, daß die „Mûrkhas", die „Thoren" d. h. des Sanskrit Unkundigen keinen Antheil an den literarischen Schätzen der Familie haben sollen. Diese interessante Regel findet sich in dem „Dâyabhâga", dem angesehensten Rechtsbuch der bengalischen Brahmanen, wirklich vor (S. 200 der Sanskritausgabe). Nun ging es in die „Tols", und durch alles, was ich hier sah und was mir die Mittheilungen meines im Gebrauch der englischen Sprache sehr geläufigen Führers ergänzten, wurde ich in der That auf das Lebhafteste in jene uralten Schulen der Brahmanen versetzt, welche in der Sanskritliteratur so anschaulich geschildert werden. Nach den alten Gesetzbüchern sollte der junge Brahmane die Vedas, d. h. den Inbegriff des damaligen Wissens, so lange studiren, bis er sie vollständig begriffen hätte oder neun Jahre oder achtzehn Jahre oder sogar sechsunddreißig Jahre lang. Auch in den bengalischen „Tols" wird auf die Bewältigung der indischen Wissenschaften ein halbes Menschenalter verwendet. Gewöhnlich wird zuerst Vyâkaraṇa, die Sanskritgrammatik, etwa vom 11.—18. Lebensjahre studirt, dann wählt der Zögling ein Specialfach, sei es Nyâya-Philosophie oder das religiöse und bürgerliche Recht, Smṛitiçâstra, oder ein anderes Fach, wofür die Studienzeit in der Regel nicht mit unter 10—20 Jahren bemessen wird. Nach den alten Gesetzbüchern soll der Schüler im Hause seines Lehrers wohnen und ihn wie einen Vater ehren. In den Tols sah ich

die freilich sehr kunstlosen Schlafstätten der Zöglinge, aus viereckigen Erhöhungen aus Lehm bestehend, die in einem langen niedrigen Schuppen in ungefähr gleichen Zwischenräumen angebracht sind. Jede dieser Erhöhungen gibt die Lagerstatt für zwei Schüler ab. Die Lehrer erheben nicht nur kein Schulgeld, sondern sie sorgen sogar nicht selten in väterlicher Weise für den Unterhalt ihrer mittellosen Schüler, sei es aus eigenen Mitteln, falls sie wohlhabend genug sind; oder aus den Zuschüssen der reichen und freigebigen Gönner, von denen sie selbst erhalten werden. Von den Früchten ihrer Lehrthätigkeit lernte ich artige Proben an den poetischen Sanskritadressen kennen, die in jeder der Tols an mich gerichtet und mir nachher schriftlich überreicht wurden. Die Verfasser hatten nur eine ganz kurze Zeit, um sich zu ihren dichterischen Compositionen zu begeistern, da meine bevorstehende Ankunft erst spät am Abend des vorangehenden Tages bekannt worden war. Ich bewahre diese in dem überschwänglichen Stile des Orients abgefaßten Sanskritadressen, in denen ich meinen Namen in Sholiya sanskritisirt fand, unter den merkwürdigsten Andenken an meine indische Reise.

Während die meisten Zöglinge in ganz jugendlichem Alter stehen, traf ich auch einen gewiß schon in die Dreißig eingerückten Sannyāsī, d. h. Asceten, der sich zum Studium der Philosophie bei einem der Sanskritlehrer aufhielt. Nach den Vorschriften der alten Gesetzbücher soll jeder Hindu, der einer der drei höheren Kasten angehört, den letzten Theil seines Lebens frommen Betrachtungen und Bußübungen widmen. Zuerst soll er als Einsiedler im Walde wohnen. Nachher soll er unter Zurücklassung seiner ganzen Habe das umherziehende Leben eines heimatlosen Bettelmönchs führen. Noch heutzutage findet die letztere Vorschrift häufig Beobachtung und die Sitte hat die alten Mönchsregeln bis ins Detail hinein bewahrt. Auf dem Versammlungsplatze des Dorfes, einem mit leichtem Holzdach überdeckten, nach allen vier Seiten offenen Raume, wurde mir unter großem Zudrang der Dorfjugend der heilige Mann vorgestellt, der im Dorfe große Verehrung zu genießen schien. Die Etikette verlangte, daß ich mich in einer gewissen respectvollen Entfernung von ihm hielt, worüber ich auch nicht gerade unglücklich war. Der Sannyāsī war der alten Regel gemäß, abgesehen von einem gelben Tuch um die Lenden, ganz unbekleidet, der Kopf kahl geschoren. Bei der Anrede durfte ich anstatt des üblichen Grußes nur Nārāyana d. h. „o Nārāyana" zu ihm sagen — Nārāyana ist ein Name des Gottes Vishnu — und er antwortete mir in der nämlichen Weise. In dem Gesetzbuche des Vishnu (96, 21. 22), das ich vor einigen Jahren im Grundtext mit englischer Uebersetzung herausgegeben hatte, war mir die Regel aufgefallen, daß der Sannyāsī Niemand segnen oder ehrerbietig begrüßen solle. Keines der anderen Gesetzbücher enthält eine ähnliche Vorschrift, so ausführlich sich dieselben über die Pflichten des Sannyāsī verbreiten. In dem alten Sanskritcommentar zu Vishnu's Gesetzen wird die Vorschrift dahin erklärt, daß der Sannyāsī keine Begrüßung anders als mit dem stereotypen „O Nārāyana" erwidern solle. Hier fand ich nun die Richtigkeit dieser Erklärung durch die heutige Sitte bestätigt. Eine andere Regel, die mir mitgetheilt wurde, nämlich das Verbot, einen Sannyāsī nach seiner Heimath und Herkunft zu fragen, ist zwar nicht wörtlich in den alten Gesetzen enthalten, aber ganz dem Geiste derselben entsprechend. Der San-

nyâsî soll kommen und gehen wie ein Gast aus dem Jenseits, der an irdischen Dingen keinen Antheil nimmt. Ich war natürlich discret genug diese Regel zu beobachten, doch merkte ich an der Sanskritrede, die mir der Sannyâsî über ein Thema aus der indischen Philosophie hielt, daß er kein Bengale sein konnte, da seine Aussprache des Sanskrit frei von den störenden Solöcismen der Sanskritaussprache Bengalens war. Er mochte etwa aus der Gegend von Benares stammen.

Den Lehrer des indischen Rechts, der sich mir als einen besonderen Kenner der Opfergebräuche zu erkennen gab, traf ich gerade mit der Vollziehung einer religiösen Ceremonie beschäftigt, die sich auf eine für indische Begriffe höchst wichtige Handlung, die Einweihung eines auf eigene Kosten ausgegrabenen neuen Teichs bezog. Der gelehrte Brahmane hatte nach den Erzählungen meines Begleiters in jüngeren Jahren durch glückliche kaufmännische Speculationen einigen Reichthum erworben und verwendete nun einen Theil desselben darauf, um durch fromme Werke für sein Seelenheil zu sorgen. In einem tropischen Klima gehört die Anlegung guter Badeplätze zu den vernünftigsten und nothwendigsten Bethätigungen des Gemeinsinns. In Indien wird die Ausgrabung von Teichen auch durch die Religion geboten, und künstliche Teiche, oft mit schönen steinernen Treppen versehen, sind daher allenthalben zahlreich anzutreffen. Die Einweihung eines solchen Teichs (Tirthapratishṭhâ) ist für das ganze Dorf ein Fest und von zahlreichen Ceremonien begleitet, die offenbar sehr alt sind. Fast den ganzen Apparat von Opfergeräthen, wie er in dem Opferritual der Vedas beschrieben wird, fand ich hier in voller Anwendung. Auch bemerkte mir mein Begleiter ausdrücklich, daß die ganze Ceremonie auf die Vorschriften der Vedas, nicht auf die in den „Purânas" enthaltenen Regeln gegründet sei. An dem von neugierigen Zuschauern beiderlei Geschlechts dicht besetzten Rande des Teiches war unter einem nach allen Seiten offenen Schuppen, der als Schutz gegen die glühenden Strahlen der Morgensonne sehr nöthig war, ein einfacher Altar, d. h. eine rechteckige Erhöhung aus Lehm, zu sehen, die „Vedi". Darauf brodelten an einem offenen Feuer allerhand wunderlich aussehende Töpfe und Kessel, und ein auf dem Altar vor dem Feuer sitzender Brahmane, der „Adhvaryu", goß von Zeit zu Zeit als Feueropfer (Homa) geschmolzene Butter (Ghṛita) ins Feuer, die einen bei der herrschenden Hitze besonders lästigen Dampf verbreitete. Da zeigte man mir auf dem Altarfeuer die Samidh, kleine Stöckchen, die zur Speisung des Feuers dienen; seltsam geformte hölzerne Opferlöffel (Sruk, Sruva), mit welchen die zerlassene Butter und andere Flüssigkeiten geschöpft wurden; Naivedya, die appetitlich aussehenden Süßigkeiten und Blumen, welche die eigentlichen Opfergaben darstellen; heiliges Dûrvâgras, und andere Bestandtheile eines altindischen Opfers, die ich bis dahin nur aus Büchern gekannt hatte. Auf einem zweiten Feueraltar kauerten zwei andere Priester, die mir als die „Hotars" bezeichnet wurden. Sie waren hauptsächlich damit beschäftigt, aus einer Sanskrithandschrift eine Paddhati, d. h. eine Sammlung alter Texte und Opferformeln, mit lauter Stimme vorzulesen. Daß sie sich zur Recitation solcher heiligen Texte (Mantras) einer Handschrift bedienten, war freilich, wie ich vermuthete und mein Begleiter mir bestätigte, gegen den Buchstaben des Gesetzes,

welches vorſchreibt, daß die heiligen Sprüche auswendig hergeſagt werden ſollen. Iſt der „Hotar" hierzu nicht im Stande, ſo hält man es jetzt, da die Kenntniß der heiligen Ueberlieferungen in raſchem Rückgang begriffen iſt, auch für zuläſſig, daß er die Sprüche aus einer aus Palmblättern, dem früheren Schreibmaterial, gemachten Handſchrift ablieſt. Hiefür werden aber ſehr gewöhnlich Papierhandſchriften ſubſtituirt, ja man bedient ſich ſogar gedruckter Texte, wenigſtens wenn das Opfer für einen Nichtbrahmanen beſtimmt iſt, bei dem es die Prieſter nicht ſo genau nehmen. Abgeſehen von der erwähnten kleinen Unregelmäßigkeit wurden in dem vorliegenden Falle die alten Opfervorſchriften ſorgfältig beobachtet. War doch der Veranſtalter des Opfers (Yajamāna) als Specialiſt auf dem Gebiete des indiſchen Rechts mit dieſen Vorſchriften aufs Genaueſte vertraut. Nur mit einem Schurz bekleidet lief er am Rande des Teiches geſchäftig hin und her, bald bei den Opferfeuern nach dem Rechten ſehend, bald die zu der Feier herbeikommenden Bekannten begrüßend. Ich hätte mir einige Details der merkwürdigen Ceremonie gerne noch näher angeſehen, obſchon auch mir die mächtigen Strahlen der Mittagsſonne tüchtig zuzuſetzen begannen. Aber mein Begleiter mahnte zum Aufbruch, um den Zug nicht zu verſäumen, und nachdem ich bei einem gaſtfreundlichen Sanskritcollegen mit einem Glas geeiſter Cocosnußmilch mich prächtig erfriſcht hatte, trat ich, ſehr befriedigt von meiner Excurſion in die „Tols", die Rückfahrt nach Calcutta an.

Aus dem Leben Iwan Turgenjew's.

Nachstehende, einer russischen Zeitschrift entnommene Mittheilungen aus dem Leben Iwan Turgenjew's bilden den Hauptinhalt dessen, was der berühmte russische Novellist bei seinem letzten Aufenthalte in Rußland im Hause einer ihm befreundeten Familie über sich und seine Vergangenheit erzählt hat. Die deutsche Presse hat von dieser Publication nur insofern Act genommen, als sie aus derselben eine Anekdote mitgetheilt hat, die der Dichter als einen charakteristischen Beleg für die Mangelhaftigkeit der in Frankreich herrschenden Kenntniß der ausländischen Literatur anführte.

„Victor Hugo," sagt Turgenjew, „diese monumentale Eiche, diese Verkörperung des französischen Genies, steht, was sein Wissen von fremder Literatur anbetrifft, auf einem durchaus kindlichen Standpunkte. So sagte er mir einst bei Gelegenheit einer Unterhaltung über Goethe, „daß er in Goethe's Werken durchaus nichts Besonderes finden könne, und daß ihm namentlich die Tragödie „Wallenstein's Lager" ganz und gar nicht gefallen habe." Als ich ihm bemerkte, daß Wallenstein's Lager gar nicht von Goethe, sondern von Schiller sei, gab er mir zur Antwort: „Das ist einerlei, Goethe und Schiller sind von einem Schlage; ich versichere Sie, wenn ich es auch nicht gelesen habe, weiß ich doch, was Goethe gesagt oder Schiller geschrieben haben könnte." Wenn eine hervorragende Persönlichkeit, ein schriftstellerisches Genie so leichtsinnig über fremde Literatur urtheilt, so kann man daraus auf die Entwicklung der weniger bedeutenden französischen Schriftsteller in diesem Punkte schließen" [1]).

---

[1]) Doch erfordert die Gerechtigkeit, zu bemerken, daß nach dieser Seite hin sich in Frankreich seit 1870 Vieles geändert hat; die junge Generation lernt und versteht sehr gut Deutsch. Ich erinnere mich z. B., daß M. Alphonse Daudet, der selber freilich unsere Sprache nicht kennt, mir (1880) sagte, daß sein (damals zwölfjähriger) Sohn fließend Deutsch lese und ihm oft aus deutschen Zeitschriften dasjenige übersetze, was ihn interessire. Desgleichen zeigen einige der leitenden französischen Zeitschriften eine sehr genaue Kenntniß der deutschen Literatur und folgen unserer literarischen Bewegung mit großer Aufmerksamkeit. Auch liefert ein Schulbuch, wie Chuquet's neuerlich erschienene, von uns (Bd. XVIII, S. 477) besprochene Ausgabe von Goethe's „Campagne in Frankreich" den Beweis, wie ernst man es jetzt in den französischen Lyceen mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur nimmt.

Der Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

Von dieser Anekdote abgesehen, sind die Mittheilungen des Dichters über sich selbst in Deutschland bisher unbekannt geblieben. Eine Uebersetzung derselben dürfte, bei der in stetem Wachsen begriffenen Theilnahme des deutschen Publicums für Rußland und den kürzlich verstorbenen Dichter, nicht ohne Interesse sein. Abgesehen von einigen für deutsche Leser bedeutungslosen Abschnitten, schließt die Uebersetzung sich genau dem Original an.

Zum Schluß soll mit einigen Worten der Stellung Turgenjew's zu den russischen Revolutionären Erwähnung gethan werden, und zwar an der Hand einer Publication der von Herrn Angelo de Gubernatis herausgegebenen, in Florenz erscheinenden „Revue internationale", die diesem Gegenstand einen interessanten Artikel widmet.

Wir lassen zunächst den Dichter selber sprechen, so wie der Petersburger Freund seine Worte aufgezeichnet hat:

„Meine Mutter war eine Frau, die sich in den Formen des 18. Jahrhunderts und der ersten Decennien des unserigen bewegte. Sie ließ Puschkin allenfalls noch als Schriftsteller gelten, die russische Literatur nach Puschkin erkannte sie nicht mehr an. Obgleich sie erst im Jahre 1850 starb, als ich schon seit sieben Jahren bei verschiedenen Zeitschriften thätig gewesen war, hat sie mich doch nie als Schriftsteller kennen gelernt, ja nie eines meiner Werke, nicht einmal das „Tagebuch eines Jägers" gelesen.

Ich war ein „enfant terrible" und brachte meine Mutter nicht selten in außerordentlich peinliche Lagen. Noch jetzt entsinne ich mich, daß ich als Kind von sechs bis sieben Jahren einem ehrwürdigen Greise vorgestellt wurde. Man sagte mir, daß es der Dichter Iwan Iwanowitsch Dmitriew sei und ich mußte ihm eine seiner Fabeln declamiren. Man kann sich das Entsetzen meiner Mutter denken, als ich den würdigen alten Herrn starr ansah und herausplatzte: „Deine Fabeln sind gut, aber die des Iwan Andreewitsch Krylów sind besser."

Meine Mutter war so böse, daß sie mir die Ruthe gab, ein Umstand, der mir mein Zusammentreffen mit dem ersten russischen Fabeldichter unauslöschlich ins Gedächtniß eingegraben hat. Ein anderes Mal kam eine eben so würdige Greisin, die Fürstin Katharina-Iljschna Golenischtschina Kutusowa Smolenskaja, geborene Bibikow, zu uns; sie ist, so viel ich weiß, erst im Jahre 1824 gestorben. Ich war damals nicht älter als sechs Jahre, und als man mich zu der gebrechlichen alten Dame führte, die mit ihrem Kopfputz an ein vor Alter schwarz gewordenes Heiligenbild erinnerte, rief ich, statt mit andächtiger Verehrung eine Reverenz zu machen, ihr laut entgegen: „Du siehst ja ganz wie ein Affe aus." Meine Mutter strafte mich hart für diesen neuen Ausfall.

Mein Vater hielt mir ausgezeichnete Erzieher; der Lehrer, der mich zuerst für russische Dichtkunst zu interessiren wußte, war aber nichtsdestoweniger ein Hofknecht. Er ging zuweilen mit mir in den Garten und las mir die „Rossiade" von Cheraskoff vor. Jeden Vers dieses Gedichts las er zuerst, wie er sagte, im Brouillon, d. h. rasch und tonlos und sodann in der Reinschrift, d. h. langsam und mit großer Begeisterung vor. Ich liebte es sehr, diesen Declamationen

zuzuhören und es war mein größter Genuß, wenn unser Hausdeclamator mich in den Garten führte, um mir zum hundertsten Male Stellen aus diesem schwerfälligen Werke vorzulesen.

Mit deutscher Literatur machte mich ein Deutscher bekannt, der sehr schlecht russisch sprach. Ich erinnere mich noch lebhaft des Aufzuges, in welchem dieser Sonderling zu uns kam; er führte einen Käfig bei sich, in welchem sich eine ganz gewöhnliche, nicht einmal abgerichtete Krähe befand. Unser gesammtes zahlreiches Hofgesinde kam, um den wunderlichen Deutschen mit seiner Krähe anzustarren. Die Leute begriffen nicht, warum er sie mit sich schleppte, da er sie doch eben so gut bei uns auf dem Hofe hätte fangen können. Ein alter Knecht nannte ihn: „Fuflüga", was ungefähr einen Herumtreiber bedeutet. Der Deutsche fühlte sich dadurch beleidigt, und als wir anderen Tags bei Tische saßen, bat er meinen Vater in sehr schlechtem Russisch, ob er ihn um eine Aufklärung ersuchen dürfe: „Erlauben Sie mir die Frage, was bedeutet das Wort Fuflüga? Ihr Diener hat mich gestern so genannt." Mein Vater blickte die anwesenden Hausgenossen, sowie mich und meinen Bruder an, errieth den Sachverhalt und sagte lächelnd: „Das bedeutet einen lebhaften und liebenswürdigen Herrn." Augenscheinlich war der Deutsche mit dieser Erklärung nicht zufrieden. „Also," wendete er sich an meinen Vater, „wenn ich zu Ihnen sagen würde: ach, was sind Sie für ein Fuflüga, so würden Sie nicht beleidigt sein?"

„Im Gegentheil, ich würde es für ein Compliment halten."

Dieser Deutsche war außerordentlich empfindsam. Es kam vor, daß er uns Stellen aus Schiller vorlas und bei der ersten Zeile zu weinen anfing. Uebrigens war er nur kurze Zeit bei uns. Da wir erfuhren, daß er ein Sattler sei, der jeder pädagogischen Vorbildung entbehre, wurde er alsbald entlassen.

In der russischen Sprache unterrichtete uns ein gewisser Dubenski aus Moskau, ein bekannter Lehrer, der ein seiner Zeit viel gelesenes Buch geschrieben hatte. Puschkin liebte er nicht sehr, er fütterte uns vielmehr mit Karamsin, Schukowski und Batuschkow. Wie heute sehe ich noch seine rothe Nase vor mir; er sah nämlich aus, als ob er tränke, was vielleicht gar nicht der Fall war. Nur einmal versäumte er mehrere Stunden und erschien dann stark angeheitert.

„Meine Herren," begann er, „ich versäumte einige Stunden, weil ich mich verheirathet habe, und da man sich gewöhnlich nur einmal im Leben verheirathet, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, bei dieser Gelegenheit stark zu kneipen."

Einen tiefen Eindruck machte mir einer meiner russischen Erzieher, der mir den berühmten historischen Roman „Juri Miloslawski" aus dem Gedächtniß von Anfang bis zu Ende zu erzählen pflegte. Ich saß dabei auf seinem Schoß und folgte seiner Erzählung mit solcher Aufmerksamkeit, daß ich sie später beinahe wörtlich wiederholen konnte.

Es ist bezeichnend, daß mich die Persönlichkeit des Autors, Michael Nikolajewitsch Sagoskin, nie im Mindesten interessirte; meiner kindischen Auffassung

nach waren der Roman und Sagoskin zwei durchaus verschiedene Dinge. Wahrscheinlich brachte die Art und Weise Sagoskin's jenen Eindruck hervor. Dieser besuchte meinen Vater oft. Er war klein, dick und etwas verwachsen, mit einem beinahe quadratischen Gesicht und einer großen Brille auf der Nase. Er liebte französisch zu sprechen, sprach es aber sehr schlecht. Ueber seine Romane oder seine literarische Thätigkeit überhaupt hörte ich nie ein Wort von ihm; desto öfter redete er von seiner physischen Kraft und seiner Beliebtheit bei den Frauen.

Andere russische Schriftsteller erinnere ich mich nicht in meinem Elternhause gesehen zu haben; eine russische Literatur gab es nach Meinung meiner Eltern eben nicht.

Zu Ende der dreißiger Jahre schickte mich meine Mutter, die damals schon Wittwe war, ins Ausland. Zum Mentor erhielt ich einen Leibeigenen mit, der bei uns die Dienste eines Feldscheers versehen hatte. Mit ihm ging ich nach Berlin und merkte hier bald, welche Last man mir mit einem Diener auferlegt hatte, der des Deutschen völlig unkundig war.

Trotz meiner einundzwanzig bis zweiundzwanzig Jahre war ich noch ein halber Knabe. Der Leser mag selber urtheilen: bald las ich Hegel und studierte Philosophie, und bald amüsirte ich mich mit meinem Mentor, einen Hund zu dressiren, den ich zufällig bekommen. Mit diesem Hunde hatte ich viel Plackerei, ich richtete ihn nämlich gegen die Ratten ab. Sobald ich erfuhr, daß es irgendwo Ratten gab, warf ich Hegel und die ganze Philosophie bei Seite und begab mich mit meinem Aufseher auf die Rattenjagd. Uebrigens lebte ich mit ihm in bestem Einvernehmen und dictirte ihm sogar einst einen deutschen Liebesbrief an seine Geliebte.

Später reiste ich mit ihm in die Schweiz, wo er mich durch seinen ungewöhnlichen Appetit in Erstaunen setzte. Sein ausgedehnter russischer Magen verlangte bisweilen durchaus zwei statt eines Mittagsessens. Ich ließ ihn in einer kleinen Stadt, kaufte mir selbst Blouse, Ranzen und Stock, steckte eine Karte zu mir und machte mich zu Fuße ohne Führer auf den Weg. So gestaltete sich meine Reise sehr wohlfeil und um Vieles angenehmer.

In der Schweiz sind die meisten Sehenswürdigkeiten nur gegen ein Eintrittsgeld zu erreichen. Da ich aber den einfachen Wanderer und nicht den fremden Touristen spielte, so schlüpfte ich oft ohne Bezahlung durch. In den Wirthshäusern aß ich für einen oder anderthalb Franc dasselbe, was reiche Engländer mit dem Zwei- oder Dreifachen bezahlen mußten, und bekam mein Essen rascher als diese.

Nach einiger Zeit traf ich wieder mit meinem Mentor zusammen und machte die Bemerkung, daß er ungewöhnlich stark geworden war. Er hatte sich etwas in deutscher Sprache auszudrücken gelernt und jammerte nur darüber, daß er in einem sehr kalten und reißenden Fluß habe baden müssen.

Wir kehrten wieder nach Rußland zurück. Als Candidat der philosophischen Facultät der St. Petersburger Universität verfolgte ich die Absicht, das Magister-Examen in Moskau zu machen, konnte aber dort nicht examinirt werden, da es keinen Lehrstuhl für Philosophie gab. Der Examinator in

Petersburg war der bekannte Fischer. Damals faßte ich den Plan, Pädagog, Professor, Lehrer zu werden. Doch bald darauf wurde ich mit W. G. Belinski und J. J. Panajew bekannt, begann Verse, dann Prosa zu schreiben und hing die Philosophie sammt meinen Plänen von Pädagogik an den Nagel: ich widmete mich ganz der russischen Literatur.

Im Jahre 1846 ging ich zum zweiten Male ins Ausland und blieb dort bis 1849 oder 50. Die Reaction in Rußland war damals so unerträglich geworden, daß ich schwankte, ob ich überhaupt in mein Vaterland zurückkehren solle und allen Ernstes daran dachte, zum politischen Emigranten zu werden. Doch, Gott sei Dank, widerstand ich dieser Versuchung. Wie ich seiner Zeit Einsicht genug gehabt hatte, der Philosophie und pädagogischen Lehrthätigkeit zu entsagen, für die ich durchaus nicht paßte, so gab ich auch 1850 den Gedanken an eine politische Bethätigung auf, die mein Verderben geworden wäre, da ich für eine solche schlechterdings nicht geeignet bin.

Im Jahre 1850 kehrte ich also nach Rußland zurück, verbüßte bald darauf wegen eines Artikels über Gogol's Tod einen Arrest im Spaßki-Gefängniß der Officierstraße, wurde aus Petersburg verwiesen u. s. w. Die letzten zwanzig Jahre verbrachte ich ausschließlich im Auslande. So hat das Schicksal es gewollt.

Ich liebe das Familienleben. Da mir keine eigene Familie beschieden war, so schloß ich mich einer fremden an. Der Zufall wollte, daß es eine französische war. Schon seit langen Jahren war ich mit dieser Familie (der der Künstlerin Viardot-Garcia) befreundet. Hier galt ich nicht als Schriftsteller, sondern als Mensch, ich fühlte mich bald zufrieden und heimisch. Wechselten meine Freunde ihren Wohnort, so that ich es auch und folgte ihnen nach London, Baden-Baden, Paris.

Ich stehe früh auf. Der Morgen ist dem Empfang von Besuchen gewidmet. Mittags esse ich in der Familie meiner Wirthe. Nach Tisch setzt man sich um den Kamin. Ich schlummere ein wenig, scheinbar in Nachdenken versunken, und werde nicht selten von den Klängen eines Duetts oder Quartetts geweckt; denn die Familie, der ich mich angeschlossen habe, ist bekanntlich sehr musikalisch. So habe ich manchen Abend Gelegenheit, mich an der herrlichsten Musik zu erfreuen.

Ich liebe Musik, liebe sie schon seit lange; doch muß ich gestehen, daß mir Wagner'sche Musik völlig unverständlich ist. Mozart's Melodien schmeicheln meinem Ohr wie ein schöner Quell; Wagner's Dissonanzen bereiten mir vom ersten bis zum letzten Ton unangenehme Empfindungen.

Meine Tage in Paris, „bei uns in Paris," wie der Russe sagt, verstreichen einsam, beinahe einsiedlerisch. Man nimmt vielfach an, in Paris gehöre jeder Abend dem Theater. Durchaus nicht; ich besuche es drei- oder viermal im Jahr. Auch kenne ich, obgleich ich schon seit vielen Jahren in Paris lebe, nicht eine einzige Zeitungsredaction nach ihren inneren Einrichtungen. Von französischen Schriftstellern besuche ich drei- oder viermal Emile Zola, zweimal Victor Hugo, ungefähr ebenso oft Alphonse Daudet. Für Flaubert hatte ich eine warme

Sympathie und besuchte ihn häufig, es galt diese Sympathie aber mehr dem Menschen als dem Schriftsteller. Der in Rußland so beliebte Emile Zola ist ein unbestritten kluger und talentvoller Mensch; aber, offen gestanden, ebenso unwissend wie die Mehrzahl der gebildeten Franzosen. Ueber französische Literatur geht seine Bildung nicht hinaus und er verlangt auch nicht nach mehr. Von russischer, englischer oder gar deutscher Literatur ist mit ihm nicht zu reden. Diese sind Emile Zola völlig unbekannt. Dabei ist er ein wirklich begabter Mensch, hat aber als Franzose sein besonderes Steckenpferd. Er huldigt der naturalistischen Richtung, die er höchst wunderlich auffaßt. Diesem seinem Steckenpferd völlig unselbständig zu dienen, hält er für seine Pflicht. Zola's letzter Roman „Nana" (1880) hat allerdings einen großen Erfolg gehabt; nach dem Urtheil durchaus competenter Personen galt derselbe jedoch mehr dem Scandal als dem künstlerischen Erzeugniß, das an Werth den früheren Zola'schen Romanen durchaus nachsteht.

Einem Franzosen ein einmal gefaßtes Vorurtheil zu benehmen, z. B. in Bezug auf unser Vaterland Rußland, auf unsere Einrichtungen, unsere Literatur, unsere Sitten und Gewohnheiten u. s. w., ist ein Ding der Unmöglichkeit — ja nicht der Mühe werth. Ich hätte mir lieber die Hand abgehauen, als mit der Tendenz geschrieben, den Franzosen zu beweisen, daß dies oder jenes in Rußland vortrefflich sei. Erstens kommt bei dieser Manier zu schreiben nichts heraus. Würde ich z. B. sagen, daß dieses oder jenes in unserer Literatur schön, an unserer Musik herrlich, in unserer Malerei und Kunst ungewöhnlich sei, so würde man mir es nicht glauben. „Laßt uns Eure Musik hören, zeigt uns Eure künstlerischen Erzeugnisse, gebt uns Gelegenheit, uns mit Eurer Literatur bekannt zu machen," würden die Franzosen sagen.

W. W. Wereschagin hat es gethan und thut es noch. Er hat wirklich ungewöhnlich hervorragende Werke geschaffen, sie in Paris ausgestellt und ganz Paris durch sie in Bewegung gesetzt. Paris sah seine Sachen, sprach und schrieb über sie und war entzückt von ihnen.

Das ist die richtige Methode. Schon Hegel sagte, daß wir irgend etwas Bedeutendes im Geist unseres Volks schaffen sollten, Etwas, das ausschließlich national geartet sein dürfe, aber bedeutend genug sein müsse, um für die gesammte civilisirte Welt in Betracht zu kommen. Die russische Literatur, Kunst, Malerei, hat meiner Ueberzeugung nach noch nichts Derartiges hervorgebracht. Sobald das geschehen sein wird, werden sich, ohne daß es eines weiteren Zuthuns bedürfte, die gegen uns bestehenden Vorurtheile zerstreuen. Russische Literatur, Kunst und Malerei werden dann ihre verdiente Würdigung, die Würdigung der gesammten civilisirten Welt erfahren.

Wenn man mir vorschlüge, einen Roman oder eine Novelle zu dem Zweck zu schreiben, in demjenigen Publicum, dessen Geschmack durch die Erzeugnisse französischer und anderer Romanschreiber verdorben ist, wahren Idealismus zu wecken, so hieße das, meine Art zu schreiben vollständig verkennen. Weder ist es mein Wunsch, noch bin ich befähigt, irgend etwas mit vorgefaßter Absicht

zu schreiben oder eine bestimmte Idee durchzuführen. Meine literarischen Erzeugnisse wachsen wie das Gras.

Begegne ich im Leben irgend einer Thekla Andrejewna, einem Peter oder Iwan und ich bemerke an diesen irgend etwas, was ich sonst noch nicht bemerkte, so beobachte ich sie; er oder sie macht mir Eindruck, ich forsche der Ursache nach, aber der hervorgebrachte Eindruck erhält sich in mir und reift. Ich vergleiche diese Personen mit anderen, versetze sie im Geiste in eine andere Lebenssphäre, und so bildet sich in mir eine ganz eigene Welt. Komme ich da nun zufällig in die Lage, diese Welt schildern zu müssen, so thue ich es mit Vergnügen, ja mit Genuß.

Diese Empfänglichkeit für die Eigenthümlichkeiten der mir begegnenden Personen oder Erscheinungen habe ich indessen allmälig verloren. Mir ist es nach und nach zum Bedürfniß geworden, nur noch das zu schildern, was mich umgibt. Wer den Charakter meines Schaffens verstanden hat, wird begreifen, daß ich nicht im Stande bin, einen Roman oder eine Novelle zu schreiben, so lange mir nicht ein Wesen der oben bezeichneten Art begegnet ist[1])."

Zum Schluß sei es uns gestattet, auf den oben angedeuteten Artikel der „Revue internationale" zurückzukommen, der die Frage, ob Turgenjew zu den russischen Revolutionären in Beziehung stand, durch Veröffentlichung einiger Turgenjew'scher Briefe zur Entscheidung bringt. Einem aufmerksamen Leser der Turgenjew'schen Werke dürfte es nicht schwer fallen, bei einer Reihe typischer Gestalten von so ausgesprochen politischem Charakter, wie Rudin, Basarow, Neshdanow die Summe der politischen Anschauungen des Autors zu ziehen. Für ihn liegt auf der Hand, daß der Verfasser von so durchaus gegen den jungrussischen Radicalismus gerichteten Romanen, wie „Väter und Söhne" oder „Neuland" schlechterdings kein Nihilist sein konnte. Dennoch haben gleich nach dem Tode des Dichters die Genfer Revolutionäre denselben als Anhänger ihrer Partei in Anspruch genommen. Unserer, „Tourgenieff et les révolutionnaires

[1]) Diese Art zu arbeiten wird auch durch einen Brief Turgenjew's an den Herausgeber der „Rundschau" (vom 27. December 1879) bestätigt, in welchem es heißt: „Auf Ihr Schreiben vom 25. Dec. habe ich zu sagen, daß die kleine, von der „Nouvelle Revue" veröffentlichte Skizze eine vor langer Zeit geschriebene (ich schreibe nichts Neues) Charakterstudie aus dem Jahre 1848 ist — wie ich deren viele aufs Papier geworfen habe, die ich dann später, nach Verwerthung derselben, gewöhnlich vernichtete. — Dieser „Monsieur François" ist eben nicht verwerthet worden, da er zu keinem meiner Romane oder Novellen paßte. — Ich ließ mich überreden, dieses rohe Material erscheinen zu lassen." — Zwei solcher Studien sandte hierauf Turgenjew dieser Zeitschrift „mit dem Bedauern, keinen bessern Beitrag für die „Rundschau" liefern zu können". — Am 28. October 1881 schrieb er (aus Bougival): „. . . . Was das größere Werk betrifft, von welchem Herr Julian Schmidt gesprochen hat, so ist es kaum im Entstehen — und mehrere Monate, ja vielleicht ein ganzes Jahr werden vergehen, eh' es beendigt wird — wenn ich es überhaupt beendige." — Dieses „größere Werk" war ein neuer Roman; in mehreren, an den Herausgeber der „Rundschau" gerichteten Briefen Turgenjew's aus dem folgenden Jahr (1882) ist noch davon die Rede, jedesmal allerdings mit dem Zusatze, daß er es wohl nicht erleben werde, ihn zu vollenden. Demnach ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß im Nachlasse Turgenjew's sich ein Romanfragment finde.

russes" betitelten, Publication ist ein Brief des Herrn Peter Lawroff vorgedruckt, in welchem dieser dem Redacteur der „Justice" das interessante Factum mittheilt, daß Iwan Turgenjew aus eigener Initiative die hochradicale in London erscheinende Zeitschrift „En Avant" (Wperót) mit einem jährlichen Beitrag von 500 Fr. unterstützt habe. Daß dieser merkwürdige Brief Tags nach seinem Bekanntwerden ins Russische übersetzt und von den Herren Katkow und Genossen als ein neuer Triumph über die verhaßten „Sapadniki" ausgebeutet wurde, ist seiner Zeit ebenso viel besprochen worden, wie die vergeblichen Versuche der Anhänger Turgenjew's, die Glaubwürdigkeit des Correspondenten der „Justice" in Frage zu stellen. Thatsachen sind ferner das von Seiten der Regierung erfolgte Verbot einer Uebernahme der Begräbnißkosten durch den Magistrat von St. Petersburg, sowie der kaum anders als demonstrativ zu nennende Enthusiasmus einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge am Grabe des Dichters.

Unser Gewährsmann, Herr Michail Aschkinasi, beginnt mit der Erklärung, daß die Zeitschrift „En Avant" zur Zeit ihrer Unterstützung durch Turgenjew nichts Anderes als ein wissenschaftliches Journal gewesen sei, das sich nur von den drückenden russischen Censurverhältnissen emancipirt habe und erst später ein Organ des Radicalismus geworden sei. Sodann geht er über zu der Charakteristik einer gewissen Sorte von Romanen, die seit dem Jahre 1879 von der Pariser Presse „confectionirt" werden, sämmtlich das revolutionäre Rußland behandeln und je nach der Farbe des Blattes, in welchem sie erscheinen, die Nihilisten bald als Märtyrer einer guten Sache verherrlichen, bald als Abschaum der Menschheit, als künftige Robespierres und Marats verdammen. Er erzählt, daß er im Jahre 1879, damit beschäftigt, einen unter Nihilisten spielenden Roman zu schreiben, sich an Turgenjew gewandt habe, um ein sachverständiges Urtheil über seine Arbeit zu erhalten. Turgenjew habe ihm nach Lectüre seines noch unvollständigen Manuscripts geschrieben, daß seine Arbeit „nicht allein interessant, sondern auch nützlich sei" und habe sich außerdem erboten, sie durch Vermittlung von Emile Zola im „Voltaire" anzubringen. Darauf habe er die Fabel des Romans mit Turgenjew eingehend besprochen, einige auf die Persönlichkeit seines Helden bezügliche gute Rathschläge von ihm empfangen, sich an die Beendigung seiner Arbeit gemacht und dieselbe sodann Turgenjew zugestellt. Gerade zu jener Zeit wurde dieser auf Grund einer im „Temps" erschienenen, übrigens von den Radicalen durchaus nicht gern gelesenen Vorrede zu einer „En Cellule" betitelten Novelle, von Herrn Katkow öffentlich der Verbindung mit den Nihilisten angeklagt und veranlaßt, in Form eines offenen Briefs an seinen Freund, Herrn Stassulewitsch, den Herausgeber des „Westnik Jewropy", diese unwürdige Insinuation zurück zu weisen und sich für einen Fortschrittler (postepenowetz), aber „principiellen Feind der Revolution" zu erklären.

„Wer," sagt Herr Michail Aschkinasi, „die Wahrhaftigkeit Turgenjew's kannte, der konnte über die tiefe Kluft, die zwischen ihm und den russischen Revolutionären bestand, nicht im Zweifel sein. Auch haben diese letzteren ihn seit jenem Briefe vollständig verleugnet. Ich selbst bedauerte, ihn um eine Sache gebeten zu haben, die ihm so durchaus unsympathisch sein mußte. Hauptsächlich quälte mich der Gedanke, Turgenjew könne die Publication meines Werks aus

Gutmüthigkeit gefördert haben, um mir einen pecuniären Vortheil zu verschaffen. Ich theilte ihm meine Zweifel mit und bat ihn, mir mein Manuscript zurück zu senden, da ich nach dem von ihm abgelegten Glaubensbekenntniß durchaus keinen Anspruch auf seine Hilfe zu haben glaubte. Außerdem, fügte ich hinzu, daß kein größerer Gegensatz denkbar sei, als der zwischen einem Jungrussen und einem Fortschrittsmann. Auf diesen Brief hat Turgenjew folgendermaßen geantwortet:

. . . . . „Ihr Roman befindet sich in den Händen des Herrn Emile Zola, der mir versprochen hat, ihn dem Redacteur des „Voltaire" zu empfehlen. Wann er erscheinen wird, ist schwer zu sagen; Herr Zola hat Ihre Adresse und wird Ihnen das Weitere mittheilen.

Was Ihre Fragen und Zweifel anbetrifft, so gestehe ich offen, daß ich mit der Tendenz Ihres Romans zwar durchaus nicht sympathisire, aber als Liberaler von der alten Schule selbst bei dem Gegner die Unabhängigkeit der Meinung respectire. Ich glaube kein Recht darauf zu haben, Ihrer Veröffentlichung im Wege zu stehen, und sehe auch keinen Grund, einer Verbreitung derselben meine Hilfe zu versagen.

Anders würden die Dinge liegen, wenn ich einer Regierung angehörte. Ich habe mich jedoch immer abseits gehalten, um mir volle Freiheit des Denkens und Handelns zu bewahren. Ich gehöre nicht zu jener Klasse von Leuten, nach deren Meinung man „die Ahle im Sack verbergen müsse"; im Gegentheil, möge sie herausschlüpfen und zeigen wo er schadhaft ist. Das ist auch der Grund, warum ich als Fortschrittler (postepenowetz) dennoch bereit bin, die Publication eines Werks zu unterstützen, das von einem Revolutionär geschrieben ist."

Herr Aschkinasi glaubt mit diesem Document jeden Zweifel über Turgenjew's antinihilistische Gesinnungen gehoben zu haben und drückt zum Schluß den Wunsch aus, daß alle Fortschrittler wie Turgenjew denken möchten; dann würde der Revolution viel von ihrem düsteren blutigen Aussehen genommen werden. „Turgenjew," sagt er, „war bei keinem Attentat, keinem Complot betheiligt; jede Gewaltthat war seiner Natur zuwider; und dennoch war er ein großer Revolutionär und gefährlicher als man annehmen mag: Leute seines Schlages verschonen *den* Tyrannen, aber sie tödten *die* Tyrannei."

General Gordon.

I.

Wer in den Junitagen des jetzigen Jahres einen Blick auf die Nilſtadt Khartum werfen könnte, und ſpeciell auf den großen Platz vor dem Regierungsgebäude der Feſtung, würde dort in den Morgenſtunden wahrſcheinlich einen kräftig gebauten Engländer mit Sonnenſchirm und weißer Kopfbedeckung umhergehen ſehen, den die Herantretenden mit beinahe abgöttiſcher Verehrung behandeln. Dieſer Engländer iſt ein Mann in den fünfziger Jahren, von mittlerer Größe, von ſanftem, männlich-ernſtem Geſichtsausdruck. Seine Haut iſt gebräunt von der Sonne der Wendekreiſe; er trägt einen Schnurrbart und leichten Backenbart, und kleidet ſich gewöhnlich auf europäiſche Weiſe. Nur bei beſonderen Gelegenheiten legt er die Uniform eines ägyptiſchen Feldmarſchalls an, den Fez und den golddurchwirkten Rock. Er ſpricht fließend arabiſch, und verkehrt ſo vertraulich auch mit dem Niedrigſten der ihn Umgebenden, daß man ſofort bemerkt, der Engländer wünſche in dieſem Punkte nicht bloß die natürliche Kälte ſeiner Landsleute, ſondern auch die ſtrenge Etiquette des Orients durchaus bei Seite zu legen. Der genannte Herr iſt der ägyptiſche Statthalter des Sudan, und iſt im Auftrage Englands und des Khedives nach Khartum gekommen, um ein etwas unangenehmes Geſchäft, nämlich das einer Gebietsräumung, abzuwickeln. Sein Amt gleicht der Rolle eines Caſtellans, der die Sachen des Schloßherrn einpacken ſoll, weil, Schulden halber und aus anderen Gründen, das Ausziehen der adeligen Familie zur Nothwendigkeit geworden iſt. In dieſem Geſchäfte wird der General Gordon nur noch von zwei anderen Engländern unterſtützt. Der Eine iſt der Correſpondent der „Times“, der Andere iſt der Oberſt Stewart. Alle ſeine andern Getreuen ſind ſchon fort. Die ägyptiſche Beſatzung iſt längſt mit dem Oberſt Coetlogon über Schendy und Berber den Nil hinuntergefahren. Mit ihr haben ſich die Beamten eingeſchifft; und wer ſonſt Furcht hatte unter den Bürgern und Kaufleuten der Stadt, hat ſich ebenfalls geflüchtet. Unterdeſſen zieht ſich das Gewitter immer drohender um Khartum zuſammen. Der ganze Sudan ſteht in wilder Bewegung; der Aufruhr klopft immer lauter an die Thore der Stadt. Warum hat der Statthalter nicht ſchon lange dieſelbe verlaſſen? — das iſt die Frage, die Jeder ſich vorlegt. Seine Kaſernen ſind leer, ſeine Nilflotte iſt den Strom hinabgegangen; die Wüſte hindert das ſchnelle Nahen eines Erſatzheeres. Die engliſche Regierung denkt vorläufig nicht daran, Truppen nach Khartum zu ſchicken, und die ägyptiſche iſt ſo ſchwach, daß ſie kaum ſich ſelber im eigenen Hauſe aufrecht halten kann. Wie kommt es nun, daß General Gordon noch in Khartum bleibt? Er wartet entweder, bis das Geſchäft, zu dem er ausgeſandt iſt — die Politik des „Rescue and retire“ — völlig beendigt iſt, durch den Abzug der noch zurückbleibenden Garniſonen Kaſſala's, Sennar's und anderer oberägyptiſcher Stationen; oder er rechnet auf den Edelmuth des fanatiſchen Mahdi und ſeiner Anhänger. Indeſſen wird die Situation von Tag zu Tag für ihn gefährlicher und Europa blickt mit immer wachſendem Erſtaunen auf den Mann, der, ohne ein Lebenszeichen von ſich geben zu können oder von den Seinigen zu hören, kühn und ſelbſtvertrauend am Orte der größten Gefahr ausharrt.

General Gordon läßt sich kurz beschreiben als ein Geistlicher in Generalskleidern. Das Kriegshandwerk ist zwar sein Beruf, aber er betreibt es mehr als eine schwere, ihm von der Vorsehung auferlegte Pflicht, oder als eine vorzügliche Gelegenheit zur Ausübung der Menschenliebe, denn als sein Lieblingsgeschäft. Sein Ideal des Glücks ist die geschäftige Theilnahme am Loose seiner Mitmenschen. Er sehnt sich nicht nach Ruhm, auch nicht nach Geld, noch weniger nach Macht. Er hat keine Familie, er ist unverheirathet. Er wünscht vor Allem Frieden und Ruhe des Körpers und der Seele. Aber seine Ruhe muß eine mit Wohlthun und Liebesdiensten verbundene Muße sein. Die Natur hat ihm eine eiserne Gesundheit und einen rüstigen Körper gegeben, der der Hitze des Aequators und den Stürmen des Meeres trotzen kann, der aber fortwährender Thätigkeit zu seinem Wohlsein bedarf. Seine Lebensweise ist beinahe ascetisch zu nennen. Er ißt kein Fleisch, er raucht keinen Tabak, er trinkt keinen Wein, er berührt keine Spirituosen. Er lebt fast nur von Obst, Brot, Reis, Thee und Wasser. Er verabscheut die englischen „dinners“ mit ihren schweren Gerichten und ihrer Zeitvergeudung. Seine Mahlzeiten dauern fünf bis zehn Minuten. Er liebt die Einsamkeit und die Stille der Wüste. Er ist ein unermüdlicher Reiter und sitzt am Liebsten hoch oben auf dem Rücken eines Kameels, das mit sanftem Tritt, ohne Hufeisenschlag, Gewieher oder anderes Geräusch, gleichmäßig über die Sandfläche zwischen den hohen Grashalmen dahineilt. Dann versenkt sich Gordon gern in Nachdenken über die unerforschlichen Rathschlüsse der Vorsehung; er grübelt über seine irdische Bestimmung, oder sinnt über eine Stelle der Bibel. Daß er täglich ein Kapitel aus der heiligen Schrift liest, nebst den vorgeschriebenen Psalmen für den Morgen und Abend jedes Tages im Monat, und daneben einige Gebete hersagt, versteht sich bei ihm, als einem religiösen Engländer, von selbst. Es dürfte aber auffallen, daß er, als Laie und Soldat, sogar mehrere Gebetsammlungen verfaßt und veröffentlicht hat. Seine Briefe sind voll von frommen Betrachtungen. Ueber zukünftige Handlungen, die er vorzunehmen beabsichtigt, spricht er nie ohne Einschaltung des „D. V.“ d. h. „Deo volente“ (wenn Gott es will). Seine Forschungen über biblische Geschichte bezeugen die kindlich-gläubige Richtung seines Geistes. Im Jahre 1881 beschäftigte er sich mit eingehenden Untersuchungen über die wahre Lage des Paradieses. Vor mehreren Wochen gab er von Khartum aus Befehl zur Veröffentlichung eines andern religiösen Werkchens, betitelt: ‚Gedanken in Palästina‘[1]). Der Verfasser schreibt darin in dem Geiste eines Swedenborg. Daß der Heiland an der Nordseite von Jerusalem gelitten habe, wird aus 3. Moses I, 11 bewiesen. Daß Golgatha seinen Namen nicht von einer Schädelstätte oder einem Hinrichtungsplatz, wie man gewöhnlich annimmt, sondern von der Gestalt dieses Hügels, die einem kahlen Schädel gleichen soll, habe, kann man etwa gelten lassen. Bedenklich ist aber die daran geknüpfte Behauptung des Generals. Nicht bloß der Kopf unseres Heilandes, sagt er, sondern sein ganzer Leib ist in der Bodengestalt der Umgegend Jerusalems wiederzuerkennen. „Der heilige Hügel gegenüber dem Oelberge sieht wie ein menschlicher Körper aus, er ist das Bild des Opfers, das hier auf dem Altare blutete.“ Dies wird dann in allem Ernste auf einigen Seiten erläutert, und durch zwei Belegstücke, bestehend in Karten der Topographie Jerusalems, vor Augen geführt. Unter vielen meistens ganz unverständlichen Betrachtungen, die hierauf folgen, bemerkt man mit Befremden ein paar sehr ungalante Bemerkungen über das weibliche Geschlecht. Seine Ansichten von der Urmutter Eva und ihrem Apfelbiß enthalten eine Beimischung von Misogynie, die uns zum Theil erklärt, wie es kommt, daß Gordon ein alter Junggeselle geblieben.

Sein Glauben an die Vorsehung ist unbedingt. Wenn sein Kamerad, Hauptmann Craigie, vor seinen Augen in den Laufgräben vor Sebastopol erschossen wird, so ruft er aus: ‚Er fiel angeblich durch Zufall, in Wirklichkeit durch höhere Fügung.‘ Wenn ihm im Augenblicke der höchsten Gefahr der letzte Revolver, den er besitzt, in den Nil geworfen wird, so tröstet er sich mit dem Ausrufe: „It was decreed“ (es

[1]) Reflections in Palestine, 1883. By Charles George Gordon. London, 1884.

war bestimmt). Wenn er gewisse Häuptlinge zu einer Conferenz bestellt, sagt er, es hänge von Gott ab und nicht von ihm, ob er die Herzen der Wilden rühren werde oder nicht. An zahlreichen Stellen seiner von Hill herausgegebenen Briefe[1]) sagt er, der wahre Statthalter des Sudan wäre nicht Gordon, sondern Gott, der alles so mache, wie er (Gott) es wolle; und Gordon wäre nichts als sein Werkzeug.

Die Frömmigkeit Gordon's ist Sache der innersten Ueberzeugung. Mit der officiellen Hochkirche steht er in gar keiner Verbindung. Mit Missions-Gesellschaften und Bekehrungsversuchen hat er sich nie befaßt. Obwohl aufrichtiger Protestant, liebt er den Islam, soweit es sich mit so orthodoxen Ansichten, wie die seinigen, verträgt. Sein Lieblings-Secretär ist ein Mohammedaner aus Khartum von guter Familie. Er heißt Berzati Bey und hatte 1879, im Alter von 29 Jahren, vier Weiber. „Ich finde," sagt Gordon, „diesen Muselmann gerade so gut wie die meisten Christen; ich glaube nicht, daß Gefahr für seine Seele ist. Ich liebe ihn, weil er sich seines Gottes nicht schämt. Sein Leben ist moralisch rein. Mit den Weibern läßt er sich freilich etwas freie Hand, doch treibt er keine Wilddieberei in den Gehegen anderer Leute" ... „Als ich nach Rageeb kam," heißt es ein anderes Mal, „hielt ich meine dortige Besatzung an, sich eine Moschee zu bauen, und den Ramadhan, den Monat der türkischen Fastnachtszeit, streng einzuhalten; bis zu meiner Ankunft hatten die Soldaten das Fest der Fasten vernachlässigt." „Die Russen," sagt er, „begehen einen großen Irrthum, welcher der Grund ist, weshalb sie in Asien kein Glück haben werden mit der Ausdehnung ihres Reiches. Sie suchen den Islam auszurotten, bevor noch die Zeit gekommen ist, die Gott zum Absterben dieser Religion bestimmt hat." Einst, auf einer Reise im Sudan, traf Gordon mit dem Ober-Derwisch Scherif Seid Hassim zusammen. Ein erbitterter Streit entbrannte über die Frage, ob der Statthalter oder der Derwisch die höhere Stelle auf dem Divan einnehmen solle. Gordon endete den Streit durch freiwilliges Einnehmen des niedrigeren Sitzes. Er machte dem Derwisch dennoch beim Abschiede ein ansehnliches Geldgeschenk, und Scherif äußerte, das einzige Bedauern, das er ihm gegenüber fühle, sei, daß Gordon noch Christ. „Und doch," setzt Gordon hinzu, „wenn ich meine Religion widerriefe, und Muselmann würde, so wäre Scherif der erste, der mich verachtete." Das Gerücht, daß Gordon Mohammedaner werden wolle, hat seit einigen Jahren im Sudan existirt; denn schon seit 1874 ist sein Name im Munde der Leute. Man betet für Gordon's Bekehrung zu Mekka am Grabe des Propheten, und er selbst hütet sich, den Glauben des Volkes an seine Neigung zum Islam durch Wort oder That zu zerstören. Hierin liegt zum Theil das Geheimniß des wunderbaren Einflusses, den er auf die Herzen der Bewohner des Nilthales erlangt hat und der verstärkt wird durch die natürliche Verwandtschaft seines christlichen Fatalismus mit dem des Islam, sowie seine Kenntniß der arabischen Sprache und der Sitten des Orients, die Frucht langjährigen Studiums.

Wenn man daneben die gewinnenden Eigenschaften seines Wesens in Anschlag bringt — seine glänzende Freigebigkeit, seine anspruchslose Bescheidenheit, seine Wahrheitsliebe, seine Großmuth und seine Charakterfestigkeit, so hat man das Bild dieses außerordentlichen Mannes vor sich, der es als seine Mission betrachtet, die leidenden und tyrannisirten Volksstämme Centralafrikas in diejenige Bahn der politischen Entwicklung hinüberzuführen, worin allein sie in Zukunft leben und gedeihen können.

II.

Charles Gordon, von seinen Landsleuten gewöhnlich „Chinese Gordon" genannt, ist der dritte und jüngste Sohn des ehemaligen General-Lieutenants Gordon zu Woolwich, und ist am 28. Januar 1833 in der genannten Stadt geboren. Ausgebildet an der dortigen Artillerieschule und 1852 als Lieutenant entlassen, verdiente er seine ersten Sporen im Krimkriege. Beim Falle Sebastopols wurde er noch vier Monate bei der Schleifung der russischen Festungs- und Hafen-Werke verwandt. Dann ging er nach

[1]) Colonel Gordon in Central-Africa by Birchbeck Hill.

Galatz in Rumänien ab, um die bessarabische Grenze gegen Rußland festzustellen. Aehnlicher Art waren seine Dienste in Armenien, wo er unter Aufsicht des Majors Simmons die russisch-türkische Kaukasus-Grenze ziehen half. Von da ging er nach London zurück und unterrichtete ein Jahr lang die Rekruten und Cadetten zu Chatham in den Principien der Befestigungskunst. Hauptmann geworden im Jahre 1859, zog er im folgenden Jahre nach China, wo bald seine glänzende Laufbahn anfangen sollte. Das vereinigte französisch-englische Heer nahm Peking ein und plünderte in der Nähe der chinesischen Hauptstadt den Sommer-Palast, zog sich aber dann nach Tientsin am unteren Peiho zurück, um durch dauernde Gebietsbesetzung die Unterwerfung China's unter die Friedensbedingungen der europäischen Mächte zu erzwingen.

Um diese Zeit verheerte der Aufstand der Taipings die mittleren und südlichen Provinzen des Reiches, und fing schon an, selbst den Thron des Kaisers zu bedrohen. Der Ursprung dieser Rebellion ist theilweise in dem Einflusse christlicher Missionäre zu suchen. Ein durchgefallener Schulamts-Candidat, Namens Hung aus dem Stamme der Hakkas, hatte in Kanton die Bekanntschaft eines amerikanischen Missionärs gemacht, und war von diesem zur Stiftung einer christlich-chinesischen Secte ermuntert, aber zugleich gegen die bestehende Regierung in Staat und Kirche fanatisirt. Eine ungeheuere Masse von Gläubigen sammelte sich um ihn, und da es an Unzufriedenen in China nie fehlt, so wuchs seine Partei durch Zulauf ähnlich Gesinnter zu einer stehenden Landplage an, welche bald nicht nur Pagoden, Paläste und kleinere Ortschaften mit Ueberfällen heimsuchte, sondern ganze Provinzen dem Kaiser abwendig machte. Die Engländer würden sich dennoch nicht um Hung und die Taipings gekümmert haben, hätten die Aufständischen nicht die Kaufleute von Schanghai bedroht, und mehrere englische Theelager in dieser den Europäern geöffneten Hafenstadt geplündert. Im Anfange hatte der Aufstand der Taipings in England die wohlwollendsten Freunde gefunden. Man begrüßte ihn in Exeter Hall, dem Haupt-Versammlungsort der ultraprotestantischen Partei, als ein Zeichen des Sieges des Evangeliums. Als aber der Prophet Hung ein empfindliches Stocken im englischen Handel verursachte, da verstummten seine Lobredner, um ihn seinem Schicksale zu überlassen. Noch ehe es jedoch zum Einschreiten der Engländer kam, hatten die Kaufleute von Schanghai, im Einverständnisse mit der chinesischen Regierung, ein Corps von europäischen Söldlingen auf die Beine gebracht, welches die Taipings in Schranken hielt. Dieses Corps wurde von zwei kühnen Amerikanern, Ward und Burgevine, commandirt, und führte den stolzen Namen der „immer siegreichen Armee". In Lust am Plündern gaben diese Europäer den Taipings nichts nach. Eines Tages, als sie einen Unterbeamten des Gouverneurs Li-Hung-Chang, des jetzigen Premier-Ministers von China, beim Auszahlen der Löhnung überwältigt und bestohlen hatten, wandte sich der genannte Gouverneur an die Engländer, welche schon lange Schanghai besetzt hielten, mit der Bitte, den Räubereien der Hilfsarmee ein Ende zu machen, und für besseren Schutz Schanghai's durch Ernennung eines anständigen englischen Anführers zu sorgen. Dieses Gesuch wurde von dem Commandanten der englischen Streitmacht, Sir C. Staveley bewilligt, und er bezeichnete den Major Charles Gordon als die geeignetste Person, um an der Stelle des Amerikaners Burgevine die Direction der „immer siegreichen Armee" zu übernehmen.

Es war im März 1863, als Gordon diesen gefahrvollen Posten antrat. Das Schwierigste war, seine wilden, aus allen Ländern der Welt zusammengelaufenen, Soldaten zu disciplíniren. Dies gelang ihm durch seine ernste, würdevolle Haltung, seinen tief religiösen Sinn und sein Talent, Personen von verschiedener Nationalität an sich heranzuziehen. Er verbot das Plündern, machte seinen Leuten die Menschlichkeit zur Pflicht und gewöhnte sie an Ordnung und Zucht. Er schritt dann zur Bildung einer kleinen Flottille, welche in einem so von Kanälen, Flüssen und Seen durchschnittenen Lande wie China unentbehrlich schien und die jetzt ein Hauptmittel seines Sieges über die Taipings wurde. Schon nach einigen Wochen ging er aus der Defensive in den Angriffskrieg über. Der Hauptsitz der Aufständischen war die Stadt

Sootschow am großen Canal. Hierhin richtete Gordon seine Operationen. Ehe er sie erreichen konnte, mußte er drei andere dazwischen liegende Festungen nehmen. Dies gelang ihm, obwohl nicht ohne starke Verluste. Bei Quinsan brach ein gefährlicher Aufruhr in seinem Heere aus, den er durch persönlichen Muth und unerbittliche Strenge dämpfte. Er drohte jeden fünften Mann zu erschießen, wenn man ihm nicht den Rädelsführer, der eine respectwidrige Proclamation verfaßt hatte, ausliefere. Auf das laute Murren der vor ihm stehenden Unterofficiere ergriff er den nächsten und schlimmsten Meuterer mit eigenen Händen beim Kopfe, rief zwei dabeistehende Infanteristen herbei und ließ ihn auf der Stelle erschießen. Dann sperrte er die übrigen Unterofficiere ein mit der Drohung, binnen einer Stunde die Erschießung jedes fünften Mannes an ihnen ebenfalls zu vollziehen, wenn ihm nicht der Schuldige genannt würde. Die Unterofficiere nannten nach einigen Minuten den schon erschossenen Kameraden, und damit hatte die Sache ein Ende. Mit einem auf 25,000 Mann verstärkten Heere zog Gordon dann vor Sootschow. Hier ereignete sich eine andere merkwürdige Episode. Der oben genannte Amerikaner Burgevine war nach seiner Absetzung zu den Rebellen übergegangen und commandirte jetzt mit anderen Generälen (oder Wangs) die Streitkräfte der Taipings in der Stadt. Eines Tages bestellte er Gordon zu einer geheimen Unterredung. Gordon erschien und Burgevine versprach, ihm Sootschow durch Verrath in die Hand zu spielen, wenn er nach Uebergabe der Stadt mit ihm gen Peking ziehen wolle, um den Kaiser von China und seinen Thron über den Haufen zu werfen. Gordon lehnte diesen abenteuerlichen Vorschlag ohne weiteres Bedenken ab und die Unterredung hatte damit ein Ende. Jedoch erwirkte Gordon durch briefliche Verwendung bei den Wangs die Freilassung Burgevine's, der einige Tage später an den amerikanischen Consul ausgeliefert wurde. Die Stadt selbst fiel dem vereinigten europäisch-chinesischen Belagerungsheer nach mehreren Wochen in die Hände und das Hauptverdienst dieser glänzenden Waffenthat gebührte Gordon, der mit einem Bambusrohr in der Hand im dichtesten Geschützfeuer die „immer siegreiche Armee" commandirte. Nach der Einnahme Sootschows zog Gordon seine Truppen nach Quinsan zurück, um jeden Plünderungsversuch von Seiten der Seinigen zu verhüten. Aber die einzige Folge war, daß die kaiserlich-chinesischen Truppen jetzt die Plünderung der Stadt und die Ermordung der Rebellen-Anführer allein ausführten. Gordon, der während dieser Greuelscenen unbewaffnet in der Stadt umherging, stieß spät Abends auf die Leichen der sieben Wangs, oder Ober-Generäle, welche auf Befehl des Gouverneurs Li-Hung-Chang hier eben geköpft waren.

Nach zweimonatlichem Waffenstillstande eröffnete Gordon den Feldzug von 1864 mit einem Angriff auf eine andere Festung der Taipings. Er erlitt diesmal durch das unverhoffte Erscheinen einer feindlichen Truppenmacht eine Niederlage und erhielt einen Schuß ins Bein, der ihn zwang, auf seinem Kanonenboote Zuflucht zu suchen. Endlich jedoch fiel die Stadt, Kintang geheißen. Nach einem anderen entscheidenden Siege bei Chanfufe kam er endlich vor Nanking an, welches der Hauptsitz der Rebellen war. Nanking ergab sich nach kurzer Belagerung und der Prophet Hung vergiftete sich durch Goldblatt. So ging dieser gefährliche Aufstand nach vierzehnjähriger Dauer zu Ende, und Gordon hatte unstreitig das Meiste zur Rettung der kaiserlichen Dynastie beigetragen. Der Dank des Hofes von Peking entsprach seinem Verdienste. Er erhielt die höchsten Auszeichnungen des Reiches, die Mandarinenwürde und die Insignien eines Ti-Tu oder Marschalls, bestehend in einer gelben Jacke und einer Pfauenfeder. Ein Geldgeschenk von 10,000 Taels schlug er aus. Die „immer siegreiche Armee" wurde jetzt aufgelöst. Ein deutscher Adliger, der in derselben gedient hatte, dessen Namen aber nicht bekannt geworden ist, schrieb Gordon damals ein Lebewohl. Er drückte in diesem Briefe seine Bewunderung für Gordon's Feldherrntalent, sowie für seine Mildthätigkeit und Menschlichkeit aus, und sagte, „er danke der Vorsehung, ihm in seinem Feldherrn ein so glänzendes Muster eines christlichen Soldaten vor Augen gestellt zu haben".

Von 1865 bis 1871 verweilte Oberst Gordon zu Gravesend als erster Ingenieur

und Chef der Festungswerke an der Themsemündung. Obwohl jetzt ein berühmter Mann, und in den Jahren, wo die meisten Männer eher an die Gründung einer eigenen Familie denken, als an die Bedürfnisse der Armee und die Bildung der Jugend, widmete er doch seine Mußezeit und sein ansehnliches Einkommen ganz der Erziehung von Waisen und dem Unterricht junger Matrosen. Sein jetziges Leben war das eines Privatmannes, der in der Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes seine einzige Freude findet. Am Ufer der Themse lag der Rumpf eines alten Schiffes, in welchem elternlose Soldatenkinder freie Station genossen. Gordon nahm sich dieser Kinder an. Er baute für sie ein großes Schulzimmer in seiner Wohnung und sammelte um sich die Jugend von Gravesend, um Lectionen in der Geographie und in der biblischen Geschichte zu ertheilen. Sein großer Garten war in Parzellen eingetheilt, wo arme Bürger von Gravesend ihren Kohl und ihre Kartoffeln bauten. Die Reichen und Hochstehenden vermied er, die Armen und die Kranken gingen bei ihm aus und ein. Ein Lieblingsbild der englischen illustrirten Blätter aus jener Zeit stellt daher den Obersten Gordon dar, wie er einer Schar zerlumpter Knaben die heilige Schrift und die Landkarte explicirt. Groß war das Bedauern der Stadt und der Umgegend, als dieser allgemein beliebte Officier im September 1871 nach dem schwarzen Meere beordert wurde, um in der Nähe von Galatz, wo er früher gewesen war, an der Commission zur Erleichterung der Donau-Schiffahrt Theil zu nehmen. Gordon reiste dahin ab und arbeitete mit dem Fleiß, der ihn überall auszeichnet. Die Vertiefung der Sulinamündung, welche seit 1871 wieder schwere Lastschiffe nach Braila und weiter hinaufgehen läßt, ist großentheils das Werk Gordon's.

Eines Tages, als er sich in Constantinopel von dem bösen Klima und den Moskitostichen der unteren Donau erholte, traf Gordon im englischen Gesandtschaftshôtel den berühmten ägyptischen Premierminister Nubar Pascha. Dieser war aus Kairo herübergekommen, um am Hofe des Sultans mehrere ägyptische Regierungsgeschäfte zu ordnen. Einer seiner Hauptzwecke war, einen geeigneten Nachfolger für den bisherigen Gouverneur des oberen Sudan zu finden, indem die Dienstzeit dieses Beamten eben ablaufen sollte. Nur ein tüchtiger Ingenieur paßte für diese Stelle und Nubar warf sofort seine Augen auf Gordon, als den rechten Mann, um Sir Samuel Baker zu ersetzen. Einige Monate später, als Gordon in Galatz fertig war, bot er dem Khedive, mit Zustimmung der englischen Regierung, seine Dienste an, und im Februar 1874 ward er als Präsident der Aequatorial-Provinz, oder des südlichen Theils des Sudan, nach Aegypten berufen. Sein Gehalt betrug 2000 £ jährlich.

III.

Am 14. März 1874 traf General Gordon zum ersten Male in Khartum ein, um in seine weiter oben am Nil gelegene Provinz abzugehen. Er führte den Titel Excellenz. Sein Gefolge von 220 ägyptischen Soldaten kam später nach. Auch sein Generalstab, bestehend aus englischen, französischen und einem italienischen Officiere, mit Namen Gessi, erreichte ihn erst später. Gordon benutzte seine Durchreise zur Publication mehrerer Edicte gegen Sklavenhandel und Sklavenjagd. Auf Befehl des Khedives wurde der Handel mit Elfenbein für ein Monopol der ägyptischen Regierung erklärt, die Einfuhr des Pulvers und der Waffen unter öffentliche Aufsicht gestellt und die Aushebung von Soldaten zum Zwecke der Sklavenjagd, sowie diese selber bei schwerer Strafe verboten. Das etwas eigenmächtige Verfahren des gebieterisch-kalten Engländers wollte dem regierenden Statthalter nicht gefallen und Ismail Pascha Yacub war daher froh, als Gordon unter Salven der Artillerie mit seiner Flottille von sieben kleinen Dampfschiffen nach Gondokoro weiter segelte.

Die Reise stromaufwärts ging langsam von Statten. Man legte nie mehr als vier englische Meilen in der Stunde zurück. Krokodile und Nilpferde glotzten ihn aus dem Wasser an; Scharen von Affen kamen ans Ufer, um zu trinken. Das Land war flach und wohl bewaldet, das Wetter vortrefflich. Oft aber in der Nacht wurde er gestört durch das laute Gekreisch gewisser lachender Störche, welche das Geschwader

zu verspotten schienen, als ob sie das Erscheinen eines neuen englischen Satrapen in ägyptischen Diensten für Thorheit erklären wollten. Bei Tage zeigten sich Gordon's zukünftige Unterthanen — nackte Neger mit großen Kürbissen auf dem Kopfe, die sie als Hüte gegen die Sonne brauchten. Tiefer in den Büschen sah man schwarze Büffel und Giraffen mit hohen gefleckten Hälsen. An mehreren österreichischen Missionsstationen kam Gordon vorbei, ohne bei ihnen zu verweilen. Nur an dem breiten Saubat, einem Nebenflusse auf der rechten Seite des Nil, hielt er sich auf, um Holz zu fällen und ein wenig in den Wäldern zu pürschen. Es war September, ehe Gordon mit seinem indeß herbeigekommenen Generalstabe in der Nähe von Gondokoro anlangte. Hier war früher die Schiffahrt durch das Unkraut des Nils, den Sudd, gesperrt gewesen. Gordon's Amtsvorgänger, Baker, hatte den Sudd, der aus lauter Wasserlilien gebildet wird und sich meilenweit über den Fluß erstreckt, mit Kanonenschüssen und Sprengungen, sowie durch Einrennen eiserner Dampfschiffe zu zertheilen gesucht. Aber seine Arbeit war ihm nur halb gelungen. Ein glücklicher Zufall wollte jedoch, daß das noch zurückgebliebene Unkraut kurz vor Gordon's Ankunft ebenfalls der starken Strömung gewichen war und so gelang es seinem Geschwader, ohne weitere Hindernisse das Fort, das seine Hauptstadt bilden sollte, zu erreichen.

Hier fingen nun seine Arbeiten an. Diese waren darauf gerichtet, die Negerstämme der ägyptischen Herrschaft dauernder zu unterwerfen und zugleich sie zu civilisiren. Er versorgte sie in großem Maßstabe mit Durrha oder Mais und mit den nöthigsten Werkzeugen des Landbaues. Er ließ auch Steuern einsammeln, welche bei dem gänzlich uncivilisirten Zustande des Landes in Contributionen von Elfenbein, Kühen und Schafen bestanden. Im Uebrigen verkehrte er mehr mit seinen ägyptischen (d. h. arabischen) Soldaten, als mit den Eingebornen seiner Provinz. Er fand sehr bald, daß Gondokoro wegen seines ungesunden, sumpfigen Bodens und wegen seiner unerträglichen Hitze ein zu einer Festung gänzlich ungeeigneter Ort sei, und entschloß sich daher, das Fort abzubrechen und an seiner Statt eine Reihe kleinerer Militärstationen zu errichten, welche durch ihre günstigere Lage, durch reicheren Wasservorrath und geringe Entfernung von einander zur gegenseitigen Hilfeleistung und Verproviantirung in Kriegszeiten besser taugten und zugleich eine größere Anzahl von Bewaffneten beherbergen könnten. So entstanden, meistens durch Gordon, die Stationen Saubat, Bohr, Rabat-Chamba, Lado oder Bardo, Rageef oder Rigaf, Kerri und Duffli. Nachdem Gordon auf diese Weise die Herrschaft des Khedive bis zu dem zuletzt genannten Orte befestigt hatte, beschloß er, die bis dahin noch ziemlich unbekannte Gegend der oberen Seen zu bereisen und ihre topographischen Verhältnisse durch genaue Landkarten festzustellen. Seine Dienste in dieser Hinsicht sind um so wichtiger, weil sie mit viel großartigeren Hilfsmitteln unternommen werden konnten, als den Afrikareisenden Europa's und Nordamerika's im Allgemeinen zu Gebote stehen. Das erste, was ihm oblag, war die Stromschnellen oder Folafälle zwischen Duffli und Makadé zu überwinden. Dies sind reißende Strömungen im Nil, welche durch die etwa anderthalb englische Meilen anhaltende starke Bodensenkung hervorgebracht werden und noch keinem Fahrzeuge je gestattet haben, hier hinaufzusegeln. Um seinen Zweck mit den Fahrzeugen, die er besaß, zu erreichen, nahm Gordon sie auseinander. Es waren vier, ein 50 Fuß langer Dampfer, zwei sogenannte Ruggars oder Nilschiffe, die je 60—80 Personen enthalten konnten und zwei lange Rettungsböte. Die Mannschaft derselben, bestehend aus 280 Mann, nahm die Stücke dieser vier Fahrzeuge auf den Rücken und marschirte am Rande des Flusses über eine erst zu bahnende Landstraße nach der Station Laboré hinauf, wo er sie wieder zusammensetzte. Er fuhr jetzt mit Leichtigkeit den Fluß hinauf nach den zwei großen Seen. Er fand das Land dicht bevölkert, aber die Herrschaft des Khedive über dasselbe mehr nominell als wirklich. In Mrooli, der ägyptischen Grenzstadt, bekriegte er den feindlichen Häuptling Kaba Rega und setzte an dessen Stelle einen gewissen Riongo als König ein. Während sein Adjutant Gessi mit den Schiffen in den Albert-Nyanzasee hinaussegelte, zog er selbst zu Lande auf zwei abwärts gelegene Forts, Foweira und Fatiko. Gordon erneuerte dann die Freundschaft

der Engländer mit dem aus Dr. Schweinfurth's Reisen wohlbekannten König M'tesa. Dieser christliche Neger-Häuptling war kurz vorher auch von Stanley besucht, und ein Stabsoffizier Gordon's, der Franzose Linant, traf bei M'tesa eines Tages mit Stanley zusammen. Gordon selbst hat Stanley nie gesehen. Sein etwas menschenscheuer Charakter war, bei aller Freundlichkeit gegen Neger und Eingeborene Afrika's und Asiens, weniger aufgelegt, sich mit Gelehrten, Europäern und Reisenden zu befassen. M'tesa wohnte in Dubaga oder Rubaga und lag oft im Kriege mit Kaba Rega. Daher sandte ihm Gordon 150 Mann Hilfstruppen, die aber bald zurückkamen. Auch Geschenke und Erörterungen über Bibelstellen wurden zwischen ihm und M'tesa gewechselt. Gordon segelte vom Albert-Nyanza durch den Albert-Nilarm in den Victoria-Nyanzasee hinauf, legte das südlichste Fort, Magungo, am erstgenannten See an, schickte zwei Exemplare einer neugemachten Landkarte des Nils, die bis nahe an den Victoriasee sich erstreckt, nach London, und kehrte dann am 19. October 1876 nach Khartum zurück.

Die damalige Stimmung Gordon's war eine keineswegs freudige. Obwohl ihm der Khedive kurz vorher, auf eine irrige Nachricht von seinen Eroberungen in M'tesa's Reiche, den Medjidieh-Orden erster und zweiter Klasse zugeschickt hatte, so war er dennoch seinem Brotherrn schon lange gram und wünschte dessen Dienst zu verlassen. Der Grund war, daß Gordon eine immer steigende Abneigung gegen die ägyptischen Beamten und Soldaten empfand. Er hielt die Andauer der ägyptischen Herrschaft im Sudan für höchst unwahrscheinlich und wünschte ihr Ende herbei. Er stellt in seinen damaligen Briefen beinahe auf jeder Seite die Feigheit, Trägheit, Verlogenheit und Unfähigkeit des türkisch-arabischen Stammes den tüchtigen und edlen Eigenschaften der Sudan-Neger gegenüber, und bedauert, daß es den letzteren zu sehr an Uebung in den Waffen und an Concentration ihrer Nationalkraft fehle, um der wankenden Oberhoheit des Khedive und Sultans ein schnelles Ende zu bereiten. Diese in zwei Jahren gewonnene Ueberzeugung erklärt die jetzige Sendung Gordon's nach Khartum, welche die friedliche Uebertragung der Oberherrschaft im Sudan vom Khedive auf die eingeborenen Häuptlinge zum Zwecke hat.

Ende 1876 dankte Gordon wirklich ab und ging nach London. Aber die englische Regierung, die damals noch nicht in Gladstone's Händen war, bewog ihn auf seinen Posten zurückzukehren. Gordon war dazu bereit, machte aber die Absetzung Ismail Yakub's zur Vorbedingung seines Wiedereintritts. Der Khedive gewährte dies in einer langen Conferenz mit Gordon im Palaste zu Kairo. Die vacant gewordene Statthalterschaft von Khartum wurde Gordon nebst seiner früheren Provinz übertragen, und so kehrte er im Mai 1877 in seine neue Hauptstadt zurück, als beinahe unumschränkter Gebieter eines Reiches, das an Größe sich mit halb Europa vergleichen läßt. Außer anderen Auszeichnungen brachte er auch die golddurchwirkte Uniform eines ägyptischen Muchirs oder Marschalls mit, die ihm der Khedive geschenkt hatte. Sein jetziges Gehalt war 6000 £; in Wirklichkeit aber verfügte er über den ganzen Staatsschatz des Sudan, und da er bald entdeckte, daß der Khedive sich große Summen hatte vorausbezahlen lassen, so hörte er auf, Abgaben nach Kairo zu schicken und behielt die sämmtlichen eingehenden Steuern des Sudan zu Khartum in seinen eigenen Händen.

Jetzt begann am oberen Nil die eigentliche Herrschaft der inthronisirten Philanthropie und der Feldzug gegen die Sklaverei. Kaum angekommen, verabschiedete Gordon alle ägyptischen Polizeidiener oder Baschi-Bozuks. Er entfernte den Kurbasch oder die Peitsche, welche bisher das Hauptsymbol und Werkzeug der Regierungsgewalt gewesen war. Er machte der Bestechlichkeit der Palastdiener durch schwere Strafen und Drohungen ein Ende. Er bewilligte Jedem ohne Ausnahme eine Audienz und ließ an der Thüre seines Palastes einen großen Briefkasten mit breiter Oeffnung zum Einwerfen von Petitionen anbringen. Doch seine Hauptsorge galt der allmäligen Abschaffung der Sklaverei, welche Gordon durch Gesetze und Waffen herbeizuführen suchte. Er hielt es nicht für rathsam, die Emancipation der Sklaven durch einen einzigen

Act plötzlicher Freigebung durchzusetzen, der ein zu gewaltsamer Eingriff in die Rechte des Privateigenthums gewesen wäre. Er setzte vielmehr fest, daß ein Sklave seinem Herrn nicht entlaufen dürfe, es sei denn im Falle grausamer Mißhandlung. Zugleich aber bestimmte er, daß bis zum 1. Januar des nächsten Jahres jeder Sklave im Sudan eingeschrieben sein müsse und daß nach dem genannten Termine alle Einschreibung aufhören solle. Hierdurch wurde jeder uneingeschriebene Sklave ein freier Mensch und die Fortdauer der Sklaverei wurde auf die jetzige Generation eingeschränkt. Als diese Edicte proclamirt waren, machte sich Gordon mit ansehnlichen Streitkräften auf den Weg nach Kordofan und Darfur, um die dort üblichen Sklavenjagden abzustellen und die großen Sklavenmärkte zu schließen. Er hatte um so mehr Grund zu diesem Feldzuge, weil sich Darfur schon seit zwei Jahren im Zustande einer offenen Insurrection befand. Er rückte nach einander in Obeid, Fogia, Omschanga, Fascher, Darra und Kolkol ein und kam zuletzt nach dem aus Nachtigal's und Schweinfurth's Werken wohlbekannten Sklavenmarkt Schakka oder Schekka. Diese Stadt, im südlichen Darfur unter dem zehnten Breitengrade gelegen, gehörte damals der Familie Zobehr oder Sebehr, Vater und Sohn, über welche Schweinfurth so viele interessante Mittheilungen gemacht hat. Der ältere Zobehr war damals schon in Kairo. Als er sich durch die neuen Gesetze über Sklaverei in seinem Reichthum bedroht und in seinem Erwerb gestört sah, hatte er sich mit 100 000 £ auf den Weg nach dem Hofe des Khedives gemacht, um durch Vorstellungen und Bestechung den Widerruf der verhaßten Edicte zu bewerkstelligen. Aber seine Bitten und sein Geld hatten nichts gegen den englischen Einfluß bei Hofe vermocht. Der Khedive nahm ihn zwar freundlich auf, hielt ihn aber in ehrenvoller Haft zurück, und Zobehr Rahama, d. h. Senior, wohnt noch in diesem Augenblick in einem luxuriösen Palast in einer Vorstadt Kairo's als Gefangener. Er erhält monatlich 100 £ Pension, darf aber seinen Palast nicht verlassen. Dies ist der Mann, den Gordon im jetzigen Augenblicke als seinen Nachfolger und als den zukünftigen Beherrscher des Sudan vorschlägt für den Fall seines eigenen Abzuges aus Khartum.

Als Gordon im September 1877 in Schakka ankam, fand er den jüngeren Sobehr, Suleiman, im Besitze der Stadt. Er hatte ein Heer von 5000 Sklavenjägern um sich gesammelt, womit er von Zeit zu Zeit Einfälle in die Gegend des Bahr Gasal oder des westlichen Nil machte, um die dortigen Neger einzufangen, sie mit dem hölzernen Joch oder der Scheiba, um Nacken und Arme zu belasten, und so zu Tausenden durch Peitschenhiebe und Hunger zum Zuge durch die Wüste in die Gefangenschaft nach Schakka zu treiben. Von hier schickte er sie dann karawanenweise auf die östlichen Sklavenmärkte zum Verkauf. Gordon wandte sich mit Widerwillen von diesem jungen Scheusale ab, obwohl Sobehr durch sein stutzerhaftes Auftreten im Reiterkoller von blauem Sammet und durch seine cavaliermäßige Gastfreiheit das Wohlwollen des englischen Statthalters zu gewinnen suchte. Sobehr's Heer wurde bald darauf aufgelöst, seine Sklaven auf freien Fuß gesetzt und sein übriges Eigenthum confiscirt. Der etwa zweiundzwanzigjährige Häuptling bat kleinmüthig um eine Beamtenstelle unter Gordon. Sie wurde ihm gewährt, indem er nach dem Bahr Gasal relegirt wurde, um dort als Untergebener eines Provinzial-Gouverneurs zu dienen. Kaum aber war Suleiman dahin abgegangen, als Gordon hörte, daß er insgeheim Truppen sammle, um Gordon zu überfallen. Er sandte ihm schnell seinen Adjutanten, den Italiener Romolo Gessi nach, um Sobehr's Schritte zu bewachen. Dieser hatte mit Sobehr anderthalb Jahre unaufhörliche Feindseligkeiten, welche damit endeten, daß Suleiman am 15. Juli 1879 mit zehn Helfershelfern und Sklavenjägern erschossen wurde. Diese Strenge Gordon's, welcher schon vorher mehrere Secretäre Sobehr's kriegsgerichtlich verurtheilt hatte, erfüllte die Sklavenhändler mit Schrecken. Schakka, 'the den of iniquity', wie der etwas quäkerhafte General die Stadt gewöhnlich nannte, wurde so gut wie zerstört, etwa 300 000 aufgefangene Sklaven erhielten ihre Freiheit, 500 Sklavenhändler wurden flüchtig und brotlos, und der Feldzug nach Darfur wurde beschlossen mit einer großartigen Belohnung Gessi's. Der

zurückkehrende Adjutant erhielt von Gordon den Paschatitel und 2000 £ aus dem Staatsschatz des Sudan. Er hat aber seine Erhebung nicht lange überlebt. Gordon's Nachfolger jagte Gessi aus Amt und Würden, und das Fieber, welches fast jeden Europäer außer Gordon am Nil ereilt, streckte auch Gessi auf das Krankenlager hin, von welchem er sich nie mehr erhob. Gessi liegt in Suez begraben.

Im Sommer des Jahres 1879 hatte der bisherige Khedive abgedankt, und statt seiner war der in Oxford erzogene Prinz Tewfik auf den ägyptischen Thron erhoben. Gordon eilte zu dem neuen Machthaber und wurde mit schlecht verhaltenem Mißtrauen empfangen. Das Ausbleiben der Steuern und das eigenmächtige Verfahren Gordon's hatten schon lange den Zorn und die Unzufriedenheit des Ministeriums erregt. Tewfik fragte ihn, den kleinen Khedive, wie man ihn gewöhnlich nannte, ob es wahr sei, daß er nach der Sultanswürde im Sudan trachte? Der von Grund aus ehrliche und bescheidene Engländer beruhigte ihn darüber. Er bat dann um seine Entlassung, welche ihm gewährt wurde, nachdem er vorher eine langwierige und gefährliche Gesandtschaft beim Könige Johannes von Abessynien erledigt hatte. Arm, wie er gekommen war, kehrte Gordon nach London zurück.

Aber nicht lange, so sehen wir ihn wieder in Indien, abermals in China und zuletzt in Südafrika. Der Premierminister der Cap-Colonie hatte Gordon herbeigerufen, um die aufständischen Basuto-Kaffern, welche vom Londoner Colonial Office aus dessen Botmäßigkeit entlassen und an die Oberhoheit der Cap-Colonie abgetreten waren, an ihre neuen Herren zu gewöhnen. Gordon sollte durch administrative oder im Nothfalle durch militärische Maßregeln die Unterwürfigkeit der Basutoprovinz zu Wege bringen. Der Premierminister kannte offenbar Gordon nicht, sonst würde er sich nicht an einen Mann gewandt haben, der auch einer wilden Rasse von Afrikanern die Menschenrechte zuerkennt. Kaum in seinem Amte installirt, fing Gordon an, über die Willkür und Grausamkeit der Colonialbeamten zu klagen. Er stellte sich auf die Seite der Neger und erklärte unumwunden, daß die Schuld des Aufstandes dem Ministerium in Capetown beizumessen sei. Er rieth zu gütlichen Mitteln. Er schlug Conferenzen mit den Kaffer-Königen vor. Er bot selbst seine Dienste an, um die Bedingungen ihrer Unterwerfung mit ihnen persönlich zu verabreden. Ohne lange zu warten, ob diese Politik in Capetown vollständig gebilligt werde oder nicht, ging er auf solche Unterhandlungen ein. Er begab sich mit einem an Tollkühnheit grenzenden Vertrauen zu dem wildesten aller Basutofürsten, Namens Musapha. Eben als Gordon noch bei diesem sich aufhielt, brach ein anderer Häuptling, mit Namen Betsea, in das Gebiet Musapha's ein. Betsea war ein Loyaler und Freund der Cap-Colonie, und, wie man sagt, zu diesem Schritte von Capetown aus angestachelt. Der Moment war kritisch; man glaubte überall, daß der Vorfall Gordon den Kopf kosten würde oder daß er im besten Falle als Geißel bei Musapha zurückbehalten werden würde. Indeß zum allgemeinen Erstaunen der Welt wurde Gordon auf freien Fuß gesetzt. Obwohl ein Kaffer und ein Wilder, war Musapha doch zu edelmüthig, um sich an Gordon zu rächen. Schon nach einigen Tagen dankte Gordon ab; und Ministerium wie Parlament der Cap-Colonie verurtheilten seine Politik als durchaus falsch und unstatthaft.

Verstimmt und mit sich selbst zerfallen, ging Gordon auf eine Pilgerreise ins gelobte Land. Er hatte hierbei eine doppelte Absicht im Auge. Er wollte sein religiöses Gefühl durch Besichtigung der heiligen Stätten befriedigen und zugleich den Jordan inspiciren zum Zwecke eines großen Canals nach dem arabischen Meerbusen. Gordon verbindet nämlich, wie man sich ausdrückt, „das Herz des Christen mit dem Auge des Ingenieurs".

Unterdessen aber war die ägyptische Frage in ihr gegenwärtiges Stadium getreten. Der freiwillige Rücktritt Frankreichs von der Doppelcontrole in Aegypten und die Besiegung Arabi's bei Tel-el-Kebir hatten England zur alleinigen Schutzmacht des Pharaonenlandes gemacht, und ohne den Mahdi hätte sich jetzt Alles ruhig zu dem Endziele entwickelt, wohin es später vielleicht kommen wird; daß nämlich Aegypten eine Art englischer Colonie und der Khedive ein Scheinkönig nach dem bekannten

indiſchen Muſter geworden wäre. Da ſtellte auf einmal die Inſurrection des falſchen Propheten die ganze Lage der Dinge wieder in Frage. Ein Zimmermannsgeſelle aus Dongola, Faki und Ober-Derwiſch zu Obeid, Mahomed Achmed, der Mahdi genannt, verkündete die herannahende Univerſalherrſchaft des Islam und den Sturz der ägyptiſchen Oberhoheit im öſtlichen Afrika. Er ſchlug die gegen ihn geſandten Streitkräfte aufs Haupt und metzelte ſeine Gefangenen nieder. Die ſchreckliche Niederlage des Generals Hicks-Paſcha bei Obeid im November 1883 zwang die engliſche Regierung, welche ſich bisher ganz neutral verhalten hatte, aus ihrer Theilnahmsloſigkeit herauszugehen, um die völlige und abſolute Vernichtung des neuen Schützlings, des Khedives, einigermaßen aufzuhalten. Das engliſche Miniſterium hielt indeß die Politik der Nichteinmiſchung feſt und ſchrieb dem Khedive vor, er ſolle ſeine Garniſonen gutwillig aus dem Sudan zurückziehen und dieſe Provinz entweder ganz oder großentheils aufgeben, um ſie den alten eingeborenen Häuptlingen oder ihren Nachkommen ſeit Mehemed Ali's Zeit wieder abzutreten. Zu dieſer Politik brauchte Mr. Gladſtone, und brauchte der Khedive einen nicht allzu kriegeriſchen General, einen Freund der Neger, einen Mann, der den Sudan kannte. Natürlich, ihre Wahl fiel auf Gordon.

Dieſer war auf ſeiner Rückreiſe aus Paläſtina beim Könige Leopold von Belgien geweſen und hatte von ihm, als dem Haupte der internationalen Coloniſirungs-Geſellſchaft zu Brüſſel, den Auftrag erhalten, eine Colonie nach dem Congo im weſtlichen Afrika zu führen. Im Augenblicke, als er dahin abreiſen wollte, berief ihn ein Telegramm Lord Granville's zurück. Man bot ihm an, nach Khartum zu gehen in der doppelten Eigenſchaft eines ägyptiſchen Statthalters und eines engliſchen Commiſſärs. Gordon nahm dies an; die Sache eilte, und derſelbe Tag, der ihn aus Brüſſel nach Charing Croß gebracht hatte, ſah ihn auch Abends wieder ſcheiden zur Abreiſe nach Khartum. Der Herzog von Cambridge gab ihm das Geleit, Lord Granville kam ſelbſt und löſte ihm das Fahrbillet und Lord Wolſeley beſorgte ſeine Effecten. Der einzige Engländer, der ihn nach dem Sudan begleitete, war der Oberſt Stewart.

Am 26. Januar hatte Gordon ſeine letzte Audienz bei Tewfik; am 11. Februar war er in Berber, am 18. hielt er ſeinen Einzug in Khartum. Es war ein Triumphzug, ſo großartig, wie ihn wohl nie ein Engländer bei ſeiner Rückkehr in die Fremde geſehen hat. Die Leute knieten vor ihm auf den Straßen und nannten ihn Sultan, Retter, Vater. Am nächſten Morgen verbrannte Gordon mit charakteriſtiſcher Ungeduld alle Kurbaſche oder Peitſchen in der Stadt. Bedenklicher ſcheint es, daß er auch die Steuerſchuldbücher der ägyptiſchen Regierung verbrannte. Die Sudaneſen ſollten vor allen Geldforderungen der früheren Beamten geſichert ſein durch Zerſtörung der ſchriftlichen Urkunden über ihre Schulden. Er öffnete die Kerker und befreite die Gefangenen. Er entſandte die ägyptiſchen Soldaten und behielt nur einige wenige einheimiſche Bewaffnete in der Stadt. Zwei andere folgenreiche Schritte waren ſeine Briefe an den Mahdi, den er als Emir von Kordofan anerkannte, und ſein Schreiben an den alten Sobehr in Kairo, den er zum zukünftigen Sultan des Sudan beſtimmte. Seine vorläufige Geſtattung der Sklaverei, nicht aber der Sklavenjagd, läßt ſich aus den Umſtänden erklären und wohl rechtfertigen.

Weiter als bis hierhin iſt es uns nicht vergönnt, den Schleier zu lüften. Ob Gordon dem Mahdi unterliegen oder ein engliſch-ägyptiſches Erſatzheer ihn noch rechtzeitig aus ſeiner gefährlichen Lage retten wird: die nächſten Monate werden es zeigen.

Dublin, Juni 1884. Albert M. Selß.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Wenn sonst Betrachtungen über die voraussichtliche Zukunft der gebildeten Welt angestellt wurden, so erschien am fragwürdigsten, was aus dem in der Neugestaltung begriffenen Deutschland, oder aus dem von einer Revolution zur andern rollenden französischen Staate über zehn oder zwanzig Jahre geworden sein werde. Heute hat man den Eindruck, daß — etwa von Rußland abgesehen — kein europäischer Staat einer so problematischen Zukunft entgegengehe, wie der britische, der dem vorigen Geschlechte für die Ewigkeit gegründet zu sein schien. Noch behauptet England die Weltstellung, welche es während der auf Wilhelm III. folgenden anderthalb Jahrhunderte errungen hatte; dem Eindruck, daß der britisch-großstaatliche „Wille zum Leben" in der Abnahme begriffen ist, kann der unbefangene Beobachter sich aber nur mühsam entziehen. Während die innere Entwicklung des aristokratischesten Staatswesens der christlichen Aera einer Demokratisirung entgegentreibt, an welcher das Absterben der alten Lebensmächte noch erheblicheren Antheil zu haben scheint, als die unaufhaltsam vorstrebende Macht der modernen Ideen, kracht es immer wieder in den Fugen des mächtigen Außenwerks, mit welchem das Inselreich sich zu umgeben gewußt hat. Von den Vormauern, welche den anglo-indischen Besitz nach Norden und Nordosten hin umgeben, bricht eine nach der andern zusammen; vor zwanzig Jahren galt die russische Besitzergreifung Samarkands für mit der Sicherheit Indiens unvereinbar, — heute sind Merw und Saraks widerspruchslos in die russische Machtsphäre hineingezogen worden. In dem Lande, das die Verbindung des Mutterlandes mit der mächtigsten seiner Colonien zu sichern bestimmt war, spielt der Sieger von 1882 eine Rolle, deren Kläglichkeit von Monat zu Monat zunimmt, — die von Oliver Cromwell in eine willenlose Domaine des Angelsachsenthums verwandelte grüne Insel ist zum Schauplatz einer permanenten, bis an die Mauern des Londoner Tower reichenden Verschwörung geworden, — dem übrigen Europa aber steht England so ohnmächtig gegenüber, daß es um die Freundschaft derselben Staaten angelegentlichst werben zu müssen glaubt, die noch vor wenigen Jahren sehnsüchtig nach der britischen Allianee ausschauten und von dem Wahlsiege des heute maßgebenden Londoner Staatsmannes eine neue Aera ihrer eignen und der europäischen Politik erwarteten. Zweimonatlicher, immer wieder von außerordentlich peinlichen Rückschlägen begleiteten Anstrengungen Mr. Gladstone's und seiner Collegen hat es bedurft, damit das Zustandekommen der ägyptischen Conferenz auch nur leidlich gesichert wurde, — von der Erreichung dieses bescheidenen Ziels aber heißt es in England selbst, dieselbe sei mit Zugeständnissen an den französischen Nachbarn erkauft worden, welche einer prineipiellen Anerkennung der früheren ägyptischen Machtstellung der Republik gleichkämen. Und um den Eindruck der Rathlosigkeit des Cabinets von 1880 zu einem vollständigen zu machen, ist dasselbe eben jetzt mit einer publicistischen Leistung hervorgetreten, welche eigens bestimmt erscheint, dem erlittenen Schaden auch noch den entsprechenden Spott hin-

zuzufügen. Die angeblich unwiderstehliche Ueberredungskunst des Verfassers der „Bulgarian horrors“ u. s. w. ist dazu verwendet worden, Frankreich und Rußland zu einer näheren Verbindung mit England einzuladen, — mit demselben England, das sich bereits im Jahre 1880 systematisch um das ihm überreichlich entgegen getragene Vertrauen dieser Mächte gebracht hatte, das Frankreichs coloniale Pläne bei jeder Gelegenheit gekreuzt, Aegypten an sich gerissen und dann würdelos dem islamitischen Fanatismus preisgegeben, Rußland aber zum Wiederanschluß an die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche getrieben hat! Nachdem es so weit gekommen war, daß das Petersburger Cabinet in die 1878 verlassenen Bahnen zurückkehren mußte, und daß Herr Ferry bei jeder Gelegenheit zu verstehen gab, die verhaßten deutschen Feinde seien ihm immer noch lieber, als die guten englischen Freunde, wird der mehr als kindliche Versuch angestellt, einen durch vierjährige staatsmännische Arbeit sorgfältig vorbereiteten, von unerwartet vollständigen Erfolgen gekrönten politischen Aufbau vermittelst einer journalistischen Improvisation in Frage zu stellen! Die an der Erhaltung des Friedens zumeist interessirten Mächte werden eingeladen, von allen seit dem Jahre 1880 gemachten Erfahrungen abzusehen, die ihnen durch die gegenwärtige Combination gesicherten Vortheile in die Schanze zu schlagen und an der Seite des discreditirtesten Staatsmannes seiner Zeit, dem Neuordner und Friedenshort des Welttheils feindlich gegenüber zu treten. Diese Zumuthung wird den Cabinetten von Paris und St. Petersburg just in dem Augenblick gemacht, wo Englands Verlegenheiten hoch genug angewachsen sind, um Frankreich die Restitution seiner ägyptischen Stellung, den Russen eine Niederlassung an der afghanischen Grenze in Aussicht zu stellen und wo die Preisgebung des Sudan selbst den Türken zu einer Auflehnung gegen die britischen Machtgebote Muth gemacht hat! — Der G.-Artikel der „Fortnightly Review“, in welchen dieses Selbstzeugniß unvergleichlichen politischen Dilettantismus niedergelegt worden, wird als Beitrag zur Kenntniß britischer Stimmungen von 1884 für die philosophische Zeitbetrachtung ein dauerndes Interesse behalten, vielleicht noch künftigen Geschlechtern von Werth sein: demselben irgend welche praktisch-politische Bedeutung zuschreiben, hieße sich auf dieselbe Stufe der Urtheilslosigkeit begeben, auf welcher der unbekannte Verfasser zu stehen das Glück hat.

Von dieser merkwürdigen Publication und den auf die ägyptische Conferenz bezüglichen Verhandlungen abgesehen, hat es während der letzten Wochen keine Vorgänge gegeben, welche das gesammteuropäische Interesse berührt hätten. Dank der Friedenssicherheit, welche das Einverständniß der großen Continentalmächte aufzurichten und über den gesammten Welttheil zu breiten gewußt hat, ist es dabei geblieben, daß die Völker der festländischen Culturwelt sich ausschließlich ihren inneren Angelegenheiten widmen dürfen. Seit Abschluß des nunmehr als gesichert anzusehenden Vertrages von Tientsin hat man auch in Paris von den Sorgen der auswärtigen Politik absehen und sich ausschließlich der reich besetzten Tagesordnung zuwenden dürfen, welche die beiden Factoren der französischen Gesetzgebung bei ihrem um die Mitte des vorigen Monats erfolgten Wiederzusammentritt vorfanden. Die oberste Stelle derselben hat die Verfassungsrevision eingenommen, deren Beschränkung auf eine Umgestaltung des Senats und eine Veränderung der Budgetbefugnisse desselben für ausgemacht angesehen werden kann, seit das Cabinet Ferry aus der Tonking-Angelegenheit als unbestrittener Sieger hervorgegangen ist. — Daß die der französischen Verfassung von 1875 zugedachte Abänderung bloße vier Punkte umfassen und daß sie von principiellen Umgestaltungen der bestehenden Ordnung absehen soll, macht ihren Werth und zwar ihren einzigen Werth aus. Von der Beseitigung des Instituts der lebenslänglichen Senatsmitglieder oder der Erhöhung des Einflusses der Abgeordnetenkammer auf die Feststellung des Budgets eine Consolidation der Republik zu erwarten, wird höchstens für ein kleines Häuflein unbelehrbarer Doctrinärer möglich sein, — in Wahrheit zeigen Regierung und Kammermehrheit sich über das auf diese Punkte bezügliche Abkommen nur darum so hoch erbaut, weil dasselbe zur Noth dazu ausreicht, den radicalen Schreiern den Mund zu stopfen und dem Regimente der gegenwärtigen Machthaber

einen populär-demokratischen Anstrich zu geben. Wesentlich zu diesem Behufe sind den auf Zusammensetzung und Budgetzuständigkeit des Senats bezüglichen Bestimmungen die Vorschriften über die Unantastbarkeit der republikanischen Staatsform und über die Abschaffung des bisher bei Eröffnung der Kammer herkömmlich gewesenen Kirchengebets hinzugefügt worden: daß dem veränderungslustigsten aller europäischen Länder durch einen einzelnen Verfassungsparagraphen zu einer definitiven Staatsform nicht geholfen werden könne und daß diesem Lande trotz aller freigeisterischen Allüren seiner heutigen Machthaber sein katholischer Charakter aufgeprägt bleibt, wissen die nüchternen Politiker aller Parteien gleich genau. — Die Zahl dieser Nüchternen ist in dem Frankreich von 1884 aber immer noch größer, als man gemeinhin annimmt. Mit besonderer Deutlichkeit hat sich das bei Gelegenheit der Senatsverhandlungen über das Ehescheidungsgesetz gezeigt, das während der ersten Juniwoche zur Verhandlung kam. Nicht die theoretischen Erörterungen der Naquet und Jules Simon, sondern die praktischen Auseinandersetzungen des Justizministers Martin-Feuillée und des Senators Allou über die mit dem Ehegesetze von 1792 gemachten Erfahrungen und über die Unterschiede zwischen der „sächsischen" und der französisch-lateinischen Auffassung der Familie haben den nachhaltigsten Eindruck gemacht und darauf hingewirkt, daß Ehescheidung und Wiederverehelichungsrecht wieder zugelassen, aber auf diejenigen Fälle beschränkt werden sollten, in denen bisher die separatio quoad mensam et thoram Platz griff. Gegen die Zumuthung, die Unauflöslichkeit der Ehe als solche in Frage zu stellen und die incompatibilité d'humeur in das Recht einzusetzen, welches ihr durch das leichtfertige Gesetz von 1792 eingeräumt worden, hat der Großsiegelbewahrer der Republik sich mit einem Nachdruck verwahrt, wie er bei einem Anhänger des Bonald'schen Gesetzes von 1816 nicht hätte größer sein können. Mit außerordentlicher Schärfe setzte der Justizminister auseinander, daß der zwischen seinen und den gegnerischen Anschauungen bestehende Unterschied sich wesentlich auf einen Punkt, nämlich auf die Frage beschränke, ob die neueröffnete Möglichkeit der Wiederverehelichung Geschiedener der öffentlichen Sittlichkeit zum Nutzen oder zum Schaden gereichen werde. Während von seinem Gegner Simon das Hauptgewicht darauf gelegt werde, daß die Zulassung der Wiederverehelichung die Zahl der Scheidungen in bedenklicher Weise vermehren werde, sei er (der Minister) der Meinung, daß das seit 1816 bestehende Verbot der Wiederverehelichung Geschiedener zu einer erschreckenden Ueberhandnahme des Concubinats geführt habe, und daß es vor Allem darauf ankomme, dieses Uebel zu bekämpfen; in dem Wunsche, der Ehe den Charakter eines consortium omnis vitae zu erhalten, sei die Regierung mit den Gegnern des Naquet'schen Gesetzes so vollständig einig, daß sie zu einer Erleichterung der Ehetrennungen niemals die Hand bieten, niemals ihre Zustimmung dazu ertheilen werde, daß die Mißbräuche der neunziger Jahre und die schmählichen Zustände der Zeiten des Directoriums wieder hergestellt würden. — Mit der Methode, nach welcher die Hauptanwälte des Naquet'schen Antrages die Sache behandelt zu sehen wünschten, contrastirte diese nüchterne und wahrhaft staatsmännische Behandlung der wichtigen Angelegenheit in so wohlthuender Weise, daß Herr Martin-Feuillée ein wesentliches Verdienst um die Senatsabstimmung vom 7. Juni in Anspruch nehmen darf. An Versuchen, den Senatsbeschluß für ungenügend zu erklären und an die „glorreichen" Traditionen der ersten Revolution auch auf dem Gebiete der Ehegesetzgebung anzuknüpfen, wird man es in der Abgeordnetenkammer voraussichtlich nicht fehlen lassen; die Entschiedenheit, mit welcher die Regierung ihre Position genommen und das berüchtigte Gesetz verurtheilt hat, „mit dessen Hilfe es geschehen konnte, daß die Zahl der Ehescheidungen zeitweise diejenigen der Eheschließungen übertraf", läßt den schließlichen Ausgang indessen als gesichert erscheinen.

Sehr viel zweifelhafter als die Aussichten der Verfassungsrevision und des Ehescheidungsgesetzes sind die Chancen des Recrutirungsgesetzes. Gegen Campenon's Vorschlag, das Institut der Einjährig-Freiwilligen zu beseitigen und gleichzeitig mit der ausnahmslos dreijährigen Dienstzeit das zur Durchlöcherung der allgemeinen Wehrpflicht bestimmte „Wehrgeld" einzuführen, haben sich innerhalb wie außerhalb der herrschenden Partei

so zahlreiche und so gewichtige Stimmen erhoben, daß bereits vor Beginn der entscheidenden Verhandlungen davon die Rede gewesen ist, den gegenwärtigen Kriegsminister durch den General Billot zu ersetzen, der bereits früher einmal Campenon's Erbe und Nachfolger gewesen ist. Der größte Theil der Armee theilt die Anschauungen des gegenwärtigen Ministers, dessen Hauptargumente bekanntlich die mit der Nichtsnutzigkeit und dem demoralisirenden Einflusse der goldenen Jugend des Volontariats gemachten Erfahrungen sind; stehen ältere und jüngere Officiere Frankreichs doch zumeist auf dem Standpunkte des Kaiserthums, das den professionellen „troupier" für das wichtigste militärische Element ansah und gebildete Soldaten und Unterofficiere für ebenso entbehrlich hielt, wie den höheren Gesellschaftsclassen angehörigen Subaltern-Officier. An der Opposition gegen die Abschaffung des Volontariats nimmt der französische Handelsstand besonders eifrigen Antheil. Wie aus den Verhandlungen und Eingaben der Handelskammern hervorgeht, hegen dieselben die Befürchtung, die den Vertretern der sogenannten liberalen Berufsarten zugedachten thatsächlichen Exemptionen und Begünstigungen würden auf die kaufmännische Jugend nicht ausgedehnt, die Glieder derselben vielmehr genöthigt werden, die Lasten der dreijährigen Dienstzeit dem vollen Umfange nach und zum Schaden ihrer Ausbildung zu tragen. Mit anerkennenswerther Unbefangenheit ist bei Gelegenheit dieser Verhandlungen von den Vertretern der großen See- und Hafenstädte eingeräumt worden, daß der in dem Handels- und Gewerbeleben Frankreichs fühlbar gewordene Rückgang mit der Unzulänglichkeit der für die Vertreter dieser wichtigen Berufsarten herkömmlichen Bildung in engem Zusammenhang stehe. Der junge französische Kaufmann und Industrielle sei dem deutschen, der mit einer tüchtigen allgemeinen Bildung fast regelmäßig die Kenntniß zweier fremder Sprachen verbinde, nicht mehr ebenbürtig, und darum bei dem in dritten Ländern zu führenden Concurrenzkampfe von vornherein benachtheiligt. Bis zum Jahre 1870/71 habe sich das nicht fühlbar gemacht, weil die alljährlich in großer Anzahl nach Frankreich gekommenen Deutschen alsbald Franzosen oder doch Theilnehmer an französischen Interessen geworden seien. Seitdem dieser Zuzug aufgehört habe und die ehemaligen commerciellen Hilfstruppen Frankreichs dessen gefährlichste Rivalen geworden seien, mache die Ueberlegenheit deutscher sprachlicher und geschäftlicher Bildung sich ihrem ganzen Umfange nach geltend und werde von allen weitersehenden Geschäftsleuten Frankreichs die Nothwendigkeit anerkannt, bessere Mittelschulen zu gründen, die jungen Leute behufs ihrer Ausbildung auf Reisen und in Comptoire des Auslandes zu senden u. s. w. Werde nun die dreijährige Dienstzeit allgemeine Regel, so werde von all dem nicht mehr die Rede sein, sondern im Gegentheil eine weitere Herabdrückung des Bildungsniveaus der kaufmännischen Jugend unvermeidlich werden und die Anwendung derjenigen Hilfsmittel vollständig in Wegfall kommen, denen der deutsche Handelsstand seine Ueberlegenheit und seine großen Erfolge verdanke. Da auf Exemptionen zu Gunsten angehender Kaufleute nicht zu rechnen sei, die Gewerbetreibenden des Landes sich sehr häufig aus den ärmeren Classen recrutirten, für welche das in Aussicht genommene Wehrgeld unerschwingbar sein würde, so bilde die Erhaltung und weitere Ausbildung des Instituts der Einjährig-Freiwilligen geradezu eine Lebensfrage für die wirthschaftliche Zukunft des Landes u. s. w.

Angesichts der schwierigen Lage der französischen Staats-Finanzen und des engen Zusammenhangs zwischen dieser Schwierigkeit und dem wirthschaftlichen Rückgange des Landes läßt sich annehmen, daß die vorstehend angedeuteten, von den „Débats" mit besonderem Eifer und Nachdruck unterstützten Einwendungen gegen das Campenon'sche Recrutirungsgesetz auch da Berücksichtigung finden werden, wo man an und für sich zur Unterstützung der Ferry'schen Regierung gern bereit ist. Wie die zu Anfang des vorigen Monats veröffentlichten Steuerlisten und die gleichzeitig publicirten Ein- und Ausfuhrübersichten ausweisen, dauert die seit Jahr und Tag beobachtete Krisis nicht nur fort, sondern läßt sich eine constante Verschärfung derselben bemerken. Mit den entsprechenden Daten des Vorjahres verglichen, war die französische Ausfuhr um beiläufig 90 Millionen zurückgegangen, das Erträgniß der directen wie der indirecten

Steuern so ungünstig ausgefallen, daß Männer wie Paul Leroy-Beaulieu ein Defizit von 150 bis 200 Millionen (einschließlich der nicht vorausberechenbaren ferneren Unkosten der ostasiatischen Expedition) für unvermeidlich geworden erklärten. Obgleich die Alkoholsteuer und das Tabaksmonopol erhebliche Mehrerträge aufweisen, ist der Finanzminister Tirard nicht im Stande gewesen, seiner Absicht gemäß, vermittelst genauerer Controle der Alkohol-Producenten, das Plus von 50 Millionen einzutreiben, dessen es zur Deckung der von ihm vorausberechneten Ausfälle der Registersteuer bedürfen sollte. Dabei hat es mit der Eintreibung der directen Steuern so erhebliche Schwierigkeiten, daß die Erhebungskosten um nahezu ein Viertel ihres bisherigen Betrages gestiegen sind, und daß städtische und ländliche Executivbeamte mit Schilderungen der ihrem Geschäfte entgegenstehenden Hindernisse einander förmlich überbieten. Mindestens ebenso ernsthaft wie in Paris und an den übrigen Mittelpunkten des Großgewerbes ist nämlich die wirthschaftliche Lage auf dem flachen Lande geworden. Die bei Beginn des Frühjahrs im Generalrathe des Departement der l'Aisne erhobenen Klagen Saint-Vallier's über das trostlose Darniederliegen der Landwirthschaft und die Verödung von hunderten, sonst zu erträglichen Preisen verpachteter Meierhöfe sind aus den verschiedensten Theilen des Landes bestätigt und durch den Regierungsantrag auf Erhöhung der Vieh- und Mehlzölle in aller Form anerkannt worden. Dafür, daß ein wirklicher, kein eingebildeter, oder fingirter Nothstand vorliegt, kann keine geringere Autorität als diejenige des den Regierungsvorschlägen durchaus abgeneigten Freihändlers Léon Say angeführt werden. Der ehemalige Finanzminister will von der beantragten Erhöhung der Zölle allerdings nichts wissen, weil er — von den principiellen Gründen abgesehen — die Möglichkeit eines wirksamen Einflusses derselben bestreitet: dafür hat er eine financiell sehr viel tiefer einschneidende, die Landwirthschaft noch unmittelbarer begünstigende Maßregel, nämlich die Herabsetzung der Grundsteuer, empfohlen und mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß diese Steuer Angesichts der zunehmenden Entwerthung des Grund und Bodens eine exorbitant hohe geworden sei.

Wunderbar genug nimmt es sich aus, daß der Mann, der den Rückgang der Staatsfinanzen früher vorausgesehen und rücksichtsloser vorausgesagt hat, als irgend ein anderer Franzose, der bedrängten Staatskasse den Verzicht auf eine Einnahme zumuthet, deren dieselbe heute weniger denn je entbehren kann. Offenbar ist das mit Rücksicht darauf geschehen, daß auch Say die Nothwendigkeit einer Erleichterung der Lage der ländlichen Bevölkerung für unvermeidlich geworden ansieht und daß er keine andere Wahl als diejenige zwischen Herabsetzung der Grundsteuer oder Zollschutz des landwirthschaftlichen Gewerbes vor sich zu haben glaubt. Dem entschiedenen Freihändler mußte die erste Alternative die näher liegende sein, während der gegenwärtige Finanzminister Tirard aus ebenso nahe liegenden Gründen für die letztere eingetreten ist. Der Landwirthschaft durch eine Steuerherabsetzung zu helfen, ist der verantwortliche Verwalter der Staatskasse außer Stande, — die vorgeschlagene Zollerhöhung verspricht dagegen eine Vermehrung der Steuererträge, und eine solche nimmt sich gegenüber den heutigen Bedrängnissen zu lockend aus, als daß man sich zu Untersuchungen über die wirthschaftliche Wirkung dieser Maßregel veranlaßt fühlen könnte. Dazu kommt, daß die Regierung neben den wirthschaftlichen gewichtige politische Gründe hat, den französischen Landmann bei Laune zu erhalten. Trotz der unzweifelhaften Besserung, die während der beiden letzten Monate in der allgemeinen politischen Lage eingetreten ist, weiß man in den Regierungskreisen mit der nöthigen Genauigkeit, daß die festesten Stützen der Republik und der herrschenden republikanischen Partei seit Jahr und Tag auf dem flachen Lande zu suchen sind. Auf die besitzenden Classen der großstädtischen Bevölkerung wird seit Menschenaltern von keiner französischen Regierung mehr mit Sicherheit gerechnet, weil diese Classen ebenso bestimmbar wie feige und selbstsüchtig sind. Außerdem kommt noch in Betracht, daß die Zunahme der radikalen und socialistischen Agitation unter den Arbeitern Hand in Hand gegangen ist mit dem Abfall weiter Kreise der Gebildeten von der republikanischen Fahne und dem demokratischen Staatsideal. Warmer und ausgesprochener Sympathien hat die Republik sich auch bei der ländlichen Bevölkerung niemals zu erfreuen gehabt, — da-

für ist der französische Bauer grundsätzlich allen gewaltsamen Veränderungen ab- und dem Glauben zugeneigt, das seit dem Tode des kaiserlichen Prinzen allein möglich gewordene legitime Königthum könne eine Wiederherstellung der alten Lasten und Frohnen im Schilde führen, an welche er durch die drastischen Schilderungen der Bert'schen Schulbücher aufs Neue erinnert worden ist. Von dieser Besorgniß und von der Erinnerung an die centimes additionels der Republik des Jahres 1848 hat das zweite Kaiserthum lange genug gelebt, um den heutigen Machthabern den Gedanken nahe zu legen, daß mit Hilfe einer Steuererleichterung oder (da diese zur Zeit nicht möglich ist) eines Schutzzolles auf die Mehl- und Vieheinfuhr, der Befestigung republikanischer Neigungen bei dem Landvolke dauernder Vorschub geleistet werden könnte. — Das schließliche Geschick der in diesem Sinne geplanten Tarifvorlage läßt sich noch nicht absehen, — um die Nothwendigkeit, irgend Etwas zu Gunsten der landwirthschaftlichen und bäuerlichen Interessen zu thun, werden Herr Ferry und dessen Collegen sicher nicht herumkommen.

Während das republikanische Frankreich immer wieder mit Angelegenheiten beschäftigt ist, die die Interessen der besitzenden Classen in Stadt und Land betreffen, haben die monarchischen Staaten des mittleren Europa ihr Hauptaugenmerk nach wie vor der Besserung der Lage der „wirthschaftlich Schwachen" zugewendet. Bereits vor Beginn der Pfingstferien waren die in dem Abgeordnetenhause des Wiener Reichstags gepflogenen gewerbepolitischen Verhandlungen zu einem Abschluß gediehen, der die Aufmerksamkeit sämmtlicher Nachbarländer auf sich gezogen hat. Neben einer Anzahl wichtiger, wenigstens theilweise über die analogen Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung hinausgehender Beschlüsse zum Schutz der Weiber- und Kinderarbeit, hat die Volksvertretung des cisleithanischen Oesterreichs den Versuch gemacht, mit der Festsetzung eines elfstündigen Normalarbeitstages für die Fabrikarbeiter dem übrigen Europa voranzugehen. Eine Anzahl den Exekutiv-Organen ertheilter Vollmachten zu zeitweisen und dauernden Dispensen von dieser Vorschrift, soll die Durchführbarkeit derselben und die Wahrung der Konkurrenzfähigkeit der österreichischen Industrie sichern; außerdem hat man durch Einführung des obligatorischen Arbeitsbuches und der criminellen Bestrafung des Contractbruches dafür zu sorgen versucht, daß die Begehrlichkeit der Arbeiter innerhalb fester Schranken gehalten werde. Im Zusammenhange mit diesen Maßregeln betrachtet, stellt das von der Wiener Regierung bereits gut geheißene Experiment mit dem Normalarbeitstage sich minder gefährlicher dar, als vielfach angenommen wird. Immerhin bedeutet dasselbe einen denkwürdigen Schritt auf der Bahn staatlichen Eingreifens in die Privatwirthschaft, ein Zugeständniß an die socialpolitischen Zeitideen, von dessen Consequenzen nicht mehr loszukommen sein wird und das auf die Verhältnisse mindestens derjenigen Nachbarländer hinüber wirken muß, die einen Normalarbeitstag für Kinder und jugendliche Personen bereits früher festgesetzt hatten. Gelingt es der westösterreichischen Regierung, dem gefaßten Beschlusse eine gleichartige und allmälig fortschreitende Ausführung zu sichern und die Einführung der Versicherung gegen Unfälle der gewerblichen Arbeiter rechtzeitig ins Werk zu richten, so wird man sich in Wien rühmen dürfen, mit der deutschen Entwicklung Schritt gehalten und dieselbe mindestens an einem Punkte überholt zu haben. Das erscheint um so wichtiger, als jeder auf socialpolitischem Gebiete gemachte Fortschritt Westösterreichs zugleich einen politischen Gewinn, eine Befestigung der österreichischen Staatsidee einschließt. Wird die Masse der Bevölkerung erfahrungsmäßig davon überzeugt, daß es die Wiener Centralstelle ist, von der die Besserung ihrer materiellen Lage herrührt, so kann nicht ausbleiben, daß sich den separatistischen Bestrebungen der slavischen Stämme ein Bleigewicht an die Füße hängt und daß der Einfluß des staatlichen Beamtenthums wieder erstarkt. Den materiellen Interessen des Volks hat die nationalistische Agitation in Böhmen, Mähren, Südtyrol, Krain u. s. w. niemals eigentliche Dienste zu erweisen vermocht — in Galizien hat die Sache sogar umgekehrt gelegen und das Polenthum seinen aristokratischen Charakter niemals verleugnet. Jeder auf gewerblich-socialem Gebiete gemachte und den arbeitenden Classen zum Bewußtsein gebrachte Fortschritt erschließt der Centralstelle darum die Möglichkeit, ihre Unentbehrlich-

keit und Ueberlegenheit zu bethätigen und dem Nationalismus Boden abzugewinnen. Ist die öffentliche Aufmerksamkeit einmal nachhaltig den realen Interessen der Besitzlosen zugewendet, so müssen die bisher in den Vordergrund gedrängten politisch-nationalen Provinzial-Tendenzen von ihrem Einfluß und ihrer Anziehungskraft verlieren.

Neue Belege dafür, wohin die nationalistische Selbstüberschätzung, wenn sie einmal in Zug gekommen ist, zu führen vermag, hat die ungarische Wahlagitation dieser letzten Tage geliefert. Die bedenklichste Seite derselben bilden keineswegs die verbrecherischen Pöbelausschreitungen, zu denen der großmagyarische Radicalismus in den verschiedensten Theilen des Landes das Zeichen gegeben hat. Sehr viel bemerkenswerther erscheint, daß auch innerhalb des Kreises der sogenannten Gebildeten und Gemäßigten selbstverständliche Forderungen der Staatsraison und des Staatsbedürfnisses wie zweifelhafte Probleme behandelt und daß Phrasen, wie das „Hungaria farà da sè" mit zunehmendem Eifer nachgesprochen werden. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Reden liest, in denen die Pesther Staatsmänner ihren Wählern erst haben beweisen müssen, daß die Erhaltung eines gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zoll- und Wirthschaftsgebiets nicht als Zugeständniß an das Haus Habsburg und an die Gesammtstaatsidee anzusehen sei, sondern diese Einrichtung sich auf unabweisliche und unabänderliche Bedürfnisse des Landes gründe. Was jeder halbwege urtheilsfähige Zeitungsleser der außerungarischen Welt längst weiß: daß es keine diesen Namen verdienende ungarische Industrie gibt, und daß demgemäß von einem Schutzbedürfniß derselben nicht die Rede sein könne — daß die ungarische Land-, Vieh- und Forstwirthschaft auf den westösterreichischen Markt, das gesammte ungarische Geschäft auf den Wiener Geld- und Creditmarkt angewiesen ist, und daß die Aus- und Einfuhr des Landes vollständig in Frage gestellt würde, wenn dem freien Durchgang derselben durch die cisleithanische Reichshälfte irgend welche Hindernisse in den Weg gelegt würden — das Alles hat den Wählern des Grafen Czapary und anderer Führer der Regierungspartei erst weitläufig auseinander gesetzt werden müssen!

Aus dem östlichen und südöstlichen Europa haben Meldungen von eigentlichem Belang während der Mai- und Juniwochen dieses Jahres nicht vorgelegen. Mag der letzte Grund des zwischen den Regierungen Serbiens und Bulgariens ausgebrochenen Conflicts auch in der Gegensätzlichkeit österreichischer und russischer Sympathien der Betheiligten zu suchen sein — diese Zwischenfälle werden an der friedlichen Gestaltung der Weltlage nicht das Geringste zu ändern vermögen. Die wiederholten Besuche, welche Alexander I. von Bulgarien der k. k. Hofburg abgestattet hat, wollen ungleich mehr sagen, als die zwischen Sofia und Belgrad gewechselten Noten und die Drohartikel, mit denen die südslawischen Zeitungen ihre Spalten füllen. Und was die Hauptsache ist, — in St. Petersburg denkt Niemand daran, an dem Einvernehmen mit den Nachbarländern zu rütteln, das sich auf vorläufige Abstinenz in rebus orientalicis gründet und das durch des Prinzen Wilhelm letzte russische Reise abermals bestätigt worden ist. Daß von richtiger und energischer Benutzung der der St. Petersburger Regierung gegönnten Ruhepause nichts zu hören ist, daß die Fruchtlosigkeit der bureaukratischen Commissions- und Revisionsarbeit vielmehr von Monat zu Monat deutlicher in das Licht gesetzt wird, mag an und für sich bedauerlich sein, wird uns aber unberührt lassen, so lange Herr von Giers am Ruder bleibt und die Thatenlust der Nationalpartei ihr Angesicht statt in den europäischen Westen in den asiatischen Osten wendet. Wir haben am eigenen Herde genug zu thun, als daß wir mehr als die Weiterfristung eines Zustandes anstreben sollten, der uns den freien Gebrauch der eigenen Kräfte sichert. Ob der Juni 1884 kommenden Geschlechtern den Monat der Begründung einer ersten deutschen Colonie in Afrika bedeuten oder ob es bei der Feier des Tages sein Bewenden behalten wird, an welchem der Begründer des deutschen Reiches den Grundstein des Berliner Reichstagsgebäudes legte, dürfte noch eine Weile zweifelhaft bleiben: genug, daß die Nation die Empfindung hat, sich trotz aller inneren Kämpfe und Verwirrungen fortdauernd in aufsteigender Linie zu bewegen.

Literarische Rundschau.

Ein neuer Roman von George Taylor.

Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung von George Taylor. Leipzig, S. Hirzel. 1884.

Der Autor, der unter dem Namen George Taylor schreibt, tritt zum dritten Male mit einem historischen Roman vor das Publicum. Er pflegt eine Gattung, welche Modegattung ist (oder war?); aber er ist kein Nachahmer, sondern schafft seiner eigenen kräftigen Individualität gemäß. Anders geartet, als die Dahn und Wolff, hält er seinen Charakteren moderne Sentimentalität fern. Er strebt nicht gemächlich in die Breite, sondern schildert eine Fülle psychologischer Vorgänge mit knapper Bestimmtheit. Er haftet nicht auf einem Fleckchen Erde, sondern findet überall in der Welt seine Stoffe: in die ersten römischen Kaiserzeiten führte „Antinous", aus dem sechzehnten Jahrhundert war die Geschichte der „Klytia" gekommen, Völkerwanderung in ihren Anfängen unter Valentinian ist das Thema der „Jetta".

Mit Vorliebe schildert Taylor Vorgänge aus der Religionsgeschichte: die Kämpfe der ersten Christen in „Antinous", Hexenprocesse in „Klytia". Auch die neue Dichtung hebt mit theologischen Conflicten an: in die Streitigkeiten der Arianer und Nicäner blicken wir hinein, welche die Herren wie die Diener, Geistliche und Knechte entzweien, und die Fehde um die Wesensähnlichkeit und Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes scheint in den Mittelpunkt der Erzählung treten zu sollen. Zum Glück schiebt aber dieses erste Problem, zu dem wir Heutigen kein Verhältniß haben, ein zweites bei Seite, welches zwar gleichfalls in sehr bestimmte, historisch gegebene Formen gekleidet ist, aber doch in diesen Formen einen rein menschlichen Kern birgt. Es ist, ganz allgemein gesprochen, das Problem der Ehe, das Lieblingsthema moderner Dichtung. Jetta, die stolze, geistreiche Römerin, gibt sich Rothari, dem heldenhaften deutschen Manne. Ein herber Conflict zwischen den beiden so ungleich gearteten Charakteren kann nicht ausbleiben. Zwar hat Rothari, der Heerführer des römischen Kaisers, gelobt, ganz ein Römer zu werden, wie die Gattin es verlangte; aber die Dinge sind stärker als er, das Empfinden des Stammes in ihm regt sich und gewinnt es über den Willen des Individuums, das sich eigenmächtig abwenden zu können meinte von dem Leben seines Volkes. Heftig und heftiger steigern sich die Gegensätze zwischen den Gatten; wird Rothari immer mehr Germane, so wird Jetta wieder Römerin aus voller Seele und zuletzt glauben beide am Grabe ihrer treuen Neigung zu stehen. Erst als die Folge der sich geschickt verschlingenden Ereignisse Rothari in Gefahr und Tod bringt, erwacht der Gattin die alte Liebe wieder, und, eine zweite Kriemhild, rächt sie mit dem Feinde im Bunde an ihrem eigenen Volke den Mord.

Von einer glücklichen Hand sind diese Ereignisse gefunden und gestaltet worden. Rothari's Untergang, wenn auch Zufall und Intrigue ihn herbeiziehen, geschieht aus

innerer Nothwendigkeit, und er läßt eine reine tragische Wirkung zurück. Welch schmerzliche Noth auch den Jüngling angetrieben hat, sein Volk zu verlassen und bei den Römern Dienste zu suchen — der Abfall mußte sich rächen; und gerade daß wir empfinden, wie in solchen Zeiten, wo die Nationen einander bald kämpfend, bald friedlich nahe rücken, die Ueberläufer sich mehren, erhöht den unmittelbaren Eindruck und läßt das Geschehende als ein typisches erscheinen. Und mit kräftig individualisirender Anschaulichkeit hat der Erzähler seine Heldin gestaltet, die hohe und holde Erscheinung, der er, in ihrer schwärmerischen Neigung für das große, ewige Rom, ein stark ideales Moment leiht, ohne daß doch die Wahrheit der Figur dadurch erblaßte. Jetta liebt ihr Rom, und alles Schöne und alles Herrliche scheint sich ihr in dem einen Namen zu verkörpern; aber fein deutet der Dichter von vornherein das Ueberschwängliche in diesem Empfinden an, das phantastische, unruhig flackernde, ein wenig theatralisch aufgeputzte Wesen Jetta's, das stets einer Bethätigung nach Außen, einer Bestätigung von Außen bedarf und dem Wesen des in sich gefesteten, keuschen Germanen gradwegs entgegen ist. Wie dann der Heldin ihr höchstes Pathos, der Glaube an Rom, gestört wird, wie sie Meineid und Verrath bei den Nächsten schrecken, und ein wilder Rachetaumel sie befällt, schildert der Autor; und er gönnt der aus einer römischen Pythia zur Beratherin der Germanen Gewordenen in der Einsamkeit der Wolfshöhle Läuterung und einen reinen Opfertod.

Zu diesen ergreifenden Vorgängen bilden einige humoristische wohlthuend das Gegengewicht, welche sich um die Germanin Bissula gruppiren. Nicht ohne bewußten Gegensatz zu der verwaschenen Figur in Felix Dahn's „Bissula" hat Taylor diese blondhaarige Schöne dargestellt. Ihre frische Ursprünglichkeit und ihre natürliche Laune verläßt Bissula weder, als sie mit dem finstern Mönche Vulfilaich zusammentrifft, noch als ihr großer Gatte, der dicke Poet Ausonius, sie treulos verlassen will; dem Mönche, dem es Gebot ist, nicht mit einem Weibe allein zu sein, antwortet sie mit hellem Lachen: „Du thörichter Knabe, als du zur Welt kamst, warst du doch auch allein mit deiner Mutter", und auf die Frage, ob der Gatte sie gut behandele, gibt sie unbefangen den Bescheid: „Oh, wie sich's trifft. Er ist eben ein Dichter. Bald schlägt er mir Beulen, bald macht er Verse auf mich. Ich will aber doch bei ihm bleiben." In zahlreichen anderen Nebenfiguren, von dem liebenswürdigen Knaben Gratian bis zu der häßlichen Hexe Phorkyas, hat der Dichter gleichfalls sein Gestaltungsvermögen mit Glück bethätigt.

Am Odenwald und der Bergstraße, in der Gegend zwischen Neckar und Rhein, in welcher der Autor selbst heimisch zu sein scheint, und die er liebt, wie seine Jetta sie liebt, läßt er den Roman sich zutragen. Wir sagen „zwischen Neckar und Rhein", obgleich der Verfasser mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten stets von Nicer und Rhenus spricht. Das gelehrte Element in ihm ist nicht gering, und der Dichter und die Dichtung würde zweifellos gewinnen, könnte er sich entschließen, es noch entschiedener niederzudrücken. In dieser Hinsicht allein erinnert er an seine Collegen vom historischen Roman und gibt sich, in der bequemen, stets neu anhebenden Exposition, in dem zeitweiligen starken Vorwalten eigener Reflexionen, in der ganzen naiven Technik mancherlei Blößen. Und so entschieden er den Charakteren moderne Weichheit fernhält, so ist seine Sprache doch von modernen Wendungen nicht ganz frei; selbst das fürchterliche „ganz und voll" begegnet uns (S. 96). Gerade weil wir die kräftige Erscheinung des Verfassers sympathisch begrüßt haben, wollten wir auch diese geringen Mängel nicht verschweigen, welche eine fortgesetzte poetische Praxis hoffentlich bald beheben wird.

Südamerikanische Studien.

Südamerikanische Studien. Drei Lebens- und Culturbilder. Mutis — Caldas — Codazzi. 1760—1860. Von Herrmann A. Schumacher. Berlin 1884. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung.

Ein Buch, das mit gleichem Geschick in Auswahl des Stoffes und in Behandlung desselben dem Leser drei Geschenke entgegenbringt: ein abgerundetes Bild aus der für Südamerika bedeutungsvollsten Geschichtsepoche, lebensfrische Bilder hervorragender Persönlichkeiten, die darin spielen, und Erinnerungen an unsern Humboldt, der zur Zeit gerade auf dortigem Boden wanderte.

Am engsten kreuzte er sich mit dem mittleren im Dreigestirn, mit Caldas. Mutis, den „Priester der Natur und Gottes", für seine Landsleute (S. 188), aber auch den Fachmännern ein gefeierter Nestor der Botanik, ehrt aus weiter Ferne der hohe Besucher, der zu seiner Huldigung die beschwerliche Straße eingeschlagen (S. 101), während mit Codazzi ein literarischer Verkehr sich forterhielt im Anschluß an den persönlichen in Paris (S. 310).

Nach Erlöschen der in der Conquista aufleuchtenden Meteore (verderblichsten Brandes meist für einheimische Cultur) lagert über den nächsten Jahrhunderten des Creolenthums eine bleierne Atmosphäre todter Stagnation, gegen Ende erst unterbrochen durch unruhig zuckende Wallungen im Gefühl eigener Unwissenheit, und verstärkt durch den Abstand, als aus Spaniens Hauptstadt José Celestino Mutis ins entlegene Bogota eingezogen war (1761), der „erste Philosoph, der das Land betrat" (S. 80).

Bald gährte es weiter mit den Anregungen, in entzündungsfähige Masse gefallen, und inmitten der vollen Revolutionsflammen, die verheerend dahinrasen in fanatisch-gesteigerter Wuth, steht Caldas' sympathische Gestalt, ein hochbegabter Sohn des Mutterbodens, bis zum kriegsgerichtlichen Spruch, am 29. October 1816, „durch den Rücken erschossen", — nach Erledigung des Gnadengesuchs, mit der Randbemerkung „Abgelehnt, Spanien hat Gelehrte genug" (S. 246), ein Widerspiel mit der Republik, die keine Gelehrte brauchte, als sie Lavoisier guillotinirte.

Nachdem die schweren Gewitterwolken sich allmälig zu zertheilen beginnen und dem halb geschlagenen Lande zeitweis wenigstens ein Sonnenstrahl des Friedens niederblickt, erscheint nach dem Verschwinden der Piratenschiffe, die ihn hergeführt, der Italiener Codazzi, wissenschaftlichen Arbeiten hingegeben, der Vermessung Venezuela's zunächst, und dann bald den Kartenaufnahmen von Neu-Granada, die in Verknüpfung mit den Eisenbahnbauten des Isthmus, auf „seiner ersten Locomotivfahrt in Amerika" (S. 392) mitten hineinführen in unsere lebendige Gegenwart des Heute auf amerikanischer Erde.

Wie sehr an Gestaltung dieses „Heute" auch der Verfasser des obigen Buches sein Theil mitgewirkt, das wissen Alle, die seine langjährige Thätigkeit als deutscher Generalconsul in New-York kennen, sowie die dieser vorausgegangene Ministerresidentur in Bogota. Dort bot sich der Anlaß zu der vorliegenden Publication, welche bei der sorgsamen Pflege, die ihr unter anstrengendster Beschäftigung stets wieder zugewandt worden, daraus schließlich als ein in seiner Art vollendetes Meisterstück hervorgegangen ist. A. B.

ρ. **Gedichte** von **Friedrich Rückert.** Auswahl des Verfassers. Mit Zugaben. 21. Aufl. Mit dem Bildniß des Verfassers. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Es ist die alte Auswahl, wie wir sie seit nunmehr über vierzig Jahre schon kennen und in welcher Rückert populär geworden ist. Aber manch' ein Gedicht findet sich hier, welches zum ersten Mal aus der Gesammtausgabe oder selten gewordenen früheren Auflagen Rückert'scher Gedichte herübergenommen worden, so das herrliche, „Roland der Rief', am Rathhaus zu Bremen", das bisher nur hier und da noch in den Schulbüchern vorkam; und drei Gedichten begegnen wir aus Rückert's Nachlaß, von denen namentlich das letzte, welches der Dichter am 29. Januar 1866, zwei Tage vor seinem Tode schrieb, tief ergreifend ist:

Verwelkte Blume,
Menschenkind,
Man senkt gelind
Dich in die Erde
Hinunter;
Dann wird ob dir
Der Rasen grün,
Die Blumen blüh'n,
Und du blühst
Mitten drunter.

Ein Wort zum Lobe Rückert'scher Poesie zu sagen, ist — Gott sei Dank! — nicht nothwendig; sie gehört zu unsrem Leben und Geschlecht nach Geschlecht erfreut sich an ihr, wie an Etwas, das unvergänglich ist und immer jung bleibt.

σ. **Raskolnikow.** Roman von F. M. Dostojewski. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. Drei Bände, Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1882.

Der vorliegende Roman ist einer der psychologisch interessantesten, welche die neuere realistische Strömung in der Literatur Rußlands aufzuweisen hat und das Schicksal seines Verfassers ebenso merkwürdig wie charakteristisch für die öffentlichen Zustände seines Vaterlands. Im Jahre 1849, ein Achtundzwanziger, wurde Dostojewski als Mitglied der sogenannten Petroschewski'schen Verschwörung zuerst zum Tode verurtheilt, dann aber zur Zwangsarbeit und zum Soldatendienst in Sibirien begnadigt. Die furchtbare Leidensschule, die er hier unter dem Auswurfe der Menschheit durchmachen mußte, fand in den „Memoiren aus dem todten Hause", d. h. aus dem Zuchthause, in der Schilderung von Verbrechertypen einen rührenden Ausdruck. Als sein bestes Werk muß aber der Roman bezeichnet werden, von dem Henckel eine lesbare deutsche Uebersetzung geliefert hat. Das Werk schildert uns das Schicksal eines armen russischen Studenten, der unter der Einwirkung unverdauter Lectüre und in der Verzweiflung über seine und seiner Angehörigen Lage eine alte Wucherin erschlägt, dann aber von dem quälenden Gefühl, aus der Gemeinschaft ehrlicher Menschen ausgestoßen zu sein, innerlich so tief gedemüthigt wird, daß er ein offenes Geständniß seiner Schuld schließlich als eine Erleichterung empfindet. In der Analyse dessen, was zum Verbrechen führt und aus diesem wieder das Sühnebedürfniß herauswachsen läßt, entfaltet Dostojewski seine eigentliche Meisterschaft. Er ist in diesen Dingen ein vollendeter Beobachter und fortreißender Erzähler, sein Roman ohne Frage für die Beurtheilung des russischen Geisteslebens ein Document ersten Ranges. Auch das Dutzend Figuren, welches in nähere oder entferntere Beziehung zum Haupthelden gebracht ist, verräth eine ungewöhnliche Kraft der Phantasie. Nur die Composition läßt mancherlei zu wünschen übrig, da Dostojewski nicht wie Turgenjew die kunstvolle Gliederung und Umrahmung seines Stoffes von den Franzosen gelernt hat. Der Dichter ist einer der populärsten in Rußland, dessen ganze Intelligenz im Jahre 1881 an seinem Sarge trauerte.

οβ. **La cruche cassée.** Comédie de Henri de Kleist. Illustrée par Adolphe Menzel. Paris, Librairie de Firmin-Didot & Cie.

Zwei deutsche Künstler in Frankreich so würdig geehrt zu sehen, wie es durch die vorliegende Prachtausgabe geschieht, ist höchst erfreulich. Die ausgezeichneten Illustrationen, welche Menzel in freiem Anschluß an den „zerbrochenen Krug" geliefert hat, sind hier wiederholt, und eine Uebersetzung des Kleist'schen Lustspiels (die nothgedrungen die Jamben des Originals in Prosa auflöst) ist von Mr. Alfred de Lostalot geliefert, welcher auch in einer knappen Einleitung von Kleist's und Menzel's Schaffen und Sein in enthusiastischen Worten berichtet. Daß eine Natur von so ausgeprägt deutscher Eigenart, wie jene Kleist's, in Frankreich doch ihre Verehrer findet, hat schon vor fünfundzwanzig Jahren Mr. Saint René-Taillandier gezeigt, der in der „Revue des Deux Mondes" eine anschauliche Studie über den Dichter geliefert hat, zu derselben Zeit, als eben in Deutschland das Verständniß für Kleist erwachte; jetzt treten die Gestalten jener niederländischen Bauern, welche der Dichter einst auf einem französischen Kupferstich geschaut und in den Bereich seiner Kunst überführt hat, vor das französische Publicum hin, und das bunte Treiben des „juge de paix Adam" und der „Dame Marthe Rull" erinnert vielleicht die Leser an jene nationalen Farcen, nach Art des „Maitre Patelin", und an die Molière'schen Meisterwerke, welche auf die Conception des eben aus Frankreich heimkehrenden Dichters nicht ohne Einfluß geblieben sind.

λ. **Richard Wagner.** Erinnerungen von August Lesimpte. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Liebenswürdige Erinnerungen an den großen Heimgegangenen von einem seiner eifrigsten und treuesten Verehrer und Freunde. Der Verfasser gibt seine Aufzeichnungen nicht als einen Beitrag zur Charakteristik der Werke Richard Wagner's — obgleich sie auch auf dieselben wiederholt ausführlich Bezug nehmen, — sondern beschäftigt sich überwiegend mit seiner Persönlichkeit. Er erzählt in unterhaltender Weise speciell von seinem wiederholten Zusammentreffen mit Wagner und hebt dabei liebevoll die vielen Vorzüge im persönlichen Verkehr des Meisters mit seinen näheren Bekannten hervor. Das sich so bescheiden gebende Büchlein wird sicherlich für den späteren Biographen Wagner's von Nutzen sein und aus diesem Grund allein hat es auch der Autor veröffentlicht — ein kleiner Stein zu einem großen Denkmal.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Repertorium der landesthümlichen Litteratur für den preussischen Regierungsbezirk Kassel. Bearbeitet von Dr. Karl Ackermann. Kassel, Ferd. Kessler. 1884.

Alberti. — Herr L'Arronge und das „Deutsche Theater". Drei Briefe an eine Freundin von Conrad Alberti. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Amiel. — Fragments d'un journal intime par Henri-Frédéric Amiel. Précédés d'une étude par Edmond Scherer. Tome II. Genève, H. Georg. 1884.

Baumgart. — Grundsätze und Bedingungen zur Erlangung der Doctorwürde bei allen Facultäten der Universitäten des Deutschen Reichs. Unter Benutzung amtlicher Quellen zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Max Baumgart. Berlin, R. v. Decker's Verlag. 1884.

Bergner. — Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. Leipzig, Hermann Bruckner. 1884.

Blum. — York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Hans Blum. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884.

Blum. — Junius. Schauspiel in vier Acten von Hans Blum. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884.

Boito. — Gite di un artista di Camillo Boito. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Boito. — Leonardo, Michelangelo, Andrea Palladio. Studii artistici di Camillo Boito. Seconda edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten. 112/115. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Brunier. — Die Perle im deutschen Städtekranze. Von Ludwig Brunier. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1884.

Brunier. — Eine mecklenburgische Fürstentochter (Hélène, Herzogin von Orleans). Von Ludwig Brunier. Dritte Ausgabe. Norden, Hinricus Fischer. 1884.

Bruns. — König Enzio von H. Bruns. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung. 1884.

Byron. — Lara di Lord Giorgio Byron. Traduzione di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Byron. — Mazeppa di Lord Giorgio Byron. Traduzione di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Calvo. — Los nombres de los dioses Ra, Osiris, Belo, Jehova, Elohim, Melkarte, Adonis, Brahma, Indra, Saturno, Júpitor, Minerva etc. etc. por Estanislav Sanchez Calvo. Madrid, Enriquo de la Riva. 1884.

Carcano. — Doliada di Montarfano. Novella campestre. — Gli arfani i fanciulli di Valsugana. Idilli malinconici. Di Giulio Carcano. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Carcano. — Elvezia. Dal Varbano Versi editi ed inediti di Giulio Carcano. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Das Grossherzogthum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirthschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Nebst vollständigem Ortsverzeichniss. Nach amtlichem Material bearbeitet. 4. Lfg. (Mit einer Uebersichtskarte von Baden.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1884.

Deutsche Volks- und Familien-Bibliothek. Herausgegeben von Albert Johannsen. 1. Hft. Husum, Christiansen & Boilmann. 1884.

Didon. — Die Druiden. Von Pater Didon. Autoris. Uebersetzung von Stephan Born. Basel, M. Bernheim. 1884.

Die Offiziere. — Gegen Colmar Freiherrn v. d. Goltz-Pascha und Gesinnungsgenossen von dem Verfasser von „Die Vorrechte der Offiziere". Viertes Tausend. Berlin, Walther & Apolant. 1884.

Dulk. — Der Irrgang des Lebens Jesu. In geschichtlicher Auffassung dargestellt von Albert Dulk. I. Theil: Die historischen Wurzeln und die galiläische Blüthe. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1884.

L'Égypte et l'Europe par un ancien juge mixte aujourd'hui juge a la cour d'appel d'Arnhem (Hollande). II. Leidea, E. J. Brill. 1884.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgeg. von Prof. Dr. H. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow etc. etc. 1. Abth. 37. Lfg. II. Abth. 21/22. Lfg. Breslau, Eduard Trewendt. 1884.

Feyer. — Philosophische Leitbegriffe. Von Carl August Feyer. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung. 1884.

Fielt. — Ein Märtyrer. Roman von Charlotte Fielt. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Ganghofer. — Aus Heimat und Fremde. Novellen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Gaedertz. — Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Gaedertz. — Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Gaedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Erstes Heft. Bogen 1—14. Zweite, gänzlich umgearb. Auflage. Dresden, Ls. Ehlermann. 1884.

Goldoni. — Memorie di Carlo Goldoni. Per l'istoria della sua vita e del suo teatro. Leipzig, Siegismund & Volkening. 1884.

Grimm. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Grimm. Zweite vollständig umgearb., vermehrte u. illustr. Auflage. 1. Lfg. Leipzig, Waldemar Urban. 1884.

H. — Die freie Gräfin. Schauspiel in fünf Acten von A. H. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1884.

Haberland. — Eine Konferenz zwischen Schule und Haus über: Wodurch werden wir den Forderungen eines zeitgemäß praktisch-ideal erziehenden Unterrichts unserer Töchter gerecht? Von Dr. Wilh. Haberland. Dresden, E. Pierson. 1884.

Hamerling. — Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1884.

Heine. — Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Erweiterung herausgegeben von Eduard Engel. Zehntes Tausend. Hamburg, Hoffmann & Comp. 1884.

Henne am Rhyn. — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré, und 100 Textillustrationen. Lfg. 15/18. Leipzig, J. C. Bach's Verlag. 1883.

Heyse. — Buch der Freundschaft. Neue Folge. Von Paul Heyse. XVII. Samml. der Novellen. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Hoppe-Seyler. — Ueber die Entwickelung der physiologischen Chemie und ihre Bedeutung für die Medicin. Rede von Felix Hoppe-Seyler. Strassburg, Karl J. Trübner. 1884.

Horndoftel. — Umsonst. Eine Liebes- und Waidmannsgeschichte aus den Bergen von Klaus Horndoftel. München, Friedr. A. Ackermann. 1884.

Jäger. — Geschichte der Römer. Von Dr. Oscar Jäger. Fünfte verb. Aufl. Zweites Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1884.

Jordan. — Durch's Ohr. Lustspiel von Wilhelm Jordan. Fünfte Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1884.

Kaden. — Die Riviera von Prof. W. Kaden und Maler Hermann Nestel. 5/7. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Kleinpaul. — Der Prinzenraub. Vaterländisches Drama in fünf Acten von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1884.

Landau. — Rom, Wien, Neapel während des spanischen Erbfolgekrieges. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum von Dr. Marcus Landau. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Langenscheidt's Notwörterbücher: Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lectüre und Conversation. In drei Teilen. Von Oberlehrer Dr. E. Muret. — Notwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. In drei Teilen. Von Prof. Dr. Césaire Villatte. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Laugel. — Jos. Laugel's Bilder aus Geschichte. Ein Cyclus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken nach den Original-Oelbildern. Mit erläuterndem Text. 1/2 Lfg. Wien, Eduard Hölzel. 1884.

Lippert. — Deutsche Festbräuche. Dem Volke culturgeschichtlich erzählt von Julius Lippert. Herausg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Verlag des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1884.

Longfellow. — Miles Standese e scelte poesie liriche di E. W. Longfellow. Traduzione di Giacoma Zanella. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Longfellow. — Evangeliua di E. W. Longfellow. Traduzione di Giacomo Zanella. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Lülmann. — Ueber den Begriff amor dei intellectualis bei Spinoza. Von Dr. C. Lülmann. Jena, Frommann'sche Buchdruckerei. 1884.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens. In geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, W. Krausskopf etc. etc. XX. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn 1884.

Maffei. — Liriche varie di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Metternich. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfred von Klinkowström. Autorisirte deutsche Orig.-Ausgabe (Schluß-Bd.). Wien, Wilhelm Braumüller. 1884.

Meyer. — Geschichte der Preussischen Handwerkerpolitik. Nach amtlichen Quellen von Dr. Moritz Meyer. I. Bd. Die Handwerkerpolitik des Grossen Kurfürsten und König Friedrich's I. (1640—1713). Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Band 3. München und Leipzig. R. Oldenbourg. 1884.

Pfeiffer. — The rhyme of the lady of the rock and how it grew. By Emily Pfeiffer. London, Kegan Paul, Trench & Co. 1884.

Plass. — Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Plass. 1. Lfg. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1884.

Raffay. — Die Memoiren der Kaiserin Agrippina. Von Dr. Robert Raffay. Wien, Alfred Hölder. 1884.

Richter. — Für Lebenskunst. Winke und Aphorismen. Von Louis Richter. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Buchhandlung. 1884.

Riehl. — Geschichte des Sittenbildes von der deutschen Kunst bis zum Tode Pieter Brueghel des Aelteren von Dr. Berthold Riehl. Berlin u. Stuttgart. W. Spemann. 1884.

Kal. — Die evangelische Christenheit und die Juden unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich betrachtet. Von Lic. J. F. A. de le Roi, Pastor. I. Bd. Karlsruhe u. Leipzig. H. Reuther. 1884.

Rolph. — Biologische Probleme, zugleich als Versuch zur Entwicklung einer rationellen Ethik von W. H. Rolph. Zweite, stark erweit. Auflage. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1884.

Rotterdam. — Das Lob der Thorheit. Aus dem Lateinischen des Erasmus von Rotterdam, verdeutscht von Sebastian Franck. Bevorwortet und mit Anmerk. versehen von Ernst Gaetzinger. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Rumbauer. — Römische Mosait. Roma. — Neapolis. — Atelier-Geheimnisse. Von M. Rumbauer. Berlin, Internationale Buchhdlg. (J. Gerstmann). 1884.

Rütt. — Carl Albrecht Reinhold Baggesen, Pfarrer am Münster zu Bern, ein Lebens- und Zeitbild aus der bernischen Kirche, vorzugsweise auf Grund seines schriftlichen Nachlasses entworfen von Dan. Albrecht Rütt. Mit einem einleit. Vorwort von Dr. H. Gelzer. Mit Baggesen's Porträt. Basel, Ferd. Riehm. 1884.

Sailer. — Der Preußische Staatsrath und seine Reactivirung. Unter Benutzung archivalischer Quellen von F. Sailer. Mit 18 Beilagen. Berlin, A. Teubner. 1884.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorelüge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIX. Serie. Heft. 439: Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. Von Dr. W. Uhlig. Heft 440: Unsere Kaisersage. Von Dr. Joh. Häußner. Berlin, Carl Habel. 1884.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedrich Pfaff. XI. 7. Heft: Die deutsche Druckschrift. Von Reinhold Bechstein. 8. Heft: Alte und neue deutsche Renaissance an und in unserer Wohnung. Von Theador von Huber-Liebenau. 9. Heft: Das Armenwesen in Baden. Von H. Schmitthenner. 10. Heft: Johann Fichte. Von Dr. Arthur Richter. XII. 1. Heft: Die Grenzen der Sichtbarkeit. Von Dr. Friedrich Pfaff. 2. Heft: Norwegen. Von Dr. Theod. Fischer. 3. Heft: Deutsches Städtewesen am Schluß des Mittelalters. Von Dr. K. Lamprecht. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1884.

Schäffer. — Der Raum. Studie an einer kineto-manistischen Weltanschauung von Ludwig Schaffer. Wien, Carl Konegen. 1884.

Scherer. — Geschichte der deutschen Litteratur. Von Wilhelm Scherer. Zweite Ausgabe. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlg. 1884.

Schletterer. — Studien zur Geschichte der französischen Musik. Von H. M. Schletterer. Theil I: Geschichte der Hofkapelle der franzós. Könige. Theil II: Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigerkönige. Berlin, B. Damköhler. 1884.

Schrader. — Der tausendjährige Rosenstock am Dome zu Hildesheim. Von Gerhard Schrader. Hildesheim, Franz Bergmeyer. 1884.

Schuller. — Reinold. Ein Bild aus den Karpathen von Gustav Schuller. Zweite rebid. Aufl. Wien, Carl Graeser. 1884.

Schweiger-Lerchenfeld. — Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeers und seines Lebens. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. 1. Heft. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1884.

Semlee. — Das Reisen nach und in Nord-Amerika, den Tropenländern und der Wildniß, sowie die Tour um die Welt. Ein praktisches Handbuch mit einem Anhang: Wo bleiben die Vermißten? — Von Heinrich Semler (San Francisco). Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandl. 1884.

Siciliani. — Rinnovamento e filosofia internazionale. Discorso di Pietro Siciliani. Seconda Impressione. Bologna, Nicola Zanichelli. 1884.

Spielberg. — In nomine Dei. Warte des Herzens von Otto Spielberg. Zürich, Th. Schröter. 1884.

Steiger. — Elias Notvest. Eine epische Dichtung in Liedern und Sprüchen von G. Steiger. Zweite Auflage. Zürich, Th. Schröter's Verlag. 1884.

Supan. — Grundzüge der physischen Erdkunde von Alexander Supan. Mit 139 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Trinius. — Märkische Streifzüge. Nördlich von Berlin. — An der Oberspree. — Havellandschaften. — Quer über den Fläming. Von A. Trinius. Berlin, Schmidt & Sternaux. 1884.

Untersuchungen aus der alten Geschichte. Fünftes Heft: Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus von Dr. Carl Fuchs. Wien, Carl Konegen. 1884.

Verhandlungen der Gesellschaft zur Erdkunde zu Berlin. Bd. XI. 2/3. Hft. Berlin, Dietrich Reimer. 1884.

Vigny. — Ausgewählte Gedichte von Alfred de Vigny, übertragen von Johannes Karsten. Nebst einer biographischen Charakteristik. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

Vigny. — Soldatenschicksal. Von Alfred de Vigny. Nach der 13. Aufl. des franzöf. Originals übertragen von Johannes Karsten. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

Vogt. — Das pädagogische Universitäts-Seminar in seinem Verhältniss zu den in Preussen und Oesterreich bestehenden gesetzlichen Vorschriften über die Bildung der Lehrer an höheren Schulen. Von Prof. Dr. Theodor Vogt. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Weihaven. — Ausgewählte Gedichte von Johan Weihaven. Im ursprünglichen Versmaße aus dem Norwegischen übertragen von Dr. Hermann Neumann. Gottbus, Schauenburg's Buchhandlung. 1884.

Welten. — Nicht für Kinder! Ein Novellenbuch von Ostar Welten. Berlin, Wilhelm Ihleib. (Gustav Schuhr.) 1884.

Wiener Neudrucke. — Hft. 7: Briefe über die Wienerische Schaubühne von J. von Sonnenfels. 1768. — Hft. 8: Vier dramatische Spiele über die zweite Türkenbelagerung aus den Jahren 1683—1685. Wien, Carl Konegen. 1884.

Zeitschrift. Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jhrg. 1884. 4. Heft. München, R. Oldenbourg. 1884.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhahn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XIII. Heft 298: Die Donau. Von Dr. Theodor von Bunsen. Berlin, Carl Habel. 1884.

Zöller. — Pampas und Anden. Sitten- und Cultur-Schilderungen aus dem spanisch redenden Süd-Amerika mit besonderer Berücksichtigung des Deutschthums von Hugo Zöller. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Geld.

Novelle von **Karl Frenzel.**

(Schluß.)

IV.

Früher als gewöhnlich war Dorothea nach einem unruhigen, von widrigen Träumen geängſtigten Schlummer erwacht. Die ſiebente Stunde zeigte die Uhr auf ihrem Nachttiſch. Nur im ſpärlichen Schimmer konnte die Morgenſonne durch die doppelten Vorhänge in ihr Gemach dringen und doch drückte ſie wie geblendet die jäh geöffneten Augen vor der Helle wieder zu und eine fliegende Hitze überlief ſie. Erſchreckten ſie noch die letzten verwehenden Bilder eines Traumes, glühte ihr Blut noch von der Aufregung des Feſtes? Nun lag ſie ſtill, mit geſchloſſenen Lidern, nur zuweilen durch die Wimpern blinzelnd. Draußen auf den Bäumen des Gartens lärmten die Sperlinge. Ein Bitteres war in ihr, das nicht aus ihren Gedanken, nicht aus ihrem Gemüth weichen wollte, wie ein unangenehmer Geſchmack auf der Zunge.

Was würde ihr der heutige Tag bringen? In den ſeltenſten Fällen hatte ſie ſich eine ſolche Frage geſtellt: kaum drei- oder viermal in ihrem Leben. Wochen, Monate und Jahre war ſie ohne Sorge und ohne Reue dahingeſchritten. Seit ihr Kind ihr geſtorben, hatte ſie jede feſthaltende Theilnahme für ein Beſtimmtes verloren; leichten Sinnes und kalten Herzens ſah ſie in die Welt. Befürchtete ſie etwas Beſonderes von den kommenden Stunden? Nein, Furcht hätte ſie die Empfindung des Widerwärtigen in ihr nicht nennen mögen. Ihr fiel ein, daß ſie am Morgen vor ihrer Trauung auch ſo zwiſchen Schlaf und Wachen in ihrem Bette gelegen und mit demſelben bitteren Gefühl gekämpft habe. Der Mann, dem ſie damals ihre Hand gegeben, war weder jung noch artig, dennoch hatten alle ihre Freundinnen ihr denſelben mißgönnt und ſie ſelber hatte ſich geſagt, daß ſie bei ihrer Armuth mit einem armen Manne, auch wenn ſie ihn liebte, ſchlechter fahren würde, als mit einem reichen Manne, den ſie nicht liebte. Hatte ſie jemals etwas ſo recht von Herzen geliebt? Als Kind ihren Vater, als Mutter ihr eigenes Kind, würde ſie geantwortet haben. Aber der Tod hatte ihr Beide entriſſen. Und wenn ihre Liebe auf eine harte Probe ge-

stellt worden wäre? Wer weiß, was geschehen, sie hätte nicht für sich gut sagen können. Geld und Glanz: das war immer ihr Wunsch und ihr Streben gewesen. Kann ich dafür? und sie schob die Arme unter den Kopf. Ich bin die Tochter meines Vaters.

Sie gedachte der Kindheit, der ersten glücklichen Jugend. Was war aus dem Schlosse, dem schattigen Park, was aus ihrem Ponnywagen geworden? Früh hatte sie sich an Geschmeide und Seide, an jeden Luxus gewöhnt, trotz der Einsprache der Mutter war ihr jeglicher Wunsch erfüllt worden. Eines Tages war dann der Vater verschwunden, sie hatten das Schloß verlassen und eine enge dumpfe Wohnung drei Treppen hoch in der Stadt beziehen müssen, ohne Aussicht auf einen grünen Fleck oder einen Baum. Zuerst hatte sie Alles für einen bösen Traum, eine Verzauberung und den wunderlichen Mann, der sie ab und zu aufsuchte, mit der Mutter zusammensaß und rechnete und schalt und grollte, für den Hexenmeister gehalten, allmälig begriff sie das Geschehene: das Unglück und die Verschuldung ihres Vaters, ihre Armuth. Frühreif, wie sie in der Schule der Noth wurde, erkannte sie bald, daß der einzige Schatz, den sie besaß, ihre Schönheit war. Das Dasein einer Arbeiterin oder einer Dienerin zu führen, widerstand ihrem herrischen Wesen, entbehren hatte sie gelernt, aber nicht gehorchen. Und auch dies Entbehren nur in der Hoffnung, die jeder Blick in den Spiegel in ihr erweckte, daß ein freundlicher Zufall es bald in Fülle verwandeln würde. Alles, was sie von ihrer Mutter, was sie von ihrem Vormund hörte, lief auf das Eine: Geld! hinaus. Nicht allein in der Dürftigkeit ihrer Lage, auch in den Erinnerungen an das vergangene Glück, in der Ausmalung der Zukunft spielte das Geld die entscheidende Rolle: es war der Zauberstab, der alle Verwicklungen löste, von allen Sorgen befreite und das Leben erst lebenswerth machte. Hin und her, Tag und Nacht sann Dorothea, wie sie Geld, viel Geld erwerben könne, ihre Hand bebte, wenn sie ein Goldstück berührte. Hätte sie doch ein ausgesprochenes Talent für die Schauspielkunst, für die Musik besessen! So blieb ihr nichts, als die Aussicht auf eine reiche Heirath. Als sich ihr die Gelegenheit bot, hatte sie mit beiden Händen zugegriffen, unbekümmert um die Folgen.

Und jetzt? Sie biß die Zähne auf einander, Ueberdruß und Empörung erfüllten sie. Warum war sie so dumm gewesen? Sie hatte ihre Freiheit und ihre Schönheit zu einem unwürdigen Preise verkauft. Sie hatte, als sie ihr Jawort gab, nicht gewußt, was Reichthum ist, nicht geahnt, wohin sich ihre Begierden versteigen würden. Der Umzug aus ihrer häßlichen Wohnung in das weiträumige Haus ihres Gatten mit dem großen Garten, den hohen Platanen, der Wohlstand, der sie umgab, die Sicherheit des Daseins gegenüber dem steten Kampf mit dem Leben, den sie bisher mit ihrer Mutter geführt, hatten eine Weile alle ihre Wünsche zum Schweigen gebracht, glänzender, als sie es je hatte erwarten dürfen, war ihre Lage geworden. Die Geburt ihres Kindes schien ihr noch einen festeren Halt in dem Bestehenden zu geben und ihr bewegliches Herz für immer vor ausschweifenden Träumen zu sichern. Aber konnte, was der Mutter genügte, auch einer jungen Frau genügen, die zum ersten Male auf Reisen kennen gelernt hatte, was Reichthum ist und das Leben im großen Stil? Eitel und

leichtſinnig war ſie immer geweſen, nun erweckten die Huldigungen, die ihrer Schönheit geſpendet wurden, die Beiſpiele, die ſie um ſich ſah, die Verlockungen, denen ſie ausgeſetzt war, abenteuerliche Begierden in ihr. Unter der Obhut eines älteren Ehepaares war ſie in dem ſchönen berauſchenden Nizza geblieben. Sie that nichts, was einen Makel auf ſie hätte werfen können. Aber ſie genoß doch eine ungleich größere Freiheit, als wenn ſie in der Begleitung ihres Gatten geweſen wäre. Um einmal das Glück zu verſuchen, ſpielte ſie in Monte Carlo. Sie hatte Glück, ſie gewann kleine Summen. Wenn ich allein, wenn ich frei wäre — hatte ſie oft gedacht, wenn ſie im beſten Zuge den Spieltiſch in Rückſicht auf ihre Freunde verlaſſen mußte. Mit dem tiefſten Widerwillen gegen Friedloß war ſie zurückgekehrt. In das Gefängniß, ſagte ſie mit zuckender Lippe. Und ſie war erſt fünfundzwanzig Jahre alt!

Bekanntſchaften, Vergnügungen, Feſte ſollten ihren Unmuth zerſtreuen und ihren ungeſtümen Drang nach etwas Namenloſem befriedigen. Denn ſie hatte keinen Namen für das, was ſie in dieſem geſellſchaftlichen Verkehr und Wirbel ſuchte. Glück, Liebe, ein Abenteuer? Sie öffnete die Augen und ſtarrte an die Decke, als ob dort in einem leuchtenden Fleck das geheimnißvolle Wort in Flammenſchrift erſcheinen müſſe. Aber es war nur ein Reflex der Morgenſonne, der ſich nicht zu Buchſtaben formen wollte. Vermochte ſie das Ziel ihrer Sehnſucht auch nicht zu nennen, ihr gegenwärtiger Zuſtand, ihr Leben in dieſem Hauſe, ihre Ehe waren ihr verhaßt. Wenn er wüßte — und unwillkürlich lachte ſie ſpöttiſch unter der Decke. Allein er war ſo einfältig, in ſeiner Actenweisheit ſo weltunerfahren, daß er ſich wohl noch nie gefragt, mit welchem Gelde ſie ihre Feſte, ihre Kleider, ihr ganzes Treiben beſtritte. Oder war doch eine Ahnung in ihm aufgeſtiegen? Als ſie neulich Geld von ihm gefordert, hatte er ſie ſo ſonderbar angeſehen. War ſie ſchon auf dem Grunde des Brunnens, war ſein Vermögen erſchöpft? Und darum habe ich ſo lange in dieſer Knechtſchaft ausgehalten! So arm iſt er! Es lohnte ſich auch, ihn zu heirathen. Sie fühlte einen Heißhunger, eine Genußfähigkeit in ſich, Millionen zu verzehren. Und wie wenig forderte ſie von ihm! Nur, wenn ſie ſich keinen andern Ausweg wußte, nahm ſie zu ihm ihre Zuflucht. Sie borgte, ſie ſpielte heimlich an der Börſe, ſie hielt auch ſelbſt einmal „zum Scherz“ in dem Kreiſe ihrer Vertrauteſten die Bank, zuletzt hatte ſie einen alten Freund, einen Geizigen, einen Wucherer ... Ein häßlicher Gnom, nur daß er im Golde wühlte.

Wie ſchmutzig iſt das Geld durch die Berührung der tauſend Hände, in denen es ſeinen Kreislauf vollendet! Man darf es nicht ſo genau betrachten, nicht forſchen, woher es kömmt. Alles Irdiſche hat einen herben Beigeſchmack, einen Modergeruch, wenn man es analyſirt ... Die Hauptſache iſt, daß er mir die Summe gibt, die ich brauche! ſagte ſie, alle andern Gedanken von ſich abweiſend. Gleichviel durch welche Mittel — mit beiden Füßen zugleich ſprang ſie aus dem Bette. Sie hielt in den Kiſſen und Decken nicht länger aus, es war ihr einen Augenblick geweſen, als verſchlänge ſie eine Sturzwelle. So groß war die Summe, die ſie ſchuldete, daß ſie fürchtete, ihr Gatte würde ſie nicht zahlen können, oder wenn er ſich dazu entſchloß, ſie künftig den härteſten Einſchränkungen unterwerfen. Nun muſterte ſie ſich in ihrem Toilettenſpiegel und die leicht

gerunzelte Stirn glättete sich wieder. Ich werde sie bekommen, lächelte sie ihr Bild an, ich werde ... Und dann? In kürzerer oder längerer Frist würde sie wieder in derselben Verlegenheit sein. Sie paßte nicht in diese beschränkt bürgerlichen Kreise, sie mußte einen höheren und kühneren Flug nehmen. Auf Höhen jenseits der Vorurtheile ... Frei ist man nur auf der Reise ... wie durch Zauberei glaubte sie sich in die Spielsäle von Monaco, auf die Promenade von Nizza, auf den Rennplatz von Longchamp versetzt. Dorthin gehörte sie. So schön und so kalt, so geistvoll und so herzlos, durfte sie ihres Sieges dort nicht sicher sein?

Im Garten hörte sie sprechen. Friedloß pflegte um diese Stunde seinen Brunnen zu trinken und den Baumgang viele Male, die Hände auf dem Rücken, steifnackig auf und nieder zu schreiten. Er war sonst immer allein, hatte er heute einen Begleiter? Sie verschob die Vorhänge am Fenster: sie erkannte Ernst, der dem Geheimrath die versprochene Arbeit brachte. Auf ihn kann ich fest vertrauen, dachte sie, er liebt mich! Sollte mir ein Unfall bei meinem Besuche zustoßen, wird er mir helfen. Seit wann war sie abergläubisch geworden? Dieser Rognitten hat es mir angethan, er hat einen so eigenthümlichen, einen so bannenden Blick. Sähe ich ihn am Spieltisch, würde er mir Unglück bringen. Ich bin einem solchen Menschen noch nie begegnet. Wie Viele haben mir schon geschmeichelt und um meine Liebe geworben, aber Keiner hat mir diesen Schauer erregt. Sie ließ den elfenbeinernen Kamm, mit dem sie ihr Haar strählte, aus der Hand in den Schooß sinken: es war wie eine Stimme hinter ihr, die ihr zuraunte: nimm dich in Acht, daß du ihn liebst! .. Es war ihr bisher nicht sonderlich aufgefallen, daß er ihr huldigte: Alle thaten es, die sich um sie bewegten. Seine anziehende Erscheinung, wunderliche Gerüchte, die über ihn umliefen, hatten wohl flüchtig ihre Aufmerksamkeit herausgefordert, aber ihre Gelassenheit ihm gegenüber hatte sie erst durch Ernst's Warnung verloren. Daß Ernst um ihre Besuche bei Kaspar Grau wußte, hatte sie nur geärgert, weil sie nicht mehr allein im Besitze ihres Geheimnisses war, jetzt, wo sie seiner Verschwiegenheit sicher sein durfte, war es ihr gleichgültig; daß Rognitten je davon erfahren könne, trieb ihr wider Willen die Schamröthe in die Wangen. Für den heutigen Abend indessen war er beseitigt, und später ... Man muß dem Glück auch etwas zu thun lassen, meinte sie und fuhr wieder mit dem Kamm durch die goldenen Wellen ihres üppigen Haares. Sie horchte, wie sich die Stimmen aus dem Garten verloren, Ernst hatte ihr also nichts zu sagen, ihr Auftrag war erfüllt worden ...

Dennoch beschlich sie ein peinliches Vorgefühl, als sie kurz vor sieben Uhr die Droschke bestieg. Sie habe einige Besorgungen vor und führe dann mit ihrem Bruder in den Wintergarten, nach zehn Uhr würde sie wieder im Hause sein, wenn der Herr nach ihr fragen solle, beschied sie den Diener. Friedloß war von seinem Abendspaziergang noch nicht heimgekehrt. Wenn er mich überwachen, mich verfolgen ließe? dachte sie, die Thiergartenstraße entlang fahrend. Sie hatte dem Kutscher ein Juweliergeschäft am Schloßplatz als Ziel der Fahrt angegeben. Niemals war ihr bisher ein solcher Gedanke gekommen, mehr aus Instinct als aus Ueberlegung hatte sie ihren Verkehr mit Grau vor ihrem Gatten verborgen gehalten. Nicht sowohl seine Vorwürfe und Drohungen, als das Gerede in der

Gesellschaft hatte sie gescheut. Aber vorhin, ehe er gegangen, hatte er so seltsam mit ihr gesprochen. Mit einem solchen Ausdruck verhaltenen Ingrimms, die Zornader auf der Stirn hochgeschwollen ... „Wessen beschuldigst Du mich denn?“ hatte sie mit trotzigem Muth dagegen gefragt. „Daß ich Dir meine Schneiderrechnungen nicht vorlege?“ Darauf hatte er nichts zu entgegnen gewagt, zu schön und stolz stand sie ihm gegenüber. Aber ihr war von der Unterredung ein Druck im Gemüth, eine Schwüle über dem Haupt geblieben, als ob sich ein Gewitter vorbereite. Vor dem Juwelierladen lohnte sie den Kutscher ab: sie wollte sich nicht vor das Haus am Neuen Markte fahren lassen und hoffte zu Fuß gehend am wenigsten bemerkt zu werden. In einer Stadtgegend, wo Niemand sie kannte, bei der früh hereingebrochenen Dämmerung des trüben Herbsttages, in der Stunde, wo gerade in der Königstraße Alle eilig und geschäftig an einander vorüberhasten.

Auch Else Merck ging raschen und leichten Schritts ihren Heimweg. Obgleich ihr die Erinnerung an den gestrigen Abend und das unartige Benehmen Ernst's im Lauf des Tages heimliche Thränen abgepreßt, hatte doch allmälig wieder der Lebensmuth die Oberhand in ihr gewonnen. Zuerst schon, um sich der Mutter nicht zu verrathen, und dann aus der eigenen angeborenen Tapferkeit. Freilich hatte er ihr an jenem Sonntag gefallen und als er dann am Montag Abend bei ihnen eingetreten war, wie hätte eine bewegliche Mädchenphantasie nicht allerlei Traumfäden spinnen sollen, die buntesten und die weichsten! Von einsamen Spaziergängen, stillen Plauderstunden, von Musik und Tanz, von einer Verlobung unter dem Weihnachtsbaum... Aber, wenn er sich von dem Reichthum verblenden ließ und thöricht wie die Motte in die Flamme flog — sie konnte ihn nicht zurückhalten. Wohl war die Geheimräthin vornehmer und schöner, als sie, indessen — und sie warf den Kopf in den Nacken — sie hatte doch auch ihren Werth und Preis. Was wollte, was konnte er nur von der reichen verheiratheten Frau erwarten? Daß er einzig ihretwegen den Schreiberdienst bei dem Geheimrath angenommen, war klar, aber ebenso gewiß war es, daß sie sich nicht allzu freundlich um ihn kümmerte: sein Aerger gestern bewies es. Und im Grunde bin ich und die Mutter die Schuld an der heillosen Verwirrung, sagte sich Else nachdenklich, wir haben so viel von ihr gesprochen, daß er solch' ein Wunder von Schönheit und Liebenswürdigkeit hat kennen lernen wollen. Ach, wie wird er sich die Flügel verbrennen! Schon erschien ihr die Schwärmerei Ernst's für Dorothea so aussichtslos, daß eine Regung halb des Mitleids, halb der Schadenfreude die aufkeimende Eifersucht beschwichtigte.

So hell erleuchtet war das breite Schaufenster des Juwelenladens, so lockend funkelten die Diamanten und Rubinen, so märchenhaft hob sich von seiner dunkelrothen Sammetunterlage das Halsband von milchweißen Perlen ab, daß Else stehen blieb und sich die Herrlichkeiten betrachtete. Wer sich das kaufen, wer sich damit schmücken könnte! 'Wohnt die Liebe wirklich nur in den Augen? Blitzt sie nicht oft aus Saphiren und Brillanten? Auch ein häßlicher Hals wird schön, den diese Perlenschnur umfaßt. Da sitzt so eine Glückliche vor dem Tische und feilscht mit dem Verkäufer. Die Figur dünkt Elsen so bekannt, nun wendet jene das Gesicht zur Seite ... Es ist die Geheimräthin. Ja, die kann sich schon solche Ausgabe erlauben ... Jetzt steht sie auf, der Diener öffnet ihr die Thür.

Else hat sich in den Schatten der Hausthür gedrückt, sie mag die Geheimräthin nicht auf der Straße begrüßen ... Aber wo ist denn der Wagen? Will die reiche Frau zu Fuß gehen? Wahrhaftig — leichtfüßig, in ihrem dunklen Regenmantel, das Kleid ein wenig geschürzt, dicht verschleiert, schreitet sie der Langen Brücke zu.

Das Unbewußte treibt Else ihr nach. Du folgst ihr, hat etwas in ihrer Seele gesagt, gleichviel, ob die Stimme des Bösen oder des Guten: es ist stärker als jeder Wille und jede Ueberlegung. Wohin geht sie? Was sucht sie? Warum begibt sie sich zu dieser Abendstunde in das Gedränge der Menschen, setzt sich dem Stoße, der Reibung, der widrigen Berührung der Armuth und der Arbeit aus, als brauche sie diesen dumpfen Lärm, diesen heißen Athem, dies unterschiedslose Grau der Menge? Um darin unterzutauchen, zu verschwinden? Beinahe hätte sie Else aus dem Gesicht verloren, aber da in dem elektrischen Licht, das aus einem Hut-Blumen- und Federngeschäft fahlbläulich fällt, wird sie wieder sichtbar ... Und beide Hände preßt das Mädchen auf ihr pochendes Herz ... Zu ihm will sie, zu Ernst. Was Laune war, wird jetzt fester Vorsatz. Die Jagd der Eifersucht beginnt. So weit also sind sie schon, so sehr hat diese Frau Scham und Sitte vergessen, daß sie sich mit ihrem Liebhaber auf der Straße ein Stelldichein gibt! O diese Heuchlerin des Anstands und der Tugend! Welch' vorzügliche Maske für das Laster ist die Vornehmheit! Wo sie sich nur treffen mögen? Da biegt Dorothea in die Spandauerstraße ein. Hier ist es menschenleer und dunkel, die Mehrzahl der Läden schon geschlossen ... Drei Viertel auf acht zeigt die Uhr im Rathhausthurm. Nur die Laternen verbreiten ein dämmerndes Licht. Wie zwei Schatten schweben Beide dahin, dicht an den Häusern, beinahe unhörbar. Daß sie sich nur nicht umsieht und mich erkennt! wie Else auch vor zorniger Eifersucht lodert, als Spionin möchte sie doch nicht ertappt werden. Und noch immer kein Ernst! Sollte sie ihn gar in seiner Wohnung aufsuchen? Da ist der Neue Markt. Zu der Marienkirche geht die Geheimräthin hinüber: sie will offenbar sehen, ob Licht in seinem Zimmer ist.

Das Haus Nummer sechzehn hat je sieben Fenster in drei Etagen, auf der einen Seite im Erdgeschoß ist ein Mehl- und Vorkostladen. Es sieht düster, verrunzelt, mißmüthig aus. In dem zweiten Stockwerk brennt weder Licht noch Lampe, dagegen strahlt aus den vier Fenstern rechter Hand im ersten Gestock heller Glanz, in dem einen Zimmer ist eine Ampel angezündet, und auch drei Treppen hoch ist eine und die andere Stube lichterhell. Ein paar Dutzend Schritte von einander haben Dorothea und Else so eine Weile das Haus gemustert, dann droht das Mädchen laut aufzuschreien: wo ist sie geblieben? Haben ihre eigenen Blicke zu lange an dem Fenster gehangen, hinter dem sie ihn vermuthet? Sie gewahrt Dorothea nicht mehr ... doch, da verschwindet sie in der Hausthür ...

Rathlos, ohne Fassung, ohne Entschluß steht Else auf dem Markt, dem grauen unheimlichen Hause gegenüber, das nun ein so häßliches Geheimniß umschließt, das sie anstarrt, wie das Grab ihrer Liebe ...

Solchen sentimentalen Betrachtungen hatte sich Dorothea nicht hingegeben, rasch und klug hatte sie den Augenblick benutzt, wo der Mehlhändler, der so

Digitized by Google

lange vor der Thür seines Ladens müßig umherguckend gestanden, hineingegangen war, um unbemerkt in das Haus zu schlüpfen. Niemand in dem Gange, Niemand auf der Treppe ... sie klingelt ... eine kurze ängstliche Pause ... dann fällt die Kette, wird der Riegel geschoben ...

„Guten Abend, Papa," sagt sie lachend, hochaufathmend, noch im Corridor. Nun ist sie drinnen, durch die Doppelthüren vor jedem Verrath und Ueberfall gesichert. „Pünktlich, auf die Minute, da schlägt es acht Uhr!"

Herr Kaspar Grau hat seine beiden Vorderzimmer zum Empfang der schönen Frau in seiner Weise festlich hergerichtet. In dem einen Zimmer brennt eine Ampel, in dem andern ein halbes Dutzend Wachskerzen in silbernen Armleuchtern. Auf den beiden Tischen stehen Vasen mit Blumensträußen. Eine Schale von rothem Glas mit Weintrauben, ein bunter Teller mit Backwaaren, eine Krystallflasche mit goldgelb funkelndem Wein von Schloß Yquem laden auf einer altmodischen silbernen Schüssel zum Zugreifen ein.

„Welche Verschwendung!" scherzt Dorothea, mit ihren munteren Augen sich umschauend, „so schöne Blumen, so viel Licht. Sie verwöhnen mich, Papa!"

„Klagten ja neulich, daß es bei mir so dunkel und trübselig aussähe," entgegnet Kaspar in einer Mischung freudigen Staunens über ihre Gegenwart und mißmuthiger Berechnung der Kosten dieses Besuches. „Kann auch noch etwas an mich wenden."

Dorothea hat den Regenmantel abgelegt, den Schleier von ihrem Hut losgebunden. Das schwarze Atlaskleid mit sammetnen Schleifen und Besätzen läßt die schlanken und zierlichen Formen ihrer Gestalt weich und anmuthend hervortreten. Eine Diamantbroche hält den weißen Spitzenkragen um den Hals fest. Mit einem warmen Ton hat der Gang und die Erwartung des Kommenden ihre Wangen gemalt. Langsam geht sie durch die beiden Zimmer, deren verbindende Thür weit offen steht, während der Alte mit dem Rücken an einen Tisch gelehnt in starrender Bewunderung, den Mund halb offen, jede ihrer Bewegungen gleichsam verschlingt. Ihre Augen sind überall, mit heftigem Ruck läßt sie die Vorhänge an den Fenstern nieder: buntbemalte, phantastische Landschaften darstellende Papierrollen: „Ich liebe es nicht, daß man mir in die Fenster sieht," sagt sie und streift mit fragendem Blick eine Thür, die aus den vorderen Gemächern in die hinteren Räume der Wohnung führt.

Kaspar Grau schmunzelt, sowohl über ihre wie seine eigene Pfiffigkeit. „Alle fortgeschickt," kichert er, „seit sechs Uhr, sind im Victoria-Theater. Kann auch die Horchereien an der Wand nicht leiden."

„Und all' die Vorbereitungen?" fragt sie und zeigt lächelnd umher.

„Selbst besorgt! Weiß Niemand darum."

„Dafür verdienen Sie eigentlich einen Kuß, Papa," meint sie und nähert sich ihm, daß wenigstens ihr Athem sein Gesicht berührt.

„Bin gar nicht mit Ihnen zufrieden," brummt er, sei es nun, weil aus dem Kuß nichts geworden ist, oder weil diese Enttäuschung einen Vorwurf, den er schon länger gehegt, aus der Tiefe seines Innern zieht, „schicken mir da einen Brief durch diesen Herrn Röseke" ...

„Ich hatte keinen andern Boten und konnte gestern Abend nicht mehr zum Briefkasten gehen."

„Fürchte die Unterhändler . . ."

„Da hätt' ich viel mehr zu fürchten," sie hat in einem Sessel Platz genommen und knöpft ihre Handschuhe auf. „Aber von Herrn Röseke? Nicht so viel!" und sie schnippt mit ihren schlanken Fingern lustig in die Luft. „Sie haben also meinen Brief erhalten, haben Sie mir das Geld verschafft?" Und ihre Augen werden noch einmal so groß und umzittern mit bläulichen Blitzen den Alten.

Er fühlt es wie elektrische Schläge, seine Hände beben in leisem Krampfe. „Eine so ungeheuere Summe," ringt es sich mühsam aus seiner Kehle, „ein ganzes Vermögen" . . .

Er hat das Geld, sagt sie in sich hinein und ihr Athem wird leichter. Hier im Zimmer, irgendwo. Es wird noch List und Kampf kosten, es zu bekommen, aber er hat es. „Ein Vermögen?" spottet sie laut. „Die paar tausend Mark? Für Sie! Das wollen Sie mir doch nicht einreden, Papa."

„Bin nicht Ihr Papa," erwidert er. Ihm klingt das Wort, so schmeichlerisch sie es ausspricht, wie eine ärgerliche Anspielung auf sein Alter. „Vergessen ganz, daß Sie erst vor zehn Tagen sechstausend Mark von mir erhielten. Hier auf dem Tisch, hier," und er schlägt mit der Hand auf die Platte.

„Ach, Sie machen mir Vorwürfe, Herr Grau? Das ist wider die Abrede. Um Vorwürfe zu hören, komme ich nicht zu Ihnen, die kann ich im eigenen Hause wohlfeiler haben."

„Und wozu brauchen Sie das Geld?" lenkt er ein. „Sind die Flittern, ist die Seide so theuer?"

„Eins kommt zum Andern. Das Leben ist das Kostspieligste auf Erden. Seh' ich aus wie Eine, die darben kann?" und sie wiegt sich in dem Sessel hin und her. „Genug, ich brauche die Summe, ich habe Ehrenschulden."

„Schulden? Hm, dann sind Sie betrogen worden. Geben Sie mir die Rechnungen oder die Schuldscheine, ich werde sie Ihnen einlösen. Vielleicht um die Hälfte."

Sie will sich vor Lachen ausschütten. „Bravo, daran erkenn' ich meinen klugen Vormund. O, Papa, mit Ihrer Rechenkunst sind Sie ein Millionär geworden! Aber diesmal geht es nicht, meine Rechnungen bezahl' ich selbst."

„Sind gar nicht Ihre eigenen Schulden," sagt er plötzlich, seine Hände reibend, mit dunklen rothen Flecken auf den Wangen. „Betrügen mich, ziehen dem dummen Alten das Geld aus der Tasche, um —"

„Was? Wozu?" Mit einem Ruck ist sie auf beiden Füßen. Es ist etwas Herausforderndes, wie zum Sprunge Ansetzendes in ihr.

„Sie haben einen Liebhaber," antwortet er, so weit er kann, von ihr zurückweichend.

Mit einem Blick der Verachtung mißt sie ihn. Als ob ich dann zu dir kommen würde, Wurm! möchte sie ihm entgegenschleudern. Und dennoch ergreift sie seine beiden Hände und flüstert in einem Ton, der den Fassungslosen völlig außer sich bringen muß: „Bist Du eifersüchtig?"

„Und wenn ich's wäre!“ ruft er und befreit seine Hände aus den ihrigen. „Lachen Sie nicht über die Eifersucht eines Alten, Dorothea. Ist nicht damit zu spaßen! Wenn Sie mich hintergingen ... es wäre Ihnen besser, Sie lägen todt vor mir da, auf der Erde. Ich würde Sie nicht tödten, ich nicht, aber martern — martern ...“ was er noch sagen will, erstickt in einem heiseren Gemurmel.

Ihr hat dieser Ausbruch der Leidenschaft, den sie ihm nicht zugetraut, trotz Grau's gnomenhaftem Aussehen, wie jede Aeußerung der Kraft eine gewisse Achtung, in die sich eine leise Furcht mischt, eingeflößt. „Mit wem sollt' ich Sie betrügen? Etwa mit meinem Manne?“ fragt sie bitter.

Der Gedanke an den Geheimrath verwandelt Kaspar's Stimmung, eine dämonische Schadenfreude siegt über seinen Unmuth. „Hihi!“ lacht er, „Dein Mann, Mäuschen! vornehmer Herr, mit dem rothen Adlerorden zweiter Klasse, und so zweifelsohne! Wie käme ich dazu, mich mit dem zu vergleichen! Der hat den Vortritt! Der mag sich die Stirne reiben, wo sie ihm juckt!“

„Ich mag nichts länger davon hören,“ und sie stampft ungeduldig auf den Boden, „oder ich gehe!“

„Ohne Geld?“ höhnt er. Er weiß, daß er die Schöne an diesem Faden fester hält, als an eiserner Kette.

„Käm' ich ihm so weit entgegen, demüthigte ich mich vor ihm so sehr, wie vor Ihnen, würde ich, was ich brauche, und mehr, als ich brauche, von meinem Manne erhalten.“

Wär's möglich? In ihrem Unwillen ist sie zu jeder That fähig. Er hat die Saiten zu straff gespannt. „Ihr Mann?“ und er schließt halb die Augen, zwischen den grauen starren Wimpern hervor sie anblinzelnd. „Wie würd' er dem Vögelchen die Flügel beschneiden! Und kann er Ihnen noch helfen! Hat nichts mehr, wie Sie nichts mehr haben. Wer mit Ihnen fährt, fährt schnell. Sie würden einen Fürsten arm machen.“

„Würd' ich? Welch' ein schlechter Vormund waren Sie dann, mir diese armselige Heirath nicht auszureden! Einen Millionenmann hätt' ich gebraucht, warum haben Sie mich meine Freiheit und meine Schönheit für ein Linsengericht verschachern lassen?“

„Gab eine Zeit, wo das Fräulein von Mannstadt sehr zufrieden war, eine Frau Geheimräthin zu werden.“

„Ich war ein blutjunges Ding. Was wußte ich vom Leben? Sie hätten mich aufklären sollen; Sie kannten mich besser, als ich mich selbst. Ich hätte Sie heirathen sollen, Sie hätten dann ein riesig reicher Banquier werden müssen, ein zweiter Rothschild. Aber es ist nun all eins, es ist aus!“

„Was ist aus?“ fragt Grau die Ohren spitzend und nähert sich ihr, die sich wieder in den Sessel geworfen hat.

„Die Geschichte mit meinem Mann. Ich werde mich von ihm scheiden lassen.“

„Scheiden?“

„Ist das so sonderbar? Zwei Menschen, die so gar nicht zu einander passen. Sollen wir Einer auf den Tod des Andern warten?“

„Er wird Sie nicht lassen. Eine Scheidung! Ein so würdiger Beamter; das bringt ihn unter die Erde."

„Ja, wenn er Sie wäre," sagt sie mit seltsamer Koketterie. „Gelt, Sie zerrissen mich eher? Geben Sie mir ein Glas Wein, mich dürstet."

Die Hand zittert ihm, als er ihr das geschliffene Glas vollgießt, die goldenen Tropfen perlen über den Rand, indem er es ihr überreicht. „Auf Ihr Wohl, Papa!" Damit leert sie es mit einem Zuge.

Er hat sich neben ihr niedergelassen, er ergreift ihre Rechte und streichelt sie gutmüthig: „Streit gehabt, Mäuschen? Große Ehestandsscene? Ist das Klügste, Hagestolz zu bleiben."

„Streit? Nun ja, er hat gezankt, gedroht. Das alte Lied von dem leidigen Gelde, von meiner Verschwendung. Bin ich leichtfertig, bin ich schlecht? Andere würden mich auf Händen tragen und mich mit Gold überschütten. Verlang' ich Unrechtes? Ich will athmen, genießen, einen vollen Trunk aus dem Becher des Glücks und der Freiheit. Ich bin keine Frau, um Sonntags in der Kirche zu sitzen und in der Woche Wohlthätigkeitsvereine zu halten. Und heute war es das letzte Mal, daß ich eine solche Predigt angehört. Ich bin es satt, mir die Pfennige vorrechnen zu lassen."

„Wie das sprudelt! Ja, wenn man jung ist! Und so schön!" Es ist ihm, als hätte er sie nie so liebreizend gesehen, als offenbarte jedes Wort, jede Bewegung einen neuen Zauber in und an ihr. „Und was nun? Was wird morgen sein?"

„Ich werde verreisen, in die Weite gehen. Nach Nizza, nach Paris, was weiß ich! Wer mich liebt, wird mich schon zu finden wissen, und wenn ich am Ende der Welt wäre."

Solch' einem Weibe ist Kaspar Grau noch niemals begegnet. Ist es denn möglich, ist dies noch sein Zimmer? Das altgewohnte langweilige Zimmer? Er starrt Dorothea wie eine Art Wundererscheinung nicht ohne geheime Angst an: hat er in dieser Empfindung ihre Hand losgelassen, hat sie ihm dieselbe entzogen? „Du willst Deinem Mann entlaufen? Eine Geheimräthin!" sagt er, allmälig sich aus seinem Erstaunen wieder zu Worten sammelnd. „Das wird Aufsehen machen, das gibt einen Lärm! Der gute Friedloß, hihi! Was aus einer Ehe wird! Und allein willst Du fliehen, Mäuschen, allein?"

„Kommen Sie mit, Papa, wenn Sie fürchten, daß mir etwas zustoßen könnte," lacht sie und springt auf. Von den Weintrauben nascht sie ein paar Beeren, zerbröckelt einen kleinen Kuchen, wirft einen Apfel in die Höhe und fängt ihn wieder auf. Dabei schaut sie verstohlen auf ihre Uhr: eine halbe Stunde hat sie schon mit dem Alten vertrödelt, es ist Zeit, den Hauptsturm zu wagen. „Ganz stumm geworden?" dreht sie sich auf den Fußspitzen wie eine Tänzerin zu ihm um. „Sinnen Sie über meinen Vorschlag nach? Vormund und Mündel auf Reisen. Ich zeigte Ihnen dann die Welt. Wollen Sie am Neuen Markt in dem dumpfigen Hause versauern, Sie, ein reicher Mann, der über Hunderttausende verfügt?"

„Bin nicht reich," kreischt er wie aus einer Betäubung aufwachend. Nur das Geld, sein Besitz ist die einzige Wirklichkeit, die er noch festzuhalten vermag.

alles Uebrige droht ſich für ihn in ein Traumgebild aufzulöſen. Wie durch einen flimmernden Schleier ſieht er die Wände ſeines Gemaches immer weiter zurückweichen, ein Grenzenloſes ſich aufthun, Gegenſtände von unbeſtimmter Form aufragen, Häuſer, Kirchen, wie er ſie nie erblickt; es ſummt und ſauſt ihm in den Ohren von unverſtändlichen Lauten, von unſichtbaren Stimmen, von dem Geräuſch einer unzähligen Menge. Und dicht vor ihm iſt die Zauberin, mit ihren blonden Haaren, die ihr unter dem Hut hervorquellen, mit ihren wunderbaren Augen: taucht vielleicht Alles, was er zu gewahren glaubt, nur aus der blaudunklen Tiefe dieſer Augen herauf? Aber gleichviel, Traum oder Wahrheit, ſie iſt leibhaftig da; um ſie zu faſſen und an ſich zu ziehen, braucht er nichts zu thun, als den Arm auszuſtrecken. „Mit Ihnen reiſen ... Nach Paris!“ ſtammelt er. „Und der Geheimrath hätte das Nachſehen ... Wollten luſtig ſein, Mäuschen! Luſtig!“ Und wie um ſich einen Vorgeſchmack der Pariſer Freuden zu bereiten, trinkt er gierig ein und noch ein Glas Wein.

„Ueberlegen Sie ſich meinen Vorſchlag,“ ſcherzt ſie, „morgen geht es ja noch nicht in die Weite. Und jetzt zu unſerm Geſchäft, ich muß fort.“

„Sie wollen gehen, jetzt ſchon?“ Eine unheimliche Entnüchterung malt ſich in ſeinem Geſicht.

„Gib mir das Geld,“ bittet ſie verlangend. Als er ſie aber umfaſſen und an ſich ziehen will und ſeine Lippen begehrlich die ihrigen ſuchen, durchſchüttert es ſie, als wolle ihr ein Vampyr, ein Geſpenſt das Blut ausſaugen, der unbewußte Widerwille iſt ſtärker als das Gebot der Klugheit, ſeine Liebkoſung zu dulden ... „Was fällt Ihnen ein!“ damit hat ſie ihn zurückgeſtoßen.

Es iſt nicht ſowohl der Stoß ihrer Hand, als der Rückſchlag, den ſeine erhitzte Leidenſchaft davon empfängt, der ihn ins Schwanken bringt: er muß nach der gepolſterten Lehne des Seſſels greifen, um ſich vor einem Fall zu bewahren. Zu ſpät erkennt ſie, welchen Fehler ſie begangen. Zwei tückiſch funkelnde Augen ſind auf ſie gerichtet, der verzerrte Mund läßt die langen gelben Zähne ſehen, die Rechte hat ſich dem Alten zur Fauſt geballt. Beſtürzt verwirrt ſteht Dorothea. Soll ſie ſeinen Angriff erwarten, ſoll ſie ihn durch ihre Schmeichelkunſt brechen? Vermag der ſchmachtende Aufſchlag ihrer Augen, vermögen die bittend erhobenen Hände noch etwas über den Wüthenden?

„Was mir einfällt?“ höhnt er, ohne auf ihre flehende Geberde zu achten. „Bitte tauſendmal um Verzeihung, Frau Geheimräthin! Dachte, Sie wünſchten Geld von dem alten Grau. Eine hübſche, runde Summe, zehntauſend Mark, zehn glatte, feine Scheine in einem ſauberen, ſchwarzledernen Täſchchen“ — und in krampfhafter Haſt reißt er es aus der Bruſttaſche ſeines Rockes und läßt es ihr vor den Augen tanzen. „Habe mich geirrt, kamen nur um zu plaudern. Bin Ihr ergebener Schuldner und äußerſt dankbar, daß Sie mein Geld nicht brauchen,“ und eben ſo ſchnell, wie er ſie hervorgeholt, verbirgt er die Taſche wieder und knöpft den Rock eifrig darüber zu, als wäre ſie ſonſt vor ihren Blicken und Händen nicht ſicher genug.

Während ſeiner Rede hat ſie die Empfindung ihres Herzens überwunden. Der Anblick des Geldes hat ihre Habſucht gereizt. Nicht nur ihre peinlichſten Verpflichtungen könnte ſie damit einlöſen, es bliebe ihr auch noch ein Reſt, ihre

Reise anzutreten. Es ahnt ihr, als bräche an diesem Abend, ganz unabhängig von ihrem Willen und Thun, die Brücke zwischen ihr und der Gesellschaft zusammen, in der sie vor Langerweile und in Unzufriedenheit sich verzehrt, als stiege eine neue aus der grauen Vergangenheit regenbogenfarben zu der buntschimmernden Zukunft auf. Dies Geld — und sie flattert davon und spottet aller Fesseln, die Zwang oder List ihr anlegen wollen.

„Haben Sie nun ausgetobt, Papa?" sagt sie zwischen Trotz und verliebtem Schmollen. „Wie Sie mich angefahren haben! Bin ich nicht Ihr Kätzchen, Ihre Dorothea? Ein Kätzchen gebraucht manchmal seine Griffe, im Spiel, um zu zeigen, daß es trotzen kann. Seien Sie wieder gut Freund, da ist meine Wange zum Versöhnungskuß."

„Ist gut auch ohne Kuß, Frau Geheimräthin. Will nicht zum zweiten Male gekratzt werden. Wünsche Ihnen einen vergnüglichen Abend und glückliche Heimkehr. Ist windiges Wetter geworden."

„Aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Summe brauche. Welche Zinsen wollen Sie, welche Sicherheit? Was soll ich unterschreiben?"

„Habe schon drei Schuldscheine von Ihnen, Frau Geheimräthin, danke für den vierten. Sind, fürcht' ich, uneinlösbare Blätter. Kann sie nicht einmal zu Fidibussen benutzen, rauche nicht."

„Bist Du unversöhnlich?" stammelt sie und ein feuchter Glanz schimmert an ihren Wimpern. Nicht mehr widrig und häßlich, schrecklich erscheint ihr der unerbittliche Alte. Mager, aber knochig, das Gesicht voll Falten und Runzeln, aber mit glühenden Augen steht er da, mit dem Leibe an den Tisch gelehnt, die Arme auf der Brust über seinen Schatz gekreuzt, ihre Angst, ihre zornigen Thränen, ihre Demüthigung als Opfer genießend, die ihm dargebracht werden, ohne ihn zu rühren. Er hat etwas von der Kälte und der Empfindungslosigkeit des Goldes angenommen, und dies Etwas wirkt, ihm unbewußt, berückend auf sie. „Du bist immer gut zu mir gewesen," flüstert sie, „wenn die Andern Dich hart und unbarmherzig schelten, ich habe nur Liebes von Dir erfahren —"

„Und wie haben Sie es vergolten? Wußten nichts von mir, Jahre lang; kümmerten sich nicht um mich; verachteten den alten Wucherer. Sahen fort, wenn Sie an mir vorüberfuhren. Und hier drinnen, das dumme Herz" — und er preßt die Hände fester darauf, als könnte er dadurch seine heftigen Schläge ersticken — „das liebte Sie, das sehnte sich nach Ihnen. Fing an, Sie zu vergessen. Da klopft's eines Tages ... wer tritt ein, die Frau Geheimräthin! Die Noth hatte ihr den Weg zu Kaspar Grau gezeigt. Weinte, klagte, hatte Schulden ... ja, wenn man jung ist! Und ich ließ mich beschwatzen und gab. Ohne Zinsen, ohne Hoffnung auf Wiedererstattung. Hatte selbst meine Freude daran, daß Sie hübsch aussähen und nicht vor der Zeit Falten auf Wangen und Stirn bekämen. Merke aber endlich, daß Sie mich auspressen wollen, Frau Geheimräthin, und die Schalen auf den Kehricht werfen. Haben mir vorhin gezeigt, wohin eine alte ausgepreßte Orange gehört, in den Staub, in den Schmutz! Sind jedoch noch nicht so weit, mein Geld hat seinen Preis. Ist Ihnen zu theuer? Nach Belieben, werde es Ihnen nicht aufdrängen, weder Ihnen noch dem Baron von Rognitten ..."

„Welch' ein ſchmählicher Verdacht, ich ſchwör' es Dir ..."

Umſonſt ringt ſie ihm die Hände entgegen. „Ford're gar keinen Schwur," antwortet er, „wund're mich nur, daß oben das Klavierſpiel noch nicht angefangen hat. Will kein alter, betrogener Mann ſein. Stelle meine Bedingungen, haben die Wahl."

Dorothea iſt auf das Aeußerſte gebracht, ganz und gar die beleidigte Schönheit, in Zornesflammen. „Wohl," ſagt ſie trotzig und greift zu ihren Handſchuhen, die ſie vorhin abgeſtreift und auf den Tiſch geworfen, „dann werde ich das Geld zu beſſeren Bedingungen von meinem Manne bekommen."

„Wünſche den beſten Erfolg. Bitte den Herrn Geheimrath ſich vorzuſehen, hätte Luſt, einen Verſuch mit meinen Scheinen bei ihm zu machen, wenn morgen doch der große Zahltag ſein ſoll."

„Ungeheuer!" ſchluchzt ſie. „Du weideſt Dich an meiner Noth, meiner Verzweiflung. Ich habe keinen andern Ausweg, als Deine Hilfe, und ſtatt mir die Hand zu reichen, verhöhnſt Du mich. Kann Dich nichts rühren? Meine Jugend, meine Schönheit" — hat ſie ihren Hut abgeriſſen, oder iſt er bei ihrer heftigen Bewegung von ihrem Kopfe herabgefallen? Lang aufgelöſt fluthet die blonde Woge ihres Haares über ihre Schultern hin — „da lieg' ich und umfaſſe Deine Kniee. Bin ich genug gedemüthigt?" Thränenüberſtrömt und doppelt verführeriſch in ihrer Verlaſſenheit und willenloſen Hingabe iſt ſie zugleich unwiderſtehlich. „Rette mich, oder ich ſtürze mich ins Waſſer!"

Ein Laut des Triumphes entringt ſich der Bruſt des Alten, aber in dem langen Kampfe iſt auch ſeine Kraft erſchöpft, mit zitternder Hand gibt er ihr das Täſchchen, ſie ſpringt mehr vom Boden auf, als daß er ſie emporzieht, und fällt ihm um den Hals.

Draußen heult ſauſend der Herbſtwind über den Markt und ſtößt mit Heftigkeit gegen die Fenſter, daß die Vorhänge ſich leiſe bewegen ... Und die Uhr der Marienkirche verkündigt über das Gebrauſe und Gepfeife hin in harten Schlägen das Ende der neunten Stunde.

V.

Dieſe Schläge ſchreckten in ſeiner Stube Ernſt aus ſeinem träumeriſchen Hinbrüten. Er ſaß den Kopf auf den Arm geſtützt an ſeinem Tiſch. „Auch ich war in Arkadien geboren," wiederholte er mit ſchmerzlich bebender Lippe, Schiller's Gedichte lagen vor ihm aufgeſchlagen.

Wie lange ſaß er ſchon ſo da und las und blätterte, ohne doch recht zu leſen, jetzt auf jedes Geräuſch hinaushorchend, das vom Platze herauf klang, das in dem Hauſe ſich rührte, jetzt in unklare nichtige Regungen und Gedanken ſich verlierend! Nur der Glockenſchlag ſagte es ihm, er ſelbſt hatte das Maß, ja das Gefühl der Zeit eingebüßt. Unmittelbar nach dem Schluſſe ſeiner Arbeit war er aus dem Rathhauſe in ſeine Wohnung geeilt: er hatte ſich vorgeredet, dieſen Abend einmal wieder ſeinem Lieblingsdichter widmen und in deſſen idealiſchem Aufſchwung und hoher Entſagung auch ſein Herz von dem Staube und den Bedrängniſſen des Irdiſchen befreien zu wollen. Aber er verſtand kaum, was er las, viel weniger war es im Stande, ſeine Aufmerkſamkeit von den

Außendingen abzuziehen. Die Erwartung eines Ereignisses war in ihm, obgleich er das Unbeschreibliche, das er erhoffte oder fürchtete, nicht hätte in Worte fassen können. Seinem Versprechen getreu hatte er in der Frühe Herrn Grau den Brief der Geheimräthin eingehändigt, ohne dessen Erstaunen und Forschen weiter Rede zu stehen. Es war ihm lieb, daß er den Inhalt des Briefes nicht kannte, weil er nicht der Vertraute dieser Frau in einem Handel sein wollte, den sie vor ihrem Gatten verborgen hielt, und doch hätte er in diesem Augenblick allwissend sein mögen. War sie jetzt bei dem Alten? Hatte sie ihm ihren Besuch angekündigt? Wie leichtsinnig, wie ehrvergessen war sie doch! Allein wie schön, wie bezaubernd war sie auch! Eine Mischung von Königin und — Ernst hatte keinen Namen dafür. Gewiß war es für ihn, einen armen, blöden, halbgebildeten Buchhalter gefährlich, ein Wahnsinn, sie anzubeten, aber wie reizend war diese Gefahr und darin unterzugehen vielleicht eine Seligkeit!

Die gute Else! Warum mußte sie auch gerade an der Seite dieser Frau erscheinen! Niemals konnten sich ihre sanften Vorzüge und Reize mit der königlichen Gegenwart Dorothea's vergleichen. Hatte er unrecht an dem freundlichen Mädchen gehandelt? Er hatte ihr nicht von Liebe geredet, ihr keine Hoffnungen vorgespiegelt und doch nagte ein geheimer Vorwurf an seinem Gewissen. Er war eine zu aufrichtige Natur, um sich über den Schmerz, den ihr sein Betragen bereiten mußte, mit der Ausflucht der Leidenschaft hinweg zu helfen. Aber er konnte gegen das Verhängniß nicht ankämpfen, er litt mehr als sie. Die Schiller'schen Klagen in dem Wechsel ihrer schwermüthigen Verzichtleistung auf das Glück und ihres titanischen Ansturms gegen das Schicksal waren wie aus seiner Seele gesprochen. In Dorothea verkörperten sich seine unbestimmte Sehnsucht, seine Ideale von Schönheit und Bildung, von Anmuth und Würde, von einem großen und freien Dasein. Er hätte Weh über sich selbst rufen mögen: die Füße dieses Ideals steckten in einem Sumpfe. War sie ein gefallener Engel? Nein, sie mußte noch zu retten sein. Und wenn sein eigenes Leben der Preis dafür wäre ...

Huschte es da nicht an seiner Thür vorbei? Legte sich nicht eine Hand auf den Thürgriff? Das Herz drohte ihm still zu stehen. Im nächsten Augenblick — Dorothea stürzte herein, die Thür hinter sich zuschlagend und den Riegel vorschiebend, als wäre ein Verfolger hinter ihr. „Bin ich in Sicherheit? Ich bin bei Ihnen," brachte sie mühsam bei den wilden Schlägen ihres Herzens und ihrer Athemlosigkeit hervor. „Sie werden nicht zugeben — Sie werden mich vertheidigen."

Hatte er ihre Hand, hatte sie die seinige zuerst ergriffen — er führte sie zu dem einfachen Sopha, er bat sie, sich niederzusetzen, sich zu erholen. Das bunt gestickte Kissen, die letzte Arbeit seiner Mutter für ihn, nahm er rücksichtslos und schob es ihr unter die Füße. Alles in halben Worten, im Geflüster ... Einen Dank hatte sie für seine Bemühungen nicht, sie saß vornüber gebeugt auf dem Sopha, angstvoll lauschend ... Allein es blieb Alles still, neben an, draußen auf der Treppe, im ganzen Hause eine tiefe Verschlafenheit. So verging eine Minute. Wie ein wundersames schauriges Räthsel war Ernst die plötzliche Erscheinung der schönen Frau. Die Haare gelockert, die Handschuhe zusammengepreßt

in der Linken, den Hut nur halb aufgestülpt — ihr Aeußeres trug die Spuren eines heftigen Schrecks, einer leidenschaftlichen Bewegung ... Ernst wagte sie gar nicht länger mit seinen erstaunten Augen anzuschauen, als jetzt aus den dichten Wimpern, die sie so lange halb geschlossen gehalten, ein lauernder, scharfer Blick wie eine Dolchspitze gegen ihn losfuhr ... Und rings umher dieselbe Regungslosigkeit, kein Geschrei, kein Oeffnen von Thüren, kein Zusammenlauf... Du bist eine Thörin, sagte sie in sich hinein und athmete auf. Die Besonnenheit, die Klugheit kamen ihr wieder. Ihr Erstes war aufzuspringen und sich in dem ovalen Spiegel im Bronzerahmen, der über dem Sopha hing, zu betrachten.

„Ich seh' wie eine Verstörte aus," und sie nahm den Hut ab, zog einen kleinen Kamm aus der Tasche ihres Kleides und fing ihr Haar zu ordnen und zu glätten an. „Entschuldigen Sie, Herr Röfecke. Aber ich bin so schreckhaft. Was müssen Sie von mir denken? Sie so zu überfallen — um diese Stunde... Wie spät ist es?"

„Ein Viertel auf Zehn. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, Sie sind noch außer sich. Bedürfen Sie einer Herzstärkung, soll ich —"

„Bleiben Sie, verlassen Sie mich nicht, ich fürchte mich sonst. Es muß in diesem Hause spuken, es weht mich so eiskalt von diesen Mauern an" — ihr zitterten die Kniee und sie mußte sich wieder niedersetzen, Ernst hüllte sie in eine Decke.

„Was ist nur geschehen?" getraute er sich dabei, ohne sie anzusehen, zu fragen.

„Wenn ich es selbst wüßte! Ich hatte ein Geschäft mit meinem Vormund abgemacht und gerade seine Wohnung verlassen, als ich in der Hausflur Stimmen höre, Tritte, welche die Treppe heraufkommen, mir entgegen. Eine Furcht überfällt mich, bald glaube ich meines Mannes, bald die Stimme Rognitten's zu vernehmen. Ich mag hier weder mit dem Einen noch mit dem Andern zusammentreffen und laufe die zweite Treppe hinauf. Und immer ist eine Stimme und ein Schritt hinter mir her. Ich habe nicht den Muth mich umzusehen, das Herz klopft mir zum Zerspringen und in Todesangst flüchte ich hierher, zu Ihnen... Hörten Sie nichts?"

„Der Wind faust in dem Schornstein. Eine Einbildung hat Sie getäuscht, gnädige Frau. Herr von Rognitten ist nicht im Hause und Ihr Herr Gemahl" ...

„Er hat mir den Umgang mit Herrn Grau verboten, sagt' ich es Ihnen nicht schon? Und doch ist derselbe meine einzige Stütze, ich habe keine älteren Verwandten und meinen Bruder will ich nicht in eine unglückliche Ehe einweihen, es würde zwischen ihm und dem Geheimrath zu einem Streit, zu einer Forderung kommen... Ach, Herr Röfecke, Sie haben mich für eine glückliche, eine beneidenswerthe Frau gehalten, da haben Sie die Kehrseite der Medaille! Wie friedlich, wie behaglich wohnen Sie! Hier hat kein Gedanke der Verzweiflung Eingang... Was lesen Sie? Schiller! Dacht' ich mir es doch! Die Bescheidenen wissen gar nicht, welch' ein Gut sie in ihrer Anspruchslosigkeit besitzen." Während sie sich erhoben, noch einen Blick in den Spiegel geworfen hatte und in dem Zimmer auf und nieder ging, redete sie so. Bald streifte ihn

ihr Gewand, bald berührte ihre Schulter die seine, bald mischte sich ihr Athem mit dem seinen. Auch wenn er gekonnt, hätte er sie nicht unterbrechen mögen, es war eine einlullende, zauberische Musik in ihrer Stimme. „Sie müssen mir nächstens mehr von sich erzählen, Ernst, von Ihrer Jugend, Ihren Träumen... Wann arbeiten Sie wieder bei meinem Manne?"

„Uebermorgen."

„Es bleibt Alles still. Lachen Sie mich aus über meine Furcht. Wollen Sie mich aus dem Hause geleiten?"

„Nach Ihrem Wunsch, gnädige Frau."

Schon hatte er seinen Hut ergriffen, zum Gehen bereit, als sie sich zwischen ihn und die Thür stellte. „Noch eins: Niemand darf erfahren, daß ich in diesem Hause, daß ich bei Ihnen gewesen bin!"

„Frau Geheimräthin!" Kannte sie ihn so wenig, hielt sie ihn einer solchen Verrätherei für fähig?

Aber sie kümmerte sich nicht um seinen vorwurfsvollen Ton. „Was auch geschehen möge, Sie werden schweigen, unverbrüchlich, schwören Sie es mir!"

Es war zugleich ein Flehendes und ein Gebieterisches in ihrer Stimme... „Wenn es Sie beruhigen kann — ich schwöre es Ihnen!"

Er fühlte den Druck ihrer heißen Lippen auf den seinigen. „Und nun fort," drängte sie, „es ist so dumpfig hier, zum Ersticken!"

Flog sie, schwebte sie die Treppen hinab? Oder vernahm nur Ernst in der Betäubung, in der er sich befand, das Geräusch ihrer Schritte auf den doch sonst unter jedem Tritt knarrenden Stufen nicht? Mit scheuem Blick, sich dichter an ihn drängend, streifte sie die fest geschlossene Thür zu Kaspar Grau's Wohnung, spitzte das Ohr, als lausche sie einem gespenstischen Rufe, der nur für sie in der Luft schwirrte... Niemand begegnete ihnen auf den Stiegen, Niemand stand vor dem Hause, der Laden des Mehlhändlers war schon dunkel.... „Bei Herrn Grau ist noch Alles erleuchtet," sagte Ernst halblaut, zu den Fenstern hinauf schauend. Auf dem Markte waren nur wenig Menschen, die eilig an einander vorüber gingen. Ihrer achtete Keiner, sie hatte ihren Arm in den seinen geschoben und ließ sich führen. Eine einzige Droschke hielt an der Haltestelle. „Wollen Sie fahren, gnädige Frau?"

„Haben Sie es so eilig mich loszuwerden?" scherzte sie. In der freien Luft, bei dem scharfen Wehen des Windes zerflatterte der Spuk, der sie vorhin gequält hatte, ein erfrischender Lebenshauch durchdrang sie und löste ihre Willenskraft aus der dumpfen Gebundenheit, in der sie bisher gelegen. Unwillkürlich faßte sie mit der Hand in die Tasche ihres Gewandes: ihre Lippen schürzten sich unter ihrem dichten Schleier zu einem übermüthigen frechen Lachen: ihre Finger hatten das schwarze Ledertäschchen berührt. Wenn man Geld hat, höhnte und frohlockte etwas in ihr, was ist da unerreichbar, was unüberwindlich auf Erden?

„Mit Ihnen zu gehen, welch' ein Glück!" Ihren Arm wagte er nicht stärker an sich zu pressen, aber es war ihm, als hätten die Sterne niemals glänzender gefunkelt, als wären die alten, langweiligen Straßen, die er so oft durchwandert, in dem nächtlichen Halbdunkel, in der jetzigen träumerischen Stille, aus ihrer

Werkeltagsdürftigkeit zu den geheimnißvoll wiederhallenden Gassen einer Märchenstadt geworden.

„Sind Sie niemals mit Ihrer Else so herumgestreift, Arm in Arm, mutterseelenallein, im Mondschein?"

„Gnädige Frau, ich kenne Fräulein Merck so flüchtig, ich bin nicht mit ihr verlobt"...

„Wohinaus wollen Sie denn?" kicherte sie. „Freilich Sie sind jung und die Welt ist weit. Es ist so dumm, die schönste Zeit seines Lebens wie gebunden an Händen und Füßen in dürftigen oder peinlichen Verhältnissen zu versitzen, statt sich aufzuschwingen — was weiß ich, in die Ferne, in die Freiheit! Das Schicksal hat uns Beiden zu früh die Flügel gestutzt."

„Sind Sie nicht die Herrin Ihrer Entschlüsse?"

„Eine verheirathete Frau! Sie sind frei, sobald Sie wollen. Wenn Sie jetzt eine so unbändige Lust hätten, Musik zu hören, zu tanzen, wie ich..." Er wurde blaß und roth, was beabsichtigte sie nur? „Da steht eine Droschke," unterbrach sie im gelassensten Tone ihre eben noch so ungestüme Rede. „Gute Nacht, Herr Röseke. Schönen Dank für Ihre Begleitung. Mein Bruder erwartet mich noch, wie mir einfällt..." Kaum konnte er ihr den Schlag des Wagens öffnen, schon saß sie drinnen... „Nach dem Wintergarten des Centralhôtels," sagte sie dem Kutscher und schmiegte sich in die Ecke...

Fort war sie. Auf dem Damm der Königstraße stand Ernst, der Droschke nachblickend, die der Kurfürstenbrücke erst im schläfrigen, dann im schnelleren Trabe schwerfällig zurasselte. Mit diesem häßlichen Kreischen und Aechzen der Räder auf dem Pflaster zerriß für ihn der Traum, die Wirklichkeit umgab ihn wieder, nüchtern und kalt. Aber in ihm war eine wilde Gluth, die um so heißer brannte, je kühler ihn von dem Wasser und über den weiten Schloßplatz hin der Wind anblies. Denn schon war er auf der Brücke, am Schlosse vorüber, unter den Linden, in der Friedrichstraße... Und nun ein tief aufathmendes Ach! mitten in den prächtig geschmückten Raum des Wintergartens, mit keuchender Brust nach dem eiligen Laufe, sah er sich versetzt: ohne Bewußtsein, ohne Absicht wie ein Nachtwandler war er hier hergekommen.

Auf der Estrade spielten die Zigeuner noch ihre zwischen Melancholie und Sinneslust, zwischen Sturm und Schmerz sich auf und nieder wiegenden Melodien. Rings umher viele Hunderte, an den Tischen sitzend, bei den Musikanten stehend, in den schmalen Gängen auf und nieder wandelnd. Darüber der bläuliche Schimmer des zitternden elektrischen Lichtes. Hüben und drüben zu Gebüschen künstlich geordnet Palmen und Blattgewächse in den verschiedenen Farbentönen des Grüns. Eine Weile brauchte Ernst, um sich an den Anblick und das Gewühl, an die berauschenden Klänge zu gewöhnen. Was wollte er in diesem Saal? Sie suchen, sich überzeugen, ob sie ihn nicht mit einer Lüge getäuscht? Es war Alles so schillernd, so zweideutig, so meluſinenhaft an ihr, aber was hätte es ihm nützen können, wenn er die Wahrheit, ihre eigentliche Natur entdeckt? Daß sie mit ihm spielte, hätte er doch längst merken sollen. Und worüber beklagte er sich denn? War das Spiel nicht lustig, beschäftigte, reizte es ihn nicht? Dünkte ihn der Einsatz zu hoch, warum zog er ihn nicht zurück?

Sie hatte wohl Gefälligkeiten und kleine Dienste, doch weder sein Herz noch seine Seele von ihm gefordert. War sie die Ursache der hochfliegenden Wünsche, der argen Regungen, die er bisher nicht gekannt, die ihm den Frieden der Einfalt für immer zu zerstören drohten, warum floh er sie nicht?

Warum? Eben hatten seine Augen sie gefunden. In einer Loge an der einen schmalen Seite des Saales. Sie saß vorn an der Brüstung zwischen zwei anderen Damen, ihre Schönheit wurde dadurch nur erhöht. Die Herren standen plaudernd hinter ihnen: Ernst knirschte mit den Zähnen, Einer von ihnen war Rognitten. Dorothea's Antlitz war so glatt und ruhig, ihre Miene und Haltung so ganz der Ausdruck des Wohlgefühls, der Hingegebenheit an die Macht der Musik, daß es wie ein Zweifel in Ernst's Innern sich regte, ob diese Frau wirklich vor kaum einer Stunde in unbeschreiblicher Verstörung in sein Zimmer gestürzt sei? Haftete nichts in ihrer Seele? Trieb sie jetzt mit Rognitten dasselbe Spiel, wie vorhin mit ihm? In Gegenwart so Vieler konnten sie kaum Geheimes mit einander verhandeln, aber Ernst in seiner Eifersucht stellte sich vor, daß sie gegenseitig Liebesbetheuerungen austauschten. Sie hatte offenbar gewußt, daß Rognitten hier sein würde und war trotz der späten Abendstunde seinetwegen gekommen. Und hätte sich vor einer Begegnung mit ihm gefürchtet? Und wollte doch vor ihm geflüchtet sein? Ein schrecklicher Argwohn fing sich in Ernst's Gehirn zu gestalten an. Mit einer rasch erfundenen Geschichte hatte sie ihn belogen, etwas Anderes, als das Zusammentreffen mit Rognitten auf der Treppe, hatte sie zu ihm getrieben. Doch dies geheimnißvolle Andere, was war es? Es ließ ihn nicht länger im Saale, um so weniger, als sein Hinaufschauen zu der Loge auch dort bemerkt worden war: von Rognitten, der ihn von oben herab mit einem ebenso fragwürdigen wie feindseligen Blick zu mustern schien. Er mochte seinem glücklichen Nebenbuhler und der boshaften Frau nicht zur Zielscheibe ihrer Spöttereien dienen. Und zu dem Argwohn in seinem Kopfe gesellte sich das Rachegefühl in seinem Herzen ...

Elf Uhr — und noch immer brannten die Lichter und Lampen in der Wohnung Kaspar Grau's. Ein Wagen hielt vor dem Hause. Umsonst hatte Ernst den Hausschlüssel hervorgezogen, gegen alle Ordnung war das Haus offen. Oben in der Thür stand die Wirthschafterin schluchzend, die Hände ringend, im eifrigen Gespräch mit Frau Abrahamson. „Da sind Sie endlich, Herr Röseckе," rief sie ihm entgegen, „schon zweimal bin ich oben an Ihrer Thür gewesen. Das ist ein Unglück, aber es hat ihm geschwant. Er war dieser Tage über so unruhig und gereizt. Ich wollte ihn heute nicht allein lassen, doch er hat mir so viel zugeredet und zuletzt wurde er so heftig, er hätte mich hinausgeworfen, wenn ich nicht gegangen wäre — ach, es ist ein Elend!" Hier gab ein heftigeres Schluchzen Ernst die Möglichkeit der Frage, was denn geschehen?

„Herr Grau liegt im Sterben," antwortete Frau Abrahamson für die Weinende und Jammernde.

Im Sterben ... Ernst griff nach dem Treppengeländer, um sich festzuhalten.

„Der Arzt ist seit einer halben Stunde drinnen, ein Schlagfluß" ...

„Und wie? wann? Was war die Veranlassung?"

„Die Zunge ist gelähmt und der Arzt zweifelt, daß er den Gebrauch der Sprache wieder erlangen wird."

Ernst folgte der Wirthschafterin in die Wohnung des Alten. Sie habe den Schluß der Vorstellung im Theater kaum erwarten können, so bänglich sei ihr zu Muthe gewesen, erzählte sie, nur um ihrer Nichte nicht das Vergnügen zu beeinträchtigen, habe sie ausgeharrt. Ihr seien die hellen Fenster schon von Weitem, als sie von der Klosterstraße her über den Platz gekommen, verdächtig aufgefallen: und so mit dem Vorgefühl eines Unglücks sei sie durch die Hinterstuben nach den vorderen Zimmern gelaufen. Da habe Herr Grau röchelnd, die Augen verdrehend, auf dem Boden vor dem Sopha gelegen, den Kopf auf dem Sopha, als ob er sich habe aufrichten wollen, aber zurückgefallen sei. Sie habe gleich Lärm gemacht und Herrn Abrahamson gerufen, und die andern Bewohner des Hauses seien zusammengelaufen und der Kranke zu Bett gebracht worden. Einen Hausarzt habe er nicht gehabt und so sei Herr Abrahamson zu dem seinigen gefahren, der jetzt den Kranken behandle, aber keine Hoffnung gebe. Wie Alles gekommen, wie lange Herr Grau hilflos dagelegen — Niemand wisse es; er selbst könne kein Wort hervorbringen, nur mühsam unverständliche Laute, seine Hände zuckten im beständigen Krampfe, als bemühten sie sich Etwas festzuhalten, was doch nichts sei als leere Luft.

„Und warum die Kerzen? Die Blumen?" fragte Ernst, nicht für sich, denn vor ihm erhellte sich der Zusammenhang der dunklen Begebenheit mehr und mehr in tragischer Beleuchtung, sondern um die Frau auszuforschen.

„Die Wachslichte steckten ja immer auf den Armleuchtern, aber angezündet durften sie nur am Weihnachtsabend werden, und die Blumensträuße hab' ich heute Vormittag kaufen müssen, Herr Grau sagte, es sähe so traurig in den Stuben aus, er wolle ein paar Blumen haben. Und die Früchte da und den Wein, haben Sie das gesehen, Herr Röfecke? Für wen hat er das Alles zusammengeschleppt? Und die Schlechtigkeit, Alles hinter meinem Rücken zu thun, mir zum Aerger und zum Tort! Hab' ich das um ihn verdient? Da liegt er und kann nicht reden und der Himmel schweigt auch. Aber richtig ist es nicht, Herr Röfecke, richtig nicht!"

„Was vermuthen Sie denn?"

„Weiß ich es selbst? Ich bin keine Studirte und kann's nicht in Worte fassen. Helfen Sie mir doch; wenn einer trinken will, holt er sich zwei Gläser aus dem Schrank, zwei feingeschliffene, englische Gläser? Und trinkt aus beiden? O der heimliche Schleicher — der Himmel vergebe mir die Sünde! — er liegt nun geschlagen da! allein verdient hat er's. Warum hat er mir nichts von allen diesen Vorbereitungen gesagt? Das sind die Folgen seines Mißtrauens."

Zum Glück für Ernst, der seine Standhaftigkeit gegen einen solchen Ansturm nur mit Mühe behaupten konnte, unterbrach ein Ruf des Arztes aus dem Krankenzimmer die Geschwätzige. Nachdem er ihr einige Anordnungen hinsichtlich der Behandlung des Kranken eingeschärft, kam er mit Herrn Abrahamson in das andere Gemach. „Es wäre doch gut," meinte er, „wenn ein ruhiger, besonnener Mann bei dem Sterbenden die Nacht über wachen wollte, schon im Fall er die Sprache wieder erlangen sollte" .. Ohne Zögern erklärte sich Ernst dazu bereit.

Herr Abrahamson winkte ihm Beifall zu, der Arzt sagte Abschied nehmend: er würde morgen in der Frühe wieder nach dem Leidenden sehen, wenn — er vollendete seinen Satz nicht, aber seine Geberde deutete an, daß er die Sache für verloren hielt.

„Ist gar keine Aussicht auf Rettung vorhanden?" fragte Ernst mit abgewendetem Gesicht.

„Es ist ein collapsus virium," erklärte der Arzt, „aller Wahrscheinlichkeit in Folge einer großen Aufregung oder eines plötzlichen Schrecks. Wäre man ihm gleich beigesprungen, vielleicht ... So hat er eine Stunde oder noch länger ohne jede Hülfe gelegen ... Sprachlos, gelähmt ... ist ein halbes Wunder, daß er noch lebt. Zähe Natur ... guten Abend."

Während Herr Abrahamson dem Arzte das Geleit die Treppe hinunter gab, hatte sich Ernst fassungslos auf einen Stuhl niederfallen lassen. „Wäre man ihm gleich beigesprungen —" die Worte des Arztes klangen dröhnend, bohrend in seinem Ohr wider. Wie Rufe seines eigenen Gewissens, wie die Stimme eines unsichtbaren Richters. Er war unschuldig an dieser Verwickelung der Zufälle, an diesem Tode, und doch war er in dem Allen ein bewußtloses Werkzeug gewesen. Aus seiner Hand hatte der Alte den Brief empfangen, in dem Dorothea ihm ihren Besuch angezeigt, seine Befangenheit ihr gegenüber hatte ihn verhindert, stärker in sie zu dringen und den wahren Grund ihrer Flucht zu ihm zu erforschen. Den wahren Grund! Welch' ein Bild entrollte sich vor ihm. Der Alte in ihren Armen vom Schlage getroffen, auf den Boden fallend, röchelnd, in vergeblichen qualvollen Versuchen, einen Hülferuf auszustoßen, und sie im Grausen vor dem Anblick des Todes, in der Angst, mit dem Sterbenden allein zusammen getroffen zu werden, aus dem Gemache stürzend, keines andern Gedankens mächtig, als des einen, sich zu retten und den Unglücklichen seinem Schicksale zu überlassen, mit dem Wunsch unbarmherziger Selbstsucht, daß er nie wieder den Mund zu einer Anklage gegen sie öffnen möge ... wie in einem großen Schiffbruch der Freund den Freund von der Planke stößt, um durch seinen Tod sich die Erhaltung des Daseins zu erkaufen. Und wie sie nun aus dem Hause will, tönen ihr von unten Menschenstimmen entgegen, sie fürchtet bemerkt, angehalten zu werden, die Angst des Verbrechens schüttelt sie wie ein Fieber. So ist sie zu ihm gekommen, Alles ist ihm jetzt klar. Auch der Eid, den sie ihn hat schwören lassen, das Geheimniß dieser Nacht unverbrüchlich zu bewahren.

Sträuben sich seine Haare? Mit diesem Eide hat sie ihn zu ihrem Mitschuldigen gemacht. Kann er an das Bett des Sterbenden treten, ohne in dessen brechenden Augen seine Schuld zu lesen? Gibt es eine Entschuldigung für ihn? Er ist ein Narr des Zufalls gewesen, eine böse Zauberin hat seine blöde Einfalt zu ihren Zwecken ausgebeutet. Allein wer hieß ihm, sich in ihre Kreise zu wagen? Hatte er ihre Doppelzüngigkeit nicht schon an mehr als einer Probe erkannt? Nein, er konnte nicht seinen guten Glauben vorschützen. Nicht einmal in diesen Augenblicken war er ihrer Macht völlig entrückt. Er bemitleidete sie, er fürchtete für sie, er sann darauf jede Spur zu verlöschen, die von diesem Zimmer zu ihrem Hause leiten könnte. Indem er sie verurtheilen wollte, bewunderte er ihre Geistesgegenwart und ihre Energie, den Kampf gegen das Schicksal aufzu-

nehmen. Sie würde an seiner Stelle hier nicht thatlos sitzen und in elenden Reuegedanken die Zeit und sich selbst verlieren, sondern nach dem Briefe suchen, der sie verrathen mußte, wenn er gefunden wurde. Ja, sie! Aber er hatte nicht den Muth, etwas zu begehen, was ihm wie ein Diebstahl und eine Unterschlagung erschien. Eine müde Ergebung in das Unvermeidliche bemächtigte sich seiner. Mochte sich Alles nach dem Rathschluß einer höheren Weisheit vollenden. Die furchtbare Wahrheit hatte ihn ganz niedergeworfen. Was war das für eine Welt, die aus einem Engelsbild der Schönheit und Holdseligkeit um des Geldes willen eine Verbrecherin macht!

In seinem Bette ächzte und stöhnte der Alte, die linke Seite war bis auf den Arm gelähmt, die Hände zuckten und krallten sich in die Decke fest, zuweilen öffnete er die Augen und starrte seine Umgebung an, mit einem so kläglich bittenden und zugleich so grauenhaften Ausdruck, daß Ernst den Anblick nicht zu ertragen vermochte. Doch schien ihn Grau erkannt zu haben, seine innere Unruhe ließ eine Weile nach. Denn beständig bewegte er die Lippen und unter der vergeblichen Anstrengung schwollen ihm die Adern der Stirn an, als ströme ihm das Blut in das Gehirn. Darüber war Herr Abrahamson noch einmal herübergekommen, um als peinlicher und sorgsamer Geschäftsmann, der er war, mit Ernst für den äußersten Fall Rücksprache zu nehmen, man könne doch die Wohnung eines so reichen Mannes nicht ohne jede Aufsicht der Dienerschaft überlassen. Ernst nannte ihm den Rechtsfreund Grau's, es fiel ihm ein, daß der Alte nach dem Tode seiner Mutter in einem Moment der Erschütterung davon gesprochen habe, sein Testament zu machen. Sie redeten noch bei halboffener Flurthür im Corridor mit einander, als der Baron von Rognitten die Treppe heraufkam und erstaunt bei dem Lichtschimmer, der durch die Oeffnung drang, und bei dem Klange der Stimmen auf der obersten Stufe stehen blieb.

„Sie sind's, Herr Baron," sagte Abrahamson, die Thür vollends aufmachend. „Es hat ein Unglück gegeben, Herr Grau ist vom Schlage gerührt worden."

Mit der Sicherheit des weltgewandten Mannes und der Höflichkeit des Aristokraten, gegen die Ernst bei all' seinem Ingrimm wider diesen Mann keine Waffen hatte, war Rognitten eingetreten und hatte Ernst die Hand geboten. Er zeigte die lebhafteste Theilnahme für Herrn Abrahamson's Erzählung des traurigen Vorfalls, ohne doch eine neugierige oder ausforschende Frage zu stellen. Nur als dieser sich endlich empfahl, äußerte er: „wenn Herr Röseke nichts dagegen einzuwenden habe, würde er ihm gern noch eine Weile Gesellschaft leisten." Ernst verwünschte die Gutmüthigkeit des Nachbars, die ihm diesen mitternächtigen Gast zugeführt, aber er konnte ihm doch nicht geradezu die Thür weisen. Aus einer Wohnung, die nicht die seinige war. Das peinigende Gefühl seiner Mitwissenschaft der dunklen That, die sich hier vollendet, raubte ihm die Fähigkeit einer entschiedenen Ablehnung: er besorgte bei einem Mann wie Rognitten damit Verdacht zu erregen. Wenn er vor einem Menschen auf der Hut sein und Dorotheens Geheimniß bewahren mußte, war es vor diesem.

In dem Sessel, in dem vor wenigen Stunden Dorothea gesessen, hatte sich Rognitten niedergelassen. Aber nicht hell und freundlich, wie damals, düster und

ungefällig sah das Zimmer aus. Zu lange hatte die Wirthschafterin mit Kaspar Grau zusammengelebt, um nicht von seiner Sparsamkeit angesteckt zu werden. Die unnöthige Lichtverschwendung, der Blumenschmuck ärgerten sie; bis auf eine Lampe hatte sie die Wachskerzen, die Ampel und die beiden Staatslampen auf bronzenen Füßen ausgelöscht und die Blumensträuße aus den Vasen genommen und in der Küche in Wasserkrüge gesetzt, damit sie, wie sie vor sich hinmurmelte, bis zum Begräbniß frisch blieben. Bei dieser trüb brennenden Lampe saßen sich Ernst und Rognitten gegenüber, zwischen ihnen der ovale, mit einer wollenen, buntgemusterten Decke verhangene Tisch.

Leise, vergnüglich trommelte Rognitten mit seinen langen, spitzen Fingern darauf: der Sterbende nebenan störte ihm nicht die Stimmung. Auch schien er in einen tiefen Schlaf gefallen zu sein, das Röcheln hatte nachgelassen. Der Abend, der so verdrießlich für Rognitten begonnen, hatte ihm nun doch noch Unterhaltung und Aufregung gebracht. Gerade als er jede Hoffnung aufgegeben, daß die schöne Frau bei dem Stelldichein erscheinen würde, und die unangenehme Empfindung, von ihr genarrt worden zu sein, niederschluckte, war sie gekommen. So liebenswürdig hatte sie sich entschuldigt, daß er ihr nicht gram sein konnte, mit einem sanften Händedruck, einem zärtlichen Geflüster, daß sie des Nachmittags meist allein sei und den ziehenden Wolken nachträume, hatte sie sich von ihm verabschiedet. Auch wenn er weniger, als er es war, von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt gewesen, mußte Rognitten nach diesen Anzeichen glauben, einen großen Fortschritt in ihrer Gunst gemacht zu haben. Dabei war so viel von Reisen, von einem Winteraufenthalt am Genfer See oder an der Riviera gesprochen worden, sie hatte so durchsichtige Aeußerungen gethan, wie angenehm es sei, unerwartet in der Fremde einen Freund zu treffen, daß die Aussicht eines reizenden Abenteuers in ihm aufdämmerte und er auf dem Wege von dem Wintergarten nach seiner Wohnung die Möglichkeit erwog, seinen Aufenthalt in Berlin abzukürzen. In Genf gab es ohne Zweifel auch für die dunkle Seite seiner Thätigkeit die nützlichste Beschäftigung, er brauchte diesen Punkt bei seinen Auftraggebern nur in das genügende Licht zu setzen.

In dieser gehobenen Stimmung seines Wesens war der Schlaganfall des Alten, auf dem Hintergrund so merkwürdiger Umstände, für ihn nur eine Anregung der Phantasie, ein Gegenstand kritischer Untersuchung. Der polizeiliche Spürsinn in ihm witterte etwas. Man bewegt sich nicht Jahre lang ungestraft zwischen Nihilisten und Geheimpolizei, hat nicht die eine Hand in Verschwörungen, die andere in deren Entdeckung, ohne selber unrein zu werden und das Leben nur auf seinen Unrath hin anzusehen. Der arme, gutmüthige Bursche an der andern Seite des Tisches sollte ihm bald genug durch seine geistige Unbeholfenheit auf die Fährte führen. Je unbetheiligter sich Rognitten in Allem fühlte, was Herrn Grau's Leben und Sterben betraf, um so sicherer konnte er seine Minen spielen lassen. Für ihn war die Enthüllung dieses Vorfalls ein Sport, eine Verstandesübung. Dabei regte sich in ihm ein gewisses Interesse für Ernst, eine Art Gönnerschaft; er hatte dem Bescheidenen vorhin mit seinem geringschätzigen Blick in dem Wintergarten bitteres Unrecht gethan. Bei dem Hinaufstarren Ernst's nach der Loge hatte er sich einer Anwandlung übler Laune nicht

zu erwehren vermocht. Sie war in ſeinen Zügen ſichtbar geworden und die Geheimräthin hatte gefragt: „Wen von all' den Hunderten im Saal wollen Sie denn mit Ihren Blicken erdolchen?“ Als er auf Ernſt, der ſich eben entfernte, gedeutet, war ſie in das heiterſte Gelächter ausgebrochen: „Den Schreiber meines Mannes? Herrn Röſecke? Das iſt zu drollig! Laſſen Sie mich nur nicht von einem Zweikampf zwiſchen Ihnen Beiden hören!“ Ein Schreiber des Geheimraths, ein kleiner Beamter, ein pedantiſcher Pfennigfuchſer und er, der Baron von Rognitten, ein Mitglied adliger Clubs, ein Mann der vornehmen Geſellſchaft, eiferſüchtig auf denſelben — wie hatte er ſich nur ſo weit vergeſſen können! Er mußte durch Freundlichkeit und Beſchützermiene ſeine Thorheit wieder gut zu machen ſuchen.

„Der glückliche Herr Grau,“ fing er an, als der Aeltere und der Vornehme hielt er ſich zur Eröffnung des Geſprächs für berechtigt, „er wird ſchnell, ſchmerzlos und beſinnungslos ſterben. Da uns Allen das Ende unvermeidlich iſt, beneide ich Jeden um einen raſchen Tod. Und wie lange hätte er noch leben können? Zehn, ein Dutzend Jahre vielleicht, mit allen Brüchen und Schäden des Alters! Hinterläßt er Verwandte?“

„Ich kann es nicht ſagen. Nähere kaum.“

„Dann wird er Sie hoffentlich in ſeinem Teſtament ausreichend bedacht haben.“

„Herr von Rognitten!“

„Wieder empfindlich? Es iſt doch nichts Böſes, einen alten Mann zu beerben, dem Sie treue Dienſte geleiſtet haben, den Sie wie einen Freund betrauern. Wie entgeiſtert ſehen Sie aus! Als ob der Schlag, der ihn getroffen, auch vor Ihnen niedergefahren wäre!“

„Ich ſtand ihm näher als die anderen Bewohner des Hauſes; ich hatte ihn heute früh noch wohlauf gefunden und muß in der Nacht an ſeinem Sterbelager wachen, nach der Rückkehr aus einem Concert!“

„Richtig, wir ſahen uns ja. Ein rechtes Stück aus der Lebenskomödie: Sie bei den Zigeunern, die Dienerinnen im Theater und bei dem Alten der Tod. Eine ſeltſame Fügung, als ob ſie beſtellt worden wäre!“

Unerträglicher Spion! wollte Ernſt auffahren, bezwang ſich aber und ſagte kurz: „Von Herrn Grau etwa?“

Der rauhe Ton beſtärkte Rognitten in ſeiner Vermuthung, daß Ernſt gerade wie er ſeine beſonderen Gedanken über den Vorfall habe. „Warum nicht? Das Ende mag er ſich freilich anders gedacht haben. Aber wir ziehen nur den Faden und das Schickſal ſchlingt den Knoten.“

„Sie haben eine ſo zugeſpitzte Art der Rede oder wollen Ihre Meinung abſichtlich hinter Ihren Worten verſtecken —“

„Scheint es Ihnen ſo? Ich will Ihnen meine Anſicht nicht vorenthalten. Der alte Herr hat die Mädchen fortgeſchickt, weil er einen Beſuch erwartete, den Beſuch der geheimnißvollen Dame ... Sie entſinnen ſich, die den Stoff unſerer erſten längeren Unterhaltung abgab.“

„Und unſeres erſten Streites,“ entgegnete Ernſt, den Stoß parirend. „Und vorausgeſetzt, Sie hätten Recht, was weiter?“

Digitized by Google

„Sie fragen, als ob ich eine Anklage auf Raub oder Mord beabsichtigte. Nichts weniger, Herr Röfecke. Vielleicht ist die Schöne gar nicht gekommen, sondern statt ihrer ein Absagebrief, der den Aerger und die Wuth des Alten gereizt hat; vielleicht hat es eine heftige Auseinandersetzung zwischen ihnen gegeben, sie ist davon gegangen und ihn hat der Schlag gerührt ... Ich bin kein Moralist, ich bin kein Richter, das ist der Kampf ums Dasein, sage ich. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, ich liebe es, in allen Geschichten die Spur des ewig Weiblichen aufzusuchen."

„Mir fehlt leider, wenn nicht das Verständniß, doch das Organ für diese Untersuchungen."

„O!" drohte Rognitten scherzhaft mit dem Finger. „Und Sie haben neulich die Unbekannte so tapfer vertheidigt. Damals hätte ich darauf wetten mögen, daß sie Ihnen nicht fremd sei."

„Wenn sie mir nicht fremd wäre, würde ich sie heute angreifen lassen? In so schmählicher Weise?"

„Schmählich?" Sie gebrauchen da Worte, deren ganze Bedeutung Sie nicht kennen."

„Ich kenne sie sehr wohl und werde sie auch zu vertreten wissen."

„Suchen Sie Streit?" fragte Rognitten scharf. „Aber doch nicht um einen Schatten. Die Namenlose ist weder Ihre Schwester noch Ihre Geliebte."

„Nehmen Sie an, daß ich die Ehre einer Frau, auch einer mir gänzlich Unbekannten, in meiner Gegenwart nicht kränken lassen will."

„Wollen Sie mir mit dieser Forderung Schweigen auferlegen? Den Mund schließen?"

„Es wäre ritterlicher, Sie hätten ihn gar nicht zur Verunglimpfung einer Frau geöffnet."

„Bravo," lachte Rognitten. „So ist meine Vermuthung richtig, oder genauer, da wir Beide nicht wissen, was vorgefallen ist, Sie theilen dieselbe. Merkwürdig, von welch' entgegengesetzten Enden wir auch ausgehen, immer begegnen wir uns in einem Punkte, sollte da nicht die Wahrheit stecken?" Er war aufgestanden und hatte dabei den Sessel ein wenig zurückgestoßen. Ein zusammengeknittertes Papier, das unter demselben auf dem Teppich gelegen, war so zum Vorschein gekommen. Gleichgültig hob er es auf, gleichgültig hielt er es in der Hand, als plötzlich Ernst mit heftigem Druck diese Hand ergriff: „Sie werden dies Papier zurückgeben, Herr Baron, es ist nicht Ihr Eigenthum!"

Der Ueberfall war so unerwartet, Ernst's Bewegung so leidenschaftlich, daß Rognitten im ersten Augenblick regungslos und sprachlos blieb, wie bei dem Anblick eines Trunkenen oder Wahnsinnigen, im nächsten war ihm Alles klar. Der starke Wohlgeruch, der dem feinen Briefpapier entströmte, und Ernst's Maßlosigkeit waren zwei Verräther auf einmal. „Ich bin ein ehrlicher Finder, beruhigen Sie sich," sagte er mit überlegener Kaltblütigkeit, „ich werde dies Blatt dem zurückgeben, dem es gehört."

„In diesem Falle wären Sie ein Nichtswürdiger!"

„Herr!" Mit einem kräftigen Zuge hatte er seine Hand aus der Ernst's gerissen. Auch seine Augen funkelten wie die seines Gegners, auch sein Blut

ſiedete. Aber er war ein Ariſtokrat, was hatte er mit dieſem Plebejer zu ſchaffen? „Ihre Aufregung und Ihre Unbildung entſchuldigt Sie, ſonſt verdienten Sie wohl eine andere Behandlung," und er ſchritt der Thüre zu.

„Nicht von der Stelle! Glauben Sie mich verhöhnen und dann die Genugthuung verweigern zu dürfen, weil Sie ein Baron ſind?"

„Ich verhöhne Sie nicht, ich mache Sie nur auf das Schickliche aufmerkſam, weil ich der Vernünftigere von uns Beiden bin."

„Weil Sie ein Feigling ſind! Ein Spion!"

Mit entflammten Geſichtern, die Hände zum Schlage geballt, ſtanden ſich Beide gegenüber. In dem halblauten Ton, in dem ſie das Geſpräch führten, kamen die Worte wie Schlangengeziſch aus ihren heiſeren Kehlen.

„Sie werden dieſe Beleidigung büßen. Ich kann mich nicht mit Ihnen ſchlagen. Das wäre lächerlich. Loſen wir, auf Tod und Leben! In acht Tagen iſt Einer von uns todt. Wenn Sie Muth haben." —

„In acht Tagen? Auf Ehrenwort?"

„Auf Manneswort!" Und ſchon hatte er das Papier, das er noch immer in der Rechten hielt, mitten durchgeriſſen und mit einem Bleiſtift in kräftigen Buchſtaben auf das eine Stück Leben, auf das andere Tod geſchrieben. „Sind Sie's zufrieden?"

„Ich bin's," erwiderte Ernſt und rollte die Streifen entſchloſſen zuſammen. „Wollen Sie aus meiner, ſoll ich aus Ihrer Hand ziehen?"

„Nehmen Sie die Looſe," entgegnete Rognitten, zählte „eins — zwei — drei!" und zog aus der hohlen Hand Ernſt's den dünnen Papierſtreifen. Langſam entfaltete er ihn und hielt ihm den Andern hin: Leben ſtand darauf. Wortlos verließ er das Gemach. Erſt als ihn Ernſt die Corridorthür zudrücken hörte, entrollte er das Blatt, das in ſeiner Hand lag. Bei dem verlöſchenden Schein der Lampe, der das Petroleum ausging, las er in feiner, ſpitzer Handſchrift — „und vor Allem das Geld! Keine Ausflüchte, Papa! Deine Dorothea" — er wollte das Papier umwenden, da erſtarb der letzte, rauchend aufflackernde Lichtſchimmer und aus dem Hinterzimmer rief die Wirthſchafterin: „Herr Röſecke! Wo ſind Sie denn? Es geht zu Ende!"

VI.

In der Frühe des nächſten Morgens zwiſchen ſechs und ſieben Uhr war Kaſpar Grau geſtorben. Treu hatte Ernſt mit der Dienerin an ſeinem Bette ausgehalten. Auch der Arzt und Herr Abrahamſon waren noch einmal gekommen. Die Sprache hatte der Sterbende nicht wieder erlangt. Es mochte Ernſt's Einbildung ſein, wenn er aus dem Geſtöhn und dem Gemurmel etwas wie den Namen Dorothea herauszuhören wähnte. Hatte ſich doch das ganze Leben für ihn zu einem Traume verflüchtigt, kam es ihm doch vor, als wehe ihn ſchon der Hauch einer jenſeitigen Welt an. Zur vollen Klarheit deſſen, was in der Nacht geſchehen, zur Erkenntniß ſeiner Thorheit hatte er ſich in dem Wirbel der Eindrücke und Ereigniſſe noch nicht erheben können und ſo hatte in dieſen Stunden der Gedanke an das Ende nichts Schreckliches, ſondern eher etwas Beruhigendes und Befreiendes für ihn. Er wußte in ſeiner ſchwärmeriſch erregten Stimmung

keinen besseren Ausweg aus dem Labyrinth, in das er durch den Zufall und die Schwäche seiner Natur gestürzt war, als den Tod. Seinen Genossen im Bureau fiel seine Schweigsamkeit und sein gedämpftes, fast feierliches Benehmen am Morgen nicht besonders auf: der Tod des alten Grau hatte sich in dem ganzen Bezirke wie ein Laufseuer verbreitet, er erklärte zur Genüge Ernst's „abgeschiedenes Wesen", wie einer der Kameraden scherzte.

In unliebsamer Weise wurde er an die Wirklichkeit erinnert und daß er noch keineswegs mit den Dingen dieser Welt fertig sei, wenn er auch schon am Rande der jenseitigen zu wandeln glaubte, als er in der Mittagsstunde in Grau's Wohnung die Gerichtsbeamten thätig fand, die Siegel anzulegen und den Rechtsfreund des Verstorbenen, der zum Testamentsvollstrecker ernannt worden war, in eifriger Verhandlung mit der Wirthschafterin wegen des Begräbnisses. Sogleich wurde Ernst mit in die Besprechung gezogen. „Grau hatte viele Feinde und hat Manchen arg gepreßt, wir sind alle keine Engel hienieden," sagte der Justizrath eifrig, „um so mehr müssen wir Zeugniß ablegen, daß er auch seine Verdienste hatte und ein Herz, das der Freundschaft zugänglich war. Sie sind im Testament mit zehntausend Mark bedacht worden, Herr Röseke, dafür kann man es sich schon einen neuen Hut mit schwarzem Flor und einen eigenen Wagen zum Begräbniß kosten lassen. Meine Schreiber sind eben dabei, die Abschriften des Testaments für alle Erben anzufertigen, die Frau Geheimräthin Friedloß ist die Haupterbin. Soll eine reiche Frau sein, ja Geld kommt immer zu Geld." Wie aus einem Traum heraus antwortete er auf alle Fragen und Vorschläge des Justizraths, einfach und verständig, aber mechanisch und theilnahmlos, als gäbe nur seine Stimme dem Echo gleich einen angeschlagenen Laut zurück. Zehntausend Mark — eine neue Last für den Lebensmüden, ein neuer und der schwerste Stein für den Beladenen, der sich einen Theil der Schuld an dem Tode seines Wohlthäters beimaß. Und die Hauptschuldige die Haupterbin! Gefiel es dem Dämon Geld alle Begriffe von Schuld und Sühne, alle Forderungen der Gerechtigkeit parodirend in ihr Gegentheil zu verkehren?

Geschäftiger und gleichmüthiger hatte Dorothea ihren Tag verbracht, sie hatte ihre Schulden bei ihrem Banquier bezahlt und ihre Rechnungen in den Modewaarenmagazinen ausgeglichen. Glänzend hatte sie einmal wieder, allen gegentheiligen Gerüchten zum Trotz, ihre Zahlungsfähigkeit bewiesen. Aber das schwarze Täschchen war darüber leerer geworden, als sie es gestern Abend, in der ersten Freude des Besitzes, gehofft. Dies war in dieser Spätnachmittagsstunde der einzige Verdruß, den ihr das so unheimlich verlaufene Abenteuer bereitete. Denn da im Lauf des Tages keine Nachricht aus dem Hause am Neuen Markte zu ihr gelangt war, nahm sie in ihrem leichten Sinne und rosenfarbenen Optimismus es als gewiß an, daß die Ohnmacht des Alten, in der sie ihn von einem panischen Schrecken ergriffen verlassen hatte, ohne schlimmere Folgen vorübergegangen sein würde: sonst hätte sich schon dieser gute Ernst mit dem wehmüthigen Ton und der Leichenbittermiene bei mir eingestellt. Amtsgeschäfte und darnach ein parlamentarisches Diner bei dem Minister hielten ihren Gatten von dem Hause fern und sie benutzte die Zeit des Alleinseins, das, was ihr am nöthigsten schien, in einen Koffer zu packen. Zwar war der Beginn der Reise erst für die

Mitte des Octobers festgesetzt, aber — bereit sein ist die Hauptsache, sagte sie ihrem Kammermädchen, das sich über die Eilfertigkeit der Herrin wunderte. Seinen Koffer muß man immer gepackt haben, philosophirte Dorothea für sich weiter, für alle Fälle. Die Langeweile, das Gerede, die Ehe ... das sind Gründe genug, eine arme Frau fortzutreiben. Sie kannte Friedloß; nachdem er gestern das Eis gebrochen und ihr ihre Verschwendung vorgeworfen und ihren Geldquellen nachgeforscht hatte, würden diese Streitigkeiten sich beständig erneuen, würde er jedem ihrer Ausgänge nachspüren. Nicht aus Liebe oder aus Eifersucht, nur um der Ehre nichts zu vergeben. Dieser Beamtenehre, die nicht die ihrige war, diesem altmodischen Götzenbilde sollte ihre Freiheit, ihre Jugend geopfert werden! Noch ein Wort von ihm — und ich reise, gelobte sie sich. Wie dumm, daß sie Papa Grau gestern nicht noch einen Tausend Mark-Schein abgeschmeichelt hatte! Sie hätte schon mit dem Nachtzuge reisen können. Wohin? Gleich viel; allein? sie lachte. Wenn der Alte ihr in der That nach Paris nachfolgte — das würde ein drolliger Spaß sein! Der Himmel ist blau, von weißen Wölkchen durchzogen, frisches Herbstwetter, an den Bäumen vergilbt das Laub, die letzten Wandervögel ziehen nach Süden — sie blickt in den Garten hinaus, es ist ihr, als quölle aus Luft und Erde ein belebender Hauch und Duft ihr entgegen, eine eigene Unruhe, aus Sehnsucht und Unbehagen gemischt, treibt sie umher.

Da wurde ihr der Baron von Rognitten gemeldet. War es mit die Erwartung seines Besuches gewesen, die ihre Stimmung beeinflußt? Immer stärker empfand sie den Zug einer geheimen Wahlverwandtschaft zu ihm. Er würde einen angenehmeren und stattlicheren Reisegefährten abgeben als Kaspar Grau, aber er war nicht reich. Und Spielerglück, das wußte sie aus eigener Erfahrung, ist noch trüglicher und treuloser als die Welle.

„Muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich von Ihrer liebenswürdigen Erlaubniß, Sie zu besuchen, so schnell Gebrauch mache?" fragte er. „Oder erscheint es Ihnen selbstverständlich, daß es mich drängt, unser Gespräch, das gestern Abend so schlußlos abgebrochen wurde, fortzusetzen?"

„Unser Gespräch?" Sie spielte die Zerstreute. „War es so anziehend? Sprachen wir nicht von Reisen? Ich liebe die Wärme, die Sonne, da ist es so natürlich, daß ich mich, wenn der Herbst naht, nach Süden sehne. Und wie oft vergebens gesehnt habe! Diesmal hofft mein Mann einen längeren Urlaub zu erhalten."

„Ihre Seele hebt schon die Schwingen. Es ist etwas Ansteckendes in der Reiselust einer schönen Frau. Ich gedachte den Winter über hier meinen Studien zu leben ..."

„Und nun wollen Sie doch nicht behaupten, Herr von Rognitten, mein Geplauder hätte Sie diesem Entschlusse untreu gemacht?"

„Welche Gefahr hätte es, wenn dem dennoch so wäre? Das Hauptstudium für den Menschen bleibt immer der Mensch. Und wo könnte man den modernen Menschen besser studiren, als im Börsensaal oder auf der Reise? Es sind die beiden Pole, um die sich sein Dasein dreht."

„Von der Börse verstehe ich nichts, aber für die Reise gebe ich Ihnen recht. Eine gemeinsame Reise, eine Begegnung in der Fremde, ein Zusammenleben in

einem großen Gasthofe lehren uns erst den besten Freund ganz kennen und bringen die, welche sich bisher fern und kühl gegenübergestanden, mit einem Schlage einander näher. Jede Reise ist eine Charakter- und" — setzte sie mit einem leichten Anflug von Koketterie hinzu — „wenn zwei zusammen sind, eine Freundschaftsprobe."

„Können Sie es mir da verargen, wenn ich diese Probe einmal zu machen wünsche? Mit Ihnen, gnädige Frau?"

Wie abwehrend schüttelte sie den Kopf. „Sie vergessen, daß die Probe auch gegen uns ausschlagen und plötzlich eine schrille Dissonanz die Harmonie stören könnte, die jetzt zwischen uns zu bestehen scheint."

„Darauf hin muß ich es schon wagen, zu leicht für Ihre Freundschaft befunden zu werden. Wäre ich abergläubischer, würde ich kühner von mir und meinem Glücke denken. Denn ein seltsamer Zufall ist meinen Wünschen entgegengekommen. Meines Bleibens in Berlin würde, auch ohne die Hoffnung, mit Ihnen auf der Reise zusammenzutreffen, doch nicht mehr lange gewesen sein. Meine Wohnung ist mir verleidet worden."

„Ueber Nacht?" Sie hielt den Athem an und zwang ihren Zügen ein Lächeln ab, allein er war ein zu guter Beobachter, um nicht zu merken, daß ihr Ausdruck sich aus seiner bisherigen Lässigkeit zu einem gespannt aufmerkenden verwandelte. „Ueber Nacht," erwiderte er darum. „Ich wohne in keinem vornehmen Hause, in keinem neuen Stadttheil, ich zog das alte Berlin, seine Gassen, Plätze und Kirchen vor. Ein Bekannter hatte mir die Wohnung empfohlen, sie gefiel mir, da wenig Kinder und außer dem meinen kein Klavier im Hause ist. Das war für mich ein unbezahlbarer Vorzug. Nichts verstimmt mich so sehr, als wenn ich um mich herum spielen höre."

„Und nun ist über Nacht ein zweites Klavier eingezogen?" fragte sie ungeduldig, ahnungslos, daß er sie absichtlich auf die Folter spannte, um ihrem Geiste die Widerstandsfähigkeit bei dem stärksten Schlage, zu dem er ausholte, zu rauben.

„Nein, kein Piano, eine Leiche vertreibt mich aus dem Hause. Ein alter Herr, der unter mir wohnte, ist plötzlich gestorben."

„Wer?"

„Sollten Sie ihn zufällig kennen? Den alten Grau?" —

„Todt!" schrie sie auf, die Hände auf die Brust gedrückt. Er hatte den Stoß gut geführt.

„Am Schlagfluß. Als ich von den Zigeunern zurückkehrte, lag er in den letzten Zügen. Herr Röpcke war bei ihm."

Wie lange sie einander schweigend nach diesen Worten ansahen und um ihre innersten Gedanken befragten, Keiner von ihnen hätte es nachher zu sagen gewußt. Ein doppelter Schreck hielt Dorothea's Seele umfangen: die Angst, daß irgend eine Spur ihrer Anwesenheit in der Wohnung des Alten zurückgeblieben sei, und die Gewißheit, daß sein Tod ihr den Boden unter den Füßen weggezogen habe. Der Abgrund hatte sich vor ihr geöffnet: die Schulden, die Noth, das Elend; diese Ueberzeugung verschlang die Anwandlung des Mitleids und der Reue, die sich in ihr geregt. Alles ist aus, sagte sie in sich hinein und der Wieder-

ſchein dieſes Gedankens, das Gefühl ihrer Armuth und Verlaſſenheit zeigten ſich in der tiefen Bläſſe und ſchmerzlichen Entſtellung ihres Antlitzes.

„Hätt' ich vermuthen können, daß Sie dieſe Nachricht ſo ſehr erſchüttern würde," ſagte Rognitten wie abbittend ... Der Jammer ihrer Schönheit rührte ihn beinahe.

„Sie werden mich nicht täuſchen," entgegnete ſie bitter, „abſichtlich haben Sie mir das Herz durchbohrt. Er iſt todt, mein letzter Beſchützer, mein Vormund! Und er iſt nicht in meinen Armen geſtorben! Aber was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich mit Ihrem Haſſe verfolgen? Was ſoll ich noch von Ihnen hören? Es ſteht noch etwas in Ihrem Geſicht — ein Unglück oder eine Bosheit!"

Rognitten war längſt nicht mehr der Mann, eine Alles vergeſſende, Alles verleugnende Leidenſchaft für ein Weib zu empfinden. Er war zu blaſirt und zu eitel dazu, allein dieſe Frau imponirte ihm. Weit wuchs ſie über das Mittelmaß der Frauen, die er kannte, an Liſt und Geiſtesgegenwart hinaus, im höchſten Grade verſtand ſie die Kunſt, ſich in Schleier zu hüllen und ihr eigentliches Weſen undurchſichtig zu machen. Wenn der Alte in der That ihr Vormund geweſen, wenn er ihr mit ſeinem Argwohn ein beleidigendes Unrecht zugefügt? „Haß und Bosheit," antwortete er in einer gewiſſen Verwirrung, „welche Worte zwiſchen Ihnen und mir! Steh' ich in keinem beſſeren Lichte vor Ihnen —"

Aber ſie war entſchloſſen, ſeinen Verdacht im Keime zu erſticken. „O, ich durchſchaue Alles!" rief ſie erregt im Zimmer auf- und niedergehend. „Da iſt eine Frau, die mir widerſteht, haben Sie ſich geſagt, die ich demüthigen muß. Ihre Eitelkeit empört ſich dagegen, daß ich Ihren Huldigungen nicht mehr entgegen komme. Sie haben dieſen armen jungen Schreiber eingeſchüchtert, er hat mich verrathen ..."

„Niemand hat Sie verrathen, gnädige Frau. Am wenigſten Herr Röſecke. Und was hätte er verrathen ſollen? Daß Sie mit Ihrem Vormund Beziehungen unterhalten?"

„Daß ich noch geſtern am Nachmittage bei ihm war, daß ich ihn im beſten Wohlſein und nur in Sorge über meine Zukunft an der Seite eines unfreundlichen Gatten verlaſſen — und daß nun dies das furchtbare Ende iſt!" Ihr Geſicht in die Hände vergrabend, warf ſie ſich auf das Sopha, ſchluchzend und weinend — Schluchzen der Todesangſt, Thränen der Hoffnungsloſigkeit und Verzweiflung.

War es ein Zeichen ihrer Neigung, daß ſie ſich ſo rückhaltlos ihrem Schmerze in ſeiner Gegenwart überließ? Schon zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit ihrer Ausſage, an der Harmloſigkeit ihres Verkehrs mit Grau. „Ich begreife Ihre Trauer, ich verwünſche meine Voreiligkeit," ſagte er, „noch mehr, ich bekenne Ihnen meine Schuld. Sie hatten mir meine thörichte Aufwallung gegen jenen Schreiber verwieſen, ich ſehe, wie unwürdig, wie lächerlich ſie iſt. Aber keine Liebe ohne Eiferſucht. Er ſprach mit einer Schwärmerei, einem Entzücken von Ihnen —"

„Sie haben Streit mit ihm gehabt! Auch das noch! Wohin stürzt mich Ihre blinde Leidenschaft!"

„Seien Sie ganz ruhig, es ist ausgeglichen. Diese Eifersucht ließ mich Ihnen die Unglücksbotschaft bringen, ich wollte wissen, in welchem Zusammenhange Sie zu ihm, zu unserm Hause stehen. Verzeihen Sie mir und befürchten Sie keine Unvorsichtigkeit mehr von mir. Meine Liebe wird schweigen und harren."

„Nur daß sie mich zum Stadtgespräch machen wird! Wenn mein Mann von Ihrem Streit mit seinem Schreiber, von diesem plötzlichen Todesfalle, von all' den Gerüchten hört, die sich daran knüpfen werden — ich bin verloren, auf der weiten Welt habe ich keinen Freund, keinen Beschützer mehr!"

„Und bin ich nicht da? Niemand soll Sie kränken, Niemand, so lange ich lebe!" redete er dringend auf sie ein. „Was ist ein Stadtgespräch! Es geht vorüber wie der Wind. Sie wollten reisen, wohl, reisen Sie morgen und lassen Sie Sorgen und Klatschereien hinter sich. Vor Ihnen liegt die Freiheit, das Glück. die Liebe breitet die Arme aus, Sie zu umfangen und sicher über Schluchten und Klippen zu tragen . . ."

Sollte sie ihr Schicksal an das seinige fesseln? Die Abenteurerin mit dem Abenteurer flüchten? Nicht so hatte sie sich ihr Verhältniß zu ihm ausgemalt. Aber blieb ihr eine andere Wahl, hatte sie ihr Verhängniß nicht in seine Hand gegeben? Sie duldete seine Küsse auf ihre Rechte und trotzte zugleich in sich hinein: noch nicht! Eine Möglichkeit, sich mit Friedloß auf einen erträglichen Fuß zu stellen, dämmerte in ihr auf. „Die Liebe," sagte sie hastig und stand auf, „Ihre Liebe, nicht wahr? Nur daß Sie mir erst den Glauben daran einflößen müssen — den Glauben, der die Ketten bricht!"

„Welche Ketten? Ihre Ehe —"

„Vergessen Sie nicht, daß es nicht bloß meine Ehe, sondern auch meine Ehre gilt."

„Stolzes Weib!" murmelte Rognitten. Mit seinem Verdruß, daß er ihr keine Gunstbezeugung, keine Betheuerung abgewinnen konnte, kämpfte die Bewunderung für sie, sicherer als durch Freundlichkeit, unterjochte sie ihn durch Trotz. Wie um die Leidenschaft zu belohnen, mit der seine dunklen Augen sie überflammten, hatte sie ihm ihre Hand von Neuem gegeben und so standen sie eng an einander, stumm, bis auf einen verlorenen Seufzer, starr, bis auf das Wogen ihres Busens, als ein lautes Geräusch vom Corridor her sie auseinanderfahren ließ.

„Störe ich Dich, Dorothea" — damit trat Friedloß mit hochgeröthetem Antlitz in das Zimmer, schnellen Schritts, den er hemmte, als er den Baron bemerkte. „Sie hier, Herr von Rognitten? Ich hoffe nicht, eine interessante Unterhaltung zu unterbrechen."

„Die alltäglichste, Herr Geheimrath, ich erkundigte mich bei der gnädigen Frau, wie ihr das gestrige Concert gefallen."

„Ah, Sie waren auch bei den Zigeunern? Wilde Musik das!" Und er zupfte ungeduldig an seiner Halsbinde.

„Sie wird ja auch auf der Haide gemacht und nicht am Studirtisch. Aber

meine Zeit ist um, Sie entschuldigen mich, Herr Geheimrath, daß ich mich zurückziehe. Auf Wiedersehen, gnädige Frau!"

Mit keiner Miene suchte sie ihn zu halten. Ihr Gatte, sonst ein Muster steifer Würde und fester Selbstbeherrschung, konnte kaum die Entfernung Rognitten's abwarten, dem Zorn, der in ihm kochte, Luft zu verschaffen. „Weib," rief er auf sie zugehend und sie hart an den Schultern fassend, „wo hast Du meine Ehre gelassen?"

„Bist Du von Sinnen? Weil Du den Baron bei mir getroffen? Wer bin ich denn, daß Du so zu mir zu sprechen wagst?"

„Es handelt sich auch um diesen windigen Klavierspieler!" keuchte er zwischen Ingrimm und Verachtung. „Als ob Du lieben könntest! Aber das Geld, das verfluchte Geld! Du trägst meinen Namen und Du bist eine Spielerin! Du verkehrst mit einem gemeinen Wucherer" — wenn sie sich nicht von ihm befreit hätte, würde er sie auf den Boden niedergerissen haben.

„Mit meinem Vormund," entgegnete sie. „Ach, bist Du so kühn geworden, weil Du erfahren hast, daß er gestorben ist, daß mich nun Niemand mehr vor Deinen Mißhandlungen schützen kann? Sollte ich zu Deinem hochmüthigen Hasse auch noch die Undankbarkeit gegen den Beschützer meiner Jugend fügen? Was kümmert's mich, wie Du ihn nennst! Mir war er freundlich gesinnt —"

„Ja und freigebig! Ueber das Grab hinaus! Du bist seine Erbin, meine Frau erbt das Vermögen eines Börsenspekulanten, eines Gauners, eines Wucherers!" Und er fuhr sich durch das kurz geschnittene graue Haar an seinen Schläfen und die Adern zeichneten sich auf seiner Stirn in blaurothen Striemen ab.

„Seine Erbin" — Dorothea war weit von ihm zurückgetreten, mit erhobenen Armen, halboffenen Mundes stand sie da, sie hatte das Wort nicht gesprochen, nur wie ein Hauch war es über ihre Lippen geflohen.

„Grau, Friedloß und Compagnie wird es heißen! Vor einer Stunde im Vorsaal des Reichstages wünschte man mir Glück zu dieser Erbschaft. War Ihre Frau denn mit dem Manne verwandt? und sie sahen mich so seltsam an und verzogen das Gesicht dabei. Warum, Weib, warum? Was hast Du gezahlt, daß Dir ein Geiziger sein Vermögen hinterläßt? Deine Ehre, Buhlerin, meine Ehre!"

„Du würdest es nicht gethan haben," sagte sie mit einem spöttisch frohlockenden Ton aus ihrer Starrheit auffahrend, „er aber liebte mich," und mit einer geringschätzigen Geberde gegen ihn kehrte sie ihm den Rücken.

„Halt!" rief er ihr nach, „so wirst Du nicht von mir gehen." Ihre Bewegung und der Klang ihrer Stimme hatten seinen lauten Ingrimm gedämpft, er fühlte, daß seine Worte an ihrer Seele niederglitten, wie Wassertropfen am Stahl. „Du wirst diese Erbschaft nicht annehmen."

„Ich werde sie nicht annehmen?"

„Dies Sündengeld kann nie in mein Haus kommen, gleichviel aus welchen Gründen es Dir geschenkt wurde. Du befleckst Dich, indem Du es berührst. Sünde und Schuld und Schmutz kleben daran —"

„Deine Vorurtheile, sage lieber. Ich bin keine Närrin und keine Sünderin,

ich werde die Erbschaft eines Mannes, der mich wie seine Tochter liebte, nicht verschmähen und ihn nicht noch in seinem Grabe beschimpfen."

„Du bist leichtsinnig und verschwenderisch, Du kannst Dich nicht ändern, es wäre unsinnig von mir, ein solches Opfer ohne Entschädigung von Dir zu fordern, ich biete Dir die Reste meines Vermögens an, entsage dieser Erbschaft. Ein Fluch ruht darauf, sie wird Dir kein Glück bringen."

„Nein und tausendmal nein! Dein Geld mag ich nicht. Und warum nicht? Weil ich es müde bin, Deine Sklavin zu sein, weil kein Tag vergehen würde, wo Du mir nicht Deine Großmuth vorrücken würdest oder den Augenblick herbeisehnen, wo ich ausgewirthschaftet hätte. Begreifst Du denn nicht, daß ich auf eigenen Füßen stehen will? Leben, wie es mir beliebt, dem folgen, der mich zieht?"

„Hüte Dich!" drohte er dumpf. „Wenn eine Saite in mir risse —"

„Willst Du mich tödten?" fragte sie trotzig, den Kopf in den Nacken werfend. „Da bin ich, schieße mich nieder," und so hart und nah trat sie auf ihn zu, daß er entsetzt, als hätte sie seinen geheimsten Gedanken errathen, zurückwich — „ich würde dann auch frei von Dir sein und das Lügenspiel unserer Ehe wäre zu Ende."

Vor diesem Ausbruch des Hasses und der Entschlossenheit senkte er den Kopf. Das war die Frau, die er geliebt, deretwegen er die Behaglichkeit und den Frieden seines Junggesellenlebens geopfert, die mit seiner Ehre wie mit ihrem eigenen Dasein ein verwegenes Spiel trieb! Dahin war es gekommen, daß sie ihn zum Morde aufforderte, daß er, wenn ihm eine Waffe in die Hand gefallen ... „Es ist gut," murmelte er und ging hinaus.

Endlich, dachte Dorothea. Zusammengekauert lag sie auf dem Sopha. Sie war eine reiche Erbin, sie war frei. Nach dieser Scene konnte die Scheidung von ihrem Mann nur eine Sache der Zeit und der gerichtlichen Formen sein. Wie hatte sich in vierundzwanzig Stunden ihr Schicksal geändert! Aus dem Finstern ins Helle, aus der Verworrenheit in die Klarheit. Sie hatte den aufgeregtesten sturmvollsten Tag ihres Lebens hinter sich. Etwas wie ein wohliges Gefühl der Ruhe hatte sich ihren Gliedern und ihrer Seele mitgetheilt. Der arme, gute Papa Grau! Er ruhte nun auch. Es war das Beste für ihn gewesen, rasch und schmerzlos an einem Schlagfluß zu sterben. Wie viele Qualen und Enttäuschungen waren ihm erspart geblieben! Eine Liebesleidenschaft ist immer ein gewagtes Ding für einen alten Mann. Aber er hatte sie geliebt, anders als dieser trockene Friedloß, verzehrender selbst als Rognitten. Hellauf lachte sie. Der hatte sich ihres Besitzes schon so sicher gewähnt und jetzt war sie wieder die vornehme, unnahbare Dame. Mochten doch die Neidischen und Boshaften ihre Glossen über Grau's Testament machen — sie gelobte sich ihm als dankbare Tochter einen kostbaren Denkstein zu setzen. Mit einem erbaulichen Spruch aus der Bibel. In einem Monat würde Niemand mehr in der Stadt von all' diesen Vorfällen sprechen. Während sie im Auslande weilte, konnte der Scheidungsproceß eingeleitet werden. Ihr Leben dort sollte tadellos sein und jede üble Nachrede Lügen strafen. Nach dem Streit, den sie eben mit ihrem Gatten gehabt, hatte sie ein Recht, sein Haus zu verlassen, die Pflicht der Selbsterhaltung trieb sie

dazu, er würde ihr keine Hinderniſſe in den Weg legen. Wie hoch ſich wohl ihre Erbſchaft beliefe? Ernſt würde es ohne Zweifel wiſſen, ſie brauchte nur nach dem Neuen Markt zu fahren. Es ziemte ſich überhaupt für ſie, dem Todten die letzte Ehre zu erweiſen und ſich den Hausgenoſſen zu zeigen. Auch der Zank zwiſchen Ernſt und Rognitten durfte keine Folgen haben, ihn auszugleichen fiel ihr zu. Je eher, je beſſer. Gleich jetzt wollte ſie hin. Die Ausfahrt ſollte ihr gut thun, nach all' dem Wortwechſel war es eine Zerſtreuung.

Von der Zoſe, der ſie klingelte, ihr Hut und Mantel zurecht zu legen und ihr einen Wagen beſorgen zu laſſen, erfuhr ſie, daß Fräulein Merck im Vorzimmer ſei: ſie brächte der gnädigen Frau die Stickereien. Elſe — das war ihr gerade recht. Dieſe Begleiterin ſchickte ihr das Glück, ſie hatte das Mädchen heute gar nicht erwartet. Es würde ſich vortrefflich ausnehmen, wenn ſie mit einer ſo hübſchen Gefährtin im Trauerhauſe erſchien, verfänglichen Fragen wie häßlichen Gerüchten war dadurch im Voraus die Spitze abgebrochen. Und dann war ſie Ernſt für alle Sorgen und Schmerzen, die ſie ihm zugefügt, für alle Hoffnungen, mit denen ſie ihn hingehalten und getäuſcht, einen Erſatz ſchuldig. Gab es einen beſſeren als die kluge Elſe? In der Erinnerung dieſer Beiden wollte ſie als eine wohlthätige Fee fortleben, ſie fühlte ſich in der Stimmung und Lage, auch einmal uneigennützig und großmüthig zu handeln. So kam ſie mit offenen Armen dem Mädchen entgegen, ſie bemerkte weder deſſen finſteres Geſicht noch verſtocktes Weſen, hörte kaum auf deſſen Worte, daß ſie nicht im Stande wäre, alle Aufträge der gnädigen Frau zu erfüllen, faßte die leiſe Widerſtrebende an der Hand, führte ſie zum Wagen, hieß ſie einſteigen, nannte dem Kutſcher das Ziel ... Alles mit jener Raſchheit des Entſchluſſes und der Anmuth des Betragens, die ihr eigen waren und Elſen in ihrer beſcheidenen Stellung auch nicht die Möglichkeit des Widerſtandes geſtatteten.

Nun ſaß ſie an der Seite ihrer Nebenbuhlerin, ſie glaubte nicht richtig verſtanden zu haben, als ſie die Geheimräthin den Neuen Markt als das Ziel der Fahrt bezeichnen hörte. Oder hatte ſie geſtern Abend geträumt? War ſie dieſer Frau nicht durch die Straßen gefolgt? Hatte ſie nicht mit thränennaſſen Augen und eiferſüchtigem Groll vor dem Hauſe geſtanden, in das Dorothea geſchlichen? Eine verheirathete Frau zu ihrem Geliebten? Vergrämt und verdroſſen war ſie heimgekehrt, ihre Mutter mit irgend einem Krankheitsvorwand betrügend und früh das Bett ſuchend, ohne Schlaf zu finden, immer die Frage im Gemüth auf und nieder wälzend, wer im Grunde ſchlechter ſei, er oder die Geheimräthin? Es ging ſie freilich nichts an, er hatte ihr keine Treue geſchworen, nicht einmal eine Liebeserklärung gemacht, aber welch' ein Heuchler war er! Seine freundliche Miene, ſein feines ſtilles Weſen hatten ſie beſtochen, ſie würde ihm niemals eine ſolche Verrätherei zugetraut haben. Aber ſie konnte ihre eigenen Augen doch nicht Lügner ſchelten. Die Schlechtigkeit der Welt und die Falſchheit der Menſchen bekümmerten zum erſten Male ihr junges Herz. Mit dem heldenmüthigen Vorſatz, an den ſchlechten Menſchen nicht zu denken, war ſie aufgeſtanden und hatte mit ihrem Kanarienvogel um die Wette geſungen, während ihre fleißigen Hände mit der Sticknadel arbeiteten. Nur daß ihr die Stimme öfters im Schluchzen verſagte und ſie ſich mit der Nadel wiederholt in den Finger ſtach.

Darüber hatte sie das Singen aufgegeben und in die Straße hinausgeblickt. Niemals war sie ihr so grau und das Gewirbel der Menschen und Wagen so zweck- und freudlos erschienen. Ja, wenn er daher gekommen wäre wie an jenem Montagabend — und ärgerlich über sich selbst hatte sie sich vom Fenster weg an den Tisch in der Mitte der Stube gesetzt. Da war das Arbeiten noch weniger leicht von Statten gegangen, das Licht hatte gemangelt. Warum arbeitete sie überhaupt? Um die Traurigkeit und Langeweile des Daseins immer weiter auszudehnen? Um der Geheimräthin gefällig zu sein, die auf schleunigste Ausführung ihrer Aufträge gedrungen? Nein, für diese Frau, die das Herz eines unschuldigen Menschen verführt, wollte sie keinen Stich mehr thun. So arm und mittellos war sie nicht, daß sie nicht den Verlust dieser Kundin hätte verschmerzen können. Zuletzt bildete sich die eitle und stolze Frau wohl gar ein, sie bezahle ihr mit einem Stück Geld den Raub des Freundes ...

Allein die Geheimräthin hatte es gar nicht zu einer Aussprache kommen lassen, auf die Else mit zornigem Eifer brannte, nicht einmal das Geschäftliche hatte sie berührt. Auch jetzt nicht im Wagen, aus dem das Mädchen am liebsten herausgesprungen wäre. Erst, als sie durch das Brandenburger Thor gefahren waren, brach Dorothea ihr Schweigen. Bis dahin hatte sie nur ein und ein anderes Mal gesagt: „Wie froh bin ich, daß Sie bei mir sind!" Jetzt fing sie hastig an: „Sie rathen nicht, wohin ich Sie führe, seien Sie mir nicht böse darüber. Zu einem letzten Besuche, bei einem Todten. Mein ehemaliger Vormund, Herr Kaspar Grau, ist in der Nacht gestorben, am Schlagfluß, mein Mann hat mir die Nachricht gebracht. Die Männer konnten sich nicht leiden und sahen sich nicht. Aber ich ... Sie begreifen, die Verpflichtungen, die ich hatte, die ich auch gegen den Verstorbenen noch habe ... Kommen Sie mit mir hinauf!" Elsens Antwort schien sie nicht zu bedürfen; so ausschließlich war sie mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie den Freudenschimmer nicht gewahrte, der plötzlich das bisher so verdrossene Gesicht ihrer Begleiterin aufhellte. Kalt und heiß überlief es Else — wenn sie Ernst und die Geheimräthin lieblos verurtheilt, wenn sie ihnen etwas abzubitten hätte ...

Mit wiederholten Knixen und Versicherungen, welch' eine Ehre es für sie sei, empfing die Wirthschafterin die vornehme Dame. In langen Zwischenräumen hatte sie die Geheimräthin bei dem „seligen" Herrn gesehen, manchmal hatte Grau auch von ihr geredet. Mit kühlen, scharfen Augen musterte Dorothea die Räume, in denen sich gestern ein so tragischer Auftritt abgespielt, sie suchte, ob sich irgendwo eine verlorene Spur fände, die sie auf sich deuten könnte, ausführlich ließ sie sich von der Dienerin Bericht erstatten, wie sie den Herrn getroffen, und wurde, obgleich sie zuweilen mit ihrem Taschentuche ihre Thränen trocknete und schwer aufseufzte, innerlich immer gleichmüthiger und kälter. Elsens Mitgefühl äußerte sich um so lauter und aufrichtiger, weil für ihre Jugend ein plötzlicher Tod noch seine ganze Furchtbarkeit hatte und ihr zugleich der Kummer nahe ging, den das Hinscheiden des alten Herrn Ernst bereiten würde. Dorothea's Berechnung erfüllte sich in der glänzendsten Weise: ihr Besuch machte die tiefste Wirkung nicht nur auf die Wirthschafterin, sondern auch auf Herrn Abrahamson, der aus seinem Ladengeschäft eben heimkehrte. Was ihr etwa an gerührter Theil-

nahme fehlte, wurde reichlich durch Else's Thränen ersetzt und ihre Gefaßtheit zuletzt als die feinere Bildung bewundert, die den Ausdruck ihrer Empfindungen besser in der Gewalt hat. Den Todten noch einmal zu sehen, weigerte sie sich, es würde ihr einen Nervenkrampf verursachen, aber sie verließe sich hinsichtlich der Ausschmückung des Sarges auf den Geschmack und die Treue der Frau Gerber — so hieß die Wirthschafterin — und sie drückte ihr freundschaftlich die Hand: „Die schönsten Blumen und die schönsten Kränze, und die Palmenzweige nicht zu vergessen." Frau Gerber entgegnete, immer den Zipfel der weißen Schürze an den Augen, daß sie ihr Möglichstes thun würde, um die Befehle der gnädigen Frau auszuführen, daß im Uebrigen aber Herr Röfecke, der im dritten Stock wohne, mit dem Herrn Justizrath Klewitz die Anordnung des Begräbnisses übernommen hätte ... „Da möchte ich wohl noch mit dem Herrn ein Wort reden," meinte die Geheimräthin. Der gefällige Herr Abrahamson war gleich bereit, sie hinauf zu geleiten und mit einem „Kommen Sie, Else!" wollte ihm Dorothea folgen. Else zauderte, sie fühlte eine fliegende Gluth auf Stirn und Wangen, da wandte sich die Geheimräthin mit einem so lockenden, spitzbübischen Lächeln nach ihr um und flüsterte: „Zu Zweien können wir es schon wagen!" Das entschied; zu Zweien gab es keine Gefahr, doch wie gefährlich mochte das Alleinsein mit dieser verführerischen Frau für Ernst werden; schon um der Ruhe des Freundes willen durfte es Else nicht erlauben.

Sie fanden Ernst nicht allein, Herr von Rognitten war bei ihm. Beide waren auf das Höchste durch den Eintritt der Geheimräthin überrascht, Rognitten nicht unangenehm, denn er begrüßte die Damen in seiner verbindlichen Art und lud Dorothea ein, seinen Platz auf dem Sopha einzunehmen, während Ernst in sprachloser Befangenheit, Hilfe und Aufklärung mit dem Blicke von Elsen erbittend, die selber einem verschüchterten Vöglein glich, über ein Stammeln der Höflichkeit und Verwirrung nicht hinauskam. Zum Glück war Herr Abrahamson da, um den Zweck des Besuchs der Frau Geheimräthin anzudeuten und sich dann als bescheidener Mann zurückzuziehen, in Begleitung Rognitten's, der Ernst die Hand reichend leise sagte: „Wollen Sie noch eine größere Genugthuung?"

„Welch' einen Verlust haben wir erlitten," rief Dorothea in schmerzlichem Tone aus, als die beiden Männer das Zimmer verlassen hatten, „einen so guten, theuern Freund! Es drängte mich, von dem Todten zu Ihnen zu eilen. Sie sind der Einzige, der meine Beziehungen zu dem Verstorbenen kannte, der wußte, wie schwierig und peinlich es mir oft wurde, meine Freundschaft zu ihm mit meiner Stellung in der Gesellschaft in Einklang zu bringen. Möge Ihnen solcher Zwiespalt stets erspart bleiben, liebe Else, wie bitter habe ich darunter gelitten, zu welchem Versteckspiel wird man gezwungen!"

„Wohl verdiente er Ihre Trauer," entgegnete Ernst nicht ohne stillen Vorwurf im Ton, „er hat auf Erden nur zwei Dinge geliebt, Sie und das Geld, doch Sie waren ihm das Theuerste, Sie wissen vermuthlich schon, daß er Ihnen sein Vermögen vermacht hat."

„Woher sollte ich es wissen?" spielte sie die Erstaunte. „Sein Vermögen! Daß er noch lebte! Wie gern wollte ich es dann entbehren!" Ihre Augen hatten einen feuchten Glanz.

„Es ist eine große Summe, beinahe eine halbe Million Thaler, man könnte versucht sein, Ihnen Glück zu wünschen, gnädige Frau," sagte Ernst bedeutungsvoll.

Dorothea überrieselte es wie der Schauer bei dem Anblick einer Fata Morgana, wie der Anfall eines Schwindels. Welch' eine Zukunft entrollte sich vor ihr, es war ihr, als fluthete schimmernd ein Strom flüssigen Goldes um sie her. Ein Krampf zwischen Weinen und Lachen verzerrte eine Secunde das schöne Ebenmaß ihrer Züge. „Wenn es ein Glück wäre, reich zu sein," erwiederte sie dann mit schneller Fassung, „wenn Schätze uns die Zufriedenheit geben könnten. Wo Zwei sich lieb haben, da ist das Glück. Und nun schaut Euch beide an und sagt mir ins Angesicht, daß ich Unrecht habe." Entrüstet und verschämt wollte sich Else von dem Stuhl, auf dem sie starr und lautlos gesessen hatte, erheben: er sollte nicht glauben, daß sie gekommen wäre, sich ihm anbieten zu lassen.

„Fräulein Else," bat er, „gehen Sie nicht so von hinnen!" Das hielt sie fest.

„Trotzkopf!" Und Dorothea gab ihr einen leichten Schlag auf die Schulter. „Als ob ich es nicht gemerkt, daß Sie eifersüchtig auf mich sind und daß mein Schatten zwischen Ihnen beiden gestanden. Darum hab' ich Sie mit mir genommen, damit dies Mißverständniß verschwände und fortan Sie allein die Sorge und Verantwortung für alle seine dummen Streiche trügen."

„Herr Rösecke ist alt genug, sich selbst zu hüten und zu schützen," erwiederte Else mit ihrem kühnsten Blick, „er scheint nicht Willens, mich um meinen Schutz anzugehen."

„Vielleicht wird er es, wenn ich nicht mehr da bin. Vorwärts, Else," und sie stand auf. „Noch ein Wort, wann ist die Bestattung unseres Freundes?"

„Am Sonnabend Mittag, gnädige Frau!"

„Ich bitte Sie — eine feierliche, stattliche!"

„Die würdigste, die für Geld zu beschaffen ist."

„Oh, es gibt auch Herzen, die ihm nachtrauern, die ihn niemals vergessen werden."

Das Alles im Aufbruch ... Ernst hielt es für schicklich, die Damen über die Treppen und durch das Haus zu geleiten ... Dorothea ließ das Mädchen vorangehen, sie habe noch über den letzten Willen des Verstorbenen mit ihm zu reden ...

„Sie haben einen Streit mit Herrn von Rognitten gehabt," sagte sie flüsternd, „meinetwegen. Ich danke Ihnen, Sie sind ein ritterlicher Mensch, voll Treue und Edelmuth. Aber Sie sollen sich nicht um mich in Gefahr stürzen."

„Er hat Ihnen davon gesprochen?"

„Ich habe es aus einer unbedachten Aeußerung, die er that, errathen. Machen Sie sich nicht unglücklich, schonen Sie meine Ehre. Ein Zweikampf wäre unnöthig und zwecklos, da er Alles weiß."

„Durch Sie?"

„Durch mich."

„Sie lieben ihn?"

„Ich liebe Niemand. Wenn ich etwas Zärtliches im Herzen habe, ist es

die Erinnerung an Sie. Das mag Ihnen genügen. Sie verſprechen mir, daß kein Duell ſtattfinden wird?"

„Ich verſpreche es Ihnen, Herr von Rognitten hat mir vorhin einen Ausgleich angeboten —"

„So bin ich ruhig. Ich bin nicht ſchlecht, ich will nicht Ihr, nicht Elſe's Glück zerſtören. Und der Brief, den Sie geſtern von mir Grau übergaben, was iſt aus ihm geworden? Wird man ihn in der Wohnung finden?"

„Er ward zerriſſen," antwortete Ernſt. „Dies iſt Alles, was von ihm noch übrig iſt."

Er zog das Todesloos aus der Taſche.

„Tod!" las Dorothea und erbleichte. „Sie haben gelooſt? Aber das iſt Wahnſinn!" Und indem ſie den Streifen umdrehte, gewahrte ſie ihre eigenen Worte: „und vor Allem das Geld! Keine Ausflüchte, Papa! Deine Dorothea."!.. Im Augenblick hatte ſie das Papier in die kleinſten Stückchen zerriſſen, wirbelte ſie in der Hand zuſammen und warf ſie über das Treppengeländer, daß ſie weit auseinander hierhin und dorthin flogen. „So iſt Alles vernichtet, was an dieſen Abend gemahnt, Ihr Loos und meine Schuld. Wir fangen von heute ein neues Leben an."

Im Hausflur trafen ſie wieder mit Elſen zuſammen. Der Wagen, der die Geheimräthin hergeführt, wartete noch vor dem Hauſe. Rognitten war ſchon einige Male auf dem Markte hin- und hergewandelt: er mochte ein beſonderes freundliches Abſchiedswort Dorothea's erhoffen. Allein die Beſitzerin einer halben Million hatte die ganze Gemeſſenheit und Zurückhaltung ihres Reichthums. Sie ließ ſich von ihm in den Wagen helfen, ohne den Druck ſeiner Hand zu erwiedern, ſagte ihm ein kühles „Ich danke!" grüßte Alle huldvoll und anmuthig, mit jener ſtillen Ironie um die ſanft gewölbten Lippen, die allem Irdiſchen überlegen iſt, und ſchon trug ſie der Wagen in die abendliche Dämmerung dahin.

Während er noch in gewiſſer Entfernung, ungewiß, wie er ſich ihr Benehmen auslegen ſollte, und doch mehr als je von ihrer Eigenart und Schönheit entzückt, ihr nachblickte, ſchritten Ernſt und Elſe mit leichtem Gruß an ihm vorüber. Weil ſie ſich ſo viel zu ſagen hatten, ſchwiegen ſie eine geraume Weile. Wie ein Schiffbrüchiger kam ſich Ernſt vor, der nach einem wilden, alle Kräfte ſeines Leibes und ſeiner Seele ermattenden Kampfe mit den Wellen endlich wieder feſten Boden unter ſich fühlt. Ihm fehlen die Gedanken, die Worte, der Gottheit, die ihn gerettet, zu danken: er kann nur die Arme und die Augen zu ihrem Himmel emporrichten. So begnügte er ſich denn, Elſe anzuſehen und ihr ſtumm die Hand zu drücken. Von dem, was in ihm vorging, hatte ſie kaum eine flüchtige Vorſtellung, noch war Alles in ihr eine verworrene Ahnung, nur das Eine verſtand ſie, daß nach den Vorfällen der letzten Tage ein harmlos nichtiges Geſpräch zu dieſer Friſt für ſie Beide unmöglich wäre. Allmälig dämpften dann die Geſchäftigkeit und der Lärm um ſie her das Glockenläuten des Gemüths; in der Erinnerung an den Sonntag, wo ſie ſich zum erſten Male begegnet und auch ſo im gegenſeitigen Verſtummen neben einander einher gegangen, fand Ernſt den Muth zu einem Geſtändniß. Nicht Alles konnte er dem Mädchen erzählen — er mußte das Geheimniß jener Frau, wie er es gelobt, bewahren, und hätte um keinen

Preis Elsens Phantasie mit den Schreckbildern erhitzen und beflecken mögen, die ihn selbst in einen solchen krankhaft gereizten Fieberzustand versetzt hatten — aber er war doch im Stande, ihr den Zusammenhang des Ganzen und damit die jähen Umschläge seiner Stimmung zu erklären. Die Evastochter in ihr war klug genug, die Untreue, die sie in alledem witterte, nicht nur zu überhören, sondern auch der Unruhe und Sorgen, die sie ihm bereitet, und seiner Reue wegen zu verzeihen. Daß er zu ihr zurückgekehrt, war für sie die Hauptsache, und für ihn, daß sich das zauberische Netz, in das ihn die Geheimräthin verstrickt, gleichsam Masche für Masche auflöste, je ausführlicher er schilderte, was er erlebt. Aus dem trunkenen Ueberdrang jenes Sonntags hatte sich in harter Prüfung eine innige festhaltende Neigung entwickelt, schon gewöhnte er sich daran, die Ereignisse als einen Läuterungsproceß seiner Gefühle und Einbildungen zu betrachten. In dem trüglichen Schein und der Unbeständigkeit aller Dinge hatte sich nur das Herz Elsens als echt und treu bewährt, hier, wenn irgendwo, konnte das Fahrzeug seines Lebens Anker werfen. Und in diesem Hinblick auf eine nahe und freundliche Zukunft verlor auch der Tod des Alten das Grauenhafte, er erschien als die natürliche Folge des Vorhergegangenen, als der nothwendige Ausgang einer widersinnigen Leidenschaft. Grau's Geiz hatte für sein und Elsens Glück gespart, sein Ende befreite ihn für immer von der gefährlichen Frau, deren Wesen und Schönheit, ihr selber unbewußt, indem es sich auslebte, Verderben ausströmte. Ruhig und gelassen glaubte er, wenn er morgen bei ihrem Gatten zur gewohnten Arbeit vorsprach, ihr begegnen zu können, falls ein Zusammentreffen unvermeidlich sein sollte.

Aber diese Probe auf die Festigkeit seines Charakters hatte er nicht zu bestehen. Er sah sie niemals wieder. Schon vor dem Schluß der Bureaustunden stockten plötzlich alle Federn in der städtischen Kammer, alle Köpfe erhoben sich von den großen Kassen- und Rechnungsbüchern. „Welche Nachricht!" hatte der älteste Buchhalter, der die eben angekommenen Abendzeitungen durchblätterte, laut ausgerufen.

Folgendes meldeten, in Uebereinstimmung aller wichtigeren Punkte, die Abendblätter: „Heute früh um fünf Uhr wurde die Dienerschaft des Friedloß'schen Hauses in der Thiergartenstraße durch drei oder vier rasch aufeinanderfolgende Schüsse erschreckt. Sie waren in dem Schlafzimmer der Geheimräthin Friedloß gefallen. Die verschlossene und verriegelte Thür mußte erbrochen werden. Ein entsetzlicher Anblick bot sich den eindringenden Dienern und dem Polizei-Lieutenant, den man gerufen, dar. In einem Anfall des Wahnsinns hatte der Geheimrath erst die Gattin, die bei seinem Eintritt in das Zimmer — durch eine Tapetenthür, nicht durch die Hauptthür — aus dem Bett gesprungen war — denn die Leiche lag auf dem Teppich vor dem Bette, vornübergefallen mit dem Gesicht auf einem Fußkissen — und dann sich selbst mit einem Revolver erschossen. Der Tod der unglücklichen Frau muß auf der Stelle erfolgt sein, die Kugel hatte die Brust getroffen. Der Geheimrath dagegen, der dann mehrere Schüsse gegen sich selbst abgefeuert und sich eine lebensgefährliche Wunde am Haupte zugefügt hatte, lebte noch, als man in das Gemach eindrang. Vernommen konnte er nicht mehr werden, er ver-

ſchied bei dem Anlegen des erſten Verbandes. Die beiden Gatten lebten, ſoviel man weiß, in einträchtiger zufriedener Ehe, ſie bereiteten ſich vor, eine Reiſe nach dem Süden anzutreten. In den Kreiſen der beſten Berliner Geſellſchaft war Frau Friedloß eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Erſcheinungen, eine Frau voll Geiſt und Anmuth, von tadelloſem Rufe. Der Geheimrath galt für einen der pflichteifrigſten und erfahrenſten Beamten im Miniſterium des Innern. Mehrmals hatte er mit Geſchick und in verbindlichen Formen im Reichstage und im Landtage die Maßregeln und Geſetzesvorſchläge der Regierung vertheidigt. In den letzten Wochen nahmen ſeine Collegen eine ſich täglich ſteigernde Reizbarkeit, die mit dumpfbrütender Grübelei wechſelte, an ihm wahr, man ſchob es auf Ueberarbeitung und hoffte, daß ein längerer Urlaub und ein Aufenthalt im Süden ſeine zerrütteten Nerven wiederherſtellen würden. Am Tage vor ſeinem Tode war ſein ſeltſames Benehmen Allen, die im Reichstage mit ihm verkehrten, aufgefallen: dieſen Ausbruch des Wahnſinns konnte indeſſen Niemand ahnen. Die verleumderiſchen Gerüchte, die an der heutigen Börſe verbreitet waren, daß finanzielle Verlegenheiten nicht ohne Einfluß auf die ſchreckliche That des unglücklichen Mannes geweſen ſein möchten, Gerüchte, die ſich nicht ſchämten, die beklagenswerthe, in der Blüthe ihres Lebens durch ein furchtbares Geſchick hinweggeriſſene Frau anzuklagen und bloßzuſtellen, können wir aus ſicherſter Quelle, in unangreifbarer Weiſe widerlegen: Frau Friedloß hatte eben eine bedeutende Erbſchaft gemacht, ihr Vormund und Pflegevater, der im Centrum der Stadt vielgenannte und vielgekannte Rentier Kaspar Grau, hatte ſie zu ſeiner Univerſalerbin eingeſetzt. Das rührende Verhältniß, in dem die feine und hochgebildete Frau zu dem wunderlichen alten Manne ſtand, iſt der beſte Beweis ihrer Herzensgüte geweſen."

Was ſich der Wald erzählt.

Ungeſchriebene Tagebuchblätter, zwiſchen den Zeilen geleſen.

Von

Guſtav zu Putlitz.

Jede künſtleriſche Production trägt, wenn auch vielleicht nur für den, der ſie ſchuf, den Stempel der Stimmung, die Signatur der Lebensverhältniſſe, in denen ſie ſich entwickelte, unter deren Einfluß ſie Form ſuchte und fand. Jedes Gedicht bleibt ein Tagebuchblatt für den Dichter, auf dem er ſich wiederfindet, wie Heine das in ſeinem Doppelgänger ſo erſchütternd zur Geſtalt werden läßt. Mir iſt es immer unheimlich, geſpenſtiſch vorgekommen, wenn ich vor Jahren Geſchriebenes wieder zur Hand nahm, oder eins meiner Stücke, das ich in der Jugend verfaßt hatte, mir eine lange Zeit ſpäter wieder vorgeführt wurde. „Das würde ich ſo jetzt nicht ſchreiben," dachte ich; und mußte oft hinzuſetzen: „das könnte ich auch nicht mehr ſchaffen." Die überlegteſte Production wird immer noch viel von einer Improviſation haben und ſteht unter dem Bann der Stunde, in der ſie entſtand. Das habe ich in den letzten Tagen wieder recht lebhaft empfunden. Nach Jahrzehnten fiel mir durch Zufall das Büchelchen wieder in die Hände, das den Titel der Ueberſchrift trägt, die ich dieſer kleinen Lebenserinnerung gebe; und ich blätterte es durch, las zwiſchen den Zeilen längſt vergangene Zeiten heraus, von denen kein Wort in dem Buch ſteht, lebte Stimmungen wieder durch, die mir völlig aus der Erinnerung entſchwunden waren, und die ſo leiſe durchklangen, daß ſie nur meinem innern Ohr vernehmbar ſein konnten. Das kleine Buch, das erſte, mit dem ich in die Oeffentlichkeit trat, muß zur Publication eine beſonders günſtige Stunde getroffen haben, denn es war glücklicher als alle folgenden; hat meinem Schriftſtellernamen eine Popularität errungen, mehr als jede andere meiner literariſchen Verſuche; Auflagen über Auflagen folgten und wurden, von der Mode gefördert, in zierlichem Salongewande auf alle Bücher-Nippes-Tiſche eingeführt.

Ich will erſt berichten, wie es in die Oeffentlichkeit und überhaupt zum Druck gelangte, und dann ausplaudern, was ich jetzt zwiſchen ſeinen Zeilen herauslas, und das war ein ſchönes Stück Leben, jung wie das Buch ſelbſt. Vielleicht fühlte das die Jugend und bereitete ihm deshalb ſo freundliche Aufnahme.

Es war im Spätsommer 1848. Ich kehrte eben von einer Reise nach Italien, der die Ereignisse des Sturmjahres schneller als beabsichtigt ein Ziel gesetzt hatten, in mein Elternhaus auf dem Lande zurück, nachdem ich mich zuerst in Frankfurt, wo die National-Versammlung tagte, dann in Berlin, wo der General von Wrangel eben mit seinen Truppen einzog und das Parlament aufhob, in der umgewandelten politischen Stimmung der Heimath zurecht zu finden gesucht hatte. Die theils durch überbrausende Hoffnungen, theils durch übertriebene Befürchtungen aufgeregten Gemüther fingen an sich zu beruhigen und, auf dem Lande namentlich, lenkte Alles wieder ein in die gewohnten Geleise behaglicher Zuversicht und friedlicher Arbeit.

In dem freundlichen Hause meiner Eltern, das eine einfache aber ausgedehnte Gastlichkeit auszeichnete, hatte sich ein wechselnder Kreis von Jugend zusammengefunden, theils Verwandte, theils Freundinnen meiner Schwestern, theils meine Freunde von der Schule und Universität. In der Heiterkeit des jugendlichen Zusammenseins wurden leicht die Aufregungen vergessen, die die Wolken am politischen Horizont aufsteigen ließen; aber damals spielte man noch nicht Croquet oder Lawn-tennis, sondern man dichtelte ein wenig, freilich sehr heimlich, als wäre das ein des Verschweigens werthes Unrecht, schrieb Sinnsprüche, längere und kürzere Gedichte zusammen in sehr einfache Albums, und las gemeinsam die Modedichter der Zeit. Da fand sich denn auch in meiner Mappe ein oder das andere Gedicht, das die Gelegenheit hervorgelockt hatte, und das gewürdigt wurde, in den Sammlungen der jungen Mädchen Aufnahme zu finden. Dabei kamen vier sogenannte Märchen zum Vorschein, die, in lockerem Zusammenhang unter einander, noch keinen gemeinsamen Titel trugen, und zu sehr verschiedener Zeit entstanden waren. Auch die wurden im Hauskreise vorgelesen und fanden mehr Beifall bei den Zuhörerinnen als Platz in ihren Albums. Sie waren zu umfangreich, und vielleicht überhaupt zu lang für die Geduld der Abschreiberinnen, soviel man dieser auch zumuthen konnte. Ja, wenn man einen Verleger wüßte, der das Opus druckte, allenfalls gegen Zusicherung der Abnahme einer Anzahl von Exemplaren! Auch da fand sich eine Vermittlung. Eine Freundin meiner Schwestern verkehrte in dem Hause eines jungen Verlagsbuchhändlers in Berlin und erbot sich nicht nur zum zweifelhaften Versuch, diesen zur Herausgabe der Märchen zu überreden, sondern sogar den Umschlag derselben zu illustriren. Die Protection junger Mädchen ist nicht gering anzuschlagen, sie sieht keine Hindernisse, schreckt vor keiner Ablehnung zurück, und scheut keine Waffe der Ueberredungskunst.

„Aber Märchen! In dieser Zeit, in der man nichts liest, als politische Blätter und Brochüren," protestirte der Verleger. Dagegen Lächeln, Schmollen, Zuversicht und immer wieder dieselbe Scala. Was war da zu thun?

Genug, der freundliche Verleger war jung und deshalb unvorsichtig, er blickte flüchtig in das von Damenhand copirte Manuscript, lächelte und sagte zu. Er wolle Druck und Vertrieb übernehmen, aber er verlangte einen Titel für das Buch und die Illustration für den Umschlag. Ersterer war nicht so leicht gefunden. Es war Herbst geworden und ich suchte noch immer, am Schreibtisch und auf einsamen Spaziergängen. Plötzlich war er da! Ich könnte die

Stelle noch angeben, wo ich ihn fand, als fiele er aus den Wolken. Ich ging allein gegen Abend durch ein Tannenwäldchen, den gewundenen Weg säumten Birken und junge Eichen sproßten zwischen den Fichtenstämmen auf. Das herbstliche Laub flatterte im leichten Winde zu Boden, die Sonne war trüb und fast unbemerkt untergegangen, die Nacht schnell eingebrochen; feuchtfrische Nebelluft wehte mir ins Gesicht und knarrend regten sich die Wipfel der Tannen, aus denen sich von Zeit zu Zeit ein Rabe schreiend aufschwang und schwarz abhob gegen den tiefgrauen Himmel. Das war die recht eigentliche märkische Herbstnatur, deren Gruß ich lauschte mit dem geschärften Gehör, das die Nacht in der Einsamkeit weckt. Ich hörte jedes fallende Blatt, jeden Windhauch, wie ein geheimnißvolles Gespräch des Waldes, und auf einmal war er da, den ich seit Wochen gesucht hatte, mein Märchentitel. „Was sich der Wald erzählt!" flüsterte ich vor mich hin und wiederholte es immer wieder. So kam ich zu der Bezeichnung, die mein Büchelchen einführen, zusammenfassen, dessen Inhalt sie in einer Zeile charakterisiren sollte, und sie hat sich glückbringend bewährt. Dem Titel gehörte ein guter Antheil an dem Erfolge des Inhaltes. Prolog und Epilog waren längst fertig und so erschien das Heft mit der sinnigen Deckel-Illustration wenige Wochen später, und flog, ein Gruß zur Erinnerung an das sommerliche Zusammensein, nach allen Richtungen zu den Freunden des Elternhauses. Einen andern Zweck hatte ich nicht erstrebt, auf einen buchhändlerischen Erfolg so wenig gehofft, als der Verleger selbst. Wie erstaunt war ich, als ich von Letzterem, noch bevor der Herbst zu Ende, die Nachricht erhielt, die erste Auflage meiner Märchen sei vergriffen, eine zweite nothwendig. Und nun folgten sich die Auflagen schnell. Ein großer Leserkreis war der politischen Flugschriften, der Parteiblätter, die wie Pilze aus der Erde über Nacht aufschossen, überdrüssig geworden und das Unpolemische, Harmlose kam zu seinem Recht. Eine ganze Literatur, meist aus Damenhänden, folgte meinen Waldmärchen, denen wir nichts weniger zugetraut hätten, als daß sie eine, wenn auch noch so bescheidene, Bahn brechen könnten, die sich wenigstens als Fußpfad über blumigen Rasen, überschattet von Baumwipfeln, bewährte und noch immer bewährt. Mit welcher Empfindung aber ein junger Autor zum ersten Mal seine Production an den Schaufenstern der Buchhändlerläden betrachtet, halb stolz, halb erröthend, davon hat das lesende Publicum keine Ahnung.

So machte das kleine Buch seinen Weg. Wie es aber entstand, das zieht sich durch die Geschichte meiner ganzen Jugend, und die tauchte mir wieder traumhaft auf vor der Seele, als ich es kürzlich durchblätterte. Ich will versuchen die Träume festzuhalten und ihnen noch einmal, wenn auch in flüchtiger Skizze, Gestalt zu geben.

Von meinem Eintreten in die Pforte des Alumnates hat bereits ein anderes Erinnerungsbild berichtet, und in dieser habe ich auch meine Schulzeit als eine sehr fröhliche, von warmer und breiter Freundschaft beglückte, bezeichnet. Eine Freundschaft hatte sie mir aber gebracht, die freilich der Tod mir früh raubte und mich damit den ersten, tiefen Schmerz des Lebens kennen lehrte, der unvergessen in mir blieb durch alle Zeit — die Freundschaft nicht eines gleichaltrigen Mitschülers, sondern meines Lehrers, des Professors Ferdinand Immermann,

der etwa zwanzig Jahre älter war als ich. Nie habe ich, mit Ausnahme meiner nächsten Angehörigen, einen Menschen mehr geliebt, als Ferdinand; keiner hat je solchen Einfluß auf die Entwicklung meines Wesens, meines Charakters und meiner Bildung geübt als er, und in allen meinen späteren literarischen Bestrebungen hat mir die Erinnerung an ihn, an seine Leitung zur Seite gestanden, als er längst nicht mehr sein zurechtweisendes oder zustimmendes Wort zu mir sprechen konnte. Ja noch jetzt steht er mir deutlich vor der Seele mit der ernsten, hohen Stirn, mit dem milden Blick und den feinen Lippen, die ebenso humoristisch zu lächeln vermochten als feierlich ernst zu mahnen. Noch tönt mir im Ohr sein weicher, selbst im Eifer der Rüge nie verletzender Klang der Stimme. Er war mehr eine empfangende als gebende Natur, auch im freundschaftlichen Verkehr; aber er gehörte zu denen, deren Schweigen beredt ist, den man versteht, auch ohne Worte. Wie mancher unausgesprochene Tadel, wie viel stumme Anerkennung habe ich auf dem Gruß seines Auges, dem wehmüthigen Falten seiner Stirn, dem Druck seiner Hand herausgelesen!

Wie war diese auf den ersten Blick befremdende Freundschaft des gereiften Mannes und des halben Knaben entstanden? Ich kann nur das äußere, halb zufällig angebahnte Nähertreten berichten, während die weitere Entwicklung nur durch die Eigenartigkeit der beiden Charaktere möglich war.

Ein Mitschüler, Felix Niemeyer, hatte mich, gleich nach meinem Eintritt in die Schule, in seinem Elternhause, dem des Dr. Niemeyer, eines Sohnes des berühmten hallischen Pädagogen, Kanzlers Niemeyer, eingeführt, und ich verkehrte dort, als ob ich zu ihnen gehörte, mit dem gleichaltrigen Schulfreund, mit seiner nur um ein Jahr älteren Schwester Marianne und den jüngeren Schwestern. Mit Marianne hatte ich den Confirmationsunterricht getheilt, dann Tanzstunde gehabt und die ersten jugendlichen Bälle besucht. Sie war mir wie eine Schwester geworden und ist es treu in Freude und Leid jetzt durch gerade ein halbes Jahrhundert geblieben, bei allen Geschicken, die uns trafen im langen, wechselvollen Leben, zu dessen beglückendsten Gaben ich diese reine, geschwisterliche Freundschaft rechne. Ihrem Bruder Felix und mir war die früh entwickelte, geistig überlegene Schwester schon während unserer Gymnasialzeit Ratherin und Helferin in den halb knabenhaften wie in den ernsteren Erlebnissen unserer Schuljahre, und wir empfanden es schmerzlich, als die bejahrte Großmutter, die verwittwete Kanzlerin Niemeyer, kam, um Marianne zu einer Reise an den Rhein abzuholen, wo sie eine verheirathete Tochter auf mehrere Monate besuchen wollte. Sie blieb den Sommer über und kehrte im Herbst wieder, mit Freude und Ungeduld empfangen, letzteres namentlich von Felix' Vater; denn er hatte seiner Mutter ein tiefernstes Geheimniß zu eröffnen. So rüstig er auch schien, und so treu er seinen Beruf weiterführte, hatte er doch ein schon längere Zeit hingeschlepptes Leiden, das er, der Arzt, sicher erkannte, und von dem er wußte, daß es unheilbar sei. Langsam, aber mit grausamer Unerbittlichkeit fühlte er den Tod heranschleichen. Als nun die Mutter sich zur Heimreise nach Halle rüstete, lud er sie in sein Zimmer und sagte ganz ruhig: „Mutter, reise nicht, bleibe den Winter über bei mir!“ Die

alte Kanzlerin sah ihn lange verwundert an, dann erwiderte sie: „Wenn Du mir sagst, welcher Grund Dich zu der Bitte bewegt."

Der Sohn wurde ernst und nahm ihre Hand. „Mutter," sagte er, „Du bist stark, Du hast schon viel Kummer getragen im Leben und ich habe gesehen, wie Du ihn trugst. Dir kann ich es sagen und von Dir kann ich auch verlangen, daß Du es Niemand merken läßt, nicht mit einem Wort, nicht mit einer Thräne, nicht mit einer Stimmung, das würde mir die letzten Monate meines Lebens zur Qual machen, denn dieser Herbst ist mein letzter, und ich werde den Winter kaum noch sehen. Ich weiß es sicher."

Die Mutter wurde starr, eine lange Zeit, während der Sohn ihr wissenschaftlich klar machte, wie es stand. Sie hatte Alles begriffen und dabei ihren Entschluß gefaßt. „Ich bleibe," sagte sie, „und Niemand soll mir anmerken, was ich weiß!" Sie hielt wie eine Heldin, was sie versprochen hatte, und lebte scheinbar heiter mit dem Sohn, den Enkeln, den zahlreichen Freunden des Hauses, zu denen ich mich zählen durfte. Ich habe ihr Bild noch klar im Gedächtniß. Die kleine zierliche Frau mit dem klugen Blick und dem freundlichen Zug der Milde um die Lippen, war dabei ein fester, muthiger Charakter, der diesmal einen Heroismus des Schweigens bewährte, wie man ihn kaum einem Mutterherzen zumuthen durfte. Sie sah den Sohn schwächer und schwächer werden und hatte immer noch ein beruhigendes Wort für die Angehörigen, die anfingen besorgt zu werden. Noch ehe es völlig Winter geworden war, standen wir um das Sterbebett des theuren Mannes. Von Allen nahm er Abschied.

Ferdinand Immermann gehörte zu den Freunden des Hauses und war zum Vormund der Kinder ernannt. So trat ich ihm näher im Trauerhause, lernte ein paar Jahre später in seinem Hause seinen Bruder Carl, den Dichter, kennen, der zur Taufe des Sohnes Ferdinand's gekommen war, bei der Gelegenheit Marianne kennen lernte und sich mit ihr ein Jahr später vermählte.

Für mich waren diese Tage der Trauer der Anfang einer seltenen Freundschaft. Gemeinsamer Schmerz führt schneller zusammen und bindet fester als alles Andere. Ich wurde bald ein fast heimischer Gast in der Immermann'schen Familie.

Es lag in Ferdinand's Wesen, wenn ich in seinem Hause war, mich nicht als Schüler, nicht als halben Knaben zu behandeln, sondern als willkommenen Gast, dem er das Beste entgegenbrachte, was dies Haus bot, den Stuhl an seinem Tisch und den Platz in seinem Herzen. Und wenn er, mit Rath und That, in das Verhältniß des älteren Bruders trat, so ließ er nie die Ueberlegenheit der Jahre und Stellung empfinden; er wurde traurig, wenn er streng und zurechtweisend hätte sein müssen, heiter und beglückt, wenn er zufrieden war. Ich war aber auch von rücksichtslosester Offenheit gegen ihn, und was ich Tadelnswerthes aus Uebermuth oder Unüberlegtheit begangen hatte, erfuhr er gewiß von mir zuerst. „Kind, Kind!" rief er dann, „wie kann man so sorglos und so verständig zugleich sein. Neulich in der Classe bist Du auch wieder so unaufmerksam zerstreut gewesen, daß ich überzeugt war, Du wüßtest nicht einmal, wovon die Rede. Ich schämte mich vor den andern Schülern und traute mich nicht, das Wort an Dich zu richten. Du lernst gar nichts, und wenn Du nicht eigentlich mehr wüßtest als die Andern, würde mir angst und

bange um Deine Bildung.“ Wenn er fertig war, strich ich ihm die Falten von der Stirn; er meinte, er hätte mich gescholten und war doppelt freundlich. Dann sagte ich wohl: „Du weißt es am besten, Ferdinand, wo ich es herbekomme das Wenige, was ich besser verstehe als die Andern, und daß ich das in der Schulclasse nicht gelernt habe!“

„Das wird sich an Dir rächen,“ sagte er dann. „Ich habe es an mir selbst erfahren. Ich konnte auf der Schule nie die Mathematik begreifen und dafür träume ich durchs Leben wöchentlich wenigstens ein Mal, daß ich durch das Abiturientenexamen falle, weil ich an einer geometrischen Figur nur wirr sich kreuzende Linien sehe, die ich mir nie plastisch denken kann!“

Er hatte recht. Wie oft bin ich, bis zu dieser Stunde, im Traum durch die Abgangsprüfung auf der Schule gefallen, aber nicht wegen der Mathematik, sondern wegen des lateinischen Stils und der griechischen Grammatik.

Dann aber wieder schien Ferdinand ganz zu vergessen, daß ich kaum achtzehn Jahre zählte und in vieler Beziehung noch knabenhafter war als mein Alter berechtigte. Wir saßen zusammen in den ernstesten Gesprächen, disputirten über religiöse Dinge, über Lebensansichten und Menschen, über Kunst und Literatur. Darüber brachen ganz die Schranken, die Lehrer und Schüler trennen; denn Ferdinand war mein Religions- und Literaturlehrer, und nicht selten griff ich das an, oder konnte dem doch nicht ganz beistimmen, was er in der Classe vorgetragen und behauptet hatte. Er gestattete mir abweichende, eigene Ansicht und schließlich scheiterte sie doch, weniger an seinen Gründen als an seiner Ueberzeugung. Sein innerstes Wesen war unkritisch und gern zu überwallender Anerkennung geneigt. Was schön, was poetisch an einer Dichtung, an einem Bilde oder plastischem Kunstwerk war, das fühlte er heraus und übersah die Mängel. In seiner religiösen Ueberzeugung war er streng gläubig, aber ohne alles Eifern und noch mehr ohne alle äußere Schaustellung. In der Literatur stand er unter dem Banne der Romantiker, die er über Verdienst anerkannte. Heinrich v. Kleist war sein Lieblingsdramatiker, Novalis stellte er sehr hoch und Tieck war ihm Autorität. Er lehrte mich Eins, und das habe ich ihm durchs Leben gedankt — mit Pietät an jedes nur irgend poetische Werk heranzugehen und mich zuerst daran zu freuen, ehe ich anfange zu urtheilen. Unser Verhältniß war das reinste, eigenartigste und ist es geblieben, bis es der Tod trennte. Es lag, so lange ich auf der Schule war, ein halbes Geheimniß darüber. Die übrigen Lehrer wußten wohl, so gut als meine Mitschüler, daß ich viel in dem Immermann'schen Hause verkehre, aber in der Classe und vor den Andern nannte ich Ferdinand „Herr Professor“, er mich „Sie“ und beim Familiennamen. Es sollte Niemand wissen, wie nahe wir uns getreten waren und es hätte auch Keiner ganz verstanden. Was mir aber diese Freundschaft war und für das Leben blieb, empfinde ich noch jetzt und am deutlichsten bei jeder literarischen Arbeit. Noch immer ist mir, als müsse ich sie zuerst in Ferdinand Immermann's Hand legen, als schriebe er noch mit der corrigirenden rothen Tinte, wie an den Rand meines deutschen Aufsatzes, bei einer nicht wohlklingenden Periode: „laut lesen“, und immer wieder frage ich mich: „würde ihm das gefallen, würde er zufrieden damit sein?“ Die Erinnerung an ihn ist

mir stets eine mahnende Kritik geblieben, und nicht allein bei der Production, sondern in jedem Handeln und Denken.

Aber ich scheine weitab gerathen zu sein von dem, was ich erzählen wollte, und doch steht, was ich voraus schickte, in enger Verbindung mit demselben. Professor Immermann, der den deutschen Unterricht in der Prima gab, pflegte in jedem Semester einmal anstatt des gegebenen Themas seinen Schülern die freie Wahl für den Vorwurf, den sie behandeln wollten, zu überlassen. Er wollte sie vom Zwang befreien, sich immer mit dem gebotenen Gedankengang zu beschäftigen, und es interessirte ihn, die Richtung, das besondere Interesse jedes Einzelnen kennen zu lernen. Er dachte sich das in seiner Eigenart idealer als es war, denn diese Freiheit gab zu mancherlei Mißbrauch Anlaß. Viele von den Schülern nahmen ihre Aufsätze, wo sie sie finden konnten und ihre Arbeiten hatten oft nur kalligraphischen Werth. Mir war es immer ein besonderes Vergnügen, bei dieser Gelegenheit über die Grenzen der schablonenmäßig aufgebauten Abhandlung hinauszustreifen, und es war mir von Lehrern und Mitschülern, da Letztere sonst nicht leicht eine Ausnahmestellung einräumen, für meine deutschen Aufsätze eine solche längst zugestanden. Ich hatte nämlich von der Tertia an, wo die deutschen Aufsätze anfingen, durch die ganze Schulzeit stets die beste Arbeit der Classe geliefert und zählte also eigentlich nicht mehr mit bei der Concurrenz, das stand nun einmal fest, selbst wenn ich, anstatt einer Betrachtung, ein Gedicht, anstatt der regelrecht gebauten Abhandlung ein Gespräch mit „für" und „wider" lieferte. Mir war gestattet, was man den Andern nicht nachsah, und diese fanden das ganz in der Ordnung — nur Ferdinand Immermann nicht, als ich in der Prima in seinen deutschen Unterricht eintrat. In der Classe sollte ich nichts Besonderes voraus haben, und er am Wenigsten wollte es mir einräumen. Er war vorzugsweise streng und anspruchsvoll gegen mich, aber es half nichts, denn nun erst recht, da ich für ihn arbeitete, war mein Aufsatz immer noch der beste. Wenn ich mich aber in die vorgeschriebene strenge Disposition gefügt hatte, entschädigte ich mich in den Freistunden und verfaßte Lustspiele nach Körner'schem oder Müllner'schem Muster in Alexandrinern, Gedichte, meist Balladen, in der Nibelungenstrophe, und las diese frühreifen Producte geduldigen Freunden vor. Ferdinand aber durfte davon nichts vor Augen kommen. Er hätte mir diese Zeitvergeudung als vorzeitig verwiesen; so glaubte ich wenigstens.

Da gab er wieder einmal die Wahl des Aufsatzthema's frei, und ich war verwegen genug, eine Arbeit einzureichen, die wild aufgeschossen, ganz aus den Gewohnheitsgrenzen eines Primaner-Aufsatzes heraustrat. Ich hatte mir eine phantastische Blumengeschichte zurechtgesonnen (vielleicht in solchen Lehrstunden, in denen ich nichts hörte noch lernte, wie Ferdinand behauptete, und die sicher nicht die waren, die er gab), hatte versucht, ihr Form zu geben, und meinte diese getroffen zu haben. Dazu schaffte ich ein neues Aufsatzheft an, und meine Arbeit füllte dies auch fast ganz aus. Mit klopfendem Herzen schob ich das Opus unter die Hefte der Mitschüler und sah, nicht ohne Bangigkeit, dem Tage der Rückgabe entgegen. Das war die Geschichte der Mohnblume, wie sie ganz unverändert später den Reigen eröffnete in „Was sich der Wald erzählt".

Der Tag des erwarteten Urtheils kam; Ferdinand trat mit sämmtlichen Heften in die Classe und bestieg das Katheder. Bei den andern Schülern war die Spannung sehr mäßig und einige Beklommenheit vielleicht nur bei denen, die sich eines Plagiats schuldig fühlten; mir trat das Blut ins Gesicht und der Athem stockte. Und doch rechnete ich mehr auf eine Rüge als auf eine Anerkennung. Der Professor nahm das erste Heft auf und charakterisirte kurz Thema und Ausführung. Es war, zum ersten Mal, nicht mein Heft. Die Mitschüler sahen mich verwundert an. Das zweite, das dritte Heft kam, und immer weiter. Das meinige war nicht darunter. Endlich kam es, das letzte von allen. Die Schüler waren aufmerksam geworden — da mußte etwas Besonderes geschehen sein. Ich sah, wie Ferdinand's Hand leise zitterte, als er das letzte Heft aufhob. „Endlich," sagte er, blickte aber nicht auf dabei und am Wenigsten wandte er den Blick zu mir, „ist mir hier noch eine Arbeit eingereicht, die aber so aus der Aufgabe herausgreift, die unsern hiesigen Aufsätzen gestellt ist, daß ich sie nicht nach dem Maßstab der andern beurtheilen kann. Ich gebe sie also unkritisirt und ohne Correctur zurück." Damit war die Stunde aus und ich lief, beschämt über dies zweifelhafte Urtheil, auf den Spielhof, um mich an einer Partie Ballspiel zu betheiligen, schon um den Fragen meiner Schulfreunde auszuweichen, die sehr gespannt darauf waren zu hören, was ich denn, um Himmels Willen, für ein ordnungswidriges Schriftstück zu Tage gefördert hätte!

Als ich dann später zu Ferdinand kam, erwähnte er mit keinem Worte, mit keiner Andeutung mein „freies Thema", und eben so wenig später durch Wochen. Ich fühlte, er wollte nicht darüber sprechen und ehrte sein Schweigen, das ich diesmal nicht verstand. Zuletzt hielt ich es nicht mehr aus, nicht weil ich für mein armes, harmloses Märchen eine, wenn auch noch so bescheidene und bedingte Anerkennung wünschte, sondern weil ich es nicht ertragen konnte zu denken, ich hätte damit meinen geliebten Freund gekränkt oder verdrossen. Ich faßte mir ein Herz und sagte: „Du hast mir neulich meinen Aufsatz mit so unverständlichen Worten zurückgegeben, daß ich fürchten muß, Du seist unzufrieden mit mir; aber das hättest Du mir doch inzwischen sagen können." Ferdinand sah mich eine Weile an, als werde ihm die Antwort schwer. „Das hätte ich Dir auch gesagt, wenn es gewesen wäre; aber ich meinte, Du könntest mich nicht mißverstehen. Ich habe seitdem viel über Dein Märchen, das eigentlich eine Allegorie ist, nachgedacht und mich gefragt: ‚Wird der ein Dichter oder nicht?' Nun darf man aber eine Knospe nicht frühzeitig auseinander biegen, um neugierig zu forschen, welche Blüthe sie birgt; und so wollte ich Dir meine Hoffnungen nicht aussprechen, obgleich sie viel stärker ins Gewicht fallen als die Zweifel. Dem Strebenden, der einem hohen Ziele zueilt, darf man nicht halbwegs zurufen: „Du wirst es erreichen!" sonst steht er still. Steckt aber hier wirklich eine Dichternatur in der Knospe, so wird sie sich schon aus eigener Kraft entfalten. Ist es Dir nun klar, weshalb ich schwieg?" Ich athmete auf. Wenigstens hatte ich den Freund nicht gekränkt. Die Frage aber, die er sich abermals bei meiner ersten Märchendichtung stellte, habe ich mir später entmuthigend bei jeder neuen Arbeit selbst aufgeworfen. Er fehlte mir, dessen Wort das Zagen hätte überwinden können.

Mein Fortgehen von der Schule war in der That ein schwerer Abschied und das erste Studienjahr, das ich in Berlin zubrachte, konnte mich nicht entschädigen für das, was ich mit dem Austreten aus dem alten Kloster Unserer lieben Frauen aufgab. Auch sollte mir das eigentliche Studentenleben erst mit meinem anderthalbjährigen Aufenthalte in Heidelberg aufgehen und zwar so beglückend, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Den vollen Reiz der Freiheit und Fröhlichkeit der Jünglingsjahre lernte ich erst dort kennen im Zauber der Natur, im weiten Verkehr mit Altersgenossen, im frischen Jubel des Corpslebens, das einen großen Kreis lebensfroher Jünglinge in aufrichtiger Freundschaft verband. Aus den Studien wurde freilich nicht viel; aber wir lernten von einander, was den Charakter stählt in sorgenfreier Schule des Lebens, und die verjubelten Stunden auf der Kneipe, die übermüthigen Abende bei den Commersen, die kecken, kräftigenden Morgenstunden auf dem Fechtboden und auf der Mensur waren keine verlorenen. Das aber kann nur verstehen, wer selbst Student war; und ich war es mit Leib und Seele. Die Glückseligkeit meiner Heidelberger Studentenzeit klang noch durch mein ganzes Leben wie ein Accord, der höchste Befriedigung anschlug und der spät, spät erst, in den Prüfungen des Geschicks, in wehmüthigem Ton verhallte. Heidelberg blieb lange das Wort, das die glücklichsten Erinnerungen für mich einschloß und die ganze Poesie des Daseins vor meiner Seele wach rief. Alle andern Bestrebungen traten zurück; ich wollte nur das Leben, das sich so schön um mich schmückte, die Jugend, die es voll genießen ließ, bis zum letzten Tropfen auskosten. Während die ganze Existenz Poesie war, verstummte der Drang, sich eine andere zu erträumen und zu erdichten, und kaum fügten sich in der ganzen Heidelberger Zeit ein paar Eindrücke zu unfertigen Versen, die nicht einmal werth schienen, als Andenken bewahrt zu werden. Nur einmal, es war am Weihnachtsabend, ergriff mich eine Empfindung von Heimweh nach dem Elternhause, nach den fernen Lieben in der Heimath. Wir hatten freilich in der Kneipe unseres Corps, wo wir Gueſtphalen uns allabendlich versammelten, eine Weihnachtsfeier bereitet, mit geschmücktem Lichterbaum und darunter jeder sein Geschenk gelegt, so daß Alle ihr Andenken durch das Loos ertheilt erhielten; aber es wollte doch die rechte Stimmung nicht aufkommen, wenn auch Keiner das zeigen mochte. Noch entschiedener empfand sich das am nächsten Morgen, der sonnig über die leichtgefrorene, beschneite Erde aufstieg. Ich wollte mein Heimweh nicht betäuben in erzwungener Fröhlichkeit des Zusammenseins mit Andern und ging einsam hinaus über das Schloß und weiter in den Wald hinein, wo ich sicher war, Niemandem zu begegnen. Es war weihnachtlich in der Natur, der Schnee knirschte unter den Schritten und die kahlen Bäume am Wege schmückten die Epheuranken wie glänzende Flitter, die sich in die Aeste hinaufzogen; die Zweige der Tannen aber beugte der glitzernde Schnee, und seine Krystalle funkelten im Sonnenlicht, glänzten wie einer Kette gleich an riesigen Weihnachtsbäumen, deren Stämme sich wie Masten zum klaren Himmel hoben. Die alte Märchenluft erwachte in mir, und so wob sich aus Heimweh, aus früher geträumten Bildern, aus dem Glück der Gegenwart das Märchen des Tannenbaums, das ich dann, in den nächsten Tagen, schnell niederschrieb — das einzige festgehaltene Zeugniß Heidelberger Jugendstimmung. Und doch, als ich jüngst

dies Märchen wieder las, stand die ganze selige Studentenzeit vor mir, wenn auch keine Silbe davon spricht als der Epilog mit flüchtiger Andeutung. Der aber entstand erst mehrere Jahre später.

Mit dem dritten Märchen aus der Sammlung, das vom Waldbach erzählt, habe ich mich niemals recht befreunden können und auch jetzt steht mir bei ihm für die Erinnerung am wenigsten zwischen den Zeilen. Es hatte mich, nachdem ich meine beiden ersten juristischen Examina in Berlin absolvirt, wieder nach Magdeburg gezogen, wo ich im Spätsommer 1846 bei der Regierung als Referendar eintrat. Vor Allem war es Ferdinand Immermann, den ich wiederfand, in dessen Haus ich zog und mit dem der Verkehr mir unschätzbar wurde. Ich war ihm im Alter scheinbar näher getreten, und doch blieb er mir, fast noch mehr als früher, der erziehende Freund, immer besorgt um mein Seelenheil und treuer Rathgeber für den angehenden Schriftsteller, der sich nun ganz dem Lustspiel zuwandte, damit aber von den poetischen Auffassungen des Romantikers sehr abwich. Uebrigens hatte sich in Magdeburg, das inzwischen durch das Eisenbahnnetz mit allen Fernen verbunden war, ein großer Kreis von Schul- und Universitätsfreunden zusammengefunden, und ein munterer, oft übermüthiger gesellschaftlicher Verkehr begann. Im Winter allwöchentlich einmal Liebhabertheater oder lebende Bilder neben den Bällen, im Sommer Landpartien, die sich zuweilen sogar bis zu kleinen Ausflügen in den Harz ausdehnten. Es war ein frisches, geistig nicht unbewegtes Treiben, das aber doch zerstreuend selbst von den Berufsstudien und mich besonders von jeder poetischen Production abzog. Dafür entstanden eine Masse von Gelegenheitsgedichten, Eintagsfliegen, die mit der Flüchtigkeit hingeworfen wurden, die ihr Zweck berechtigte und entschuldigte. Ferdinand sah dem bedenklich zu, und mit Recht. Er verlangte Ernst für das Reifen poetischer Begabung, und aus diesem Contrast des äußerlich oberflächlichen Treibens mit dem Trieb zum poetischen Schaffen entstand das etwas empfindsame thränenreiche Märchen des Waldbaches und ein paar Einacter, von denen Ferdinand sagte, sie kämen ihm in ihren wenigen Blättern vor wie die Couplets, die der Orgeldreher auf der Messe von seinem Leierkasten feil böte, mit der Bezeichnung „gedruckt in diesem Jahr". Und nichts desto weniger fand er immer noch ein Körnchen „anmuthiger Poesie" heraus. „Das würde mir sehr gering vorkommen," sagte er, „wenn es mir nicht immer bewiese, daß Du mehr Talent und Herz damit versteckt, als zu Tage gefördert hast."

So wenig also dieser Aufenthalt in der alten Stadt meiner Schuljahre mit dem Märchen, das in ihr entstand, Verbindung zu haben scheint, so lebhaft ruft mir dies doch einzelne Momente jener Zeit ins Gedächtniß, und frische und hoffnungsreiche, endlich aber tief traurige Tage treten mir in das Gedächtniß. Ich bewohnte im Hause Ferdinand's parterre zwei große Zimmer, die er mir überlassen hatte, er selbst mit seiner Familie hatte den ersten Stock inne und mir gegenüber, getrennt nur durch die breite Einfahrt, hatte eben mein lieber Schulfreund, Dr. Felix Niemeyer, mit dem ich ja schon an dem Sterbebette seines Vaters gestanden, der dann in meinem Elternhause als Schüler und Student heimisch geworden war, den jungen Herd gegründet. Felix war in den Anfängen seiner Berufscarrière, und ich will gleich hier einschalten, daß

er später als Professor in Greifswald, dann in Tübingen eine Autorität in seiner Wissenschaft wurde, zugleich aber bei der Frische seines Wesens besonders segensvoll auf die Jugend wirkte, die mit Begeisterung an ihm hing. Er starb als Leibarzt des Königs von Württemberg im blühendsten Mannesalter, nachdem er in den Jahren 1870 und 1871 seine Kraft übermäßig dem Dienste der Kriegslazarethe geopfert, unterstützt von seiner hochgebildeten Frau, die ihm durch eine glückliche Ehe in seinem wissenschaftlichen Streben fördernd und helfend zur Seite gestanden hatte. In der Zeit, von der ich erzähle, verheirathete sich das junge Paar und richtete sich das freundliche, bescheidene Heim in dem Hause des Freundes ein.

Wenn Ferdinand erschöpft aus dem anstrengenden Dienste seines Berufes heimkehrte, klopfte er immer bei einem oder dem andern seiner Hausgenossen an, sei es nur zum flüchtigen Gruß oder zum Ausruhen in längerem Gedankenaustausch. Er fühlte seine Freundschaft wie eine Pflicht, halb des älteren Mannes, halb des Hausvaters. Wen sein Dach beherbergte, der gehörte zu ihm, oder hatte doch Anspruch auf seine Fürsorge. Er nahm uns dann wohl auch zu sich hinauf, wenn er meinte, sein Zimmer sei behaglicher oder dort unser Zusammensein sicherer vor Störung. Ferdinand war zum zweiten Mal verheirathet und zwar mit der Schwester seiner ersten Frau; diese war gestorben, als sie einem Töchterchen, das ihr nach wenig Stunden folgte, das Leben gegeben hatte. Sein einziger Sohn, der Liebling des ganzen Kreises, stand unter der zärtlichen Pflege der Stiefmutter. Ich hatte, als Schüler, mit Ferdinand die erste Frau, Johanna, betrauert und seinen Schmerz beim Tode seines Bruders Karl, des Dichters, getheilt; ich sollte bald mit Luise, der zweiten Frau, an seinem eigenen Sterbebette stehen.

Der Vater dieser beiden Frauen hatte ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Holländer von Geburt, war er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als junger Arzt nach den indischen Colonien gegangen, und von da, ich weiß nicht durch welche Verbindung, nach China gekommen, obgleich das himmlische Reich damals noch für einen Europäer fast uneindringlich verschlossen war. Dr. Viselius aber hatte sich dort, vom Glück begünstigt, einen Ruf als Arzt gemacht, und nach einer Reihe von Jahren ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Er kaufte dafür ungeprägtes Gold und Edelsteine, um diese im Vaterlande wieder zu verkaufen, da damals noch keine Bankverbindungen mit China bestanden, die ihm hätten seine Ersparnisse umsetzen können. Auf der Heimreise aber strandete sein Schiff und ging unter, er rettete nur das Leben, sein Vermögen wurde ein Raub des Meeres. Arm und mittellos wollte er aber nicht in die Heimath zurückkehren und entschloß sich also kurz, die Rückreise nach China anzutreten und dort noch einmal sein Glück zu versuchen. Das schlug ein; unterstützt durch die schon bestehenden Verbindungen, und wieder als wohlhabender, nun aber bereits alternder Mann kehrte er nach Holland zurück. Er fand Niemanden mehr von den Seinigen, keinen Verwandten, keinen Freund, nicht einen Menschen, den er kannte, weder in der Heimath noch sonst in Europa. Da entsann er sich doch eines Mannes, eines Deutschen, den er vor Jahren auf den holländischen Colonien kennen gelernt hatte, dem er als europäischer Landsmann

näher getreten war, und der, wie er durch angestellte Nachforschungen erfuhr, in Magdeburg als hochgestellter Beamter mit seiner Frau, einer Ostindierin, lebte. Er reiste dorthin und fand den Freund, der ihn gastlich aufnahm. Das bewog ihn, sich auch in Magdeburg niederzulassen. Bald schuf er sich dort ein neues Heim und verheirathete sich mit einem jungen Mädchen, dessen bescheidenes, sinniges Wesen ihn angezogen hatte. Vier Töchter und ein Sohn — der aber, kaum erwachsen, starb — entsprossen der Ehe, deren Glück er im selbsterworbenen Wohlstand genoß. Aber die Kriegsjahre kamen und erschütterten diesen, und als, bei der Ueberfüllung der Kriegslazarethe, die ärztliche Hilfe nicht mehr ausreichte, stellte sich Dr. Viselius, der sonst seine Praxis in Europa nicht wieder aufgenommen hatte, zur Verfügung. Seine Aufopferung sollte ihm verderblich werden. Er erlag dem Lazareth-Typhus.

Die Wittwe blieb mit fünf Kindern zurück in bescheidenem, wenn auch immer noch auskömmlichem Wohlstand. Mehrere Jahre nach dem Tode des Gatten kam, auf vielen Umwegen und sehr verspätet, ein Brief von einem Freunde des Doctors aus China, der sich nach den Verhältnissen der Familie erkundigte. Er wollte gehört haben, daß sie bedrängte seien und fragte, wie er helfen könne. Die Antwort lautete dankend und theilte der Wahrheit gemäß mit, daß bei den bescheidenen Ansprüchen der Familie das Vermögen ausreiche. Einige Zeit später kam in vielen Kisten eine Sendung von dem Freunde als Geschenk für die Kinder des Verstorbenen, lauter chinesische Raritäten, meist ohne andern Werth als den der Curiosität, namentlich damals, als diese Gegenstände noch nicht den europäischen Markt überschwemmten. Es war eine Reihe von Oelbildern, Landschaften, die verschiedenen Etablissements darstellend, die der Doctor Viselius bewohnt hatte, freilich ohne Perspective gemalt; Lackſachen, Becher aus Bambus roh geschnitzt, Porzellane, und eine Masse von seidenen und anderen Stoffen für Meubles und Kleider, in denen später die Töchter auf den Bällen in Magdeburg Aufsehen machten. Mit welchem Interesse hatte ich schon als Schüler die Schätze der chinesischen Sendung betrachtet, die immerhin einen eigenthümlichen Schmuck der Wohnzimmer gab! Auch das Porträt des Doctors selbst war dabei, unschön, braun, ohne Schattirung, fremdartig, vielleicht nach chinesischem Geschmack verschönert. Nun war die Frau Doctor Viselius gestorben und ich fand in Ferdinands Hause alle die Raritäten wieder.

Dies patriarchalisch eigenartige Zusammenleben riß der Tod grausam auseinander.

Ich entsinne mich, daß ich Ferdinand einen Abend in seinem Zimmer erwartete. Er kam ungewöhnlich spät aus dem Alumnat und fiel mir auf durch eine bei ihm sonst so selten bemerkbare Nervosität. Er wollte erst auf meine Fragen nicht antworten. Die Schüler hätten Excesse gemacht; aber ihm schiene, als nähmen die Lehrer die Sache zu ernst. Nach und nach war es ihm doch eine Erleichterung, sich auszusprechen, weil seine Erregung sich steigerte. „Du wirst gleich Alles entschuldigen," sagte er, „und ich bin froh, daß Du nicht mehr Schüler bist; sonst wärest Du sicher mitten dazwischen. Die unvorsichtigen jungen Leute haben sich zu allen Zimmern Nachschlüssel verschafft oder zurechtgefeilt, die Hefte der in den Classen geschriebenen Extemporalien herausgeholt und durch-

corrigirt. Sie müssen das schon längere Zeit getrieben haben. Nun hat man die Schlüssel gefunden, sie lagen alle auf dem Tisch und Einer nach dem Andern wurde verhört. Die Schlüssel sahen mir aus wie Ketten, und das Verhör machte mir den Eindruck einer Criminalunterſuchung. Die ganze Gesellschaft soll ins Karzer, mehrere relegirt werden. Das haben sie vielleicht verdient, aber man müßte sie wie unüberlegte Knaben, nicht wie berechnende Verbrecher behandeln. Damit werden sie nicht besser. Ich mag nicht vom Erzieher der Jugend zum Richter werden. Wer hat immer und in allen Stücken seine Pflicht erfüllt?" Er konnte den Gedanken nicht los werden und behauptete, er müsse noch eine halbe Stunde in die Luft, obgleich es finster und ein naßkalter Herbstabend war. Am nächsten Morgen fand ich ihn erkältet und fiebernd. Er setzte nichtsdestoweniger seine Lehrstunden nicht aus, bis sein Arzt einschritt. Seine fieberhafte Aufregung steigerte sich zu Selbstanklagen, die aus der Luft gegriffen waren. So schleppte er sich durch peinliche Wochen fort bis ein Typhus ausbrach. Felix und ich wechselten ab oder brachten zusammen die Nächte bei dem Freunde zu. Der junge Arzt theilte nicht die Ansicht über die Behandlungsweise der älteren Doctoren, aber sie hörten nicht auf seine Meinung. Von unserer Angst getrieben, reiste ich nach Halle und holte den berühmten Professor Krukenberg. Wir fanden bei unserer Ankunft Ferdinand eben gestorben.

Der Aufenthalt in Magdeburg hatte für mich, ohne den Verkehr mit ihm so Schweres, daß ich auf ein Jahr Urlaub nahm, um für diese Zeit nach Italien zu reisen. In den letzten Tagen des Jahres 1847 trat ich meine Fahrt an und ging über Wien, Triest, Florenz zu längerem Aufenthalt nach Rom. Damals, als noch keine Eisenbahn die Städte Italiens verband, war die Reise zeitraubend, der Fremdenzusammenfluß in Rom ein mäßiger. Ein nur kleiner Kreis deutscher Landsleute hatte sich dort gefunden, unter denen ich die Ehepaare Schücking und Häring (Willibald Alexis), Bodenstedt, einige junge Archäologen und Künstler erwähnen will, neben hochgebildeten Persönlichkeiten, die sich diesen anschlossen. Im Februar schon mitten im Rausch des römischen Carnevals ergriff der Sturm, den die Revolution in Paris hervorrief, die längst ahnenden Gemüther und zwang einen großen Theil der Freunde in die Heimath zurückzukehren. Nur Willibald Alexis mit seiner schönen, liebenswürdigen Frau und ich beschlossen, trotz alledem Neapel nicht aufzugeben und wir fanden auch dort einen kleinen Kreis liebenswürdiger Landsleute, die uns in freundlichster Weise als Gäste ihrer deutschen Colonie begrüßten und die Bekanntschaft mit den wenig andern Touristen vermittelten. Es war April geworden, und nun kamen die Nachrichten aus der Heimath, oft übertrieben, unklar und dadurch nur um so beunruhigender. Dazu hatte das Fieber der Revolution auch die leicht beweglichen Neapolitaner ergriffen und allabendlich rottete sich ein schreiender, tobender Haufe zusammen, der durch die Straßen zog, anwuchs und sich dann vor dem Königlichen Schloß aufpflanzte. Es war eine politische Fortsetzung des Carnevals, dem in diesem Jahr die Weltereignisse ein verfrühtes Ende gemacht hatten. Freilich sah diese Demonstration in Neapel aus wie die Spielerei lärmlustiger, großer Kinder, die keine Ahnung davon hatten, was sie eigentlich wollten; und Alles klang wie Jubel der Zügellosigkeit und nicht wie Zorn, der sich zum

Kampf bereitete. Man konnte über diese Aufläufe nur lachen, die die Urheber selbst: „Ah bah, eine kleine Revolution" nannten, die man jetzt überall mache. Zuerst spotteten wir auch über diesen lustigen Ausbruch heiterer Arbeitslosigkeit, die wenig gewinnen und nichts verlieren konnte, und von der die damalige regierende Macht auch in stummer Verachtung gar keine Notiz nahm. Der Haufe verzog sich wieder, wie er zusammengelaufen und am nächsten Morgen war es still und harmlos in den Straßen der prächtig an ihrem unvergleichlichen Golf ruhenden Stadt, als schlüge sie langsam die Augen auf nach erquickendem Schlummer.

Zuletzt aber wurde uns doch das tobende Kinderspiel lästig, hinter dem die Sorge um die Angehörigen in der Heimath, die Unsicherheit, wie sich dort die Verhältnisse entwickeln würden, welche Opfer sie gekostet hätten, drohend und gespenstisch auftauchten. Für die Museen hatten wir keine Stimmung mehr und nur der wunderbare Zauber der Natur fesselte uns noch in der Fremde. Wir beschlossen, dem Lärm der Stadt zu entfliehen und uns in die Stille von Sorrent zurückzuziehen, um dort die Nachrichten aus der Heimath abzuwarten, ob sie unser längeres Fernbleiben gestatteten oder schleunige Heimkehr verlangten. Wilibald Alexis und Frau Laetitia, seine Gattin, hatten sich mir angeschlossen, und zwei ältere Fräulein, Gutsbesitzerinnen aus der Nähe von Magdeburg, mit denen mancherlei Beziehungen mich schnell bekannt gemacht hatten, obgleich ich sie erst damals in Neapel kennen lernte, wollten sich von uns nicht trennen. So siedelten wir nach Sorrent über, wo wir die Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihren Begleiter, Herrn von Bistram, schon fanden. Die Gräfin Hahn stand damals auf dem Höhepunkt ihrer schriftstellerischen Erfolge, und war noch nicht öffentlich zum Katholicismus übergetreten. Sie war nicht mehr jung und kann nie eigentlich schön gewesen sein. Kummer und Verbitterung hatten ihr den Ausdruck einer abweisenden Starrheit gegeben, der noch dadurch vermehrt wurde, daß das eine Auge, wie sie behauptete durch eine vernachlässigte Cur, die Sehkraft eingebüßt hatte. Aber die Sicherheit ihrer vornehmen Haltung, der Muth ihrer Meinung und ihres Urtheils imponirten und ihr Geist fesselte selbst, wo er zum Widerspruch reizte, und das that er fast absichtlich, in den meisten Dingen. Gerade in dem fast zu merklichen Bestreben abzustoßen, zog sie an. Man disputirte vortrefflich mit ihr über Politik, Kunst, Literatur, ja über allgemeine Weltanschauungen und einzelne Persönlichkeiten; aber sie kämpfte mit scharfen Waffen und wich nie, auch nur ein Haar breit, zurück. Herr von Bistram war ihr im Gespräch ein vortrefflicher Secundant. Sehr unterrichtet, von vollendeten Formen, mit ausgleichender Liebenswürdigkeit, stand er freilich ganz auf ihrer Seite; aber wenn er auch manche Blöße ihrer Deductionen durch ein dazwischen geworfenes Wort zu decken, von einem gefährlichen Gedankensprung abzulenken versuchte, so wußte er doch stets auch dem Gegner durch ein verbindliches Zustimmen den Weg vom Kampf des Wortes zur anregenden Conversation zu ebnen. So ging man immer angeregt aus dem Gespräch mit der merkwürdigen Frau, wie man auch ihre Romane, denen man wenigstens das einräumen muß, daß sie ihren eigenen Weg einschlugen, nie ohne Interesse aus der Hand legte, nach wie vielen Richtungen hin sie uns auch unbefriedigt ließen. Die kleine Colonie hatte

Digitized by Google

sich schnell ihren Verkehrsplan festgestellt und die Tagesordnung geregelt. Wir hatten uns, jeder für sich, aber doch nicht entfernt von einander, unsere Wohnungen gewählt; und da es noch zu früh im Jahr war für die gewohnten Sommergäste, hatten wir volle Auswahl. Den Vormittag hielt sich jeder frei zur Arbeit, zur Lectüre oder zum einsamen Spaziergang. In der Mittagsstunde kamen wir zusammen und planten den Ausflug des Nachmittags, sei es zu Wagen und zu Pferde, oder mit dem Boot, sei es nur für die nächsten Stunden oder schloß sich eine kleine Reise für den nächsten Tag an. So besuchten wir Amalfi, Salerno, Paestum, so fuhren wir mit dem Boot nach Capri, oder über Castel a Mare nach Pompeji. Wenn uns aber der Abend nach dem liebgewordenen Sorrent zeitig genug zurück führte, lasen wir uns aus der Reisemappe eigene, meist eben entstandene Productionen vor. Wilibald Alexis war fleißig an einem wunderlichen Werk, halb Roman, halb Märchen, „der Zauberer Virgilius", von dem er gern die einzelnen noch frischen Capitel mittheilte. Ich brachte meine Märchen zum Vorschein und schrieb das letzte, den Abschluß, die Erzählung vom Stein. Der Leser wird leicht in dem Märchen die Beziehung finden, in der es zu dem Boden und der Natur, der Verbindung steht, in der es ersonnen und in Form gefaßt wurde. Was er nicht findet, was nur der Verfasser zwischen den Zeilen liest, und was ihm Stimmungen von lange, lange her in das Herz zurückruft, ist, daß Heimweh das Märchen dictirt hatte, Heimweh, das stark sein mußte, um mich von den Wundern des Ortes fortzutreiben, in denen ich lebte. Noch unter dem frischen Eindruck der ersten Reisefreiheit, den Anregungen des alten Roms, im Verkehr mit geistig bedeutenden, schnell lieb gewordenen Menschen, fesselte mich der Zauber von Sorrent. Das Haus, das ich bewohnte, war auf einem, zum Meer steil abfallenden Felsen anspruchslos für Sommerbadegäste erbaut, aber es hatte hohe Räume und eine schöne weinbedachte Veranda. Ich war der einzige Bewohner und hatte mir zusammengesucht, was mir für Wohn- und Schlafzimmer bequem erschien. Hinter dem Häuschen breitete sich ein Orangengarten in Blüthe und Frucht und abseits in demselben war das Wohnhaus der freundlichen Wirthe, prächtige, schöne Menschen, der Vater, zwei erwachsene Söhne, zwei eben erblühte Töchter, und zwei noch stattliche Schwägerinnen, die das Haus führten. Die Familie lebte vom Ertrag der Miethe im Sommer, von der Orangenernte und von der Seidenzucht. — Alle Räume meines Häuschens waren durchwürzt von dem Duft der blühenden Goldfrüchte, gekühlt von der einströmenden Frische des Meeres. Mein Bett hatte ich so gestellt, daß ich, wenn mich das Anrauschen des Meeres weckte und ich mich aufrichtete, zu meinen Füßen den dunkelblauen Golf sah, die Wasserfläche, welche die Lichter des gegenüberliegenden Neapels begrenzten. Und in diesem Spiegel, in dem der Sternenhimmel sein Bild wiedergab, zogen die rothleuchtenden Fackeln der Fischerböte. Wandte ich nun den Blick nach rechts, so hob sich dunkel von dem Nachthimmel der Vesuv, der damals etwa alle zehn Minuten einen Feuerregen emporschleuderte. Bei Tage sah man nur die fast unbewegliche Rauchsäule sich aus dem Berge erheben; sobald es aber Nacht wurde, erglühte sie dunkelroth, und was im Sonnenlicht als graue Streifen erschien, die vom abgestumpften Gipfel des Berges bis zum Fuß herniederzogen, wurde funkelndes fließendes

Feuer in den Schatten der Nacht. Es lag etwas so Berauschendes in der ganzen Natur, so besondere Wunder der Schöpfung offenbarten sich an diesem lieblichsten Orte der Erde, daß nur der das Heimweh verfteht, das von hier forttreiben konnte, der es selbst empfunden hat.

Und heimwärts ging es mit dem so lieb gewordenen Ehepaar Haering, mit den beiden neu gewonnenen alten Freundinnen, und wir fanden fast eine andere Welt, der Frühling des Jahres 1848 schien alle Dinge gewandelt zu haben. So bin ich mit meinem Bericht denn wieder angekommen, wo ich begann, und — wie das der Epilog meines Märchenstraußes bezeugt — ein schönes Stück Leben, voll Jugendmuth, Jugendhoffnung, Freundschaft und Begeisterung, voll Reiseluft und Reiseglück lag hinter mir. Noch einmal habe ich das Alles in das Gedächtniß und in die Empfindung zurückgerufen, indem ich diese Skizze schrieb; noch einmal beschwor ich den Schatten des Doppelgängers herauf, in dem ich mein eigenes Bild wieder sah; noch einmal, wie einen wehmüthigen Nachklang, habe ich es gehört

„Was sich der Wald erzählt."

Ein Novelliſt des modernen Italiens.

Salvatore Farina.

Von

Siegfried Samoſch.

Ein erfriſchender, kräftiger Hauch durchweht in unſern Tagen die italieniſche Poeſie. Wie die hervorragenden Lyriker jenſeits der Alpen aufgehört haben, „mit Petrarca's ſüßer Zunge von Liebesgram zu girren", iſt auch den dramatiſchen und den erzählenden Dichtungen ein männlicher Zug aufgeprägt. Man braucht nur eine der formvollendeten Oden Gioſuè Carducci's, oder ein Drama Pietro Coſſa's zu leſen, um zu begreifen, wie ernſt die beſten italieniſchen Schriftſteller ihre Aufgabe erfaſſen. Mögen dem deutſchen Geſchmacke die zahlreichen claſſiſchen Reminiscenzen in den erwähnten Poeſien immerhin etwas pomphaft erſcheinen, ſo darf doch nicht überſehen werden, daß die Italiener und vor Allem die Römer ſich gerne an ihre „berühmte Abſtammung" erinnern laſſen.

Auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung ſind es insbeſondere Salvatore Farina und Giovanni Verga, die ihren Landsleuten neue Bahnen gewieſen haben. Während aber der letztere, der entſchieden realiſtiſchen Richtung anhangend, durch die Naturwahrheit, den „verismo" ſeiner Darſtellung, nicht ſelten an franzöſiſche Vorbilder, an Flaubert und Balzac erinnert, athmen die Novellen und Erzählungen Salvatore Farina's einen ſo gemüthvollen Humor, daß eine Parallele mit Dickens ſich von ſelbſt darbietet. Hieraus erklärt ſich auch der herzgewinnende Eindruck, welchen die von Ernſt Dohm in dieſen Blättern begonnene Ueberſetzung des Novellencyklus: „Mio Figlio!" gerade in Deutſchland erzielte. Mußte man ſich doch von der geſammten Welt- und Lebensanſchauung Farina's ſympathiſch berührt fühlen, welcher die Freuden und Leiden des Familienlebens ſo anſchaulich zu ſchildern weiß, daß wir heimathliche Klänge zu vernehmen glauben. Ernſt Dohm hatte den Autor ſo liebgewonnen, daß er die Uebertragung des Werkes: „Mio Figlio!" gerne zu Ende geführt hätte; ein Wunſch, deſſen Erfüllung ihm leider verſagt blieb, ſo daß die bewährte Feder Hans Hoffmann's ſich der Aufgabe unterziehen mußte. Aus einer Mittheilung, die wir dem Herausgeber dieſer Zeitſchrift verdanken, kann man deutlich das Intereſſe erſehen, welches Dohm für die von ihm unternommene Arbeit hegte. In ſeinem literariſchen Nachlaſſe fand ſich noch der Anfang der nächſten Skizze, es war das Letzte, was er geſchrieben, und er hatte den Titel des Originals: „Coraggio e avanti!" charakteriſtiſch überſetzt: „Vorwärts mit friſchem Muth!" Der ſchalk-

hafte Humor, der in dieser Wendung liegt, paßt vortrefflich zum Localkolorit der Erzählung.

Ueber den bisherigen Lebenslauf Salvatore Farina's liegen authentische Angaben vor. Eine am 25. März 1883 niedergeschriebene autobiographische Skizze, die uns der Verfasser mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit zugehen ließ, zeugt nicht bloß von dessen aufrichtiger Herzensbescheidenheit, sondern bekundet auch eine solche Zartheit und Innigkeit der Empfindung, daß wir es uns nicht versagen können, das für die Eigenart des Dichters bezeichnende Document hier in der Uebersetzung mitzutheilen. Salvatore Farina, der mit allzu großer Zurückhaltung und ohne die leiseste Spur von Ruhmsucht seiner Werke gedenkt, möge es verzeihen, wenn wir ihn, wie folgt, redend einführen:

„Ich bin am 10. Januar 1846 zu Sorso auf der Insel Sardinien geboren. In Sassari besuchte ich die Classe für Rhetorik und folgte dann meinem Vater, der damals stellvertretender General-Procurator am Appellhofe war, nach Piemont. Die Mutter starb mir bereits, als ich elf Jahre alt war; ein Jahr vorher hatte ich einen älteren Bruder verloren — meine Heimathsinsel verließ ich im Jahre 1860. In Casale-Monferrato besuchte ich das Lyceum; in Pavia verbrachte ich die beiden ersten, in Turin die beiden letzten Jahre meiner Rechtsstudien und erhielt im August des Jahres 1868 die juristische Doctorwürde. Am darauf folgenden 3. September heirathete ich meine Cristina, die dreizehn Jahre mit mir zusammen lebte und die Gefährtin aller meiner Bedrängnisse war, die Zeugin meiner kleinen fieberhaften Erregungen als Künstler; meine Rathgeberin und Freundin; kurz, die Alles für mich gewesen ist. Die Aermste starb vor einem Jahre, allmälig an der Schwindsucht dahinsiechend. Mein ganzes künstlerisches und mein ganzes häusliches Leben vermischen sich miteinander; ehe ich mich verheirathete, war ich noch nicht Künstler, ich träumte nur von der Kunst — kaum vermählt, begab ich mich nach Mailand, die Gesetzbücher im Stiche lassend, um mich der Literatur zu widmen, oder genauer, um Novellendichter zu werden. Mein ganzes Verdienst besteht vielleicht darin, daß ich nur Novellendichter und Vater sein wollte, nichts weiter. Ich begann mit einer ziemlich mittelmäßigen Erzählung: „Due Amori" — ihr folgte eine andere, die nicht viel mehr taugte: „Un Segreto" — dann kam ein Roman, in welchem nach meiner Ansicht und auch nach der Ansicht der Kritik eine warme Schilderung des menschlichen Herzens enthalten war: „Il romanzo d' un vedovo"; hieran schloß sich: „Frutti proibiti". Den ersten wirklichen Erfolg bezeichnete aber: „Il tesoro di Donnina" (1873), worauf immer glücklicher und mit immer größerer Sicherheit geschriebene Bücher folgten: „Fante di picche" („Pikbube"), einige kurze Novellen: „Una separazione di letto e di mensa" u. s. w., „Amore bendato" (1875), „Capelli biondi", „Dalla spuma del mare", „Un tiranno ai bagni di mare", „Oro nascosto", „Mio Figlio!" „Il Signor Jo" — „Fra le corde d' un contrabasso", „Amore ha cent' occhi". Alle diese Romane wurden in viele Sprachen übersetzt ... Sie werden jedoch etwas Intimeres erfahren wollen, und ich empfinde die Verlegenheit, Sie zufrieden zu stellen. Man nennt mich einen „Bären", weil ich gerne allein bleibe; richtig ist, daß ich etwas melancholisch bin; doch in Gesellschaft von Freunden (ich besitze nur wenige) kann ich auch lachen. Ich liebe die Kinder, die Musik, schönes Geräth, ich verehre das Schöne

in allen seinen Formen, ohne ein Sybarit zu sein. Eher bin ich schüchtern, weil ich mich davor scheue, den Nächsten zu beleidigen, und nicht dulde, daß mir eine Beleidigung zugefügt werde. Aber auch in dieser Hinsicht muß ich eine Erläuterung geben, weil Wenige besser als ich jeden Nachtheil erdulden, wenn ich die Ueberzeugung hege, daß Derjenige, der ihn mir verursacht, nicht die Absicht hatte, mich zu kränken.

„Wenn ich stets, vielleicht allzusehr nach der Absicht forsche, so ist dies eine Quelle von Leiden, die vermieden werden müßten. Dies will ich auch meinen Kindern anrathen, deren ich vier besitze: eins aus der ersten Ehe meiner Frau, das mir sehr theuer ist, sowie drei eigene, einen Knaben von dreizehn Jahren, Agostino, zwei Mädchen, Antonietta und Laurina. Seit dem Tode der Mutter befinden sie sich sämmtlich in Pension, und ich bin allein. Ich besuche sie aber häufig, und mein Lieblingswunsch ist, sie alle eines Tages wieder um mich zu haben. Was könnte ich Ihnen noch anführen? — Daß ich Ritter des Ordens der Corona d'Italia bin, weil einer meiner früheren Lehrer der Literatur, Ferdinando Bosio, einmal Secretär des Ministers Coppino war. Jener ließ mich nun ohne mein Wissen „kreuzigen" („crocifiggere"), nicht etwa, weil man im Ministerium meiner literarischen Thätigkeit irgendwie Rechnung trug. Letztere Annahme wäre eine allzu große Illusion und hieße, von einem Ministerium zu viel verlangen.

„Andere officielle Ehren wären mir unlängst beinahe zu Theil geworden, als ich auf meiner heimathlichen Insel als Candidat für die Deputirtenkammer aufgestellt wurde. Ich erhielt 1064 Stimmen, die nicht genügten. Da ich zu Hause geblieben war und weder geschrieben noch mich sonst beworben hatte, um gewählt zu werden, könnte ich diese 1064 Stimmen als einen Triumph ansehen, wenn ich irgend welchen Ehrgeiz in der Politik besäße — ich besitze aber keinen. Mein einziger Ehrgeiz ist: in Frieden leben, indem ich für meine Kinder und für mein Gewissen arbeite, das mir keine Ruhe läßt, wenn ich müßig bleibe. Augenblicklich befinde ich mich, um nichts zu verschweigen, seit einigen Monaten mit meinem Gewissen im Kriegszustande. Aber die Arbeitslust wird mir hoffentlich bald wiederkehren; ich habe bereits einen Plan im Kopfe, und ich will diesen Plan im Verlaufe des Sommers zur Ausführung bringen.

„Man sagt von mir, daß ich Optimist sei, weil ich fast niemals niedrige Charaktere schildere. — Dies ist jedoch ein Irrthum; ich bin eher Pessimist als Optimist, falls Optimist sein nicht heißt: die Ueberzeugung hegen, daß die menschliche Seele eine Mischung von Gut und Schlecht sei. So durchforsche ich das Herz, um das Gute zu finden, sobald ich aber eine Schwäche wahrnehme, verhehle ich sie keineswegs. Was die wirklich erbärmlichen Charaktere betrifft, so erscheinen sie mir nicht „künstlerisch" wie die guten und noch weniger als die schwachen. Deshalb vermeide ich jene, und ich vermeide sie auch deshalb, weil mir ihre Gesellschaft mißfällt, eine Person muß aber ganze Monate hindurch Tag und Nacht mit mir zusammenleben, ehe sie in einer Novelle zur Darstellung gelangt. So ist meine Beichte zu Ende. Im vorigen Jahre gab der Gemeinderath meines Geburtsortes Sorso der Straße, in der sich das Haus meiner Mutter befindet, meinen Namen. Gegenüber dieser liebevollen Kundgebung bin ich, wie

ich bekennen darf, nicht gleichgültig geblieben, und ich theile dies nicht mit, ohne zugleich Stolz und Scham zu empfinden. Scheint es mir doch, als ob ich diese Ehre nicht verdiene, nichts destoweniger verursacht sie mir Freude. So beschaffen ist die menschliche Seele. Ich habe Ihnen wenig und zu viel gesagt."

Diese schlichte, herzliche Autobiographie, welcher der Stempel der Aufrichtigkeit aufgeprägt ist, lehrt uns nicht bloß den Verfasser als Menschen kennen und lieben, sondern sie erschließt uns auch das Verständniß der künstlerischen Eigenart des Schriftstellers. Die Beziehungen zwischen den Selbstbekenntnissen Salvatore Farina's und dessen Novellen bieten sich von selbst dar. Wie die großen englischen Humoristen, mit denen er in seinen Erzählungen eine bemerkenswerthe Verwandtschaft aufweist, leiht er seinen „Helden" nicht selten der eigenen Natur entlehnte Züge. So gemahnen uns die sympathischen Figuren des Advocaten Epaminondas Placidi im Novellencyklus: „Mio Figlio!" und des Professors Silvio in der Erzählung: „Amore ha cent' occhi" an den Dichter selbst, der sich jedoch mit feinstem Tactgefühle von jeder Selbstbespiegelung frei zu halten weiß. Mit scharfem Blicke spürt er den Schwächen seiner Lieblingsfiguren nach, so daß die Epigramme, welche er ihnen anheftet, sich wenig von der Selbstironie unterscheiden. Die wehmüthige Entsagung, welche einigen der von Farina gezeichneten „Helden" charakteristisch ist, entspricht ebenfalls der Naturanlage des Schriftstellers, wie sie in der Biographie deutlich in die Erscheinung tritt.

Faßt man den Advokaten Placidi, dessen Kinder wohl nicht ganz zufällig die Namen August und Laurina führen, und den Professor Silvio, den wirklichen „protagonista" der neuesten Erzählung Farina's, ins Auge, so kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Dichter in der That mit diesen Personen „ganze Monate hindurch Tag und Nacht zusammengelebt" hat; ja, daß er mit ihnen sogar in gewissem Sinne identisch ist. Freilich ist Salvatore Farina im Gegensatze zum Advocaten Placidi nach Vollendung der juristischen Studien der Themis untreu geworden; die köstliche Schilderung der Doctorpromotion August's hätte er aber niemals seinem Novellencyklus „Mio Figlio" einzufügen vermocht, wenn er nicht selbst in Pavia die Geheimnisse des Corpus juris „mit heißem Bemühen" ergründet hätte. Ueberdies mußte der Dichter dafür Sorge tragen, daß die Aehnlichkeit zwischen ihm und einzelnen seiner Figuren nicht allzu „frappant" wurde. Wie genau würden andererseits die Hauptzüge des Professors Silvio in der Erzählung „Amore ha cent' occhi" zur Individualität des Verfassers passen, wenn dieser nicht vorgezogen hätte, jenem in der Dichtung alles Familienglück zu versagen! Da die dargestellten Begebenheiten sich zumeist auf der Insel Sardinien abspielen, verwebt Farina nicht bloß eine Reihe farbenprächtiger Landschaftsbilder in sein jüngstes Buch, sondern er schildert auch die socialen Verhältnisse seines Heimathslandes, für deren Verbesserung Silvio schließlich als Deputirter im italienischen Parlamente Sorge tragen soll. Höchst ergötzlich ist allerdings das gelinde Fiasco, welches der „Professor" bei einem Banket mit seiner Candidatenrede macht; man könnte beinahe prophezeien, daß er am Entscheidungstage nicht mehr als die in der Autobiographie erwähnten 1064 Stimmen erhalten würde, die auf sein Urbild fielen, aber „nicht genügten". Letzteres gewöhnt uns so sehr daran, in seinen Erzählungen allerorten mit

Ironie gepaarten Humor zu finden, daß wir, ohne zu irren, annehmen dürfen, Farina habe den Vergleich mit seiner eigenen unglücklichen Candidatur für die Deputirtenkammer nahe legen wollen. In der Erzählung „Amore ha cent' occhi" übt der leichte ironische Spott gegen den Schluß hin um so mehr eine befreiende Wirkung aus, als das Lebensschicksal Silvio's uns sonst allzu hart und unverdient erscheinen würde. Muß dieser doch mit seinem allen edlen Regungen zugänglichen Herzen auf das Glück erwiderter Liebe verzichten und sich stets von Neuem im Entsagen üben. Mit Geschick hat der Verfasser aber in der Erzählung die Gefahr vermieden, die Hauptfigur mit einer solchen Fülle von Edelmuth auszustatten, daß sie unwahr und conventionell würde; vielmehr verleugnet sie nirgends menschliche Schwächen.

Salvatore Farina weiß die Grenzen seines künstlerischen Könnens sehr genau zu ziehen, wenn er darauf verzichtet, „wirklich erbärmliche Charaktere" zu zeichnen. In dem gegenwärtig in dritter Auflage herausgegebenen „Romane eines Wittwers" (Milano, Brigola) hat er den Versuch gemacht, eine jener dämonischen Frauengestalten zu schildern, die im realistischen Romane der Franzosen eine so bedeutsame Rolle spielen. Während aber die Mehrzahl der vom italienischen Dichter in seinen Erzählungen vorgeführten Figuren durch ihre Lebenswahrheit und Plastik sogleich unser Interesse fesseln, läßt sich nicht verhehlen, daß der „böse Dämon" im „Romanzo d' un vedovo", die Signora Albruzzi, welche das ganze Lebensglück des Titelhelden vergiftet und vernichtet, schemenhaft erscheint und allzusehr an die Schablone erinnert. Wie lebendig tritt dagegen die duldende, in ihrer Liebe für den Gatten aufgehende Letizia vor unsere Augen; wie sympathisch wird sie uns vom ersten Augenblicke an, wie sehr empfinden wir ihre Wonne nach, wenn das zur Jungfrau erblühende Mädchen zuerst fühlt, daß sie liebt, wie verlockend wird das eheliche Glück dargestellt, das Luciano Castelli im Bunde mit Letizia findet, bis dann die „Sirene", Signora Albruzzi, als Friedensstörerin erscheint und die jähe Katastrophe herbeiführt! Mit Fug darf der „Roman eines Wittwers" als die erste hervorragende Leistung Farina's bezeichnet werden, dessen Begabung, psychologische Probleme zu vertiefen und zu ergründen, sogleich nach dieser Probe keinem Zweifel mehr unterliegen konnte. Die künstlerische Form, welche die späteren Erzählungen des Dichters auszeichnet, läßt im „Romanzo d' un vedovo" allerdings noch Mancherlei zu wünschen übrig; zumal da der Verfasser die vor unseren Augen sich abspielenden Begebenheiten zu wiederholten Malen durch sehr ausführliche Selbstbekenntnisse des Helden unterbricht, in denen der wirkliche Kern des Romans enthalten ist, so daß die Darstellung selbst an Klarheit und Gleichmäßigkeit verliert.

Dagegen überrascht uns die durchdringende Menschenkenntniß, die Fülle von Lebenserfahrungen, mit denen Figuren wie Luciano Castelli ausgestattet sind. Wenn Farina sich, allerdings nicht ohne Einschränkung, als Pessimisten bezeichnet, so darf er sich zunächst auf diesen Luciano berufen, welcher im Schmerze den großen Lehrmeister der Menschen erblickt und das Leben derjenigen für verfehlt und nichtig erachtet, die sich jedem Affecte lediglich deshalb zu entziehen suchen, weil eine Pflichterfüllung damit verbunden ist. „Es sind dies," spottet im „Romanzo d' un vedovo" der Titelheld, hinter dem sich der Dichter, theilweise

wenigſtens, ſelbſt birgt, „die würdigen Apoſtaten des Lebens; ſie haben den Schmerz geſehen, aber den Blick davon abgewendet; ſie konnten Affecte empfinden, wo jedoch ein ſolcher war, entſprach ihm auch eine Pflicht, und wo eine Pflicht vorhanden war, konnte auch die Reue oder ein Schmerz ſie erwarten; deshalb wieſen ſie die Affecte zurück. Für dieſe Leute iſt leben nichts anderes als: vergeſſen — und hierauf iſt ihr ganzes Streben gerichtet; im Alter ſchrecken ſie dann vor der Einſamkeit und der Leere zurück, mit der ſie ſich ſelbſt umgeben haben; ſie wenden ſich und ihre Blicke rückwärts, um die Zeit zu befragen, die nicht mehr iſt ...“ Derartige melancholiſche Betrachtungen verleihen der ganzen Erzählung ihr Gepräge; der ſchwülen Atmoſphäre, von der ſich die Figuren des Romans bedrückt fühlen, entſpricht auch die etwas düſtere Scenerie, die vom Dichter meiſterhaft behandelt wird. Mag aber immerhin das traurige Lebensſchickſal Luciano's unſer Mitgefühl in Anſpruch nehmen, ſo erregt doch Letizia mit ihrer heiteren Lebensanſchauung unſer Intereſſe weit mehr; zumal da ſie ebenfalls zu dulden, ja ſogar ſich aufzuopfern weiß. Man wird denn auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Salvatore Farina ſeine wirkliche Begabung dann am beſten entfaltet, wenn er, anſtatt der Schattenſeiten der menſchlichen Exiſtenz, das Familienglück darſtellt. Die Palette des Künſtlers müßte grellere Farben aufweiſen, wenn er als Sittenmaler den Wettkampf mit den Anhängern des „verismo“ beſtehen ſollte.

Wie Luciano Caſtelli im „Roman eines Wittwers“ durch eine ſeiner unwürdige Liebe ſein Lebensglück vernichtet, wird in der Novelle „Fante di picche“ („Piekbube“) der bei aller Tüchtigkeit etwas leichtſinnige Donato durch eine reine Herzensneigung vor dem ſicheren Untergange gerettet. Freilich müſſen die in jugendlicher Anmuth ſtrahlende Coſtanza und der im „Piekbuben“ vom Dichter gewiſſermaßen verkörperte Dämon des Kartenſpiels ernſthaft mit einander ringen, ehe Donato den rechten Weg findet. Ohne die Unterſtützung ihres Oheims Martino Bruscoli, einer ganz im Stile Dickens' gedachten köſtlichen Figur, würde Coſtanza allerdings den Sieg kaum davontragen. Die dramatiſche Scene am Spieltiſche, in welcher Martino, ohne von Donato erkannt zu werden, durch fortwährendes Gewinnen ſeinen Gegner beinahe zur Verzweiflung bringt, bildet einen geſchickt erſonnenen Contraſt zu jener anderen Scene, in der Donato, nachdem er ſoeben erſt Selbſtmordgedanken gehegt hat, anſtatt des Lebens ſein Herz an die reizende Coſtanza verliert. Freilich iſt die Leidenſchaft für das Glücksſpiel damit noch nicht völlig beſeitigt; vielmehr bedarf es erſt noch der Radicalcur, welche Martino Bruscoli dem Verlobten ſeiner Nichte zu Theil werden läßt. „Fante di picche“ bezeichnet einen weſentlichen Fortſchritt in der künſtleriſchen Entwicklung Farina's. Die Compoſition der Novelle iſt klar; vor allem erregt aber neben der holden Mädchengeſtalt der Oheim Martino unſer Intereſſe. Nur ein echter Humoriſt vermochte eine ſo charakteriſtiſche Figur zu erfinden, die vollgültiges Zeugniß dafür ablegt, daß der Dichter nicht bloß ſcharf zu beobachten und treu zu ſchildern weiß, ſondern auch mit einer reichen Phantaſie begabt iſt. Farina verzichtet zwar darauf, in der Erzählung „Piekbube“ den Moraliſten ſpielen zu wollen; dies verhindert jedoch nicht, daß ihr manche nützliche Lebensregel entnommen werden kann.

Die Novelle „Una separazione di letto e di mensa", welche, von Ernst Dohm übersetzt und in der „Rundschau" erschienen[1]), den italienischen Novellisten zuerst einem deutschen Publicum vorstellte, birgt ebenfalls eine Fülle von Lebensklugheit. Geschildert wird ein altes Ehepaar, das seit fünfundfünfzig Jahren alles Glück und Ungemach gemeinschaftlich erträgt, trotzdem aber dann und wann in so ernsthaften Zwist geräth, daß „Trennung" als die einzige Lösung des Conflictes erscheint. Daß die Beiden sich regelmäßig wieder mit einander versöhnen, kann nicht überraschen; von höchst ergötzlicher Wirkung ist jedoch, daß die beiden Mittelspersonen, die von dem Paare ins Vertrauen gezogen zu werden pflegen, sich bei Gelegenheit einer derartigen Ehestandsscene angeregt fühlen, selbst mit einander den Bund für das Leben zu schließen. Wir erfahren dann, wie auch in dieser jungen Ehe die Stürme nicht ausbleiben und denselben Verlauf nehmen. Mit der ersten Versöhnung fällt bezeichnender Weise die Nachricht zusammen, daß die alte Concetta einige Tage vorher gestorben und der Gatte Sulpicio, welcher die wirkliche „Trennung" nicht überleben konnte, jener bald darauf in den Tod gefolgt ist. Wie alltäglich auch die dargestellten Dinge sein mögen, erhebt sie doch der Verfasser durch seinen liebenswürdigen Humor in eine mehr ideale Sphäre. Wir lernen eben wirkliche Menschen kennen mit allen ihren Schwächen, aber auch mit ihren Vorzügen.

Verwickelter ist das psychologische Problem, dessen Lösung in der Novelle „Amore bendato", „Blinde Liebe" mit Erfolg versucht wird. Der Gegenstand der Erzählung hätte es wohl nahe gelegt, in den Spuren Balzac's oder Flaubert's zu wandeln; die künstlerische Individualität Salvatore Farina's äußert sich hier nun gerade in der discreten, trotzdem aber rein menschlichen Behandlung, die noch dadurch an Reiz gewinnt, daß der Verfasser seinem Humor und seiner satirischen Laune freiesten Spielraum gewährt. Eine unglückliche Ehe, welche den unternehmungslustigen Hausfreund sogleich auf dem Plane erscheinen läßt, wäre ein vielversprechender Anfang für einen modernen Sittenroman. Farina zieht aber vor, in allen mitwirkenden Personen dem Pflichtgefühle zum Siege zu verhelfen. Leonardo könnte allerdings selbst nicht von jeder Schuld freigesprochen werden, wenn seine von ihm vernachlässigte Gattin Ernesta dem trotz seiner materialistischen Weltanschauung im Grunde nicht bösartigen Arzte und Freunde des Hauses, Agenore, ins Garn ginge. Ein schweres Augenleiden, von welchem der Gatte befallen wird, bietet jedoch für Ernesta den Anlaß, sich ihrer Pflichten in vollem Maße zu erinnern, während der erblindete Leonardo jetzt erst zugleich mit der Nichtigkeit seiner bisherigen Lebensweise den wirklichen Werth seiner Frau erkennt. Wie die Beiden im Krankenzimmer ihr „Herz entdecken", wie der Doctor Agenore, nachdem er seinen Feldzugsplan vereitelt gesehen hat, selbst den Liebesboten zwischen den Gatten spielen will, wie endlich durch eine glückliche Operation Leonardo in den Stand gesetzt wird, ernsthaft ein neues Leben zu beginnen; alles dies wird so anschaulich zur Darstellung gebracht, daß wir den Eindruck des wirklich Erlebten gewinnen. Erheiternd wirkt die Schilderung, auf welche Weise der materialistische Doctor für seinen Hang zu Aben-

[1]) 1877, Band XI, S 495 ff.

teuern büßen muß. Da er alle übrigen Mittel verſucht hat, die Liebe der ſchönen Frau zu gewinnen, beſchließt er endlich, es mit einem Sturmangriffe zu verſuchen, zumal da er verſchiedene Symptome als günſtig für ein derartiges Unternehmen deuten zu können glaubt. So eilt er denn im dunklen Zimmer mit offenen Armen auf die Angebetete zu, die ſich aber in Wahrheit als die noch unvermählte, minder liebreizende Couſine Erneſta's, Virginia Rinucci, entpuppt. Letztere ahnt nicht im Entfernteſten, daß Agenore ſich in der Adreſſe geirrt hat; vielmehr erſcheint ihr der Vorgang ganz natürlich, ſo daß ſie den kühnen Freiwerber bei erſter Gelegenheit erſucht, „mit dem Vater zu ſprechen". Die köſtliche Ironie, welche in dieſer Löſung liegt, paßt vortrefflich zu der ganzen Situation. Vor allem vermeidet der Verfaſſer die Gefahr, in Rührſeligkeit zu verfallen; das zwiſchen dem Doctor und der längſt vor Sehnſucht nach einem Gatten vergehenden Virginia ſich abſpielende Intermezzo erweiſt ſich als Unterbrechung der pathetiſchen Scenen beſonders wirkſam. Ueberdies wird Agenore nicht allzu hart beſtraft, da die Couſine Erneſta's durch die Ehe an Liebenswürdigkeit ſowie anſcheinend auch an äußerer Anmuth gewinnt. So iſt die Strafe der Geringfügigkeit des Vergehens angemeſſen; erachtete ſich der Doctor doch nur ſo lange für berechtigt, der Gattin eines Anderen den Hof zu machen, als jener ſeinen eigenen Anſprüchen entſagt und dieſem Verzichte einen beſtimmten Ausdruck gegeben hatte.

Der Verfaſſer der Erzählung „Amore bendato" erweiſt ſich nicht bloß als ein feinfühliger Kenner des menſchlichen Herzens, ſondern er bewährt auch in der Compoſition der Novelle ſeine Meiſterſchaft als Künſtler. Wie ſtimmungsvoll iſt die Schilderung der erſten Nacht, die Erneſta am Lager des erblindeten Gatten durchwacht! das Leben erſcheint ihr nicht mehr zwecklos; ſie traut ſich wohl die Kraft zu, für Leonardo Alles zu ſein: das Licht, ſeine Welt, wäre es auch nur, um ihm jeden Tag ein Lächeln zu entlocken. In dieſen wehmüthig ſüßen Träumereien wird ſie durch das Erwachen des Kranken unterbrochen, der gern wiſſen möchte, ob der Tag bereits angebrochen wäre. Nachdem ſie den Gatten mehrfach vertröſtet hat, kann ſie ihm endlich verſichern, daß die Morgendämmerung beginnt. „Und ein bleicher Lichtſtrahl zeigte ihr das zufriedene Antlitz des Blinden, ſein Lager, den Divan, das Blumenwerk der Tapeten, alle bekannten Phyſiognomien dieſes melancholiſchen Zimmers, die ſich zu beleben ſchienen, um ihr, freundlich lächelnd, zuzurufen: „Faſſe Muth, du biſt nicht allein, wir ſind hier, um deiner edlen Seele unſern Beifall zu zollen." Dieſe ergreifende Darſtellung erinnert uns an jene andere Schilderung, mit welcher die Novelle beginnt. Erneſta läßt da im Geiſte ihr Mißgeſchick in der Ehe vorüberziehen; ihr Gatte hat ſie wie gewöhnlich verlaſſen, um die Nacht im Club oder im Café zuzubringen; als der Morgen heranbricht, hat ſie den Entſchluß gefaßt, nunmehr ihren eigenen Weg zu gehen und von Leonardo getrennt zu leben. Es iſt ein herrlicher Maimorgen; während aber die Natur draußen erwacht, fühlt Erneſta in ihrem Herzen nichts von Glück und Frühling. Der Contraſt zwiſchen dieſem Morgen und dem ſpäteren, welcher Erneſta mit ihrem Gatten wieder vereinigt ſieht, wirkt auf uns, ohne daß wir auch nur im Geringſten den Eindruck der Effecthaſcherei erhalten. So natürlich vollziehen ſich alle Wandlungen in den Haupt- und Nebenfiguren,

daß wir am Schlusse der Erzählung mit dem Verfasser überzeugt sind, Leonardo und Ernesta sowie andererseits der Doctor Agenore und Virginia Rinucci werden nunmehr in der Ehe alles Glück finden, das einer menschlichen Einrichtung entspringen kann.

Minder hoffnungsvoll klingt die Erzählung: „Capelli biondi" („Blonde Haare") aus. Ein Hauch schwermüthiger Entsagung weht uns aus diesem Romane entgegen, in welchem der Dichter zunächst die Leidenschaften der Menschenherzen entfesselt, ehe er diese im Tode oder in der Resignation Ruhe und Frieden finden läßt. Ein trauriges Geschick fügt es, daß der Graf Corrado Germinati, weil er die Widersprüche in seinem Innern nicht auszugleichen vermag, mit seinem eigenen Lebensglücke dasjenige der beiden weiblichen Hauptfiguren vernichtet. Agnese und Graziella, deren goldblondes Haar der Erzählung den Namen gibt, sind Schwestern, von denen die zweite in Noth und Armuth ihre kindliche Unschuld und Naivetät zu bewahren vermocht hat, während die ältere der Versuchung erlegen ist. Aus dem Verhältnisse Corrado's zu den Beiden ergibt sich die tragische Verwicklung, die zum Tode Graziella's, zum Selbstmorde ihrer Schwester Agnese führt, so daß der Held, der von Schuld keineswegs freigesprochen werden kann, letztere durch ein Leben voller Reue büßen muß. Ein gebrochener Mann, sühnt Corrado seine Schuld, indem er fern von der Gesellschaft, in der er einst eine so glänzende Rolle spielte, sich ganz der Erziehung des Sohnes widmet, den ihm Agnese als theures Vermächtniß zurückgelassen hat. In Wirklichkeit hing Graf Corrado mit jeder Fiber seines Herzens an Graziella, er fühlte sich jedoch zu sehr im Banne seiner Verpflichtungen gegen die Gesellschaft, als es galt, das entscheidende, erlösende Wort zu sprechen. So zog das Netz sich immer dichter über seinem Haupte zusammen; auf Graziella glaubte er endgültig verzichten zu müssen, als er ihre Schwester im Liebesrausche gewonnen hatte. Auf Reisen suchte er Vergessenheit, ohne sie zu finden; bei der Rückkehr traf er Graziella, die sich von ihm verschmäht glaubte, sterbend an. Mit dieser ergreifenden Katastrophe würde die Erzählung einen passenden Abschluß erhalten haben; die weiteren Begebenheiten, insbesondere der von Agnese im Interesse ihres Kindes vollzogene Selbstmord, erscheinen allzu grell, entbehren auch der inneren Wahrheit. Wollte der Dichter die Resignation und Weltflucht Corrado's motiviren, so genügte die Schuld, in die er sich durch sein Verhältniß zu Agnese verstrickte, während Graziella ihr Herzblut für den geliebten Mann hingegeben hätte. Graf Germinati, der bei allen seinen menschlichen Schwächen ein keineswegs unedler Charakter ist, stand allerdings unter dem Drucke der Standesvorurtheile. Auf den gesellschaftlichen Verkehr mit den vornehmen Verwandten würde er ohne Bedenken verzichten; daß aber die Freunde im Club seine Vermählung, noch ehe sie ernsthaft geplant worden ist, bereits mit sarkastischem Spotte erörtern, fällt schwer ins Gewicht. „Die junge Gräfin Graziella," bedeutet ihm einer dieser Freunde, „wäre das Juwel unseres Salons — aber Du kannst ihrer Schwester wegen nicht in Mailand bleiben." So muß Graziella den conventionellen Rücksichten geopfert werden. Die Epigramme, welche den Mitgliedern der vornehmen Clubs angeheftet werden, lassen aber keinen Zweifel darüber bestehen, auf welcher Seite die Sympathien des Dichters sind. Man darf denn auch ohne Weiteres annehmen, daß Farina, der ja in dem Rufe eines

„orso“, eines „Bären“ steht, das italienische Clubwesen, wie dies bereits in der Erzählung „Amore bendato“ geschehen ist, in seinen verderblichen Wirkungen geißeln wollte. Sogleich im Beginne des Romanes: „Blonde Haare“ lernen wir jene Clubhelden in ihrer ganzen Jämmerlichkeit kennen. Geschickt verwebt der Verfasser in diese Schilderung die Vorgeschichte des Romans, in dessen Mittelpunkt hier bereits die liebliche Erscheinung Graziella's gerückt wird.

Bei der Beurtheilung der Erzählung „Capelli biondi“ können wir uns ebenso wenig wie früher im Hinblick auf den „Roman eines Wittwers“ der Wahrnehmung verschließen, daß die außerordentliche Begabung Farina's, Frauengestalten lebenswahr und plastisch zu schildern, versagt, sobald es gilt, eine jener dämonisch bestrickenden weiblichen Figuren zur Darstellung zu bringen, die im wirklichen Leben weit seltener vorkommen als in der Romandichtung. So bleibt es ein psychologisches Räthsel, weshalb Corrado, selbst wenn er auf Graziella verzichten mußte, das für ihn tragische Verhältniß mit Agnese eingeht, für die er keine ernste Herzensneigung verspürt. Daß der Verfasser sich einige realistische Schilderungen nicht entgehen lassen wollte, wäre kein ausreichender Grund. Ueberdies verwahrt sich Farina in der Vorrede ausdrücklich gegen das ihm gespendete Lob, daß er im Romane „Blonde Haare“ „Realismus machen“ wollte. Andererseits darf aber behauptet werden, daß der Dichter die künstlerische Wirkung seiner Erzählung beeinträchtigte, indem er, statt den ihm congenialen englischen Mustern nachzueifern, in mehreren Einzelheiten französischen Vorbildern folgt. Agnese ist zwar keine „Camelliendame“ nach der vom jüngeren Dumas entworfenen Schablone, sie vermag aber bis zum Schlusse hin weder unsere Sympathien noch unsere Antipathien zu erwecken; läßt vielmehr durchaus kalt, bis sie durch ihren jähen Tod Mitleid erregt.

Farina fühlte diesen Mangel wohl selbst, als er zu den intimen Skizzen und Erzählungen aus dem Familienleben zurückkehrte, über denen der Duft zarter Empfindung ausgebreitet ist. Wie rührend sind die drei Scenen aus der Wirklichkeit, welche der Verfasser „Un tiranno ai bagni di mare“ betitelt hat! Ein geachteter Künstler begibt sich im Sommer, der Jahreszeit, in der er unbeschäftigt ist, als Leiter eines Marionettentheaters ins Seebad, um, mittellos wie er ist, seiner kranken Tochter den Gebrauch einer Cur zu ermöglichen. Dramatische Begebenheiten sind in den „tre scene dal vero“ nicht enthalten; Niemand kann aber, ohne tief ergriffen zu werden, diese Skizzen lesen. In denselben fehlt es auch nicht an der lustigen Person, dargestellt durch den „berühmten“ Bartolomeo Profumo, der als „capo-comico“ des Marionettentheaters gilt, weil der wirkliche Leiter, um seinen Künstlernamen nicht bloßzustellen, im Hintergrunde bleibt. Sehr ergötzlich ist das würdevolle Verhalten Profumo's; fühlt dieser sich doch gleichfalls als Künstler, da er während der Balletsaison nicht selten in der Scala zu Mailand als „erste Welle“ bei der Darstellung der stürmisch erregten See betheiligt ist. Auch beim Marionettentheater leistet Profumo in Wirklichkeit nur sehr untergeordnete Dienste; mit Rücksicht auf seine vorgeschobene Stellung unterläßt er aber nicht, die feierliche Gravität des Directors zur Schau zu tragen, obgleich er durch seine Erfolge auf den weltbedeutenden Brettern, wie der Wirth zum „Gambero“ in der Erzählung richtig bemerkt, keineswegs übermüthig geworden ist.

Die Eigenart Salvatore Farina's, Freud' und Leid des Familienlebens zu schildern, indem er bald seinem Humor freien Spielraum gewährt, bald unser Mitgefühl erregt, zeigt sich in dem Buche „Mio Figlio!" am deutlichsten. Das Verhältniß des Vaters zu seinem Sohne bildet den Mittelpunkt dieser intimen Schilderungen, wenngleich der Verfasser auch auf das Eheglück des Advocaten Epaminondas Placidi und seiner Evangelina, sowie auf das Lebensschicksal ihrer Tochter Laurina unsere Aufmerksamkeit hinlenkt. Es ist bezeichnend, daß, wie Salvatore Farina, die hervorragendsten modernen Lyriker Italiens: Emilio Praga, Giosuè Carducci, Lorenzo Stecchetti (Olindo Guerrini) dann die ergreifendsten Accente finden, wenn sie die väterlichen Seelenregungen und Gefühle darstellen. Im Lande Petrarca's ist diese Erscheinung in der That bemerkenswerth und ein vollgültiger Beweis für die Annahme, daß die italienische Literatur gegenwärtig einen männlicheren Pulsschlag erkennen läßt. Man braucht nur Praga's „Canzoniere del bimbo" oder Carducci's Sonett: „O tu che dormi là su la fiorita" oder endlich Stecchetti's Sonett: „O bianche nubi che ne'l ciel turchino" zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die italienische Muse, die weichlichen Accorde verschmähend, kräftiger als ehemals in ihr Saitenspiel greift. Nicht minder charakteristisch ist, daß ein realistischer Dichter wie Stecchetti, dessen Poesien häufig verzehrende sinnliche Gluth athmen, der tiefsten Empfindungen fähig ist, wenn er mit seinem Sohne poetische Zwiesprache hält. Da Farina's Schilderungen „Mio figlio!" eine Vergleichung mit dieser Poesie nahe legen, sei es uns gestattet, hier eine Uebertragung des erwähnten Sonetts mitzutheilen. Sie lautet:

„Am blauen Himmel weiße Wolken jagen,
Wie woll'ne Flocken jäh vom Wind getrieben;
Mein Kind sieht sinnend zu, wie sie zerstieben,
Mir aber will das Herz vor Weh verzagen.

Was zwingt mich nur, die Augen aufzuschlagen
Zum Aetherblau? Erfüllt von Sehnsuchtstrieben,
Die ungestillt mir noch im Herzen blieben,
Möcht' ich die Sphinx nach unf'rer Zukunft fragen.

Doch, liebes Kind, die Weltenräthselfragen
Ergründen ist den Wolken nicht gegeben,
Und ob ein Gott ist, können sie nicht sagen.

Wie bald, mein Junge, scheid' ich aus dem Leben!
Dein Haupt, jetzt blond, wird Silberlocken tragen;
Den Schatz der Wahrheit werden wir nicht heben."

An diese Verse wird man unwillkürlich gemahnt, wenn Salvatore Farina's Advocat Epaminondas Placidi im Vorgefühle des Vaterglückes von den Wolken Auskunft erhalten will. „Zum blauen Himmel hinauf," heißt es in der ersten Skizze „Prima che nascesse", „richtete ich den Blick, und aus einigen schwebenden Wölkchen gestaltete sich mir das Bild eines paradiesischen Geschöpfes, das ungeduldig war, zur Welt zu kommen; und mit Stolz sagte ich: „es ist das meine!" Der Gegensatz, in welchem die Auffassung Farina's zu der ausgeprägt realistischen Stecchetti's steht, ist um so offenkundiger, als beide Dichter sich

nahezu derselben Symbolik bedienen; nur die Antwort, welche ihnen die Wolken ertheilen, ist eine grundverschiedene.

Der Verfasser von „Mio Figlio!“ ist jedoch weit davon entfernt, ein nur in seiner Phantasie bestehendes Wolkenkukuksheim schildern zu wollen, vielmehr verwebt er in seine Skizzen eine solche Fülle dem wirklichen Leben abgelauschter Züge, daß die ganze Familie des Advocaten Placidi vor unseren Augen Form und Farbe erhält. Die Jagd des Vaters nach dem ersten Clienten wird nicht minder drastisch dargestellt, als die im Capitel „Mio Figlio studia“ skizzirten ersten Versuche des Sohnes, in die Wissenschaften einzudringen. Wie ergötzlich ist die Ironie, mit welcher Farina sich selbst und alle Väter verspottet, die als Lehrmeister ihrer Söhne nicht gerne den ihnen gläubig gezollten Respect einbüßen wollen, sich aber genöthigt sehen, heimlich ihre Studien über alte Geschichte, assyrische und ägyptische, zu machen, um in den von ihnen ertheilten Lectionen mit Ehren bestehen zu können! Freilich weiß der Verfasser selbst über die Schulscenen einen poetischen Schimmer auszubreiten und den Classenstaub im hellen italienischen Sonnenscheine flimmern zu lassen, so daß die Aengste und Nöthe des jungen Augusto Placidi uns nur ein herzliches Lachen entlocken. Für die Leser dieser Blätter bietet sich eine Parallele zwischen diesen heiteren, frohe Laune wiederspiegelnden Bildern und den schwermüthig düsteren dar, welche Alexander L. Kielland in seinen Roman „Gift“ verwebt hat. Der graue norwegische Himmel paßt aber ebenso vortrefflich zu den ergreifenden Erlebnissen des kleinen Marius, wie das italienische Localcolorit in den Skizzen Farina's gewahrt wird. So vermag auch andererseits der Letztere in dem Capitel „La pagina nera“, in welchem eine lebensgefährliche Krankheit August's geschildert wird, nicht die erschütternde Tragik zu erreichen, welche im Romane Kielland's das Sterbebett des kleinen Marius umgibt. Der Grundzug im Wesen des italienischen Schriftstellers ist eben mit Humor gepaarte Liebenswürdigkeit, die sich auch dann nicht verleugnet, wenn der Ernst des Lebens seine Rechte geltend macht.

Wie sehr Farina den Schalk im Nacken hat, ergiebt sich aus einem anderen Capitel des Werkes „Mio Figlio!“ Der Verfasser hat uns das Eheglück des Advokaten Placidi und seiner Evangelina so verlockend dargestellt, daß wir ganz erstaunt sind, plötzlich in dem Abschnitte „L'Internezzo“ zu erfahren, wie Epaminondas nicht ganz correcte Ansichten über Hausfreunde der Gattin zu billigen scheint. Zwar wird versichert, daß der Advocat Placidi nur eine kleine Scene erzählt, die ihn durchaus nicht angeht. Ueberdies führen der Held und die Heldin dieser „scenetta“ fremde Namen; letztere dürfte sich aber doch zwischen Epaminondas und Evangelina abgespielt haben, zumal da jene Namen, Ermenegildo und Ermenegilda, sowohl durch ihre Seltenheit als auch durch die Anfangsbuchstaben an die Vorbilder erinnern. In Wirklichkeit bezweckt der Held der kleinen Scene nur, die Eifersucht seiner Gattin zu erregen, er erzielt aber eine ganz andere Wirkung, da die Heldin sich selbst schuldig bekennt, einen heimlichen Freund zu besitzen. Dies ist natürlich nur eine Kriegslist; Ermenegilda-Evangelina durchschaut das Spiel ihres Gatten und verstrickt ihn in seinem eigenen Netze. Als er ihr keinen Glauben schenken will, überreicht sie ihm ein Schriftstück, das ihre Schuld offenbaren soll, so daß Ermenegildo-Epaminonda nun wirklich vor Schreck bleich

wird. „Gib mir dieses Blatt“ — stammelte Ermenegilda ... Er nahm dasselbe und las es mit großem Ernst von Anfang bis zu Ende. Es war ein Autograph der Modistin; darin war von einem kleinen Hute aus Florentiner Stroh mit Federn, seidenen Bändern, Spitzen, Blumen und Aehnlichem die Rede, von einem noch nicht bezahlten kleinen Hute, der weniger als nichts kostete, von einem kleinen Hute, der durchaus unwürdig war, einen so klugen Kopf zu bedecken. „Gnädige Frau“ — sagte Ermenegildo mit burleskem Ernste — „dieses Blatt ist mein Eigenthum.“ Ermenegilda senkte ihr Haupt, sich in ihr Schicksal fügend. An jenem denkwürdigen Tage ereignete es sich mehrfach, daß die beiden Gatten herzlich lachen mußten; dieses Gelächter kam plötzlich von Neuem zum Ausbruche und erstarb erst unter heftigen Zuckungen.

Wiegt in dem Novellencyklus „Mio Figlio!“ die optimistische Welt- und Lebensanschauung vor, so darf Salvatore Farina sich mit Fug auf seinen Roman „Amore ha cent' occhi“ beziehen, wenn er in der uns übermittelten Autobiographie versichert, daß er „eher Pessimist als Optimist“ sei. Mit seinem aller edelsten Regungen fähigen Herzen leidet Professor Silvio, der wirkliche Held der Erzählung, bei seiner Lebensführung Schiffbruch und sieht sich genöthigt, in der Politik eine letzte Zuflucht zu suchen, nachdem ihm das Glück, eine eigene Familie zu begründen, versagt worden ist. Allerdings meint es Silvio ernsthaft, wenn er nicht bloß als Privatmann durch eigene Reformen, sondern auch im Parlamente die Interessen seiner Heimathsinsel Sardinien fördern will. Wird Silvio aber jemals die Herzenswunden vergessen können, die ihm unerwiderte Liebe verursacht hat? Freilich gereicht es ihm zur Ehre, daß er die innige Neigung zur Gräfin Beatrice, der Gattin seines Freundes, des Conte Cosimo, überwindet; wenn aber sein Herz bei diesem nothwendigen, pflichtmäßigen Opfer blutet, wollen wir nicht streng mit ihm ins Gericht gehen. Nochmals scheint dann in Silvio's verdüstertes Dasein ein Lichtstrahl des Glückes zu fallen, als die jugendlich anmuthige Angela ihm, dem reifen Manne, ihre Liebe gesteht. Zunächst sträubt er sich gegen dieses unerwartete Glück, endlich gibt er nach, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Angela die Liebesahnung mit der Liebe selbst verwechselt hat. So entsagt Silvio von Neuem, und zwar für immer, entschlossen, was ihm von Kräften noch übrig bleibt, dem allgemeinen Wohle zu widmen.

Ein abschließendes Urtheil über die Stellung Salvatore Farina's in der italienischen Literatur fällen zu wollen, wäre durchaus verfrüht; das Talent des Novellendichters hat sich immer reicher entfaltet und verspricht für die Zukunft die köstlichsten Früchte. In Deutschland werden die Werke Salvatore Farina's, der uns bereits so sympathisch geworden ist, stets willkommen sein.

Kreta.

Reiſe-Erinnerungen

von

Hermann Freiherrn von Maltzan.

Während eines längeren Aufenthaltes im Orient bereiſte ich, in Begleitung meiner Frau, im Frühling des Jahres 1883 die Inſel Kreta. Selten verirren ſich Reiſende dorthin, noch ſeltener erhalten wir Kunde von Kreta und ſeinen merkwürdigen Bewohnern. Von Zeit zu Zeit machen allerdings die Kreter von ſich reden, man lieſt alsdann in den Zeitungen: „In Kreta ſind Unruhen ausgebrochen, der General-Gouverneur hat ſich nach Conſtantinopel gewandt," oder es heißt: „Der Aufſtand in Kreta iſt beendet, die Pforte hat Conceſſionen gemacht". Dann iſt wieder Alles ſtill; Kreta verſchwindet aus der Tagespreſſe und gehört wiederum der Mythe an und dem Lehrer, der mit dem Ariadneſaden in der Hand den andächtigen Schüler im Labyrinthe ſpazieren führt.

Von den neunzig oder hundert Städten, welche Kreta zu Homer's Zeiten beſaß, finden ſich nur wenige ſichtbare Reſte vor. Archäologiſche Schätze, für die Kreta von rechtswegen eine wahre Fundgrube bilden müßte, ruhen gewiß noch in Menge im Schoße des Mutterlandes. Dr. Heinrich Schliemann beabſichtigte in Kreta Ausgrabungen vorzunehmen. Leider iſt es mir nicht gelungen, ihm die Wege zu ebnen, denn die Griechen bewachen eiferſüchtig die Grabſtätten ihrer alten Cultur. Aber früher oder ſpäter werden die reichen Schätze, welche das Land des Minos birgt, gehoben werden und dann wird Kreta unter den von Reiſenden und Forſchern beſuchten Ländern eine erſte Stelle einnehmen. Es dürfte deshalb von allgemeinerem Intereſſe ſein zu erfahren, wie es heut zu Tage in Kreta ausſieht.

Es war in den erſten Tagen des Februar. Mit einbrechender Dunkelheit hatte „Danubia", der ſtattliche Dampfer des öſterreichiſchen Lloyd, den Piraeus verlaſſen, um eine der vorſchriftsmäßigen wöchentlichen Reiſen nach der Inſel Kreta zu unternehmen. Während der Nacht glättete ſich die See und geſtattete eine ſchnelle Fahrt längs der maleriſchen Oſtküſte des Peloponnes. In bunten Gruppen hatten ſich die Deckpaſſagiere auf den vorderen Theilen des Schiffes

gelagert, das erhöhte Hinterdeck uns zu uneingeschränktem Gebrauch überlassend. Lautlose Stille herrschte auf dem Schiffe; nur das monotone Geräusch, welches der ebenmäßige Gang der Schraube verursachte, erinnerte daran, daß die Lenker des Fahrzeuges mit uns wachten.

Die Mitternacht war vorüber; leichte Wolkenschleier, von lauen Lüften bewegt, schwebten unter dem schimmernden Nachthimmel zu unsern Häupten dahin. Noch verhüllten schwarze Schatten die kretischen Gestade, die wir, vom Glück begünstigt, wenige Tage zuvor bei der Umschiffung des Peloponnes aus den Meeresflächen hatten auftauchen sehen. Schon vor langen Jahren auf der Fahrt zum Pyramidenlande hatte ich die hohen Schneeberge der Minosinsel sehnsuchtsvoll erschaut. Jetzt sollte sich der Jugendtraum erfüllen.

Schon schwanden vor dem Hauch des Morgenwindes die Nebelwolken; in wunderbarer Klarheit hoben sich die glänzenden Gestirne vom tiefdunklen Firmamente ab. Wir nähern uns Kreta; schon treten Vorgebirge in unseren Gesichtskreis, dunkle, vielgestaltige Colosse: die breite Halbinsel Akrotiri mit ihren pyramidalen Bergspitzen, das langvorgestreckte Cap Spada und dahinter das hochgethürmte Cap Grabusa, der nordwestliche Vorsprung der Insel. Noch wird das Hinterland durch scharfgezeichnete Wolken unserem Blick entzogen. Da bringt die Morgenröthe herauf, die Wolkenberge mit einer Feuerlinie umsäumend; sie lodern auf, in Gluth getaucht, nicht Wolken, nein, die „weißen Berge" im wunderbarsten Alpenglühen. Dazu schimmern die Vorgebirge in köstlichen rothen und violetten Farbentönen. Aber das Flimmern und Leuchten währt nur kurze Zeit; die Sonne steigt empor, die Gluth erlischt vor dem blendenden Tagesgestirne, welches fortan Berg und Thal mit seinem Lichte erfüllt.

Im Hintergrunde der weiten Meeresbucht, welche von den Halbinseln Akrotiri und Spada gebildet wird, liegt Kanea, die gegenwärtige Hauptstadt der Insel. Schon von weitem erblickt man den Leuchtthurm, die hellen Gebäude und weißen Minarets der morgenländischen Stadt. Der Hafen ward von den Venetianern mit Benutzung vorhandener Felsriffe durch Bauwerke hergestellt, welche ebensowenig einem modernen Flottenangriff Stand halten können, als dem altbewährten Nordsturm, der im engen Hafenraume oft greuliche Verwüstungen anrichtet. Als wir begleitet von einer kräftigen Morgenbrise durch die enge Einfahrt in den Hafen von Kanea einliefen, bot sich uns ein eigenthümlicher Anblick dar. Man könnte glauben, auf den überschwemmten Marktplatz einer versinkenden Stadt gerathen zu sein, so wachsen die den vorderen Hafenraum umstehenden mehrstöckigen Häuser gleichsam aus den Fluthen heraus; kaum daß ein niedriger Quai das Eindringen der Wellen in die unteren Räume verhindert.

Im Gegensatz zu den bedrohten Behausungen zeigt sich der an der hinteren Hafenbucht auf einem Felsen erbaute Konak, die Residenz des Generalgouverneurs, als Sitz der irdischen Gewalt.

Trotz der frühen Tageszeit hatten sich auf den Quais zahlreiche Menschen eingefunden, die keinen Blick von der „Danubia" abwandten. Die Ankunft des Lloyddampfers versetzt die Kaneer jedes Mal in Aufregung, denn sein Erscheinen hat für die Insulaner dieselbe Bedeutung, wie für die Bewohner einer Colonie das Eintreffen des sehnlichst erwarteten Postschiffes. Vom Ergebniß des Post-

tages hängt das Wohl und Wehe der nächsten Zukunft ab; wohl Dem, der in der kurzbemessenen Frist die Entscheidung zu treffen weiß! Im Hafen ward es lebendig; die Anker der „Danubia" wurden herabgelassen, das Ausschiffen der Deckpassagiere ging mit einem ungeheuren Aufwand von Lärm vor sich, sobald die Gesundheitspolizei die Landung gestattete, und unsere vielen Gepäckstücke wanderten in das neuerrichtete Hôtel „Constantinople", welches uns als das einzige Gasthaus der Stadt bezeichnet ward. Die Herberge liegt wenige Schritte vom Hafenthor in einem engen schmutzigen Gäßchen; sie bietet dem Reisenden weiß getünchte Wände, eiserne Bettstellen und Waschvorrichtungen, wenn auch sehr primitiver Natur. Das aber ist für kretische Verhältnisse schon außerordentlich viel; wir hatten allen Grund, mit dem aufgefundenen Zufluchtsorte zufrieden zu sein. Ohne viel zu handeln überließ uns der behäbige Wirth für den billigen Preis von vier Francs pro Tag sein größtes Gemach, welches bis dahin einem halben Dutzend verschiedener Parteien zum Schlafsaal gedient hatte. Es fanden sich auch zur Reinigung desselben im Hause allerlei Instrumente vor; nur ein Besen im abendländischen Sinne war nicht aufzutreiben. Außerdem hatte unser Zimmer noch einen großen Uebelstand. Die Glasthüre, welche dasselbe mit dem Vorplatz in Verbindung brachte, durfte nur mit leichten Schleiern verhängt werden, weil das durchfallende Licht zur Erhellung eines Verkaufsraumes nöthig war! Der Wirth hatte für unsere Bedenken kein Verständniß; der Gedanke, man könnte sich im Hinblick auf körperliche Sauberkeit bisweilen der Oeffentlichkeit entziehen wollen, erschien ihm geradezu phantastisch. Der Grieche ist über dergleichen Schwächen erhaben, der Türke aber, bei dem der Reinlichkeitstrieb ausgebildeter ist, pflegt ihm im öffentlichen Bade Genüge zu thun.

Im Hôtel „Constantinople" wird nicht gekocht. Man zeigte uns wenige Schritte aufwärts in demselben Gäßchen ein Speisehaus, welches alle Vorzüge einer griechischen Restauration in sich vereinigen sollte. Eine Stiege hoch fanden wir den Verhältnissen entsprechend ein nicht unsauberes, mit gedeckten Tischen besetztes Speisezimmer. Am geöffneten Fenster nahmen wir Platz. Den Speisen, die man uns vorsetzte, thaten wir Ehre an. Was es gab? Das Tagebuch sagt nichts davon, aber der erste Eindruck, den wir von diesem merkwürdigen Lande empfingen, grub sich tief ein ins Gedächtniß. Am 5. Februar bei offenem Fenster speisen zu können, erweckt an sich schon ein angenehmes Gefühl; hier, wo die erfrischende Seeluft vom blauen Meere hereinfluthet, während der Blick auf den herrlichen Linien der Akrotiri-Berge weilt, dehnt sich die Brust, und der kretische Feuerwein, der durch die Adern rollt, bringt alle unsere Empfindungen zum Ausdruck in dem Worte: Kreta, die glückliche Insel!

Hinaus trieb es uns in die freie Natur. Die zehn Minuten des Weges durch die engen, mit Bazars versehenen Gassen dünkten uns eine Ewigkeit. Neugierig betrachtet von den Einwohnern, doch unbelästigt eilten wir, so schnell es ging, über das holperige Straßenpflaster zum einzigen Landthore der Festung hinaus. Unmittelbar daran schließt sich eine kleine Vorstadt mit breiterer Straße und geräumigeren Bauwerken. Die östliche Richtung einschlagend, gewahrten wir bald vor uns auf kahler Anhöhe nahe dem Meere das Villenstädtchen Chalepa, wo die Vertreter befreundeter Mächte neben den Wohlhabenderen des

Ortes in beschaulicher Muße leben. Links vom Wege dahin, hart am Meere, liegt das neu und massiv erbaute Negerviertel, rechts auf sandiger Scholle ein ganz afrikanisch dreinschauendes Hüttendorf, welches aus Benghasi eingewanderte Araber, getreu den Sitten ihrer Heimath, errichtet haben.

Die Höhe von Chalepa gewährt einen vorzüglichen Ueberblick über die herrliche Meeresbucht, an der Kanea liegt, über die Stadt selbst und die fruchtbare Ebene dahinter, welche von niedrigen Vorbergen begrenzt wird. Die höheren Gebirge waren durch Wolken verdeckt, so daß wir von der Landschaft kein vollständiges Bild erhielten. Dafür trat Kanea in schöner Abendbeleuchtung in seinen Einzelheiten um so schärfer hervor. Nach der Landseite zu haben die Venetianer Kanea stark befestigt. Die gewaltigen Mauern haben dem Zahn der Zeit ebenso getrotzt, wie den verzweifelten Angriffen der aufständischen Griechen. Auch die Türken verdanken ihre langjährige Herrschaft über die Insel nur den Venetianischen Festungen. Wenn die Kreter herabsteigen von ihren stolzen Bergen und die Zinnen und Mauern erblicken, die ihre Ahnen im bitteren Frohndienste errichten mußten, dann beschleicht sie noch heute das Gefühl des Hasses und der Rache. Unzählige Male haben sie versucht, das fremde Joch abzuschütteln. Vergebens! Um die verhaßten Venetianer zu vertreiben, verbündeten sich die Kreter mit den Türken. Es ward noch schlimmer. Bedenkt man die unerhörten Greuelthaten, die seit einem halben Jahrtausend von den Fremdherrschern verübt wurden, so kann man sich wahrlich nicht wundern, wenn die Kreter jedem Fremden mißtrauen. Ein hoher Gerechtigkeitssinn ist diesem Inselvolk eigen, welches die guten Eigenschaften seiner fremden Herren willig anerkennt. Nicht die Türken sind es, welche die Kreter hassen; mit ihnen leben sie für gewöhnlich in lobenswerther Eintracht, sondern das Princip ist es, welches sie verabscheuen, das Regiment, welches früher alle geistigen Regungen unterdrückte und heute durch Unthätigkeit die Entwicklung des Landes und seiner intelligenten Bewohner hemmt.

Am nächsten Morgen nahmen wir die Besichtigung der Stadt vor. Kreta hat nur einen wirklich guten natürlichen Hafen: die Bai von Suda. Hiermit hat die Natur ein Meisterwerk geschaffen, und ihm zu Liebe ist in neuerer Zeit der Sitz der Regierung von Kandia, der alten Hauptstadt der Insel, nach Kanea verlegt worden. Man ist auch mit dem Plane umgegangen, an der eine Meile von Kanea entfernten Bai von Suda eine neue Residenz zu errichten, hat aber aus Gesundheitsrücksichten davon Abstand genommen. Nun führt eine gute Fahrstraße in einer Stunde nach dem Hafenort Tusla, und wenn das Meer stürmisch ist, laufen die Schiffe in die Bai von Suda ein. Kanea ist, wie wir gesehen haben, befestigt. Der Raum innerhalb der Mauern mag ursprünglich für 10,000 Einwohner berechnet gewesen sein. Die Regierung hat viel Volk nach sich gezogen, und heute sollen mehr als 20,000 Menschen auf dem engen Platze leben. Kein Winkel ist frei und der Straßenverkehr, zumal wenn die Landbevölkerung ihren Erntesegen zum Verkauf bringt, sehr bedeutend. Kanea ist eine echt orientalische Stadt mit engen Gassen und unregelmäßig gebauten Häusern, deren Erdgeschosse zu Handwerksstätten und offenen Verkaufsräumen, den Bazars, eingerichtet sind. Die zum Verkauf ausgestellten Industrieerzeugnisse stammen auch hier,

wie überall im Orient, fast ausnahmslos aus Europa, selbst die Teppichgewirke können ihren abendländischen Ursprung nicht verleugnen. Die Aufstellung dagegen ist eigenartig und die Werkstätten der Schuster, Schneider, Sattler und Schmiede erscheinen durchaus originell. Nimmt man dazu die mit Landesproducten überladenen Verkaufsräume, in denen die Apfelsinen zu kleinen Bergen aufgeschichtet sind, und die lebhafte Bewegung der noch völlig orientalisch gekleideten Bevölkerung, so tritt in Kanea das morgenländische Treiben stärker hervor, als in manchen anderen Städten des Orients. Die Geschäfte werden fast ausschließlich von kretischen Griechen betrieben, gegen deren Gewandtheit schwer aufzukommen sein soll. Die wenigen Juden spielen hier eine gar bescheidene Rolle; wir sehen sie als Blechschmiede und hatten bei Einkäufen wiederholt Gelegenheit, ihre Rechtlichkeit zu erproben. Während wir im Gedränge der engen Straßen recht unsanft umhergestoßen wurden, erklangen in einiger Entfernung dumpfe, monotone Rufe. Bald tauchte aus der bewegten Menge ein schwerfälliges Ungethüm auf. In der Nähe erwies sich das wunderliche Gebilde als ein riesiges Faß, das von vier arabischen Athleten an Stangen getragen wurde. Auf diese Weise wird ein Theil der Stadt mit frischem Trinkwasser versorgt. Mit einem Pferdevermiether hatten wir Verabredungen getroffen. Seine erste Leistung bestand in der Lieferung einer in Wirklichkeit ganz eleganten Droschke; wäre die Kleidung des Kutschers nicht so sehr defect gewesen, hätte man sich zum Wenigsten nach Athen versetzt glauben können.

Unser erster Besuch galt Frau von Schwartz, der unter dem Autornamen Elpis Melena rühmlichst bekannten Schriftstellerin, welche seit einer Reihe von Jahren Chalepa bewohnt; unser zweiter dem österreichischen Consul Dr. Ortlieb, der sich eine gemüthliche Junggesellenwirthschaft eingerichtet hat und als leidenschaftlicher Reiter in der landschaftlich so herrlichen Umgebung die Einförmigkeit seines Lebens vergißt. Gemeinschaftlich begaben wir uns nach Kanea zum Generalgouverneur Photiades Pascha, der uns mit seiner durch ihre classische Schönheit berühmten Tochter auf das zuvorkommendste empfing. In Photiades Pascha, einem geborenen Griechen, der bereits in Europa mehrere wichtige diplomatische Posten bekleidet hatte, lernten wir einen Mann von feinster Bildung und großer persönlicher Liebenswürdigkeit kennen. Mit den Worten: „Der Generalgouverneur steht ganz zu Ihrer Verfügung" deutete der Pascha an, daß er bereit sei, alle unsere Wünsche zu erfüllen. Von seinem Anerbieten machten wir den umfassendsten Gebrauch, indem wir ihn ersuchten, uns ganz ungehindert und ohne lästige militärische Bedeckung die Insel durchstreifen zu lassen. Daß Photiades Pascha diesen Wunsch erfüllte, betrachte ich als eine ganz besondere Vergünstigung; denn die Empfehlungen, welche uns aus Constantinopel vorausgegangen waren, machten ihn für unsere Sicherheit gewissermaßen verantwortlich.

In Kreta herrschen Gebirge vor. Die Ebenen treten mit Ausnahme der bedeutenden Niederung von Messará im Süden der Insel ganz zurück gegenüber den zahllosen höheren und niederen Gebirgsketten, deren Linien durch einschneidende Wasserrinnen vielfach unterbrochen sind.

Man kann drei Regionen unterscheiden: die Vorberge bis zur Höhe von 500 Metern, die größeren Gebirgsketten, welche eine Höhe von 1500 Metern erreichen

und die Alpenstöcke: Levkaori, Ida und Lassiti, welche bis über 8000 Fuß hinaufragen und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Die langgestreckte Gestalt der Insel macht die Verhältnisse noch verwickelter. Am anschaulichsten bezeichnet man Kreta als Inselcomplex; denn es besteht aus hohen Gebirgsknoten, die durch niedere Berge zu einem Ganzen verbunden sind. Dazu gesellen sich sonderbar geformte Halbinseln und alle möglichen Arten von Klippen und Inselchen, die ursprünglich mit dem Festlande Kreta zusammen gehangen haben. Man stellt sich leicht vor, welch' eine unendliche Mannigfaltigkeit von landschaftlicher Scenerie hierdurch entsteht, und es begreift sich, daß man auf Kreta monatelang umherstreifen kann, ohne zweimal dasselbe Bild zu schauen. Heut, auf dem Wege nach der Halbinsel Akrotiri mit dem berühmten Kloster der „heil. Dreieinigkeit" (Agia Triada), lag der westliche Theil der Insel, soweit er sich von unserem Standpunkte aus übersehen läßt, klar und sonnenbeglänzt vor unsern Blicken, immer und immer schweifte das Auge von der tiefblauen See hinauf zu den Firnen der Levkaori, der „weißen Berge" und wieder hinab über die grünenden Gefilde Kanea's bis ins Gestade des „dunkelwogenden" Meeres. Akrotiri heißt im Griechischen das Vorgebirge. Die Halbinsel, auf der das Kloster Agia Triada liegt, trägt speciell diesen Namen; sie besteht aus einem bedeutenden durchschnittlich 100 Meter hohen Flachlande, welches im Norden von einem vielzackigen Vorgebirge begrenzt wird. Rings umher lag viel unbebautes Land. Zwischen den Steinblöcken, welche fruchtbaren Boden bedeckten, sproßten Frühlingsblumen hervor, unter ihnen in zahlloser Menge die schönen rothen und blauen orientalischen Anemonen. Auch hier fehlt es an Menschenhänden, um je nach der Beschaffenheit das Land in Getreidefelder, Weinberge oder Wälder zu verwandeln. Das vorzügliche Klima Kreta's begünstigt jegliche Cultur. Eine Million thätiger, intelligenter Einwohner könnte Kreta zu einem vollkommenen Paradiese umgestalten. Wo heute starrer Fels, waren einst schattige Wälder. Gesetzmäßigkeit und Fleiß könnten in wenigen Generationen Kreta zu dem machen, was es einstmals war: eine Stätte höchster Cultur. Die Dörfer, die wir zur linken Seite des Wegs gewahrten, waren ärmlich und klein, die Bewohner mit dem Einsammeln der Oliven beschäftigt. Einige sandige Landstriche schienen hier bevorzugt zu werden. Nach zweistündigem Ritte erreichten wir größere wohlgepflegte Olivenwälder, Eigenthum des reichbegüterten Klosters. Bald gewahrten wir auch im Hintergrunde einer prächtigen Cypressenallee die stattlichen hellblinkenden Klostergebäude, vor deren Brückenzugange wir Halt machten. Unser Diener ward hineingesandt, uns anzumelden. Nach wenigen Minuten erschien er in Begleitung eines „Papa", der uns mit freundlicher Geberde einlud ihm zu folgen. Fast alle kretischen Klöster sind nach demselben System gebildet: die Klostergebäude sind im Viereck zu einem befestigten Platze geschlossen, auf dessen Mittelpunkt sich die Kirche erhebt. Um das Gotteshaus concentrirt sich Alles, doch treten die religiösen Satzungen niemals aufdringlich hervor. Die ersten Eindrücke, welche man in einem kretischen Kloster empfängt, sind Toleranz und Nächstenliebe. Der Prior, Igumenos genannt, war außerhalb beschäftigt; eilends ward ein Bote abgesandt, ihm die Ankunft der Gäste zu melden. Derweilen nöthigte man uns in den mit Divans

an den Wänden geschmückten Empfangssaal und bereitete den Kaffee zu unserer Erquickung. Es mochten fünf oder sechs Pápas sein, die sich zu unserer Begrüßung einfanden; Männer in mittleren Jahren, mit wohlgebildeten Gesichtszügen und einem freundlichen herzgewinnenden Ausdruck in den Mienen. Unsere Frage nach der Kirche erweckte die lebhafteste Freude; sie, den ganzen Stolz des Klosters, zu zeigen, vereinigten sich Alle und im Triumph wurden wir zum Heiligthum geleitet. Die Kirche ist ein stattlicher, mit drei Kuppeln versehener Bau, dessen Wölbungen nach der Zerstörung in der Revolution der sechziger Jahre neu errichtet wurden. Bemerkenswerth sind die neuen schönen Schnitzereien, welche namentlich die vordere Altarwand zieren. Die wunderlichen Heiligenbilder, welche der altbyzantinischen Schule anzugehören scheinen, wurden uns als Imitationen vorgestellt. In den Revolutionen ließen es sich die Türken angelegen sein, die Bilder der griechischen Heiligen zu vernichten, aber Pietät und Mangel an Erfindungsgeist haben die Kunst in ihrer alten Form erhalten; es gibt in Retimo eine Schule, welche in Nachahmung der alten Manier etwas leistet. Seltsam contrastirt mit den alterthümlichen Schnitzereien und den wunderlichen Heiligenbildern allerlei moderner Tand, z. B. buntglasige Oellampen und Aehnliches — wie wir erfuhren Weihgeschenke frommer Christen, wohl gemeint, aber wenig im Einklang mit dem historischen Charakter des Gotteshauses.

Der Klosterhof ist theilweise von Arkaden umgeben und mit einzelnen Orangenbäumen bepflanzt. Wir mußten auch die Behausungen einiger Mönche betreten, in denen die Wände mit colorirten Holzschnitten und Farbendrücken bedeckt waren. Untermischt mit den Bildern von Heiligen hingen dort die der verschiedenen Mitglieder der russischen Kaiserfamilie, von denen die guten Pápas in naivem Glauben Befreiung vom Türkenjoche erhofften. In den Außengebäuden zeigte man uns die Quelle des Klosterwohlstandes, die Oelpressen in voller Thätigkeit. Wir sahen die modernen eisernen Schraubenpressen unbenutzt im Winkel stehen; man hatte sich im Kloster den Neuerungen nicht widersetzt, aber die alte gute Sitte hatte den Sieg über die neuere Technik davon getragen. Ob auch den armen Maulthieren mit der alten Manier gedient war, ließ sich sobald nicht ergründen. Jedenfalls hatten die Zugthiere ein schweres Tagwerk zu verrichten; das alte Mühlwerk, welches sie treiben mußten, ächzte und stöhnte bei den häufigen Umdrehungen. Die Nähe der Berge verlockte uns zu einem kurzen Spaziergange, es gesellten sich zu uns Bewohner des zum Kloster gehörigen Dorfes und einige Gensdarmen, Saptiehs genannt, so daß von einem gemüthlichen Umherstreifen nicht die Rede sein konnte. Bei unserer Rückkehr fanden wir den Igumenos vor, einen jüngeren Mann von gewinnendem Aeußeren, der in Athen studirt und ein Stückchen Weltbildung von dort mitgebracht hatte. Die Klosterküche mußte inzwischen eine rege Thätigkeit entfaltet haben, sie lieferte jetzt ein sehr reichliches mit Sorgfalt bereitetes Mahl — nur für uns, denn die Klosterherren hatten einen jener zahllosen Fasttage, an denen kein Fleisch genossen werden darf. Der Igumenos ließ es sich nicht nehmen, uns die Ehren der Tafel zu erweisen; er zerlegte mit Geschick einen Lammskopf und pries mit Kennermiene die Schmackhaftigkeit dieses und jenes Theiles. Glücklicherweise waren die Ordensregeln dem Genuß des Weines nicht hinderlich, fröhlich war das Gelage im traulichen

Klosterraum. Die Unterhaltung, welche durch den Dolmetsch geführt werden mußte, verdarb leider den Genuß, den uns die Beobachtung des lebhaften Mienenspieles unserer freundlichen Wirthe gewährte. Schon während des Mahles erschienen nach einander die sämmtlichen Pápas des Klosters, zwanzig an der Zahl. Ein Jeder bewillkommte uns freundlich und erhielt dann vom Igumenos einen Becher Weins, um auf unser Wohl zu trinken. Auch vom nahe gelegenen Kloster Guverneto kam ein Priester herab, um die Fremdlinge zu begrüßen. Er hatte sich nicht die Zeit gelassen, seine Bauerntracht mit dem schwarzen Talar zu vertauschen und erregte dadurch das Mißfallen der Klosterherren, welche ihre Gäste auf alle Weise zu ehren suchten. Der herkulische Antimos aber ließ sich nicht beirren, er schwelgte ob unseres Anblickes in Entzücken und lud uns im Namen seiner Mitpápas zum Besuche seines kleinen Klosters ein. Zur Nachtruhe ward uns ein großer Raum angewiesen, der gerade über dem Speisesaal lag und mit Lagerstätten versehen war, die den Gebrauch unserer Feldbetten überflüssig machten.

Als die „rosenfingerige Eos" am Horizonte emporstieg, weckte uns der eintönige Gesang der Mönche in der nahen Klosterkirche aus sanftem Schlummer. Kann man in einem kretischen Kloster, wo jeder Fuß breit Bodenraum das Blut Ermordeter getrunken, jeder Winkel das Röcheln eines Sterbenden gehört hat, eine Nacht verbringen in sanftem Schlummer? Alle Greuel, welche die Türken an Unschuldigen und Wehrlosen verübten, um den Hort christlicher Sitte und griechischen Nationalbewußtseins zu zerstören, alle Unthaten und Scheußlichkeiten haben die friedfertigen Mönche vergeben, ja vergessen. Nur dann, wenn neue Ungerechtigkeit der Unterdrücker Abwehr fordert, entzündet sich der Glaubenseifer bei den Klosterbrüdern zur verzehrenden Flamme, dann wirbeln die nationalen Gefühle auf zum rasenden Sturm. Ist der Kampf zu Ende geführt, dann tritt Versöhnung an Stelle der Leidenschaft, das Kloster öffnet seine Pforten auch dem Feinde, es übt Vergebung und Menschenliebe.

Ein heller Schein lockte uns zum Fenster: der Widerschein der weißen Berge, deren mächtige Schneegipfel im Morgenrothe leuchteten, wie glühendes Eisen. Um die Wipfel des uralten Olivenhaines zu unsern Füßen spielten im Morgenwinde leichte Nebelschleier; darüber wölbten sich die Kuppen der kretischen Berge höher und höher hinauf bis zu den gluthumstrahlten Levkaoris.

Gleich nach Sonnenaufgang bestiegen wir unsere Reitthiere, welche uns bald in die Bergregion hinaustrugen; und auf gut geebnetem Pfade erreichten wir in einer Stunde das einst bedeutende Kloster Guverneto, wohin uns Antimos, der hierher gehörige herkulische Priester und zwei Saptiehs geleiteten.

Von der ehemaligen Klosterkirche, welche die Türken gelegentlich zerstörten, sind nur einige Säulenreste aus hartem marmorähnlichem Kalkstein übrig geblieben, deren reiche Sculptur sehr in die Augen fällt.

Die Pápas von Guverneto bewirtheten uns in üblicher Weise, entließen uns aber bald, da sie einsehen mochten, der Besuch einiger Tropfsteinhöhlen in der Nachbarschaft habe für Fremde mehr Reiz als der Aufenthalt in ihrer bescheidenen Behausung. Bis zur ersten Höhle kann man reiten. Obwohl nach unsern landläufigen Vorstellungen Reitwege anders aussehen, gehört diese Strecke

doch noch zu den Saumpfaden, die ein Europäer ohne Grauſen beſchreiten kann. Dann freilich hört jede Möglichkeit des Reitens auf und man hat Mühe, auf ſeinen eigenen Füßen fortzukommen. Die Gebirge ſind waldlos; mit Geſtrüpp und Knieholz bewachſen, ſollen ſie den Schafherden der Klöſter reiche Nahrung geben. Agia Triada, dem der größte Theil des Vorgebirges gehört, beſitzt allein mehr als 6000 dieſer nützlichen Thiere.

Die erſte Höhle, welche wir beſuchten, beſteht aus einem größeren Vorraum, in deſſen Mitte das durchtropfende Waſſer ſich in einem Becken ſammelt. Ein freiliegender Stein hat die Geſtalt eines Bären, wie phantaſiereiche Reiſende behaupten. Gänge, welche ins Innere des Berges führen, ſind beſchwerlich zu durchklettern, auch iſt die Stalaktitenbildung nicht hervorragend. Wir wandten uns nun einer Schlucht zu, welche von den Venetianern überbrückt ward und gelangten unter dem kühnen wohlerhaltenen Bogen in ein wildromantiſches waſſerleeres Flußbett. Hier unten befindet ſich eine Höhle, welche die Gebeine eines kretiſchen Specialheiligen Namens Johannes enthält und als Wallfahrtsort ſehr beliebt iſt. Man zeigte uns in einer Vertiefung nahe dem Eingang menſchliche Gebeine, welche dem Heiligen zugeſprochen und bei Gelegenheit der Wallfahrten mit Wein begoſſen werden. Da uns nur ſchlecht brennende geweihte Wachskerzen zur Verfügung ſtanden, verzichteten wir auf eine genauere Beſichtigung dieſer und einiger anderer Höhlen, in denen ſich ſtellenweiſe hübſche Tropfſteinbildungen befinden. Das Flußthal nahm unſer Intereſſe in höherem Maße in Anſpruch. Bis zu mehreren hundert Metern ſtreben die Kalkfelſen ſteil in die Höhe; bald eng zuſammentretend, bald Keſſel bildend, mit rothem Geſtein erfüllt, das in ſeiner Färbung an ſchwefelreiche Kraterbildungen erinnert. Unſere Saptiehs producirten ſich als Scharfſchützen; ſie hatten Hinterlader und trafen ſicher ein weit geſtecktes Ziel. Die Saptiehs, Landgensdarmen, deren es auf Kreta 1200 gibt, ſind faſt durchweg kretiſche Griechen unter türkiſchen Befehlshabern, in Friedenszeiten zuverläſſige, der Regierung ergebene Leute.

Ein höchſt beſchwerlicher Weg auf dem mit gewaltigen Felsblöcken überworfenen Grunde des Flußthales führt zu einem kleinen maleriſch gelegenen Meereshafen. In Revolutionszeiten ſoll er eine bedeutende Rolle geſpielt haben, indem dort Munition für die tapfere Beſatzung der beiden Klöſter gelandet wurde. Gelagert auf vorſpringende Felsblöcke ſchauten wir dem Spiele der Wellen zu, wie das klare Waſſer durch das zerklüftete Geſtein hindurch rieſelte. So wirkt es langſam zernagend, unterhöhlend, bis im Laufe der Zeit der Block zerfällt, der dem Felſen die Stütze gab und der ſtolze Bau hinabſinkt in die ſalzige Fluth, auf deren Grunde ſich das Material ſammelt zu neuen Gebirgen, indeſſen die alten zerrinnen in Schlamm und Erde. Es war recht ſchön nach der Anſtrengung des Marſches auszuruhen im Geſtade des herrlichen blauen Meeres; doch die Sonne war ſo heiß, — am 8. Februar! — daß wir Schutz vor ihr ſuchten in der ſchattigen Felsſchlucht.

Zurückgekehrt zum Kloſter Guverneto, fanden wir ein für uns bereitetes Gaſtmahl vor. Der junge Geiſtliche, der uns bediente, hätte nach ſeinem ganzen Aeußern ein vortreffliches Vorbild zu einem Jünger Chriſti ſein können. Man möchte glauben das geſcheitelte langgewachſene Haar, die einfache Gewandung,

die herzliche, anspruchslose Gastfreundschaft, das Alles müsse sich von Christi Zeiten her in diesen Bergen so erhalten haben. Nur einmal ward meine Bewunderung der reinen Nächstenliebe gestört, als unser freundlicher Wirth das gefüllte Weinglas, welches ich eben zum Munde führen wollte, meiner Hand entriß und den Inhalt auf den Boden schüttete. Ich erhielt zwar bald einen Ersatz für den mir so jählings geraubten Nektar, aber die Aufklärung kam erst später: in meinem Glase hatte sich ein winziges Insect befunden, das dem Falkenauge des kretischen Priesters nicht entgangen war.

Unsere Rückkehr nach Agia Triada war für die Pápas ein freudiges Ereigniß. Heute hatten sie ausnahmsweise keinen Fasttag und daher ein wahres Festmahl hergerichtet, dem es schwer war, die gebührende Ehre zu erweisen, nachdem wir eine Stunde zuvor in Guverneto so gründlich tractirt worden waren. Der Wahrheit zu Liebe muß ich übrigens bekennen, daß der Akrotirische Honig mit Mandeln genossen uns trotzdem noch lieblich mundete.

Prächtige, urwüchsige Leute sind die kretischen Mönche. Morgens und Abends versorgen sie eifrig ihr Kirchenamt, und ihr monotoner Gesang ertönt oft noch in später Nacht; am Tage aber sind sie fleißige Ackerbauer, welche sich nicht scheuen selbst mit Hand anzulegen, wenn es gilt die Arbeit zu fördern. Der Abschied von unseren freundlichen Wirthen erfolgte auf beiden Seiten nicht ohne Herzlichkeit. Ein Goldstück, welches wir dem Igumenos für die Armen übergaben, ward freundlichst angenommen, wenn auch die Bemerkung fiel, es gebe im Klosterbezirk keine Armuth. Die beiden guten Saptiehs, welche sich bereits unsere Zuneigung erworben hatten, wurden ebenfalls beschenkt und begleiteten uns zum Dank bis zum Dorfe Sternes am äußeren Ende der Bai von Suda. Der Ritt von hier nach Galgatho oberhalb der schönen Bai mit steter Aussicht auf die „weißen Berge" gestaltete sich für uns zu einem wirklichen Genuß. In vollen Zügen athmeten wir die reine verjüngende Luft, welche um die kretischen Gestade weht. Galgatho liegt seit der ersten großen Revolution der zwanziger Jahre in Ruinen. Wenige Ortschaften findet man in Kreta, in denen der Greuel der Verwüstung keine sichtbaren Spuren hinterlassen hat; in Galgatho sieht es aber ganz besonders traurig aus: die Kirche und alle großen Gehöfte liegen in Schutt und Trümmern, nur wenige Gebäude verriethen, daß sie als Wohnstätten dienten. Lange ritten wir durch die kleine Todtenstadt, ohne ein menschliches Wesen zu erblicken. Die blaue Meeresbucht zog uns mächtig an, so daß wir auf einem sich darbietenden Saumpfade versuchten zum Gestade hinab zu gelangen. Was unsere Reitthiere hier in Ueberwindung von Terrainschwierigkeiten leisteten, spottet jeglicher Beschreibung. Nach mehrstündiger Anstrengung gelangten wir bei Tuzla am inneren Ende der Bai von Suda auf ebene Erde und konnten nun die letzte Strecke bis Kanea auf guter Fahrstraße in einer Stunde zurücklegen.

Die nächsten Tage waren für den geselligen Verkehr bestimmt. Der Generalgouverneur Photiades Pascha gab uns zunächst ein kleines Diner, an welchem außer den Familiengliedern noch Consul Ortlieb, Edhem Pascha, der Militärgouverneur und Herr Jannetaki, der erste Dragoman, Theil nahmen. Letzterer, Kreter von Geburt, hatte in Bonn studirt und ist der deutschen Sprache voll-

kommen mächtig; seiner Liebenswürdigkeit haben wir Manches zu verdanken. Von dem nach Pariser Geschmack hergerichteten Diner sind mir nur die Landesproducte in Erinnerung geblieben. Ein prachtvolles Rosenbouquet zierte die Tafel, eine Fülle wahren Sommerduftes verbreitend. Die größte Ueberraschung aber bereitete uns der Pascha durch Vorführung eines Wildziegenpaares, das, jung eingefangen, sich an die Menschen gewöhnt hatte. Ein schöneres Wild mag es kaum geben; die Farbe des Felles ist ein dunkles Silbergrau, über das Rückgrat, die Schultern und die Vorderläufe herab läuft ein schwarzes Band, der zierliche Kopf trägt ein langes schöngebogenes Gehörn. Die Ziege war weit geringer als der Bock, aber immerhin ein sehr graziöses Thier. Die Wildziege, Agrimion oder Agrimi genannt, lebt noch in ziemlicher Anzahl in den Levkaoris, deren Unzugänglichkeit sie vor gänzlicher Ausrottung schützt; auch am Ida kommt sie vor und verirrt sich bisweilen ins Lassitogebirge. Die Gewandtheit der Agrimis übertrifft noch die der Gemsen, mit unglaublicher Kraft schnellen sie sich über die tiefen Felsspalten der Kalkgebirge hinweg und locken den Sphakioten, den leidenschaftlichen Jäger, in Tod und Verderben. Die Speciesfrage des Agrimi ist bis heute noch nicht entschieden. Unzweifelhaft war die liebenswürdige Amalthea, welche dem kleinen Zeus die erste Nahrung bot, die Ahnfrau der heutigen kretischen Wildziege, so daß der Name Capra Amalthea sie wohl am zutreffendsten bezeichnet.

Die Witterung schlug um; der Februar gilt in Kreta als der eigentliche, freilich auch einzige Wintermonat. Sturm und Regen traten ein und hinderten selbst kleinere Ausflüge. Frau von Schwartz hatte unterdessen ein internationales Fest vorbereitet und es versucht, sämmtliche Vertreter der befreundeten Mächte in ihrem allseitig hochgeschätzten Heim zu vereinigen — was indessen nicht vollständig gelang. Frau von Schwartz ist mit den kretischen Interessen ganz verwachsen. Der Ruf der mildthätigen „Contessa“ erstreckt sich mit Recht über die ganze Insel; viel wäre von ihrer Wohlthätigkeit zu berichten, wenn auch im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Begeisterung für das Heldenvolk eine kleine Abschwächung erfahren haben mag.

Endlich hörte der Regen auf; die Levkaoris zeigten sich im Glanze frischgefallenen Schnees und lockten unwiderstehlich in ihre Nähe. Unser Plan, über den Askypho-Paß nach Sphakia zu reiten, rief in unserem Bekanntenkreise Anfangs eine Art von Bestürzung hervor. Indessen begriff man bald, daß der Germane an Schnee gewöhnt ist und beeilte sich, uns die geeigneten Reitthiere zu verschaffen. An einem schönen hellen Wintermorgen, den 14. Februar, brachen wir auf. Im engen Stadtthore begegnete uns ein Suvari, ein berittener türkischer Soldat; mein Pferd kam dem seinen zu nahe, er holte mit dem Fuße aus und versetzte mir einen derben Stoß gegen das Schienbein. Es war mir nicht möglich, mich im Sattel zu halten, mühsam schleppte ich mich zum Gasthofe zurück, wo die Behandlung der Wunde mich für Tage zurückhielt. Das Gerücht von einem Angriff auf meine Person drang mit Blitzesschnelle zum Generalgouverneur. Der rohe Bursche, der einem „Christenhunde“ mit so großem Behagen einen Fußtritt versetzen konnte, ward mit der gesammten Thorwache, welche dem Auftritt theilnahmlos zugeschaut hatte, eingesperrt. Es be-

durfte noch der persönlichen Intervention meiner Frau, um die Gefangenen zu befreien. Für uns konnte es für die Folge nur verhängnißvoll werden, wenn wir an einem rohen oder gar fanatischen Türken Rache nahmen; deshalb waren wir bestrebt, die Freilassung der in Untersuchungshaft Befindlichen so schnell als möglich zu bewirken. Indessen mußten wir auf jenen Ausflug für jetzt wohl verzichten.

Am 19. sollten zwei Schiffe nach Kandia fahren, der St. Giusto, ein kleiner Küstendampfer des Oesterreichischen Lloyd, und die Hydra, ein größerer griechischer Dampfer, welcher den Verkehr zwischen Syra und den kretischen Häfen vermittelt. Die beiden Schiffe lagen in der Bai von Suda, ihr Eintreffen ward stündlich erwartet. Die Hydra sollte eine vollständige Cajüteneinrichtung besitzen, weshalb wir uns für das griechische Schiff entschieden. Alles war zu unserer Abreise vorbereitet; doch vergebens warteten wir auf das Eintreffen der Hydra, die das Unwetter in der Bai von Suda zurückhielt. Fürchterlich brauste der Nordsturm heran, den kleinen Hafen von Kanea überschwemmend. Von unserm Fensterplatz im Speisehause konnten wir die erregte See überblicken, wie sie mit ganzer Gewalt ihre Schaumgeschosse gegen die Befestigungswerke schleuderte, daß es schien, als erzitterten Felsen und Mauern vor der Wuth des „Erderschütterers Poseidon". Bis zur Zinne des Leuchtthurms wirbelten die Schaumflocken der Brandungswellen empor. Noch großartiger gestaltete sich das Bild am westlichen Fort der Stadt, wohin unser Freund Androulidaki uns führte. Hier fühlte man die Allgewalt des Meeres; aber heute noch ruht der menschliche Fuß mit derselben Zuversicht wie vor Jahrhunderten auf den kühnen venetianischen Bauten. Noch findet man hier dieselben Kanonen, welche die Stadt lange Zeit vor dem Eindringen der Türken bewahrten, bis sie in die Hände der Eroberer fielen. Kleine Berge von steinernen und eisernen Geschützkugeln lagern seit Jahrhunderten auf den Bastionen, sie zeugen von der Vorsicht der alten Venetianer und zugleich von der Trägheit der heutigen Türken, die keinen Finger rühren, wenn die Noth sie nicht dazu zwingt.

Eines Nachmittags spazierten wir durch die fruchtbare mit Gärten und Landhäusern geschmückte Ebene nach Murniés, einem großen am Fuße der Vorberge gelegenen Dorfe. Ganze Theile des Ortes liegen in Ruinen, deren Gemäuer mit Büschen und Bäumen malerisch durchwachsen sind. Murniés war schon zur Zeit der Venetianer eine beliebte Sommerfrische der Kaneer; während der Aufstände ward die reiche Ortschaft wiederholt geplündert und verwüstet. Hinter dem Dorf öffnet sich ein freundliches Thal; Myrtengebüsche bekleiden die steinigen Gehänge, während im Grunde zwischen Baum und Strauch ein munteres Bächlein über Felsen und Gerölle hinabsprudelt. Von der Höhe der Thalwand genossen wir einen prächtigen Blick auf die baumreiche Ebene bis Kanea und die vielgestaltigen Bergkuppen der nordkretischen Vorgebirge.

Die Bewohner von Murniés lehnten in den Hausthüren; dort gaben sie sich dem Genuß der Abendruhe hin. Unser „guten Abend" ward von Allen freundlich erwidert, ja, manche riefen uns ein „kali spera" schon von weitem zu, wenn sie sich durch eine Kopfbewegung unsererseits begrüßt glaubten.

Auf dem Heimwege durchschritten wir das westlich von Kanea gelegene „Dorf

der Aussätzigen". Die Leprosen befinden sich in einer trostlosen Lage; durch das Gesetz zu gemeinsamem Leben verdammt und ganz auf sich angewiesen, schreitet ihre Vermehrung fort. Photiades Pascha hatte die ausgezeichnete Idee, die Lepra auf Kreta dadurch auszurotten, daß die von ihr befallenen Männer und Frauen getrennt auf kleinen Inseln untergebracht würden; allein die Kosten der Erhaltung wollte Niemand tragen. Die Regierung, welche die unglücklichen Menschen nur mangelhaft unterstützt, hat sie in der Nähe der Städte angesiedelt, damit sie durch Gemüsebau und Federviehzucht sich ihren Unterhalt erwerben können; auch als Bettler an den Landstraßen fristen sie ihr elendes Dasein. Man kennt heute noch nicht mit Sicherheit den Ursprung der fürchterlichen Krankheit, ebenso wenig wie irgend ein Heilmittel dagegen. Höchst wahrscheinlich sind es mikroskopische Organismen, welche zunächst die Extremitäten der von der Lepra Befallenen zerstören und auf qualvolle Weise ein langsames Absterben bewirken. Der Umstand, daß die Türken seltener mit der Lepra behaftet sind, spricht für die Annahme, daß Unreinlichkeit und übermäßiger Genuß von Oliven, die während der langen Fastenzeit den Griechen das Fleisch ersetzen, den Ausbruch der Krankheit begünstigen. Erblich scheint der Aussatz nicht zu sein, doch werden die Kinder wahrscheinlich sehr bald von ihren Müttern angesteckt. Im Allgemeinen fürchtet man die Ansteckung nicht, aber der Anblick der Aussätzigen wirkt so abstoßend, daß man ihre Nähe flieht.

Officiell gibt man die Zahl der kretischen Leprakranken auf 1000 an. Das mag für die in abgesonderten Dörfern Lebenden richtig sein; nach meinen Beobachtungen gibt es aber noch eine beträchtliche Anzahl von Leprosen, welche von ihren Angehörigen vor den Augen des Gesetzes verborgen werden.

Am 1. März endlich konnten wir auf der „Hydra" die Reise nach Kandia antreten, und schon mit Sonnenaufgang trafen wir zu kurzem Aufenthalte in Retimo ein. Dann ging es fort nach Osten, unter dem steten Anblick des während unserer Fahrt vielfach seine Gestalt verändernden Götterberges Ida.

Bevor wir das wilde Cap Stavros umschifften, welches mit seinen Anhängen Kandia vor den Nordweststürmen schützt, durchschnitten wir die Bucht von Phodeles, die zur Zeit des letzten Aufstandes für die Griechen ein wichtiger Platz gewesen ist. Auch die Hydra hatte, so berichtet der Capitän mit Stolz, die Wachsamkeit der türkischen Flotte oft getäuscht und Waffen und Munition herbeigeschafft, um dann unter dem Schutze der Nacht kretische Frauen und Kinder nach Griechenland in Sicherheit zu bringen.

Gegen Abend erreichten wir Kandia. Die Stadt mit ihren weitläuftigen Befestigungswerken und vielen Minarets macht schon, aus der Ferne gesehen, einen imposanten Eindruck. In einem großen Bogen nähern wir uns der nach Nordosten zu gelegenen Einfahrt und dringen durch das hochstrebende schmale Thor in den mit Schiffen bedeckten Hafenraum. Während die Anker herabrasseln, fällt unser Blick auf das stolze Wahrzeichen der Venetianer, das noch heute am Eingange des Hafens prangt, auf den Löwen des heiligen Marcus.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Das Werden und Wachsen unsrer Stadt.

Ich bitte den Leser, mit mir den höchsten Punkt von Berlin, nämlich den Rathhausthurm, zu erklettern. Es ist übrigens kein ganz geringer Weg — 405 Stufen einer steinernen Wendeltreppe, die schnurstracks in die Höhe geht, mit allerlei Stationen und Bänken zum Ausruhen, und zehn bis zwölf Minuten unaufhörlichen Steigens. Man fühlt es, wenn man oben ist. Nun aber sind wir im Herzen der Stadt und sehen auf sie herab. Es ist ein imposanter Anblick. Häuser und Straßen und Plätze und Thürme, so weit das Auge reicht — mit hier einem Aufblitzen des Wassers und dort einer dichteren Masse von Grün — der Norden und Westen hell und sonnig, der Osten und Süden dunstig von den Rauchschichten der Fabriken, welche der Wind hinübertreibt — und das Alles rings um uns in einem ungeheuren Kreise gelagert, dessen Centrum unser Standpunkt ist und um dessen Peripherie sich schwache bläuliche Höhenzüge zusammen schließen — Berge nennt sie der Berliner, in Wirklichkeit Sandhügel, der höchste nicht höher als dreißig Meter.

Wenn man in London Holborn-Hill hinab- und Snow-Hill hinaufsteigt, oder in Paris die Spitze des Montmartre, der Buttes Chaumont erklimmt, so merkt man, daß man sehr soliden, bergigen Grund unter den Sohlen hat. In Berlin, wo es nicht gepflastert ist, geht man immer weich, auf Sand. Nicht daß die natürliche Plastik von Hebung und Senkung dieser Landschaft ganz fehlte; wenn auch schwach, ist sie doch deutlich. Berlin liegt in einem Flußthal, man könnte sagen, aus dieser Höhe gesehen, in einem weiten Kessel mit sehr flachen Rändern. Den größeren Theil dieser Niederung füllt Berlin aus, schwillt im Süden, Osten und Norden an diesen Rändern empor und mit Hilfe des Fernrohrs, welches der Magistrat uns zur Verfügung gestellt, oder eines Opernglases, welches der wachthabende Rathsdiener in Bereitschaft hat, können wir die leichte Steigung dort des Tempelhofer und Kreuzberges, hier des Friedrichshains und Humboldthains, mit Pfefferberg und Wollank's Weinberg da-

zwiſchen wohl unterſcheiden. Im Weſten ſtreicht die Linie des Grunewalds, als deſſen höchſten Punkt wir, über Charlottenburg, den Waſſerthurm des Weſtend und den Spandauer Bock (ich bin für den Namen nicht verantwortlich!) mit dem Kirchthurm von Spandau dahinter erkennen.

Der bleibende Zug im Bilde dieſer Stadt, einſt wie jetzt, derjenige, der für ihr Entſtehen beſtimmend geweſen und ihre Weiterentwicklung beherrſcht hat, iſt der Fluß, die Spree, welche tief unten zu unſeren Füßen ſich theilend und wieder vereinigend, unter Brücken verſchwindend und zwiſchen Straßencarrés wieder zum Vorſchein kommend, ſtill und anſpruchslos dahin zieht — ſie, die älteſte, einzig überlebende Zeugin von Berlins Werden und Wachſen. Denn wie der Holländer ſagt: „Das Waſſer von Gott, und von uns die Ufer".

Wer ſich einen Begriff davon machen wollte, was das Ufer war, bevor es bebaut worden, der brauchte, vor zehn oder fünfzehn Jahren, im Weichbild der Stadt ſelbſt nicht weiter zu gehen, als etwa bis zum Cottbuſer Ufer. Heute muß er allenfalls ſchon zum Schleſiſchen Thor hinaus wandern, auf dem rechten Ufer bis Erkner, auf dem linken nach Cöpenick, zwiſchen einer Villencolonie und der andren. Da hat er noch immer den Sand, die Haide, den Kiefernwald und — wenn er zur rechten Zeit und an den rechten Ort kommt — auch den Sumpf und den Moraſt. Auf ſolchem Grund iſt Berlin gebaut; einige ſeiner glänzendſten Viertel erheben ſich auf Strecken, wo noch vor zwanzig Jahren kein Wagen fahren konnte.

Dennoch iſt immer die Spree das belebende Princip von Berlin geweſen, der Maß und Richtung gebende Factor ſeiner allmäligen Ausdehnung, ſeiner Organiſation und Verwaltung. Immer hat ſie die Stadt in zwei faſt gleiche Hälften getheilt; dieſes Verhältniß beſtand, als ſie nur die beiden kleinen, am Fluſſe ſich gegenüberliegenden Niederlaſſungen umfaßte; und es beſteht noch heute, wo die Häuſermaſſen auf Meilenweite das ganze Land bedecken. Immer bildete die Spree die Grenzmarke zwiſchen dem Lande Barnim hier auf dem rechten, und dem Lande Teltow dort auf dem linken Ufer; und dieſes Merkmal von urſprünglich politiſcher Bedeutung hat ſich gleichfalls für die beiden Stadthälften erhalten, von welchen in adminiſtrativer Hinſicht der eine zu dem Niederbarnimſchen, der andere zu dem Teltower Kreiſe gehört, deren Landräthe beide ihren Sitz in Berlin haben.

Doch — ich kann den Leſer nicht für immer hier oben belaſſen auf dem Thurm im Lande Barnim, der da hinſchaut gegen das Land Teltow, wo man „Rüben und Cadetten" zieht, wie Dingelſtedt ſang (1841), als es noch nicht einmal ein Cadettenhaus in Lichterfelde gab. Alſo ſteigen wir denn abwärts, mit einer Empfindung im Rücken, als ob wir von Rigi-Culm herunter kämen, und ſind wieder in Berlin, der flachſten, rationellſten und proſaiſchſten aller Städte.

Freilich, dies Berlin mag, für den Fremden wenigſtens, jeden Reizes der Umgebung und Vergangenheit entbehren; es hat keine ſog. pittoresken Straßen, nur wenige wirklich alte Bauwerke (und auch dieſe von ſehr beſcheidenem Kunſtwerth) aufzuweiſen. Aber es beſitzt dafür den eminent modernen Vorzug der äußerſten Klarheit und Deutlichkeit ſeiner Geſchichte, von den Anfängen an.

Kein Wunder! Ist doch dieses ganze Berlin, mit Allem, was dazu gehört, kaum mehr als sechshundert Jahre alt. London war bereits ein Speicher für die Güter des Continents, ein Platz, wo die fremden Kaufleute verkehrten, und Paris ein Sitz der Studien, eine berühmte Universität, die Stadt der feinen Sitte, des guten Geschmacks und der Mode, tonangebend für die mittelalterliche Welt; zu Wien in der Hofburg, das Rauschen der Donau begleitet vom Gesange der Nibelungen, saßen schon die Fürsten des Hauses Oesterreich, als von Berlin noch so gut wie keine Spur war auf Erden. So jung ist Berlin, wenn man es an dem Alter der beiden europäischen Städte mißt, denen es sich dem Rang und der Reihe nach jetzt anschließt, und es mit der dritten vergleicht, die es hinter sich gelassen hat. Etwas Aehnliches von rapidem Wachsthum könnte nur in dem Beispiel amerikanischer Städte gefunden werden; woher es denn vielleicht kommen mag, daß von allen Ausländern, die Berlin besuchen, die Amerikaner und deren noch jüngere Vettern, die Australier, sich am leichtesten in unserer Stadt zurechtfinden und am sympathischsten von derselben angesprochen fühlen. Als ob sie zu Hause wären, sagen sie. In der in Melbourne erscheinenden „Imperial Review" las ich kürzlich (October 1883): „Der reisende Australier sieht sich enttäuscht in Paris und Rom; aber in Berlin findet er das Melbourne des Continents. Da ist keine Lücke zwischen der todten Vergangenheit und der lebendigen Gegenwart, wie in Rom und Paris. Das Leben der jugendlichen Stadt ist ein ununterbrochenes gewesen. Es ist die Hauptstadt eines kommenden, nicht eines scheidenden Volkes." Wenn man es genau nehmen will, ist Berlin wirklich nicht viel älter, und in einem gewissen Sinne sogar jünger als die hauptsächlichen Städte der Vereinigten Staaten; denn diese fingen gleich compacter und in einem größeren Stil an. Als New-York gegründet wurde, im Jahre 1612, war von Berlin noch nicht mehr vorhanden, als das ungefähr, was jetzt den Postbezirk Berlin C bildet; und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts blieb es eine Stadt, die sich mit Brandenburg und Stendal, mit Frankfurt a. O. und Prenzlau nicht messen konnte. Kaum vier oder fünf seiner damaligen Baudenkmale haben sich erhalten, und sie sind nicht einmal charakteristisch. Berlins monumentale Vergangenheit beginnt mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und sein großes Jahrhundert in der That war das achtzehnte. Aber dennoch und Alles in Allem genommen, ist Berlin eine Neunzehnte-Jahrhundert-Stadt, und das, was sie zu ihrem gegenwärtigen Rang unter den Städten Europa's und der Welt emporgehoben hat, kann in Wahrheit nicht weiter zurück datirt werden, als ein halbes Menschenalter.

II.

Um die Zeit, als in Friedrich II., dem Enkel Barbarossa's, die Herrlichkeit des deutschen Reiches kurz vor dessen unaufhaltsamem Niedergang sich noch einmal zu erneuen schien, als Wolfram von Eschenbach dichtete, Walther von der Vogelweide sang und die gothische Baukunst in den Domen und Münstern zu Freiburg, zu Wien, zu Köln am Rhein, zu Straßburg, zu Marburg an der Lahn erhabene Werke schuf, die wir heute noch bewundern: um diese Zeit sehen wir, ziemlich undeutlich, aus den Flußnebeln der Spree zwei Niederlassungen

auftauchen; Fischerhütten aus Lehm errichtet, ein weniges Ackerland, dem Sumpf abgewonnen, Kähne, hinüber- und herübergehend von einem Ufer zum andern, und Männer darin von niederdeutscher, sächsischer Herkunft. Ihre Väter hatten schon einmal in diesen Gegenden gesessen; aber sie waren lange zurückgedrängt worden durch die Wenden, welche hier ein großes Reich begründet und deren Fürsten Jahrhunderte hindurch in Cöpenick Hof hielten. Spuren der Wendenherrschaft sind noch überall, in und um Berlin, erkennbar; im Spreewald, wenige Stunden von Berlin entfernt, wird noch heutigen Tags wendisch gesprochen, gesungen und gepredigt. Mit dem ersten der Askanier, welcher die Mark als Lehn empfing, Albrecht dem Bären, dem ersten Markgrafen von Brandenburg, begann um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Germanisirung dieses damaligen Grenzlandes, und unter seinen Enkeln, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, war sie vollendet. Der Barnim und das Land Teltow waren erobert und die Stelle an der Spree erreicht, welche zu Verkehrszwecken den bequemsten Uebergang von der einen Landschaft in die andere, sowie den geeignetsten Punkt zur strategischen Sicherung derselben bot. An dieser Stelle theilt die Spree sich in zwei Arme, eine Insel von nicht beträchtlichem Umfang bildend, hinter welcher sie sich wieder schließt. Dieser Insel, wegen ihrer hügeligen Beschaffenheit von den Wenden Kollen, Cölln genannt, und wegen ihrer Lage von entscheidender Wichtigkeit für die Behauptung des Flusses und seiner Ufer, scheinen die Deutschen sich zuerst bemächtigt zu haben. Sie fanden hier ein wendisches Fischerdorf vor, bauten eine Kirche, welche sie dem heil. Petrus, dem Schutzpatron der Fischer, weiheten und erlangten im Jahre 1232 Stadtrecht.

Etwas später finden wir am rechten Ufer gegenüber eine zweite Stadt mit gleichfalls wendischem Namen, das Berlin, der Platz, die Landungsstelle. Beide Städte werden urkundlich zum ersten Mal genannt in Verbindung mit einem gewissen Simeon, einem Geistlichen, welcher gelegentlich eines Vergleiches, dem er assistirt, im Jahre 1237 als Pfarrer von Cölln bezeichnet wird, und sieben Jahre später, 1244, in der Eigenschaft eines Propstes von Berlin erscheint. Mit diesen Zahlen beginnt die Geschichte der beiden Städte, von welchen diejenige jüngeren Ursprungs die Schwester bald, bis auf die Präponderanz des Namens überflügelt. Die Bewohner des Berlin hatten ein breiteres Terrain und einen günstigeren Boden, als die des eng vom Wasser umschlossenen und sumpfigen Cölln. Sie konnten sich leichter und rascher ausdehnen. Sie bauten ihre Kirche dem heil. Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer und Kaufleute, sie hatten, wie wir gesehen, im Jahre 1244 ihren Propst und im Jahre 1253 galt ihre Stadt als Musterstadt für andere neugegründete Städte[1]).

So kam es, daß im Laufe der Zeit die Stadt auf dem rechten Ufer die Stadt auf dem linken, und manche mittlerweile hinzugekommene Stadt und manches Dorf obendrein in sich gleichsam aufnahm und allen zusammen endlich seinen Namen gab. Amtlich jedoch besteht der Unterschied zwischen Berlin und Cölln noch heutigen Tages fort. Immer noch haben wir einen Stadttheil Alt-Cölln und einen Stadttheil Neu-Cölln, und in letzterem eine Straße (oder viel-

[1]) Fidicin, Berlin, historisch und topographisch, S. 4.

mehr eine Häuserreihe), Neu-Cölln-am-Wasser; nicht nur die Namen des Cöllnischen Fischermarkts, der Fischerstraße, der Fischer- und der Inselbrücke haben sich erhalten, auch ein gewisses amphibisches Aussehen dieser Gegend, der Fischgeruch, der in ihr herrscht, die Kübel und Netze, die hier beständig zu sehen sind, erinnern noch immer an die alte Zeit und das alte Gewerbe der Fischer von Cölln. Mit ihrer Kirche hatten sie kein Glück; einmal abgerissen und zweimal abgebrannt, wurde sie dreimal wieder aufgebaut, und auf dem alten Petriplatze erhebt sich jetzt eine neue Petrikirche. Aber die Kirche, welche die Kaufleute von Berlin ihrem Schutzpatron bauten, die Nicolaikirche, steht heute noch; der Thurm, aus dem Granit der Wanderblöcke, die sich in dieses steinarme Land verirrt, das Spitzbogenportal niedrig, schwerfällig, gothische Formen, in roher Behandlung, wie man sie von diesen Ansiedlern ohne Vergangenheit und Vorbilder erwarten konnte, die Wand ein paar Mal durch kleine, rundbogige Fenster und kreisförmige Oeffnungen durchbrochen — kein Kunstwerk, aber dennoch ein ehrwürdiger Anblick für uns, diese Kirche des 13. Jahrhunderts, wenn wir sie, seitab von dem Geschäftsverkehr der Poststraße, in ihrem stillen Hofe liegen sehen — das älteste Baudenkmal unsrer Stadt, und — mit Ausnahme der etwas jüngeren Marienkirche — das einzige, welches uns direct mit dem ersten Anfang derselben verknüpft[1]). Berlin ist keine alte Stadt; aber es ist doch Etwas, zwei Kirchen zu haben, welche so alt sind, wie die Stadt selbst; ihre ganze Geschichte wird uns dadurch anschaulicher, wir stehen ihr persönlich näher und sie greift täglich noch, ernst und erhebend, in unser gegenwärtiges Leben ein.

Bis ans Ende des 13. Jahrhunderts wachsen die jungen Städte nebeneinander fort, durch den Fluß getrennt, jede mit ihren selbstgewählten Rathmännern und Altermännern, jede mit ihrem eigenen Rathhaus, an den identischen Stellen, wo mannigfach erneuert, das eine wie das andere heute noch steht. Aber im Anfange des 14. Jahrhunderts vollzieht sich die Vereinigung, die so natürlich erscheint und für die Zukunft so entscheidend ist; Anfangs nur lose, durch Kämpfe befestigt, durch Gewalt wieder aufgehoben, aber dennoch unzerstörbar. Im Jahre 1307 wählten Berlin und Cölln einen gemeinschaftlichen Rath und in der Mitte der langen Brücke, die damals von Holz war, über der Spree, da wo heute das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten steht, wird ein gemeinschaftliches Rathhaus gebaut. Die Tendenz der mittelalterlichen Städte, das Streben nach Macht und Unabhängigkeit, in einer Zeit, wo die Reichsgewalt nicht mehr stark genug war, ihm Einhalt zu thun, und der Territorialstaat sich noch nicht gebildet hatte, wiederholt sich auch hier. Man muß freilich einen sehr bescheidenen Maßstab anlegen, wenn man an die großen deutschen Städte denkt, welche zu dieser Zeit schon alte Sitze der Cultur waren und den Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums, die Blüthe ihres Handels und ihrer Kunstthätigkeit erreicht hatten: an die Hansastädte im Norden und an die freien Reichsstädte im Süden, welche den Verkehr mit Italien und dem Orient vermittelten. Aber was Berlin und Cölln in all' ihrer Unbedeutendheit mit den andren deutschen Städten, Hansestädten und freien Reichsstädten gemein hatten und was mit der allgemeinen

[1]) Woltmann, Die Baugeschichte Berlins, S. 7.

Lage zusammenhing, das war der republikanische Zug, der durch die Schwäche des Kaiserthums begünstigt, das Meiste zur inneren Auflösung des Reichs beigetragen und der Bildung der Landeshoheit lange widerstrebt hat. Wenn auch sonst in vielen Stücken, in diesem Betracht blieben die beiden jungen Städte an der Spree nicht hinter dem Beispiel der übrigen zurück. Das Erste, was sie thaten, nachdem sie sich administrativ vereinigt hatten, war, eine Mauer zu bauen 6 Fuß dick, 30 Fuß hoch, der untere Theil aus Feldsteinen, der obere aus Mauersteinen, und an den Thoren mit festen Thürmen. Die Mauer war zu strategischen Zwecken gemacht; aber hinter und innerhalb derselben verschmolzen die beiden Städte factisch zu einer und die ältere, aber kleinere, Cölln, war damit zufrieden, als Stadttheil in der jüngeren, aber größeren aufzugehen. Beinahe hundert Jahre lang, vom Aussterben der kraftvollen Anhaltiner, 1319, gerechnet, hatte Berlin kaum einen andren Herrn, als seinen Bürgermeister und Rath. Während dieses Zeitraumes war die Mark in den Händen von Schattenfürsten, Söhnen oder jüngeren Brüdern der Kaiser aus dem bayrischen oder luxemburgischen Hause; Herzögen ohne Land, die sich zum Theil noch obendrein durch Statthalter ohne Macht vertreten ließen: Unsicherheit herrschte damals überall im Reich, aber nirgends war sie größer als in der Mark, dessen armer und roher Adel ganz und gar vom Straßenraub lebte. Wie die mächtigeren Städte schlossen nun auch die kleinen sich zu Schutz und Trutz zusammen und Berlin ward das Haupt des märkischen Städtebundes. Dies ist, politisch betrachtet, das erste Hervortreten Berlins.

Es bildete sich hieraus und erstarkte der Bürgergeist, wie die Sachen damals lagen, ein antimonarchisches, mit Trotz gemischtes Selbstgefühl, welches, um sich in der allgemeinen Anarchie zu behaupten, Gewalt gegen Gewalt setzte. In Ermangelung Derer, welche die Herren der Mark hätten sein sollen, kamen — vielleicht mit einem Blick auf entfernte Möglichkeiten — die Herzöge von Sachsen oft in diese Stadt; Edelleute bauten sich in ihr an und die Bischöfe von Brandenburg, Lebus und Havelberg, die Aebte von Lehnin und Zinna hatten daselbst ihre Häuser. Aber weder die weltlichen noch die geistlichen Fürsten imponirten diesen Berlinern: in seiner eignen Kirche, der Marienkirche, vor dem Altar, erschlugen sie den Propst von Bernau, der es gewagt, Unterwerfung unter den Wittenberger zu predigen und einen herzoglichen Schreiber, der sich unterstanden, die Ehre einer Berlinerin anzutasten, richteten sie hin vor den Augen seines Herrn. Was auch, daß Bann und Acht über sie verhängt wurde? Rom war weit und die Markgrafen brauchten Geld; zu dem Münzrecht und der Gerichtsbarkeit, die sie besaßen, erwarben diese trotzigen Bürger, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, auch noch den Königsbann, und stellten, deß zum Zeichen, den steinernen Roland mit dem nackten Schwert auf den alten Markt vor der Nicolaikirche; so daß Berlin um diese Zeit factisch souverän war, ein winziges Ding von einer Stadt-Republik, welche den Weg von hundert andren kleinen deutschen Städten gemacht haben würde, deren Schicksale nur in den Local-Chroniken zu lesen sind.

Doch es war anders bestimmt und das Blatt wandte sich, als — im Jahre 1415 — die Hohenzollern hierherkamen, männliche Naturen, mit dem

Sonnenschein der Jugend und der höheren Cultur des deutschen Südens — leutselig, menschenfreundlich, wo es sein konnte, jedoch streng, sogar hart, wo es sein mußte; geborene Herrscher, die es ernst nahmen mit dem Regieren, sowohl mit den Rechten als mit den Pflichten. Sie brachten Zusammenhang in den auseinanderbröckelnden Sand der Mark. Nicht, als ob sie systematisch zu Werke gegangen wären; aber sie wußten, worauf es ankam. Sie hatten in sich den staatsmännischen, staatbildenden Gedanken. Gleich der zweite dieser Kurfürsten, Friedrich, der Eiserne genannt, oder der mit den eisernen Zähnen, brach den Trotz und Widerstand der Stadt, entwand diesem Nest von Rebellen und Demokraten das Schwert, stürzte den Roland beim Krögel, einem Gäßchen hinter dem Molkenmarkt, das man heute noch sieht, in die Spree; legte dem Bären, dem Wappenthiere Berlins seit den Tagen der Askanier, ein Band um den Hals, hob den Communalverband wieder auf, schickte die Berliner in ihr altes Rathhaus an der Ecke der Spandauerstraße zurück und die Cöllner in das ihre am Fischmarkt, setzte sein eigenes Gericht in das bis dahin gemeinschaftliche Rathhaus auf der langen Brücke, baute eine Zwingburg zu Cölln an der Spree und machte dieses zur Hauptstadt der Mark Brandenburg — Cölln an der Spree, nicht Berlin. Die Kurfürsten hielten auf diesen Unterschied, und lange noch, bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts, setzten sie unter ihre Erlasse: „gegeben in unserer Residenz zu Cölln an der Spree". Doch mochte die Trennung aus Gründen, die mit der Machtfrage coincidirten, für jetzt geboten erscheinen: naturgemäß gehörten die beiden, von einer Mauer umschlossenen Städte zusammen und der Tag der Wiedervereinigung und der Unauflöslichkeit wird kommen. Unterdessen bezeichnet das Jahr 1448 oder 1451 einen zweiten Hauptmoment in der Geschichte dieses Gemeinwesens: es empfängt den Residenzcharakter, die Stadt tritt zurück hinter den Staat und die Zukunft Berlins ist gebunden an die der Hohenzollern.

Es thut wohl, durch die folgenden zwei Jahrhunderte den stillen, gesegneten Wandel der Kurfürsten zu betrachten, wie sie, zuerst noch mit einer Art von Sehnsucht nach ihrer reicheren und schöneren Heimath, dort unten zwischen Rhein und Donau, dennoch gewissenhaft ihre Arbeit thun in diesem verwilderten Lande, wie sie Zucht und Ordnung herstellen, wie sie nach besten Kräften (und mit beschränkten Mitteln), Kunst und Wissenschaft zu befördern suchen, Maler und Baumeister berufen, Schulen stiften und mitten in der sie umgebenden und nur langsam weichenden Rohheit, sich nicht mehr die Beinamen von Eisernen, sondern von Helden und Weisen des Alterthums erwerben, von Cicero, Nestor und Hector; — wie sie gute Werke der Staatsklugheit und der Nächstenliebe verrichten; wie der mit dem Beinamen des Achilles, Albrecht Achilles, durch das berühmte Hausgesetz der Dispositio Achillea, die Mark untheilbar und dadurch zum Keim und festen Kern zukünftiger Bildungen macht, und wie die fromme Gemahlin Friedrich's, Katharina, aus ihren Ersparnissen, und um armen Kranken unentgeltlich Arznei zu liefern, die Schloßapotheke bauen läßt, heute noch einer der ältesten Theile des Hohenzollernschlosses, mit gothischen Giebeln und mächtig gewölbten Innenräumen, eingebettet in die steinernen Massen dieses königlichen Baus, und, wenn man in der Dämmerung, die hier fast immer herrscht, beim

Schimmer des Gaslichtes und so dicht beim Thronsaal und den Prunkgemächern, jene weißen Büchsen und Kästen und mannigfachen Flaschen erblickt, ein Zeugniß für das Herz dieser Fürsten.

Die genannte Periode schließt mit dem dreißigjährigen Kriege, der die traurigsten Spuren der Verwüstung auch in Brandenburg und Berlin zurückließ. Aber aus dem Schutt, den Trümmern und Ruinen erhebt sich um so gewaltiger die Gestalt des Großen Kurfürsten, des Ersten jener drei Großen, durch welche, im Verlaufe von ebensoviel Jahrhunderten, Preußen eine Weltmacht und Berlin eine Weltstadt geworden ist.

Während des Zeitraumes der zwei, wenn nicht der drei vorangehenden Jahrhunderte war Berlin stationär geblieben: der Große Kurfürst fand bei Beginn seiner Regierung den Umfang der Stadt ungefähr noch so vor, wie derselbe gewesen, als man, im 14. Jahrhundert, ihr Areal zuerst durch eine Mauer eingehegt hatte. Wenn wir den Plan von Berlin und Cölln aus dem Jahre 1640 (in Fidicin's erwähntem Buch) ansehen, so begegnen wir nur wenigen öffentlichen Bauten von einigermaßen hervorragender Bedeutung und was davon vorhanden, entstammt jener frühen Zeit: neben den drei höchst bescheidenen ältesten Stadtkirchen die Klosterkirche der Franciscaner, ein künstlerisch viel höher stehendes Werk, das gediegenste des Mittelalters, welches sich in Berlin erhalten hat und eine der besten Leistungen der norddeutschen Backsteingothik überhaupt. Ferner, auf dem heutigen Schloßplatz, die Kirche der Dominicaner, ursprünglich ein dreischiffiger gothischer Bau, aber im 16. Jahrhundert umgebaut, und als Domstift, unter dem Namen der heil. Kreuzkirche, die Gruftkirche der Hohenzollern, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie niedergerissen und der neue Dom im Lustgarten errichtet ward; alsdann das Hospital und die Capelle zum heil. Geist, ersteres 1828 durch ein nichtssagendes Gebäude ersetzt, letztere jedoch erhalten, ein seltsamer Ueberrest des vorhohenzollern'schen Berlins, ein Kirchlein, schwarz von dem Ruß und Rost seiner fünfunddreiviertel Jahrhunderte, klein und eng, wie ein Schwalbennest an die Gassenecke geklebt — das Einzige, was in dieser denkwürdigen Gegend zwischen Börse und Spandauerstraße vom heil. Geist geblieben ist. — Da stand ferner in der Klosterstraße, an derselben Stelle, wo gegenwärtig das Lagerhaus steht, in seiner ursprünglichen Gestalt noch das Hohe Haus, das Absteigequartier der Markgrafen und beiden ersten Kurfürsten, so lange noch Brandenburg und hierauf Tangermünde die Hauptstadt des Landes war. Von den Rathhäusern war nur das Berliner bemerkenswerth wegen jener Gerichtslaube von hohem Alter, welche wir, freilich durch die späteren Jahrhunderte fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, noch an ihrem Platze gesehen haben, bis sie, nach der Vollendung des neuen Rathhauses, im Jahre 1870 oder 71, und bei der nothwendig gewordenen Straßenverbreiterung zum Abbruch verurtheilt, durch die Pietät unsres Kaisers aber vor gänzlichem Verschwinden bewahrt im Park zu Babelsberg wieder aufgestellt worden ist.

Das große Bauwerk der Kurfürstenzeit ist das Schloß, welches aus dem Zwing-Cölln allmälig hervorwuchs, ein Stück an das andre gefügt und zu einer imposanten Einheit verschmolzen, die ununterbrochen fortgesetzte Arbeit von Jahr-

hunderten, beinahe wie der brandenburgisch-preußische Staat selber. Reste jener Burg, welche Friedrich der Eiserne hier errichtet, sind noch erkennbar in den Flügeln des Schlosses, welche Caspar Theiß, der Architekt Joachim's II. aufführte, und diese wiederum lehnen sich an den mächtigen Sandsteinbau mit den zahlreichen Stockwerken, dicken Mauern, nischenartigen Fenstern und weiten Höfen des Grafen Rochus zu Lynar, des berühmten Ingenieurs und Baumeisters, welcher 1578 in den Dienst Johann Georg's getreten war. Da ging kein Stein verloren, mit Sparsamkeit, mit der äußersten Schonung des Einzelnen und dennoch mit einem kühnen Blick für das Ganze ward auf den alten, festen Fundamenten erweitert, erhöht und vermehrt; und wer heute, von der Kurfürstenbrücke her oder von der Burgstraße gegenüber diesen ältesten Theil des Schlosses betrachtet, die runden und die viereckigen Thürme, die Giebel und Erker, die letzten Lebenszeichen der Gothik neben den reinen Linien und Profilen der erwachenden Renaissance, reich gegliedert, mannigfach gestaltet, organisch verbunden, der hat nicht nur einen malerischen Anblick mit den alten Bäumen und der alten Spree da unten, sondern er sieht auch in diesem grünlich-grauen Gemäuer ein Symbol der Politik und ein Bild der Geschichte der Hohenzollern.

Aber kläglich sah es im Innern von Berlin aus, als Friedrich Wilhelm, ein zwanzigjähriger Jüngling und den man nachmals den Großen genannt hat, den Thron seiner Väter bestieg. Der deutsche Krieg, welcher begonnen, zwei Jahre bevor dieser Kurfürst geboren worden war, hatte die Stadt verwüstet und die Zahl ihrer Bewohner decimirt. Am Ende des 16. Jahrhunderts zählten Berlin und Cölln 12000 Einwohner; jetzt, um die Mitte des 17., waren nur noch 6500 übrig und von 1219 Häusern standen 350 leer. Und noch nicht einmal verdienten sie den Namen von Häusern; die meisten waren von Holz und nicht wenige waren Hütten, mit Stroh gedeckt und Schornsteinen aus Lehm. Der Schloßplatz war ein öder Sandfleck und der Lustgarten ein verwilderter Sumpf. Auf den öffentlichen Plätzen spannte das Gewerk der Raschmacher oder Weber seine Zeuge aus und auf den Straßen gingen die Schweine.

Doch er hat die achtundvierzig Jahre seiner Regierung gut genutzt, dieser Große. Wir sprechen hier nicht von seinen politischen und militärischen Thaten, von den Tugenden und dem Scharfblick dieses Regenten, welcher als Schöpfer einer rationellen Finanzwirthschaft und des stehenden Heeres den Grund des modernen preußischen Staates gelegt; nicht von seinen hochherzigen, aber vergeblichen Bemühungen, Deutschlands Besitzstand und Ehre gegen Ludwig's XIV. Angriffe zu sichern, nicht von jenem schmerzlichen „Exoriare aliquis", welches er, nach seinem demüthigenden Rückzug aus Elsaß, zum Friedensschluß mit Frankreich gezwungen, seinen späten Nachkommen vererbt hat. Wir sprechen hier allein von Berlin und wie er uns hier, nach den Kurfürsten, seinen Vorgängern, aus den Schatten und Nebeln wesenhaft entgegentritt, deutlich erkennbar, in voller Figur, mit festen Umrissen, der Erste, zu dem wir ein persönliches Verhältniß haben und der noch immer populär ist unter unsrer Bevölkerung.

Wir haben den Zustand kurz beschrieben, in welchem Berlin sich 1640 befand, hören wir von einem Franzosen, welcher die Stadt im Jahre 1676 besuchte, was der Große Kurfürst in nicht viel mehr als einem Menschenalter aus

derſelben gemacht. „Ich hatte," ſagt unſer Gewährsmann — der ich weiß nicht wie viele Tage und Nächte unterwegs geweſen — „ich hatte alle Mühſal vergeſſen, als ich Berlin zu ſehen bekam, ſo ſchön ſchien mir Alles. Die Stadt beſteht aus drei Theilen; ihre Häuſer ſind ſehr regelmäßig als meiſt in italieniſchem Geſchmack erbaut. Der Park birgt alle Gattungen Rothwild. Die Gärten ſind voll Orangerien, Jasmin und allen Blumen Italiens. Das Schloß des Kurfürſten iſt ſehr alt, ſeine Bauart flößt Bewunderung ein; doch iſt das neue Palais bequemer. Die Bibliothek darin iſt prächtig eingerichtet; ſie iſt eine der ſchönſten auf Erden, ſowohl was die Zahl als die Auswahl der Bücher betrifft. Das Medaillenkabinet, welches daran ſtößt, verdient gleichfalls den Beſuch; auch unterläßt der Kurfürſt nicht, trotz ſeiner vielen Regierungsarbeit, ſich mit denſelben zu beſchäftigen"[1]). Dieſes iſt ein hübſches Bild vom Kurfürſten, aufgenommen von einem Zeitgenoſſen und Augenzeugen. Ein anderer Mitlebender, der bekannte deutſche Kunſtſchriftſteller Sandrart, ſpricht gleichfalls mit Bewunderung von der Bibliothek des Kurfürſten, den Kunſtkammern des Schloſſes und den Gemälden der beſten Italiener und Niederländer, mit denen ſie geziert ſind. „Denn, unangeſehen Ihrer Kurfürſtlichen Durchlaucht die Regierung und Conſervation Ihrer Lande und Leute, und darum viele hohe Sorgfalten obliegen, haben Sie doch nicht unterlaſſen, Ihr heroiſches Gemüthe je zuweilen mit dieſer tugendhaften Ergötzlichkeit zu erfreuen." Gleichzeitig aber wird die alte Stadtmauer, welche die Bürger von Cölln und Berlin vor zweihundert Jahren um die Stadt gezogen hatten, von dieſem Kurfürſten nach den Regeln der Kriegsbaukunſt erneuert, erweitert und hinausgerückt über die Ufer des Fluſſes; zu jenen beiden Communen kommt eine dritte: der Friedrichswerder, bisher ſumpfiges Buſch- und Wieſenland, wie früher Alles ringsumher. Der Friedrichswerder bekommt demnächſt ſeine Kirche, ſein Rathhaus und ſein Stadtrecht; und wir begreifen nun, was der Franzoſe ſagt von den drei Theilen der Stadt oder Sandpart: „es beſteht dieſe Stadt in dreien andren Städten". Nicht lange, ſo kommt, Alt-Cölln gegenüber, Neu-Cölln hinzu; der Bau der Dorotheenſtadt, der Stadt der Kurfürſtin Dorothea, Gemahlin des Großen Kurfürſten, beginnt, und wie man heute wohl Straßen in neuen Gegenden ſehen kann, die Alles haben, was zu einer Straße gehört, einen Namen, Trottoir und Gaslaternen, nur keine Häuſer, ſo hatte dieſe neue Dorotheenſtadt, faſt noch vor den Häuſern Kirche, Rathhaus und Stadtrecht. Denn auch dieſer Kurfürſt nahm es noch ernſt mit der Theilung der ſtädtiſchen Gewalt, und wollte darüber von vornherein keinen Zweifel walten laſſen. Der Thiergarten, im Jahre 1527 vom Kurfürſten Joachim I. angelegt, reichte zu dieſer Zeit noch bis an die Stadtmauer, d. h. um es in die modernen Bezeichnungen zu überſetzen, er bedeckte die ganze Strecke bis Dönhofsplatz und Schloßbrücke. Jetzt ward er zuerſt ein wenig zurückgedrängt und eine Fläche frei gelegt, vom damaligen Neuen Thor, in der Nähe der heutigen Schloßbrücke, bis zu der Gegend der heutigen Schadowſtraße. Hier pflanzte die Kurfürſtin Dorothea mit eigener Hand die erſte der Linden, welche der ſchönſten und vornehmſten Straße Berlins nachmals den

[1]) Pierſon, Der große Kurfürſt. S. 130.

Namen geben sollten. Seltsam vorstädtisch muthet das Aussehen der Linden auf den Bildern jener Zeit uns an. Die Bäume sind noch jung und schlank, Holzgeländer fassen sie zu beiden Seiten ein; zur Rechten, wo heute die Commandantur, das kronprinzliche Palais und das Opernhaus sich erheben, sieht man ein paar Häuser mit weitläufigen Wirthschaftsgebäuden, zur Linken den kurfürstlichen Stall und an der Stelle der heutigen Universität weidendes Vieh. Ein Grundriß Berlins aus derselben Zeit (1688) zeigt uns am damaligen Ende der Linden und fast im freien Felde die Neue Kirche, die Dorotheenstädtische, welche heute den Pfiff der Locomotive vom Centralbahnhof in der Friedrichsstraße hört. Damals war es still hier und ländlich; kein Haus war mehr zu sehen auf Stundenweite und eine hölzerne Brücke führte über den Graben, welcher die Dorotheenstadt umfloß, in den Thiergarten.

Damals, vor zweihundert Jahren!... Wenn wir die Stridbeck'schen Bilder ansehen, den Lustgarten mit den Orangebäumen, dem Springbrunnen, den vergoldeten Statuen und dem kurfürstlichen Schloß im Hintergrund, in dessen eng zusammenhängender Masse wir manchen bekannten Zug wieder finden; wenn wir die Schloßfreiheit und den Schloßplatz und die Stechbahn, deren Namen erst vor wenigen Decennien verschwunden ist, — die Lange Brücke, die Gertraudtenkirche, wie wir sie bis zum Jahre 1880 gekannt haben, aber freilich in einer anderen Umgebung — Macadam, Pferdebahnwagen und Omnibusse, wo früher, auf sumpfigem Untergrund, Gräber und Kreuze waren — wenn wir die Brüder- und Spandauerstraße betrachten, damals die vornehmsten Straßen in Berlin, so bekommen wir einen sehr vortheilhaften Begriff von der Stadt des Großen Kurfürsten. Es war das, was man heute noch in den kleinen nord- und mitteldeutschen Residenzen sehen kann: Häuser mit Giebeln und Erkern neben hier und dort einem stattlichen Renaissancebau mit Säulen und Loggien, sauber, gemüthlich, eine Stadt, jetzt, am Ende seiner Regierungszeit, dreimal so groß als am Anfang derselben und mit einer Bevölkerung von 20000 Einwohnern.

So fand des Großen Kurfürsten Sohn und Nachfolger, Preußens erster König, Berlin vor. Friedrich I. besaß nicht die schöpferische Kraft seines Vaters; aber er war vernünftig, er war den Interessen der Bürger wohlgeneigt und seine Liebe zu Pracht und äußerer Repräsentation verliehen dem Staat und der Stadt ein erhöhtes Ansehn. Bewußte künstlerische Interessen, von denen bisher bei der Aermlichkeit der Verhältnisse und über das nächste Bedürfniß der Existenz hinaus nicht die Rede gewesen war, traten jetzt zum ersten Mal hervor, und der Genius Schlüter's, des Michel Angelo's der Mark, verewigte sich in Schöpfungen von unvergleichlicher Schönheit und Größe. Seine Sculpturen schmückten Nering's mächtigen Bau, das Zeughaus; seine Reiterstatue des Großen Kurfürsten, eine der schönsten der Welt, gab uns den Anblick dieses herrlichen Mannes, wie Etwas, das fortan untrennbar zu Berlin gehört, und in der Hauptsache sein Werk ist das Schloß, wie wir es jetzt kennen. Königlich sollte die Residenz der Hohenzollern sein. In Gold, über dem triumphbogenartigen Portale des Schlosses, schimmerte die neue Königskrone. Das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenstadt, durch welche Friedrich, von Königsberg zurückkehrend, seinen Einzug gehalten, führten von nun ab die stolzeren Namen des Königsthors, der Königs-

ſtraße, der Königsſtadt. Der Bau der Friedrichſtadt begann unter der Leitung Nering's und ward, nach deſſen Tode, fortgeſetzt von ſeinem vormaligen Gehilfen Behre, nach welchem die Behrenſtraße genannt iſt. Es war alter Thiergartenboden, über den ſie ſich bis zur „Leipziger Landwehr", der heutigen Mauerſtraße hin, erſtreckte, auch ſie ſofort mit allen Attributen einer ſelbſtändigen Commune begabt, ſo daß die Hauptſtadt nunmehr aus fünf Städten beſtand: aus Berlin, Cölln, dem Friedrichswerder, der Dorotheenſtadt und der Friedrichſtadt. Faſt dreihundert Jahre waren vergangen, ſeitdem der zweite der Kurfürſten in der Trennung der Städte das einzige Mittel erblickt hatte, den aufrühreriſchen Geiſt ihrer Bewohner zu dämpfen; das monarchiſche Princip war jetzt ſo feſt eingewurzelt und, unter einer langen Reihe vortrefflicher Regenten, das Gefühl loyaler Hingabe ſo ſtark geworden, daß ohne Bedenken der erſte der Könige die Vereinigung oder Wiedervereinigung verfügen konnte. Am 17. Januar 1709 erging der Befehl, daß fortan der Complex aller Stadttheile und Vorſtädte nur eine einzige Stadt bilden, und daß dieſe Stadt Berlin heißen ſolle.

Dieſer Tag denn, der 17. Januar 1709, iſt der Geburts- oder Namenstag der Stadt Berlin, an deren einſtige Fünftheilung nichts mehr erinnert als die fünfthürmige Mauer, welche ſeitdem, in ihrem Wappenſchilde, den aufrecht auf ſeinen Hinterpranken ſtehenden Bären der Askanier krönt.

Aber ſein Halsband trug er noch immer; lange noch ſollten die Berliner nicht vergeſſen, daß es die Kurfürſten und die Könige waren, nicht ſie, welche Berlin gebaut. Wohl nicht alle ſo buchſtäblich, wie Friedrich Wilhelm I., welcher ſeinem Sprüchlein: „Der Kerl hat Geld, ſoll bauen," bekanntlich mit dem höchſt eigenhändig applicirten Stocke nachhalf, wenn es nicht anders ging. Aber doch auch unter dem Großen Kurfürſten waren von den 92 Häuſern auf dem Friedrichswerder nicht weniger als 47 von Hofdienern erbaut worden[1]); und ſchon damals machte der ungenannte Verfaſſer einer, vorſichtiger Weiſe in den Thurm der heiligen Geiſtkirche niedergelegten Schrift, ſeinem gepreßten Herzen in dem Ausrufe Luft: „Caetera urbis palatia et praedia, quondam civium patrimonia, aulici habent"[2]). Dieſes Verhältniß ſteigerte ſich noch, als der Soldatenkönig in der geſchilderten Weiſe die Vollendung der Friedrichſtadt in die Hand nahm. Ganze Straßen dieſes neuen Quartiers, wie die Wilhelm- und Markgrafenſtraße, bevölkerten ſich mit Miniſtern, Generälen und hohen Staatsbeamten, welche hier gebaut hatten — „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe"; der Berliner, damals um einen guten Witz ſo wenig verlegen, wie heute, nannte dieſe Gegend: „das Geheimerathsviertel" — eine Bezeichnung, die ſich erhalten hat, nur etwas weiter weſtwärts gewandert, wo der Geheimerath unſrer Tage freilich auch nicht mehr in ſelbſtgebauten Paläſten zu wohnen pflegt. Der Mann der Börſe hat ihn daraus verdrängt; und der Geiſt der heiligen Geiſtkirche wird nun mit ſeinen Nachbarn zufrieden ſein.

Die Bevölkerungsziffer, welche unter Friedrich Wilhelm I. von 61,000 (im Jahre 1712) auf 90,000 (im Jahre 1740) geſtiegen war, wuchs bis zum ſieben-

---

[1]) Nicolai, Beſchreibung der königl. Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam. 1779. S. 126.
[2]) Küſter, A. u. N. Berlin, II, 675, cit. im hiſt.-geneal. Kalender auf d. J. 1821, S. 216.

jährigen Kriege auf 126,661, fiel während des Krieges auf 98,000, hob sich nach dessen siegreicher Beendigung aber wieder so rasch, daß sie beim Tode Friedrich's d. Gr. 145,021 betrug[1]). Diese Ziffer bedeutet mehr, als auf den ersten Blick erscheinen mag: sie bezeichnet den Moment in der Geschichte Berlins, wo die Bevölkerung dieser Stadt dichter zu werden beginnt, als sie jemals zuvor gewesen; Zunahme der Dichtigkeit aber heißt Zunahme der Kraft und ihres rascheren Umsatzes. Die Zahl der Häuser hatte sich unter Friedrich Wilhelm I. um rund 900 (von 4500 auf 5400) und unter Friedrich d. Gr. um rund 1400 (von 5400 auf 6800) vermehrt; aber die Vermehrung der Bevölkerung betrug unter dem Einen weniger als 30,000 und unter dem Andren mehr als 45,000, so daß, wenn bisher 16, nun 21 Bewohner auf das Berliner Haus kamen. An äußerem Umfange hatte die Stadt nicht beträchtlich gewonnen, seitdem Friedrich Wilhelm I. die Festungsmauern niedergelegt und dadurch Raum für die Vorstädte geschaffen; aber sie war gedrungener geworden, substantieller, der Geist Friedrich's erfüllte sie und sein genialer Freund, der Freiherr von Knobelsdorff, gab ihr die beiden charakteristischen Merkmale, mit welchen das Friedericianische Berlin in das heutige hineinragt und ohne welche man das letztere sich gar nicht mehr denken könnte: das Opernhaus und den Thiergarten in annähernd seiner heutigen Gestalt. Auch die Linden hatten in den unterdeß verflossenen hundert Jahren ein mehr städtisches Aussehen angenommen; wo das Vieh geweidet, stand jetzt das Palais des Prinzen Heinrich — die heutige Universität — und daneben, wo der kurfürstliche Stall gewesen, war nun das Gebäude der Akademie. Das geistige sowohl wie das gewerbliche Leben hatten einen bisher ungeahnten Aufschwung erhalten; jetzt erst, unter dieser Regierung zeigten sich die segensreichen Folgen jener weisen und toleranten Politik des Großen Kurfürsten, von welcher Preußen seitdem nicht mehr abgewichen ist. Nun klangen durch die französische Straße hin, allabendlich begleitet von den Glocken ihres Kirchleins am Gensdarmenmarkt und vermischt mit dem Geräusche neuer Industrien, die Lieder und Psalmen der Refugiés, welchen das Edict von Potsdam die preußischen Staaten eröffnet; Gärtner, die das Fürstenthum Orange verlassen, hatten im Cöpenicker Feld eine zweite Heimath gefunden, der Oranienstraße ihren Namen gegeben und jene großen Blumenculturen angelegt, noch heute vorwiegend im Besitze von Mitgliedern der französischen Colonie. Waldenser aus Piemont und Wallonen aus Belgien, tüchtige Erzgießer und Kunstschmiede schlossen sich ihr an; während der obere Theil der Wilhelmstraße in der Physiognomie einiger aus jener Zeit übrig gebliebener Häuser an die Weber und Spinner aus Böhmen erinnert, die sich hier niederließen und deren Kirche heute noch die böhmische heißt. Auch die Wiederzulassung der Juden, welche in einem früheren Jahrhundert aus Berlin vertrieben worden, war ein rein persönlicher Act des Großen Kurfürsten; ebenso, wie man sie später noch „les Juifs de Frédéric le Grand" nennen konnte. Was sie diesen Regenten verdankten, die ihnen Schutz gewährten, als Rechte für sie nicht existirten, das haben sie

[1]) Mila, Berlin, oder Geschichte des Ursprungs ꝛc 1829; S. 320; vergl. mit Nicolai a. a. O. S. XLIII u. 194.

nie vergessen, auch nicht als sie aus Geduldeten nützliche und geachtete Bürger wurden.

Diese verschiedenen fremdartigen Elemente, wenn sie sich mit dem ursprünglich Berlinischen nur sehr langsam vermischt und in gewissen Aeußerlichkeiten sogar unverändert erhalten haben, theilten ihm doch sogleich und auf allen Gebieten einen Impuls erhöhter Thätigkeit, weiteren Ausblicks und größerer allgemeiner Interessen mit. Eine Gesellschaft bildete sich, in der das Französische vielleicht etwas zu sehr prädominirte, wie sogar fünfundzwanzig Jahre später Frau von Staël noch bemerkte. Berlin hatte das Provinziale von sich abgestreift und den ersten Schritt zur Großstadt gethan.

Man mag es wohl vorbildlich deuten, daß im letzten Decennium jenes Jahrhunderts, und noch unter Friedrich Wilhelm II. das Brandenburger Thor erstand, gekrönt von der Quadriga, mit welcher wie Woltmann es so schön ausgedrückt hat[1]), ein neues künstlerisches Leben seinen Einzug hielt in die Hauptstadt. Eine größere Wandlung aber, als selbst diese künstlerische, stand bevor, als Friedrich Wilhelm III., mitten in der Napoleonischen Zeit, am 19. November 1808, seinen königlichen Namen unter den Stein'schen Entwurf einer Städteordnung schrieb.

Die städtische Verfassung Berlins, wie sie sich von der Zeit Friedrich's des Eisernen bis zu der Friedrich's des Großen entwickelt hat, kann dahin resumirt werden, daß von der alten Stadtregierung und Stadtverwaltung nichts übrig geblieben war, als etwa die Namen. Das fundamentale Princip der freien Wahl, aus welcher in der vorkurfürstlichen Zeit der regierende Rath, Rathmänner und Altermänner, sowie die controlirende Versammlung der Verordneten der Zünfte und gemeinen Bürgerschaft hervorgegangen waren, existirte nicht mehr. Ein Stück nach dem andren ihrer municipalen Freiheiten und Privilegien hatte man den Bürgern von Berlin genommen, bis schließlich die städtischen Beamten nichts mehr als königliche Beamte waren, und noch dazu solche, mit denen nicht viel Umstände gemacht wurden. Ueber den Bürgermeistern stand ein vom Könige bestellter Stadtpräsident; der Magistrat wurde zum Theil von der Regierung ernannt und ergänzte sich zum andern Theile durch Cooptation; die Stadtverordneten hatten weder eine Stimme bei der Wahl, noch mehr als ein consultatives Votum bei den Berathungen des Magistrats und die Bürger daher nicht den mindesten Einfluß auf die Besteuerung und kaum einen nominellen auf die Verwaltung.

Der englische Biograph Stein's, Prof. Seeley, macht die richtige Bemerkung, daß bei der Einführung repräsentativer Institutionen die französische Revolution mit der Spitze begann, d. h. mit der allgemeinen oder Volksvertretung, während die preußische Reformbewegung, langsam und geduldig, mit dem Fundament anfing, d. h. mit der localen oder Municipalvertretung[2]). In der organischen Gestaltung, wie sie Stein gedacht und eine spätere Zeit verwirklicht hat, waren Städteordnung und Verwaltungsreform die Grundlagen, auf welchen, nach den

[1]) Die Baugeschichte Berlins, S. 140.

[2]) J. R. Seeley, Life and Times of Stein. Tauchn. Edit. II, 238.

gleichen Principien, die Repräsentativverfassung des Staates sich aufbauen sollte. Daß Stein das Vorbild und Beispiel Englands vor Augen hatte, braucht nicht gesagt zu werden: es bot sich von selber dar; er führte weder etwas Neues noch etwas Fremdes ein, restituirte vielmehr jenes alte germanische Recht, aus welchem sich dort, unter einer frühzeitig befestigten Staatseinheit, Institutionen von seltener Kraft und Dauer entwickelt hatten, während es hier, in der allgemeinen Zersplitterung, jeder staatlichen Bildung beharrlich im Wege stand und darum schonungslos beseitigt wurde von den Hohenzollern, dem einzigen der deutschen Fürstengeschlechter, dem es darum zu thun war, nicht ein Land zu regieren, sondern einen Staat zu schaffen. Als in trüber Zeit dieser Staat gelernt hatte, daß er zu seiner ferneren Existenz nicht Leibeigene und Unterthanen, sondern Bürger haben müsse, da gab er ihnen zurück, was sie vor vierhundert Jahren bereits besessen, aber schlecht zu gebrauchen und schlechter zu bewahren verstanden hatten: die municipale Selbständigkeit, die Freiheit, aber auch die Verantwortlichkeit in der Führung ihrer eigenen Geschäfte. Aus ihrer Wahl gingen fortan wieder die Stadtverordneten, aus der Wahl der Stadtverordneten ging, unter Bestätigung der Provinzialbehörde, der Magistrat, und aus dem Vorschlagsrecht des Magistrats, nach königlicher Bestätigung, der Bürgermeister hervor. Beide Körperschaften, der Magistrat und die Stadtverordneten waren coordinirt; und die Stadtverordneten, d. h. die Bürger erhielten wieder das alte wichtige Recht der Besteuerung und der Controle des Stadthaushalts. Diesen Privilegien und Freiheiten jedoch entsprachen ebenso viele Lasten und Pflichten — Pflichten, welche beträchtliche Opfer an Arbeit und Zeit in sich begriffen. Die weit überwiegende Zahl der Aemter waren Ehrenämter, d. h. mußten unentgeltlich versehen werden; und wer ein solches Amt zu übernehmen sich weigerte, der verlor sein Stimmrecht und wurde stärker besteuert. Außerdem wurden sog. „gemischte Deputationen" aus dem Magistrat und den Stadtverordneten gebildet — für die Kirchen- und Schulverwaltung, für die Gesundheitspflege, das Armenwesen, die Bausachen, die Sicherheitsanstalten ꝛc.

Dieses ist, in ihren großen Umrissen, die städtische Selbstverwaltung, wie sie, durch die Städteordnung von 1808 eingeführt und durch die späteren Gesetzgebungsacte von 1831 und 1853 nur im Detail weiter ausgearbeitet, noch heute besteht. Eine Dauer von nahezu drei Menschenaltern hat uns mit ihrem Wirken vertraut gemacht, sie ist ein Theil von uns selbst geworden; und was speciell Berlin betrifft, so darf man sagen, daß sie es ist, welche dieser Stadt, in dem uneigennützigen Zusammenstreben vieler tausende von Kräften, den Charakter des großen Gemeinwesens gegeben hat. Außerordentliches wird von jedem Einzelnen verlangt; aber ein Gefühl patriotischen Stolzes beseelt den Berliner und läßt ihn seine Pflicht nicht mehr als eine Last ertragen, sondern freudig erfüllen. Welch' ein bewegtes Leben herrscht hier an den Tagen der Wahlen! Dann ruht jedes andere Geschäft vor diesem. Kein Ehrgeiz ist so groß, wie derjenige, dem gemeinen Besten zu dienen. Es gibt Bürger in unserer Stadt, welche zugleich Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung, des Abgeordnetenhauses, des Reichstages sind; und oft wohl mag man sich fragen, wie von einem Manne, der doch außerdem auch für sein Haus, seine Familie und sein Geschäft zu sorgen hat,

Digitized by Google

ſo viel Arbeit geleiſtet werden kann. Und dies nicht nur auf den Bühnen, von denen aus die Redner weithin gehört und geſehen werden; nein, bis hinunter zu den Bezirksvorſtehern, welche gewiſſenhaft und geräuſchlos und durch keinen Applaus belohnt, ihres anſpruchsloſeren, aber darum wahrlich nicht weniger mühevollen und für das Gedeihen des Ganzen nicht minder wichtigen Amtes warten. Wenn Stein jetzt lebendig unter uns ſein könnte, wie ſein Denkmal von Erz ſich unter uns erhebt, gewiß, er würde dieſes Anblicks bürgerlicher Thätigkeit und politiſcher Reife ſich freuen — „auf freiem Grund mit freiem Volke ſteh'n".

Es entſpricht der Natur der Dinge, daß eine Inſtitution, wie die Stein'ſche, noch dazu mitten in einer Zeit, wo der öffentliche Geiſt ſchwer bedrückt war und die Kraft erſchöpft ſchien, nicht ohne Schwierigkeiten zu arbeiten begann. Hatten doch die am 17. Juni 1809 zum erſten Male gewählten Stadtverordneten von Berlin nicht einmal einen Ort, an dem ſie ſich verſammeln konnten. Zwei Rathhäuſer waren da; jedoch in dem Berliniſchen hatten, neben dem Magiſtrat, Abtheilungen des Stadtgerichts ihren Sitz und im Cöllniſchen befanden ſich ſtädtiſche Verwaltungsbehörden, die Königl. Serviscommiſſion und das Cöllniſche Gymnaſium. Ihre erſte denkwürdige Sitzung hielten die Stadtverordneten in dem ehemaligen Palais des Prinzen Heinrich, der heutigen Univerſität. Ihr zweites Unterkommen fanden ſie, gleichfalls nur vorübergehend, in einem Hauſe der Kurſtraße (Nr. 50), und wanderten dann nach der Niederlagſtraße, der kleinen und engen Verbindung zwiſchen dem Platz am Zeughaus und dem Werder'ſchen Markt, nach dem Hauſe Nr. 1, welches nachmals das franzöſiſche Gymnaſium war, und jetzt Sr. K. und K. Hoheit dem Kronprinzen gehört. Von hier begaben ſie ſich nach der alten Börſe und es iſt nicht zu ſagen, wie lange ſie noch in der Stadt umhergezogen wären, wenn nicht endlich, im Jahre 1822, eine Etage des Cöllniſchen Rathhauſes frei geworden wäre, wo ſie dann Ruhe fanden, bis im Jahre 1870 das neue Rathhaus fertig ward, das ſich, an der Stelle des alten, auf Berliniſchem Boden erhebt — ein mächtiger Bau, der mit ſeinem weithin leuchtenden Roth ſo wirkſam contraſtirt gegen das ehrwürdige Grau des Hohenzollernſchloſſes und in dieſem Contraſte ſelbſt anzudeuten ſcheint, wie hier von einem ſtarken Königthum beſchützt, ein freies Bürgerthum erwachſen iſt. Uns allerdings gewährt es ein rührendes Bild von der Kleinheit der Verhältniſſe, wenn wir leſen, wie die Väter unſrer Väter in gemietheten Wohnungen tagten, wie der Miethpreis von 500, ja von 300 Thalern ihnen ſo unerſchwinglich däuchte, daß ſie Theile des Sitzungslocales weiter vermietheten, und wie ſie auf Bänken ſaßen, die aus dem Opernhaus entliehen waren; ja, wie den Stadtverordneten, um ſelbſt ſo geringfügige Ausgaben zu beſtreiten, nichts Anderes übrig blieb, als daß ſie ſich an bemittelte Bürger dieſer Stadt um Vorſchuß wandten! Und dennoch hatte der große Reformator ſeine Zeit gut gewählt; indem er den Bürgergeiſt in dem Augenblicke der tiefſten nationalen Erniedrigung und eines allgemeinen Nothſtandes ohne Gleichen zu den höchſten Aufgaben berief, machte er ihn zugleich zu einem wichtigen Factor für die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrſchaft, für die politiſche Erziehung überhaupt; und das Werk von 1808 fand ſeinen krönenden Abſchluß

an jenem 17. April 1871, als das neue, eben vollendete Rathhaus zum ersten — und bis jetzt einzigen — Male seine gesammten Festräume öffnete, um im Namen der Stadt Berlin den deutschen Kaiser und ersten deutschen Reichstag festlich zu empfangen.

Die lange Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III., so großartig bewegt in ihrer ersten kürzeren und scheinbar so ereignißlos in ihrer zweiten, längeren Hälfte, gab der Physiognomie Berlins dennoch einige von den Zügen, welche niemals mehr daraus verschwinden können. Sie schuf die Universität, welche das Meiste dazu beigetragen hat, die Hauptstadt Preußens zur geistigen Metropole Deutschlands zu machen, lange bevor man daran dachte, daß einst der intellectuellen Suprematie die politische folgen werde. Diese Zeit war zugleich die große Periode Schinkel's, Schadow's und Rauch's. Sie fügte den erwachten politischen und wissenschaftlichen Interessen das künstlerische hinzu, das, gleich jenen, wohl einmal stocken oder aufgehalten, niemals aber mehr ganz verdrängt werden mochte, sondern, da es erwacht war und dem natürlichen Gesetze folgte, sich immer reicher und kräftiger entfalten mußte. Sie gab uns das Museum, unter unsern nordischen Himmel die erste Offenbarung hellenischen Kunstgeistes. Sie gab ferner der deutschen Dichtung, dem Drama Lessing's, Schiller's, Goethe's, das lange — hinter der Oper und dem französischen Schauspiel zurückgesetzt — in Hinterhäusern und Marktbuden umhergeirrt war, in dem edlen Bau des Gensdarmenmarktes eine würdige und bleibende Stätte. Mit den Statuen unsrer Helden belebte sich der Platz zwischen Zeughaus und Opernhaus, und das Fundament zum Friedrichs-Denkmal wurde gelegt.

Ein neuer Stadttheil, die Friedrich-Wilhelmstadt, entstand und bevölkerte sich rasch; vor den Thoren wuchsen Straßen hinaus in bisher unbebaute Quartiere. Berlin, welches (1797) beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's 165,726 Einwohner gezählt hatte, zählte bei seinem Tode (1840) deren 330,230. Nicht in gleichem Verhältnisse jedoch hatte sich die Zahl der Häuser vermehrt. Das ein- und zweistöckige Haus von geringem Ansehen und schlechtem Materiale, das — aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I. stammend, oder nach dem Muster eines solchen gebaut — heute nur noch sehr vereinzelt sich findet, ward um diese Zeit durch das dreistöckige verdrängt, wie dieses wiederum in der unsern durch das vier- und fünfstöckige. Nur mit dem Unterschiede, daß es dürftig und monoton war, wo das unsere künstlerisch entwickelt erscheint. Die Zeit Friedrich Wilhelm's III. war die der Miethskaserne, von der wir ja noch Beispiele genug in unsrer Stadt haben. Damals aber bestand sie zum größten Theil aus solchen nichtssagenden Privathäusern und diese gaben ihr den Charakter, der in so vieler Hinsicht dem der Epoche selbst entsprach — den einer gewissen Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit, welche sich noch immer nicht in die großen Verhältnisse finden kann. „Der durchreisende Fremde," so gibt H. Heine den Eindruck wieder, welchen Berlin auf ihn (1822) gemacht hat, „sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens auch nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge .... Die Stadt enthält so wenig Alterthüm-

lichkeit, und ist so neu; und doch ist dies Neue schon so alt, so welk und abgestorben" [1]).

In der That, wie der Leser aus dem bisherigen Verlaufe dieser Darstellung bemerkt haben wird, mußte Berlin immer und in jeder Phase seiner Entwicklung als eine Stadt erscheinen, die erst eben neu gebaut worden war. So wird ihr Aussehen unter dem großen Kurfürsten, so wird es unter den beiden ersten Königen, so noch unter Friedrich d. Gr. beschrieben; und auch Frau von Staël schreibt: „Berlin ist eine ganz moderne Stadt, in welcher man nichts sieht, was an die früheren Zeiten erinnert." Frau von Staël ist die Erste, so viel ich sehe, welche diese jüngste Stadt Europa's mit den amerikanischen Städten vergleicht. Aber sie meint doch, daß ein Unterschied sei: wir, in unsrem alten Welttheil, bedürften einer Vergangenheit, welche man nirgends in Berlin finde, weder eine Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner [2]). Es ist wirklich so, wie die geistreiche Französin sagt; als ob man hier immer ein Vorgefühl des Provisorischen gehabt hätte, welches dem Vorhandenen keine Zeit ließ, alt zu werden. Das Werden des preußischen Staates selber drückt sich in diesen aufeinanderfolgenden Gestaltungen seiner Hauptstadt aus: der kleine, fünf- oder sechshundert Jahre alte Kern, an den sich bald hier, bald dort, weitausgestreckt, Neues ansetzt, ein Ganzes bildend, welches nicht aus der Kraft des organischen Zusammenhanges entstanden, sondern durch die des Einzelwillens hervorgebracht worden ist, und darum auch nicht die „Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner" zeigen kann, sondern nur die der jeweiligen Periode, des jeweiligen Fürsten.

Der letzte Repräsentant dieses rein persönlichen oder väterlichen Regiments in Preußen war Friedrich Wilhelm III., und im Angedenken der Berliner, deren älteste Generation ihn noch gekannt hat, lebt er fort, ein wohlwollender Mann von schlicht bürgerlicher Erscheinung, sowie seine Statue im Thiergarten ihn darstellt. Freundliche kleine Bilder aus dem Leben des Volkes und der heimischen Natur umgeben den Sockel: Scenen kindlichen Genügens, wie sie nach dem Herzen dieses Monarchen waren. Jener familienhafte Zug im Verhältniß von Preußens Herrscherhaus zu der Bevölkerung seiner Hauptstadt, welches namentlich in der schweren Zeit der Fremdherrschaft und Befreiungskriege sich entwickelt und bis heute sich unvermindert erhalten hat, tritt nirgends sichtbarer hervor, als an diesem Denkmal und dem der guten schönen Königin ihm gegenüber. Immer, von Jahr zu Jahr, am 10. März, wenn auf dem bescheidenen Altar der Luiseninsel, zuweilen noch unter schneebedeckten Zweigen, der erste Frühlingsflor erscheint und am 3. August, wenn Palmen und Blumen in sommerlicher Pracht, Ampeln mit buntem Schlinggewächs und Laubgewinde den Platz um das Standbild des Königs schmücken, feiert der Berliner die Gedenktage der Beiden, als ob sie noch gegenwärtig wären, und von allen Plätzen des Thiergartens ist es dieser, wohin die Mutter zuerst ihre Kinder führt.

Es ist der Abschluß einer alten, der Anbruch einer neuen Zeit, an deren

[1]) Reisebilder, 2. Theil in den „sämmtlichen Werken", II. B., S. 10. 11.

[2]) Madame de Staël, De L'Allemagne, chapitre XVII.

Schwelle Friedrich Wilhelm IV. steht. Eine gerechtere, reiner gestimmte Nachwelt wird niemals aufhören, mit einer gewissen schmerzlichen Sympathie bei dieser Königsnatur zu verweilen, die sensitiv genug war, um das Nahen einer neuen Ordnung der Dinge zu fühlen, aber nicht stark genug, um sie rückhaltlos zu acceptiren. Es war eine Dissonanz in ihm, die Zwiespältigkeit des Dilettantismus. Er war reichbegabt, und hat nichts Dauerndes geschaffen. Er hat die Kunst geliebt, und kein Werk von unbestreitbarer Geltung verewigt seinen Namen. Er war der erste von Preußens Königen, welcher der deutschen Literatur ein freundliches Interesse zeigte, und sie wandte sich von ihm ab. Populär, freisinnig und verheißungsvoll war der Anfang, bedauernswerth das Ende seiner Regierung, sein hoher, schöner Geist gelähmt und er selber zerfallen mit seinem Volke. Der Wind und die Strömung gingen gegen ihn. Die mechanischen Kräfte begannen ihre Arbeit. Die wirthschaftlichen Fragen erfüllten und bewegten das öffentliche Leben, noch ehe die politischen Wandlungen sich vorbereiteten, deren letztes und ganz bewußtes Ziel es war, einer Nation, die bisher nur ein ideales Dasein geführt, ein in der Realität und Wirklichkeit begründetes zu geben. Das erste Band, welches das zersplitterte Deutschland, oder wenigstens einen wichtigen Theil desselben, wieder in einen fühlbaren Zusammenhang brachte, waren der Zollverein und die Handelsverträge, und der Anstoß zu Beidem ging von Berlin aus. Indem man die Gemeinschaft der materiellen Interessen förderte, legte man langsam und sicher den Grund zu höheren Vereinigungen; und in dem Augenblicke, wo vor dem Potsdamer Thor der Pfiff der ersten Locomotive sich hören ließ und vor dem Oranienburger Thor der Rauch des ersten Fabrikschornsteins in die Luft stieg, war es entschieden, daß Berlin, wie es den Principat der geistigen Arbeit in Deutschland sich errungen, künftig auch die Führerin seiner materiellen Arbeit werden sollte. Und dies trotz der Ungunst seiner Lage in einem entfernten Winkel Deutschlands, in einer Gegend ohne große Gewässer und weit ab von den Meeren. Aber die neue Erfindung der Eisenbahn corrigirte die Fehler der Natur und rückte plötzlich, mit einem Schlage, Berlin in das Centrum des mitteleuropäischen Verkehrs; und während Friedrich Wilhelm IV. eine Verschönerung und Erneuerung der Stadt träumte nach den Mustern von Florenz und Ravenna, kamen, im Gefolge der Eisenbahn, der Maschinenbau und die Börse und machten, immer gleichen Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, aus der stillen Residenz der Könige von Preußen eine der größten Fabrikstädte des Continents und einen der ersten Handelsplätze der Welt.

Fabriken hatte es vor dieser Zeit in Berlin gegeben; aber die beiden größten, die Porzellanmanufactur und die Eisengießerei, waren königlich, ebenso wie das vornehmste commerzielle Institut, die Seehandlung. Die Hand des Staates war in Allem und die Monopole ließen wenig Raum für die Privatinitiative. Seit einem Menschenalter jedoch hatten zwei Factoren zusammengewirkt, die städtische Selbstverwaltung und eine freiere Richtung in der Handelspolitik, um den bürgerlichen Geist aufzuwecken, und ihm weite Gebiete der Thätigkeit zu öffnen. Also vorbereitet stand ein neues Geschlecht den gewaltigen Impulsen der vierziger Jahre gegenüber. Die großartigen künstlerischen Pläne Friedrich Wilhelm's IV. haben sich nur höchst fragmentarisch verwirklicht in

der Schloßbrücke, dem Neuen Museum, und nach seinem Tode noch in der Nationalgallerie; und sein Campo Santo war eine Ruine, noch bevor es fertig geworden. Aber rings um Berlin entstand gleichsam ein anderes Berlin, ganz voll von Arbeitern und Fabriken — Maschinenfabriken, Fabriken für Eisenbahnbedarf und Metallwaaren, für Zink- und Bronzeguß, Kupfer- und Messingwerke, Webereien, Spinnereien, Kattundruckereien, Färbereien, Brauereien; alte Berliner Industrien, wie die der Tuchwirker, der „Raschmacher", die schon in der ersten städtischen Verfassung ihre Rolle spielen, ferner die Tapisserie- und Phantasiearbeiten, der sog. „Berliner Artikel", erweiterten ihre Herrschaft bis zu den fernsten überseeischen Märkten, und neue kamen hinzu, ganze Reviere der Stadt im Norden, im Osten und im Süden mit ihrem Qualm, ihren Gerüchen und ihrem tausendfältigen Lärm erfüllend, dem dumpfen Getöse ihrer Hämmer und Walzen, dem Schnurren und Sausen ihrer unzähligen Räder und Spindeln. Dies in der That ist das neue Berlin, welches sich allmälig seit der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. in das alte Berlin eingedrängt und es zuletzt ganz verdrängt hat. In diese Periode des Ueberganges fiel seine Regierung; ihm, gerade ihm mußte es beschieden sein, sich der Revolution von 1848 gegenübergestellt zu sehen! Das Phantom der deutschen Kaiserkrone senkte sich auf sein Haupt, und er wies sie zurück. Sicher, dies war noch nicht die Zeit und er nicht ihr Mann. In den Stürmen und Fluthen dieses unbändigen Frühlings ging ein edles Leben zu Grunde; doch wer, wenn er genau hinhorcht, vernimmt nicht jetzt schon durch das Brausen und Branden der entfesselten Elemente, mitten in diesem Chaos und Durcheinander politischer, socialer und nationaler Strömungen, halb verweht, leise, aber nicht undeutlich, eine Stimme — die Stimme eines Unbekannten, die Stimme der Zukunft, die Stimme des Herrn von Bismarck? . . .

III.

Als König Wilhelm den Thron bestieg, zählte Berlin nicht ganz 500,000 Einwohner; in fünfzehn Jahren hatte sich die Bevölkerung verdoppelt, ein Jahr später, 1877, überschritt sie die Million, betrug 1880, bei der letzten Volkszählung, 1,123,608 und beträgt gegenwärtig, 1884, nach ungefährer Schätzung 1,260,000.

Dieses ungeheure, in so unglaublich kurzer Zeit bisher niemals, selbst in den amerikanischen Städten nicht erlebte Anschwellen der Bevölkerung konnte nicht ohne Rückschlag bleiben und machte sich zunächst fühlbar in Wohnungsnoth und Zunahme der Sterblichkeitsziffer. Weder räumlich noch sanitärisch war Berlin zur Aufnahme einer in so riesenhaften Proportionen steigenden Einwohnerzahl vorbereitet. Eine Stadt wie Hamburg machte damals, vor zwanzig Jahren noch, einen großstädtischeren Eindruck als Berlin. Bis auf das Straßenpflaster und die Straßenbeleuchtung herab war Berlin zurückgeblieben hinter der Zeit. Die Wasserleitung war mangelhaft, eine Canalisation existirte nicht. So fand uns jene gewaltige Invasion friedlicher Armeen, jener Zuzug von allen Seiten. Das Weichbild der Stadt erweiterte sich ringsum, die Stadtmauer fiel, das alte Berlin fluthete hinüber in ein neues, weite Gebiete wurden incorporirt,

ganze Dorfschaften und ihre Gemarkungen von den steinernen Armen umfaßt, offene Flächen, vormals Gärten, Wiesen und Felder, mit Häusern bedeckt und selbst im Innern sahen wir bejahrte, schöne Parks dahinschwinden, wie z. B. den des ehemaligen Voß'schen Palais, dessen Stelle jetzt die Voßstraße einnimmt. Immer größere Massen theilten sich in den Besitz von Luft und Licht, und immer weniger davon kam auf den Einzelnen[1]). In den sechziger Jahren hatte jeder Berliner von dem gesammten Luftraume Berlins noch über 100 Quadratmeter für sich, um darin zu leben und zu athmen; 1876 sank diese Zahl auf 63, und 1880 gar auf 24, ganz abgesehen von gewissen inneren Stadtbezirken, wo der pro Kopf verbleibende Rest nicht mehr als 13 Quadratmeter beträgt. Dieser Dichtigkeit der Bevölkerung entsprach die zunehmende Häufung der Bewohner in den einzelnen Grundstücken: im Zeitalter Friedrich's des Großen betrug die Durchschnittszahl der Bewohner eines Hauses 26, im Jahre 1860 hatte sie sich verdoppelt, im Jahre 1881 verdreifacht und in einem Bezirke des Stralauer Viertels beinahe versechsfacht, d. h. sie war auf die exorbitante Höhe von 116 gekommen, so daß hier in einem einzigen Hause so viel Menschen wohnen, wie sonst in manchem unserer Dörfer. Grundstücke, die nur eine Wohnung enthalten, sind eine Seltenheit geworden: von über 18,000 Häusern kaum noch 800; wogegen die Zahl der Häuser mit mehr als 20 Wohnungen von 815 im Jahre 1861 auf etwa 4000 im Jahre 1881 gestiegen ist. Bis in die vierziger Jahre war Berlin eine Stadt von ein- und zweistöckigen Häusern; in den sechziger Jahren überwog schon das dreistöckige Haus, in den siebenziger kam das vierstöckige und in den achtziger Jahren das fünfstöckige hinzu. Die Zahl der vierstöckigen Häuser hat sich von 6515 im Jahre 1876 auf 7558 im Jahre 1881 vermehrt. Das fünfstöckige Haus war im Jahre 1876 noch ein Curiosum. Der Verwaltungsbericht des Berliner Magistrats von 1861—1876 sagt: „sogar 46 fünfstöckige Gebäude wurden bei der Volkszählung ermittelt." Aber bereits jetzt haben wir gegen 800 Wohnungen im fünften Stock neben 30,624 im vierten und 23,289 Kellerwohnungen. Schon 1876 machte der Verwaltungsbericht die Bemerkung, daß diese Wohnungen nicht den für das Bedürfniß einer Familie erforderlichen Raum gewähren; und der von 1881 muß constatiren, daß die Qualität der Wohnungen immer noch zurückgehe. Von 212,534 Wohnungen waren 74,648 auf einen einzigen Wohnraum beschränkt, 77,648 hatten zwei Zimmer — und doch preßten sich gerade in diesen unzureichenden Wohnungen, außer den Miethern und ihren Familien, noch über 80,000 Chambregarnisten, Aftermiether und sog. „Schlafleute" zusammen. Im Jahre 1871 war der Andrang nach Berlin so stark — in der That betrug er den sechsten Theil der ganzen Bevölkerung — daß factisch kein Raum mehr blieb und 163 Familien, welche kein Obdach

[1]) Wir schließen uns in Folgendem den außerordentlich wichtigen neueren Publicationen des Berliner Magistrats an, welche, bisher in vier Bänden, die Zeit von 1861—1881 umfassen: Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861 bis 1876. Berlin, in Commission bei Sittenfeld. Erstes Heft: 1879. — Zweites Heft: 1880. — Drittes Heft: 1881.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877—1881. Erster Theil: 1883.

fanden, auf freiem Felde vor dem Kottbuſer Thor in improviſirten Bretterbuden campiren mußten. Dieſes zigeunerhafte Lager, vom Volke „Barackia“ genannt, ſtand, wie man ſich in Berlin noch wohl erinnert, monatelang; von ſeinen Dächern wehten die preußiſchen und deutſchen Farben in zuſammengeflickten Lappen und an den Wänden waren aus blauer Kreide die Hausnummern geſchrieben. Die Leute verloren den Humor nicht; aber das Elend war doch noch größer, als der Humor davon!

Man wird ſich nicht wundern, daß unter ſolchen geſundheitswidrigen Verhältniſſen die Sterblichkeitsziffer, namentlich in dem jüngſten Lebensalter, bedenklich zunahm. Sie ſtieg in den Jahren von 1861—1876 auf 32 pro Mille gegen 27, reſp. 24 pro Mille in den beiden vorangegangenen gleich langen Perioden. Der Verwaltungsbericht von 1876 gibt an, daß damals von den in Berlin geborenen Knaben nur fünf Achtel, von den in Berlin geborenen Mädchen nur zwei Drittel das erſte Lebensjahr vollendeten, und durch dieſe hohe Kinderſterblichkeit die durchſchnittliche Lebensdauer beim männlichen Geſchlecht auf 25, beim weiblichen auf 29 Jahre reducirt ward.

Große und ernſte Aufgaben, wie ſie in gleicher Schwere noch keiner andern zugefallen ſein mögen, waren es daher, welche an die Berliner Communalverwaltung herantraten, als nach einer langwierigen Auseinanderſetzung mit dem Staate, der Stadt Berlin endlich, am 1. Januar 1876, die Straßenbaulaſt und als Correlat die Baupolizei übertragen ward. Länger als jede andere Stadt in Preußen hatte die Reſidenzſtadt ſich zu gedulden, bis die Selbſtverwaltung eine volle Wahrheit für ſie ward, mehr als zehn Jahre, von 1808 bis 1819 hatte es gedauert, bevor die fiskaliſche Auseinanderſetzung zwiſchen Staat und Stadt erfolgt war; weitere zehn Jahre mußten vergehen, ehe die Communalbehörden anfingen, ſich in eine unzweifelhaft beſſere, jedoch ungewohnte Ordnung der Dinge zu finden und in Berlin nicht ausſchließlich mehr die Reſidenz der Könige, ſondern ebenſo ſehr die Stadt der Bürger zu ſehen. Aber erſt das Jahr 1876 bezeichnet den Moment, wo mit den vollen und ganzen Rechten der Selbſtverwaltung unſere Stadt auch die volle und ganze Verantwortlichkeit übernahm; und die Billigkeit erfordert zu ſagen, daß ſie die ihr geſtellten Aufgaben mit dem größten Geſchick und der höchſten Energie gelöſt hat. Die Waſſerleitung iſt vollſtändig, die Canaliſation — eines der ſchwierigſten und koſtſpieligſten Werke — faſt ganz durchgeführt. Wie durch einen Zauberſchlag hat ſich unſer berüchtigtes Straßenpflaſter in Macadam, Holz, Granit und Kies verwandelt. Unſere Straßenreinigung iſt ein anerkanntes Muſter und unſere Straßenbeleuchtung, Gas, Sonnenbrenner und elektriſches Licht das Wunder aller Fremden. Aus ſeinem verwilderten Zuſtand iſt der Thiergarten zu einem der herrlichſten Parks der Welt geworden. Gleicher Sorgfalt erfreuen ſich die „Haine“, Friedrichshain und Humboldtshain, in unſeren Volksquartieren, im Norden und Oſten, und eine neue Anlage dieſer Art im Süden, am Ufer der Spree, iſt im Entſtehen. Den Linien der Stadtbahn und Pferdebahn folgend, wurden enge Straßen erweitert, und wo immer neue gebaut wurden, da galt als oberſtes Geſetz, daß ſie Luft und Licht und Grün haben ſollten. Breitere, ſchönere Straßen, als diejenigen an der Stelle der ehemaligen Stadtmauer, vom Roſen-

thaler bis zum Landsberger Thor oder an den Abhängen des Tempelhofer Berges und am Rande der Hasenhaide hat weder Paris, noch gar London. Aber es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß auch in großen Revieren der inneren Stadt von zehn Häusern immer fünf niedergerissen und neu gebaut worden sind. Berlin ist in den letzten zwanzig Jahren nicht nur eine doppelt so große, sondern eine ganz andere Stadt geworden; und es fügte sich glücklich, daß fast gleichzeitig mit der Communalverwaltung auch die Baukunst selber von den Fesseln staatlicher Bevormundung befreit wurde. Von jetzt ab wurde nicht mehr, wie man es nannte, „vom grünen Tisch" aus gebaut, sondern eine neue Schule von Architekten, welche die Traditionen Schinkel's ehrt, aber von deren geistloser Erstarrung sich nicht mehr einengen und stören läßt, hat Hand ans Werk gelegt und uns mit einem Reichthum und einer Fülle der Bauformen beschenkt, welche denjenigen, der Berlin zum ersten Male sieht oder nach längerem Zeitraume wiedersieht, in Erstaunen setzen und selbst dem Einheimischen immer neue Ueberraschungen bereiten. Wie im Pericleischen Athen ist auch hier der Baukunst die seltene Gelegenheit geworden, der Hauptstadt eines in schweren Kämpfen geeinten Staatswesens den monumentalen, den festlichen Ausdruck zu geben, vom triumphalen Eingang des Brandenburger Thores bis dahin, wo die Kaiser Wilhelmstraße schon aus den Fundamenten emporwächst, und von der Siegessäule des Königsplatzes bis zu den Denkmälern des Belle-Alliance-Platzes und Kreuzberges.

Sicherlich, eine künftige Frau von Staël würde die Physiognomie Berlins nicht mehr uncharakteristisch, ein kommender Heinrich Heine sie nicht mehr monoton nennen können: sie trägt nunmehr jenen großen Zug, der einst ihr historisches Gepräge sein wird. Wir aber, die Mitlebenden, dürfen uns dessen rühmen, daß dieser rastlosen Thätigkeit zur Verschönerung unserer Stadt, die weniger geräuschvolle zur Seite gegangen ist, welche die Verbesserung der einer Weltstadt anhaftenden Uebel bezweckt; und mit Genugthuung constatiren, daß bereits jetzt eine heilsame Rückwirkung auf den Gesundheitszustand und eine Rückkehr zu den früheren normalen Bedingungen desselben zu bemerken ist. „Erfreulich ist es," sagt der Verwaltungsbericht von 1881, „daß neben der hohen Geburtsziffer für unsre Berichtsperiode eine geringere Sterblichkeit zu verzeichnen ist, als für die sechzehnjährige Periode des vorigen Berichts." Der Durchschnittssatz der Kindersterblichkeit ist von 32 pro Mille auf 30 herabgegangen, der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen von 7 pro Mille auf 12 pro Mille gestiegen — eine Zahl, mit welcher Berlin nur noch um 3 pro Mille hinter den übrigen Städten Preußens zurücksteht, dagegen Wien um 2, Paris sogar um 11 pro Mille übertrifft. Und selbst dieses an sich keineswegs ungünstige Verhältniß ist nach der Meinung unsres Magistrats der Verbesserung noch fähig; der Bericht sagt, daß es zum größten Theil auf Umständen beruhe, welche einem rationellen Streben gegenüber nicht incorrigibel seien. Die Wasserleitung und die Canalisation und die breiten luftigen Straßen haben viel gethan; viel bleibe noch zu thun, um die localen Krankheitsursachen ungesunder Wohnungen und mangelhafter Ernährung zu beseitigen.

Berlins wunderbar rascher Aufgang, der uns, die Aelteren, fast blendet und betäubt, ist nur der Anfang einer unabsehlichen Zukunft. Mit dem Augenblick,

in welchem Berlin Sitz des deutschen Kaiserthums wurde, hatte es gleichsam den lang vorbereiteten und lang erstrebten Punkt erreicht, wo es aus den bisherigen engen Existenzbedingungen einer preußischen Stadt heraus-, und zu der Höhe einer nationalen Stadt emporgehoben ward. Es wurde zugleich ein Mittelpunkt der europäischen Politik und der Mittelpunkt des deutschen Lebens in seiner geistigen Totalität, künstlerischen, wissenschaftlichen, literarischen — unsre Stadt erinnerte sich, was sie, gerade sie der deutschen, nationalen Literatur zu verdanken habe und ihr bisher so spröder Boden weigerte sich nicht länger, neben den Standbildern der großen Krieger und Staatsmänner, auch die der großen Dichter und wissenschaftlichen Entdecker zu tragen. Sie wurde der Sitz des deutschen Parlaments und der obersten Behörden des Reichs, der Markt für Deutschlands Handel, der Stapelplatz seiner gewerblichen Betriebsamkeit; und wer, durch unsre Straßen wandernd, einen Prachtbau neben dem andren erblickt, an welchem die Firmenschilder großer Industrieller und berühmter Geschäftshäuser aus allen Theilen des deutschen Reichs, ihrer Filialen, Commissionslager und Agenturen prangen: der wird eingestehen müssen, daß auch in dieser Hinsicht Berlin die centrale Stadt Deutschlands geworden ist.

Zu dieser ungeheuren Energie des Berliner Lebens trägt nicht wenig der Umstand bei, oder vielmehr resultirt sie zum Theile daraus, daß in der Einwanderung, aus welcher es sich recrutirt, eine Zeitlang das männliche Element überwog und die kräftigsten Altersclassen immer noch überwiegen. Ersteres war 1875 mit einem Ueberschuß von 2 pro Mille vertreten, und unter den Zuziehenden befanden sich mehr als zwei Drittel im Alter von fünfzehn bis dreißig Jahren. Es ist eine alte, oft wiederholte und nach allem bisher Mitgetheilten leicht erklärliche Thatsache, daß es in Berlin, wie man zu sagen pflegt, so wenig Berliner gibt. Schon einer meiner Gewährsmänner aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt, daß in Berlin „die echten Berliner" sparsam zu finden sind; und er fügt hinzu, daß man sich nur in einer hiesigen Gesellschaft zu erkundigen brauche, um zu erfahren, wie viel davon wohl „würckliche Berliner" seien[1]). Das Resultat dieser Erkundigung bleibt er uns freilich schuldig; dafür wissen wir um so genauer, wie das Verhältniß gegenwärtig steht: daß nämlich die weitaus größere Hälfte der Bevölkerung Berlins aus Leuten besteht, welche keine Berliner sind. In der Periode des stärksten Zuzugs, welche mit dem Jahre 1875 schließt, kamen auf 413 in Berlin Geborene 587 auswärts Geborene; und im Jahre 1880, wo normalere Bedingungen zurückgekehrt, war das Verhältniß immer noch wie 434 zu 566. Um diese Zeit stellt sich das Gesetz, nach welchem es in der Welt mehr Frauen als Männer gibt, auch für Berlin wieder her, indem das männliche Element in dem genannten Jahr aus 231,608 geborenen Berlinern und 311,221 Zugezogenen, das weibliche dagegen aus 255,176 Berlinerinnen und 324,325 Zugezogenen bestand. Wenn man daher sagt, es gebe wenig Berliner in Berlin, so muß doch der Wahrheit gemäß hinzugefügt werden, daß es dort immer noch mehr Berlinerinnen als Berliner gibt. Indessen hat dieses ihr Ueberwiegen der Intensität des Berliner Lebens keinen wesentlichen Abbruch

[1]) König, Versuch einer historischen Darstellung ꝛc. der Residenzstadt Berlin. 1793.

gethan; denn sehr activ in dasselbe greift das sog. schwache Geschlecht ein. Mit Ausnahme der Armee, der Marine, der Forstwirthschaft, Jagd und des diplomatischen Corps finden wir Frauen in allen Berufsclassen — im Versicherungswesen und in der Rechtspflege zwar nur mit je einer Repräsentantin, in der Fischerei mit deren vier, in der Rhederei und Schiffahrt mit fünf, in der Kirche mit sechs und in der Presse mit vierzig: aber sie präponderiren in der Bekleidungsbranche (44,778 gegen 30,849), unter den Dienstboten (58,930 weibliche gegen 7051 männliche), unter den von ihren — Renten Lebenden (7287 Rentièren gegen 5288 Rentiers); sie stellen zur Gruppe der Arbeiter beinahe ein Drittel der Gesammtzahl, und Alles zusammen kommen auf 380,196 selbstthätige Männer 177,971 selbstthätige Frauen in Berlin.

Wie konnte nun der Berliner Typus, der doch ein ganz eigenthümlicher ist, einer so massenhaften Infusion fremden Elementes gegenüber sich nicht nur behaupten, sondern auch derart kräftig erweisen, daß jeder Zugezogene mehrentheils schon nach kurzer Zeit zum „richtigen" Berliner wird? Auch darüber gibt der Verwaltungsbericht genügenden Bescheid. Es stellt sich nämlich heraus, daß bei der Zählung von 1880 unter der Gesammtzahl von 635,292 Zugewanderten 46,356 Deutsche „aus dem Reich", von den 575,202 zugezogenen Preußen nur 14,432 aus den „neuen Provinzen", ungefähr die Hälfte des Restes, nämlich gegen 214,000 aus der Mark Brandenburg, und von diesen wiederum gegen 50,000 aus dem Barnim und Kreise Teltow waren, dem alten „Wurzelgebiet des eigentlichen Berlin", wie der Verwaltungsbericht sie nennt. Wer aber jemals die kleinen Städte, Flecken und Dörfer der Mark besucht hat, der wird wissen, wie dort, unter fast denselben Lebensbedingungen eines sandigen Bodens, auf den Haiden und an den Seen ein Geschlecht erwachsen ist, welches dem Berliner zum Verwechseln ähnlich sieht, „ein verwegener Menschenschlag", um Goethe's Wort zu gebrauchen[1]), ganz wie jener, und der deshalb auch, weil er „Haare auf den Zähnen" hat, sich in Berlin bald zurecht findet und vortrefflich gedeiht.

Dieses märkische Element zusammen mit den eingeborenen Berlinern bildet nun aber den überwiegend stärksten Theil und eigentlichen Kern unserer Bevölkerung; und dieses Verhältniß, welches auch ihr künftiger Zuwachs sein möge, wird immer annähernd dasselbe bleiben, da seine Ursachen von der Natur gegebene sind.

Der Berliner wird nicht aussterben, noch werden es diejenigen Eigenschaften, durch welche er sich seit Jahrhunderten ausgezeichnet und Berlin zu dem gemacht hat, was es gegenwärtig ist, in alter und neuer Geschichte vielleicht das einzige Beispiel einer Stadt von centraler Bedeutung, welche nichts ihrer Lage, sondern Alles ausschließlich und allein ihrer Arbeit schuldet — undankbare Arbeit zuweilen, harte Arbeit immer, Arbeit seiner Fürsten, Arbeit seiner Bevölkerung — Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, lange verkannt, spät erst gewürdigt — Arbeit, so dürfen wir jetzt wohl sagen, nicht umsonst gethan und, so wollen wir hoffen, von Deutschland niemals vergessen!

[1]) Eckermann, Gespräche. I, 71.

Eine Reise nach Ostindien.

Von

Prof. **Julius Jolly** in Würzburg.

V. Im Himalaya.

Sobald gegen Mitte März der indische Sommer beginnt, beeilt sich, wer nicht durch dringende Verpflichtungen und Berufsgeschäfte in der Heimath zurückgehalten wird, den Staub von den Füßen zu schütteln und aus der heißen Ebene in die Berge überzusiedeln. Die officielle Welt gibt zu dieser allgemeinen Völkerwanderung das Beispiel. Jede Provinz hat eine officielle Erholungsstation, in welche während der heißen und Regenzeit der Sitz der obersten Behörden verlegt wird. Es gibt aber außerdem noch eine Menge kleinerer Sommerfrischen, die sich während der Saison eines sehr starken Besuchs erfreuen. Am liebsten wird der Himalaya aufgesucht; doch sind auch in den niedrigeren Gebirgen, den Ghats, den Nilgherries u. s. w. eine große Anzahl comfortabler Sommerstationen für diejenigen Provinzen eingerichtet, welche vom Himalaya weiter abliegen. Am stärksten ist die Auswanderung aus Calcutta. Dem Beispiel der Großmoguln folgend, welche alljährlich im Sommer aus dem heißen Agra oder Delhi über den berühmten, 12,000 engl. Fuß hohen Pir-Panchal-Paß nach Kaschmir zu reisen pflegten, fährt der Vicekönig und mit ihm das ganze Personal der indischen Regierung um Mitte März über Delhi und Ambala nach dem fernen Simla, das in der Centralkette des Himalaya gelegen ist. Gleichzeitig oder etwas später siedelt der Gouverneur von Bengalen von Calcutta nach dem schönen Darjeeling im östlichen Himalaya über. Nun hört das rege gesellige Leben der Saison in Calcutta mit einem Schlage auf. Die Anzahl der stolzen Carrossen, in welchen sich während der Saison die fashionable Welt allabendlich auf dem Corso Calcutta's, am Strand des Hooghly zu zeigen pflegt, erfährt eine merkliche Abnahme. Die Theater geben ihre Schlußvorstellungen. Die überfüllten Boarding Houses leeren sich. Die Zurückbleibenden suchen die nach Süden gelegenen Zimmer auf und geben sich nach des Tages Last und Arbeit am Abend, auf einem der bequemen indischen Lehnstühle hingestreckt, auf der Veranda dem Genuß des erfrischenden Südwindes hin. Was wäre Calcutta ohne seine Südbrise? Sie

tritt nach Sonnenuntergang fast regelmäßig ein und man öffnet ihr alle Thüren und Fenster, um sich eine erquickende Nachtruhe zu sichern und den Gebrauch der lästigen Nacht-Pankah zu ersparen. Kann man doch den lieben langen Tag über die Bewegung der Pankah, des langen, von der Zimmerdecke herabhängenden Tuchstreifens nicht entbehren. Ich gab dem Pankah-wallah gerne die wenigen Annas (1 Anna = 1/16 Rupie), um die er vor der Thür sitzend geduldig die Pankah hin und herzieht, und gedachte dabei im Stillen dankbar des Mannes, der die Pankah erfunden hat. Früher kannte man auch in Indien nur große Handfächer, die von mehreren Kulis abwechselnd geschwungen wurden, jetzt aber nur bei großen Versammlungen und dergleichen Gelegenheiten noch bisweilen gebraucht werden.

Den Beginn der saison morte machte ich noch in Calcutta mit, zögerte aber nach der Beendigung meiner Lehrthätigkeit in Calcutta nicht, meine Sehnsucht nach dem Himalaya zu befriedigen und wählte mir Darjeeling als Reiseziel. Diese Sommerstation des Gouverneurs von Bengalen, die höchste aller officiellen Sommerresidenzen Indiens, ist seit einigen Jahren durch den Bau der Bergbahn von Siliguri den Bewohnern Calcutta's bedeutend näher gerückt, wenn auch fünfundzwanzig Eisenbahnstunden nach unseren bescheideneren Begriffen noch immer eine recht ansehnliche Entfernung darstellen. Mich zog nach Darjeeling, außer dem Wunsch, die höchsten Gipfel des Himalaya und somit der ganzen Erde zu sehen und der meine Arbeitskraft schon bedenklich lähmenden Hitze der indischen Ebene zu entfliehen, noch ein anderer Gedanke, nämlich die Aussicht, dort eine der ganz wenigen nord-buddhistischen Gemeinden Indiens kennen zu lernen. Ich hatte vielfach Gelegenheit gefunden, die alten Denkmäler des Buddhismus in Indien kennen zu lernen. In Bombay hatte ich die kürzlich ausgegrabenen buddhistischen Reliquien, in Elephante und Karle die buddhistischen Höhlentempel, in der Ausstellung in Jeypore und in dem Museum von Calcutta die berühmtesten Sculpturen der indischen Buddhisten, in Sernath bei Benares einen ihrer berühmtesten Stüpas gesehen. Noch mehr als diese Monumente des Buddhismus interessirte es mich, einen der so spärlichen lebendigen Ueberreste desselben kennen zu lernen. Bekanntlich ist die Religion des Buddha aus der vorderindischen Heimath ihres Stifters längst verschwunden, wenn man nicht etwa die Insel Ceylon zu Indien rechnen will. Ceylon, der Hauptsitz des südlichen Buddhismus, ist jedoch auch unter englischer Herrschaft von Indien völlig getrennt geblieben. Dagegen sind durch die Ausbreitung der englischen Herrschaft nach Norden hin einige nordbuddhistische Districte in den Himalayaländern mit Indien vereinigt worden. Zu diesen gehört der gebirgige Grenzdistrict von Darjeeling, der, zwischen Nepal, Bhutan und Sikkim eingekeilt, erst in den dreißiger Jahren von dem Radschah von Sikkim, der jetzt auch ein englischer Tributärfürst ist, an die Engländer abgetreten wurde.

Am 30. März Nachmittags befand ich mich in einem der comfortabeln Waggons der ostbengalischen Eisenbahn unterwegs nach Darjeeling. An Barrackpur, dem beliebten Vergnügungsort der Bewohner Calcutta's vorüber, durch schöne Wälder von Platanen und Cocuspalmen, ging es direct nach dem Norden, bis wir gegen Abend das Ufer des Ganges erreichten. Bis dahin hatte ich

häufig von einem wollenen Lappen Gebrauch gemacht, um das an den größeren Stationen käufliche Eis darin einzuschlagen, mit dem ich mir die Schläfe kühlte und einen erfrischenden Trank bereitete. Nun machte sich die Nähe des großen Stromes durch eine angenehme Kühlung fühlbar; wir verließen die Eisenbahn; ein kleiner fast nackter Junge trug mit Blitzesschnelle mein Gepäck zum Dampfschiff, die Stufen der Treppe hinab, die selbst zu dieser Tageszeit von einem alten Manne zur Reinigung des Körpers und der Kleider in dem heiligen Strome benützt wurde; und bald stieß unser Dampfer vom Ufer des Ganges ab, der hier so breit ist, daß wir, in der Mitte angelangt, die Lichter zu beiden Seiten nur undeutlich wahrnehmen konnten. Nach einer halben Stunde war Saraghat erreicht, von wo es mit der nordbengalischen Eisenbahn weiter ging, die uns in der Morgenfrühe in die gefürchtete Fiebergegend des Terai, des Hügellandes am Fuß des Himalaya brachte, das ein Lieblingsaufenthalt des wilden Elephanten, aber für den europäischen Ansiedler lebensgefährlich ist. Nun stiegen wir bei Siligurri, wo die Steigung beginnt, in die leichten offenen Waggons der Bergbahn von Darjeeling um, die mich mit ihrer niedlichen kleinen Berglocomotive an die Rigibahn der Schweiz erinnerte. Doch kommen hier keine Zahnräder zur Anwendung, sondern die ganze etwa 7000 englische Fuß betragende Steigung von Siligurri bis nach Jor Bangalow, dem höchsten Punkte der Bahn und einer der höchsten Eisenbahnstationen der Welt, wird mit zahllosen Curven überwunden, die oft so scharf sind, daß die Züge, sowohl aufwärts als abwärts, nicht rascher als sieben englische Meilen in der Stunde fahren dürfen. Bei jeder Wendung des Weges zeigt sich ein neues Landschaftsbild, aus dem sich ab und zu das Junglehuhn, der ältere Vetter unseres Haushuhns, bis hart an den Bahndamm vorwagt. Bald kommt ein tosender Gebirgsbach herab, bald taucht tief unter uns wieder die von den Silberstreifen großer Flüsse durchzogene Ebene von Bengalen auf. Die Palme verschwindet und macht dem Lorbeer, dem Feigenbaum, dann der Eiche, Birke und Himalayafichte Platz; wir fahren langsamer, weil wir den Schauplatz eines der hier so häufigen Erdrutsche passiren; es fängt an zu regnen und wird Nachmittags um drei Uhr in den allseitig offenen Wagen empfindlich kalt; wir erreichen in Jor Bangalow den höchsten Punkt der Bahn; dann geht es wieder abwärts, bis 7300 Fuß über dem Meeresspiegel, und wir sind in Darjeeling.

Fast auf der ganzen Strecke von Siligurri bis Darjeeling bildeten Theepflanzungen die steten Begleiter der Fahrt. Meist an Abhängen angelegt, sehen dieselben unseren Weinbergen täuschend ähnlich. Wo sie vorherrschen, verleihen sie der Landschaft einen monotonen Charakter. Doch sehen die weißen langgestreckten Häuser der Pflanzer freundlich genug aus. Sie krönen den Hügel, auf dem sich die Pflanzung befindet und enthalten im oberen Stockwerk ausgedehnte Räume zum Trocknen des Thees. Die Einsamkeit der reichen und gastfreien Pflanzer wird häufig durch Besuch unterbrochen, und sie sind darauf eingerichtet eine ganze Menge Gäste unterzubringen. An dem Abhang des Hügels ziehen sich die ärmlichen Hütten der Kulis hin, deren jeder Pflanzer mehrere Hundert, nicht selten mehrere Tausend beschäftigt. Um die jungen Schößlinge und Knospen der Theestaude, die fünf bis sieben Male im Jahre zu tragen

pflegt, in die Gestalt zu verwandeln, in welcher der Thee in den Handel kommt, sind eine ganze Reihe verschiedener Arbeiten erforderlich. Obwohl bei diesen Manipulationen, dem Pflücken, Walken, Rollen, Trocknen und Sortiren, auch Maschinen zur Anwendung gelangen, so wird doch das Meiste durch die Handarbeit der Kulis und ihrer Frauen und Kinder geleistet. Darjeeling ist einer der Mittelpunkte der indischen Theecultur, die sich, nach vielen vergeblichen Versuchen in der Acclimatisation der aus China importirten Schößlinge, seit dem Beginne der fünfziger Jahre zu einer der hoffnungsreichsten Culturen Indiens entwickelt hat. Nach den statistischen Ausweisen wurden im Jahrgang 1877/78: 33,495,075 englische Pfund indischen Thees aus Indien exportirt, im Werthe von 3,044,571 Pfund Sterling; und der Export hat seitdem noch bedeutend zugenommen. In Indien selbst wird fast nur ostindischer Thee consumirt, in dem es mir als passionirten Theetrinker viel Vergnügen machte ein Product kennen zu lernen, das die entsprechenden Sorten chinesischen Thees nach meinem Geschmack an Aroma und Wohlgeschmack bei Weitem übertrifft. Es besteht übrigens, abgesehen von der überaus sorgfältigen Cultur des Thees in den indischen Theegärten, auch ein natürlicher Grund für das ausgezeichnete Gedeihen der Theestaude in Indien. Neuere Untersuchungen haben sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Theepflanze ursprünglich aus Indien stammt und von da in vorgeschichtlicher Zeit nach China eingeführt wurde. In der indischen Provinz Assam wächst sie wild und erreicht dort sogar die Größe eines ansehnlichen Baumes.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zu meinen ersten Eindrücken von Darjeeling zurück. Ein rechtes Bergnest, an die Felsen angeschmiegt, mit malerischen Häusern und Villen im Gebirgsstil, von denen einige um Tausende von Fußen höher liegen als die übrigen. Unbeschreiblich wohlthuend ist der Contrast zwischen der erschlaffenden Atmosphäre der indischen Ebene und der herrlichen Bergluft des Himalaya. Es ist ein wahrer Genuß, wieder einmal etwas von Frost zu fühlen und an die kalten Märztage der nordischen Heimath erinnert zu werden. Gegen Abend wird es sogar so kalt, daß die Kamine in allen Zimmern geheizt werden müssen. Aber wo bleiben die Schneegipfel des Himalaya, nach denen ich schon in Siligurri vergebens Ausschau gehalten hatte? Die hohen Herren sind hier, wo die Schneegrenze erst bei 17,000 englischen Fuß anfängt, noch weit vornehmer als in den Alpen und zeigen nur selten ihr Antlitz. Man erzählte mir von einer schriftstellernden Engländerin, welche soeben Darjeeling verlassen hatte, nachdem sie vier Male vergebens bei Sonnenaufgang auf den Senchal geritten war, um den Mount Everest zu sehen. Ich habe während meines beinahe vierzehntägigen Aufenthaltes in Darjeeling trotz der günstigen Jahreszeit auch viel Regen und nebliges Wetter erlebt. Aber einige ganz köstliche Fernsichten, die sich unmittelbar nach heftigem Gewitterregen eröffneten, boten hiefür reichen Ersatz, besonders wird mir der schöne, bei prachtvoll klarem Wetter unternommene Ritt auf den Gipfel des Senchal stets unvergeßlich bleiben.

In großer Gesellschaft, in die ich durch den deutschen Generalconsul Bleeck und Gemahlin aus Calcutta eingeführt worden war, brach ich um 10 Uhr Vormittags von Woodlands Hotel auf. Während die Herren sich der schweren Bergponies bedienten, ließen sich die Damen in Sänften, Dschampans oder Dandies

genannt, von je drei Kulis tragen, ein Beförderungsmittel, das zwar noch immer auch von dem männlichen Reisenden in vielen Gegenden Indiens nicht entbehrt werden kann, aber lange nicht so angenehm ist als man glauben könnte, da es nur zu leicht die Seekrankheit hervorruft. Bald hatte unser Zug die Station für reconvalescente Soldaten auf dem Gipfel des Berges erreicht, an dessen Abhang sich die Häuser von Darjeeling hinziehen. Es ging nun wieder ein Stück abwärts bis zu der Ortschaft Jor Bangalow und dann klommen wir mit unseren Ponies auf einem steilen Pfade zum Gipfel des Senchal, 8610 englische Fuß hoch empor. Der scharfe Bergwind nöthigte uns die Mäntel auf und erklärte uns, warum das große Kurhaus für Soldaten auf dem Senchal verlassen werden mußte. Jetzt sind davon nur noch einige riesenhafte Schornsteine übrig, welche den Gipfel des Senchal weithin sichtbar machen. An einer vor dem Wind geschützten Ecke, am Rande eines Felsens, gaben wir uns dem Genuß der unvergleichlichen Aussicht hin. Der Himalaya verdient seinen Namen „Sitz des Schnees" im reichsten Maße. Eine so ununterbrochene, nicht enden wollende Reihe von Schneebergen erinnere ich mich selbst in der Schweiz und Tirol nicht gesehen zu haben, wo doch der ewige Schnee schon vielfach bei einer Erhebung von 8000 Fuß über dem Meeresspiegel anfängt. Auf dem Senchal selbst ist man schon über 8000 Fuß hoch, sieht vor den Schneebergen noch ungefähr über ein halbes Dutzend schneefreier Gebirgsketten aufsteigen, eine höher als die andere, und doch ragen einige der Schneeriesen noch unglaublich hoch in den Horizont hinein. Zwar der Mount Everest, richtiger Gaurisankar, der um die Kleinigkeit von 4000 Meter höher ist als der Montblanc, wird hier nur als eine bescheidenere Kuppe sichtbar; denn er liegt weit jenseits der nepalesischen Grenze, 120 englische Meilen in der Luftlinie entfernt. Um so imposanter thürmt sich der von Schnee und Eis starrende Granitcoloß des Kirchinchanga gen Himmel empor, der 45 englische Meilen entfernt und dabei nur um 1000 Fuß niedriger ist als der Mount Everest. Die ernste Erhabenheit der Bergscenerie wird gemildert durch einen freundlichen Vordergrund von Laubwäldern, voll von Rhododendron- und Magnolienbäumen, die mit rothen und weißen Blüthen über und über bedeckt sind. Bei dem Versuch, einige der lieblichen Blüthen zu pflücken, erhielt ich eine praktische Lehre über die sprüchwörtliche Undurchdringlichkeit des indischen Jungle. Dreht man den Schneebergen den Rücken, so sieht man sich zu Füßen die wohlgepflegten Theegärten und weißen Häuser von Kurseong liegen, und in größerer Ferne taucht die von schimmernden Strömen durchzogene dunstige Ebene auf. Jetzt beginnen auch die nächstgelegenen Bergspitzen sich zu umfloren, die vom Winde gejagten Bergnebel führen uns rasch wechselnde Landschaftsbilder vor die Augen, und ich verdanke die schönste Ansicht des Kinchinchanga dem Moment, wo alle niedrigeren Bergreihen im Nebel verschwunden sind, während seine massige Pyramide hoch oben in der Luft auftaucht.

Der herrliche Anblick der Schneespitzen des Himalaya erweckt den Wunsch, sie zu besteigen. Welch reiches Feld würde diese ungezählte Menge jungfräulicher Gipfel einem indischen Alpenclub eröffnen! Aber es sind enorme und in Europa ungeahnte Schwierigkeiten, die sich hier dem Touristen in den Weg stellen.

Schon bis zum Fuß des verhältnißmäßig noch leicht zu erreichenden Kinchinchanga vorzudringen, ist ein höchst mühseliges und bedenkliches Unternehmen. Sikkim ist noch sehr wenig zugänglich und civilisirt, und durch das Jungle reisend, ist man besonders einer starken Fiebergefahr ausgesetzt. Dies erfuhr zu seinem Schaden ein passionirter Bergsteiger, der wenige Monate vor meinem Aufenthalt in Darjeeling mit geübten Führern aus der Schweiz oder Tirol dort eingetroffen war, um den Kinchinchanga zu besteigen. Schon beim ersten Uebernachten in einer Hütte im Tistathale, 10 engl. Meilen von Darjeeling entfernt, überfiel ihn sammt seinen Begleitern ein starkes Fieber, das ihn bald zur Umkehr zwang. Gelangt man über die Schneegrenze hinaus, so treten bald die bekannten Symptome der Bergkrankheit auf, welche die immer dünner werdende Luft hervorruft. Ich hörte von einem englischen Officier, der an den Folgen einer solchen Expedition noch krank darniederlag. Er war unter fürchterlichen Anstrengungen und Entbehrungen zu der bis dahin unerreichten Höhe von 22,000 Fuß vorgedrungen, wo er einer Ohnmacht nahe und halberfroren von seinen Dienern und Führern genöthigt wurde, den Rückweg anzutreten, da sie für sein Leben fürchteten und die Verantwortung scheuten.

Unter den europäischen Gelehrten, die sich mit der Geschichte des Buddhismus beschäftigen, ist Darjeeling vorzugsweise als die Todesstätte des ungarischen Forschers Csoma de Körös bekannt. Dieser kühne Reisende und unermüdliche Pionier auf dem Gebiete der orientalischen Sprachenkunde, war der erste, welcher das Studium der tibetanischen Version der heiligen Schriften der Buddhisten in die europäische Wissenschaft einführte. Zu Fuße von seiner ungarischen Heimath ausgezogen, um die asiatische Wiege der Magyaren zu entdecken, erwarb er sich in Tibet eine gründliche Kenntniß der Landessprache, die er später grammatisch und lexikalisch bearbeitet hat, und der religiösen Literatur Tibets; schlug sich unter den größten Entbehrungen zu den Pässen des Himalaya durch; fand in Calcutta eine ehrenvolle Aufnahme seitens der asiatischen Gesellschaft, die ihn in Stand setzte, seine Forschungen auszuarbeiten und zu veröffentlichen; brach nochmals nach Tibet auf, um Lhassa zu erreichen; starb aber unterwegs in Darjeeling, wo er auf dem Kirchhofe begraben liegt. Laut der von der asiatischen Gesellschaft herrührenden Grabschrift, war sein Todestag der 11. April 1846. Als sein Vorname ist hier irrthümlich Csona angegeben, statt Csoma.

Mein Wunsch, die Buddhistengemeinde Darjeelings kennen zu lernen und einen kundigen Führer durch ihre Heiligthümer zu finden, ging schon am Tage nach der Besteigung des Senchal in Erfüllung. Ein gefälliger schottischer Missionär, dessen Bekanntschaft ich zufällig gemacht hatte, schickte mir einen etwa vierzehn- oder fünfzehnjährigen, sehr aufgeweckten Bhutiyajungen zu. Der Kleine, der in der „Bhodiya Boarding School" in Darjeeling geläufig Englisch sprechen gelernt hatte und sogar schon in Calcutta gewesen war, erwies sich als ein sehr brauchbarer Führer. Seinen Mittheilungen, und den Gesprächen, die ich durch seine Vermittlung mit den buddhistischen Priestern, den Lamas, anknüpfte, verdanke ich fast alles, was ich über die religiösen Gebräuche und Vorstellungen seiner Glaubensgenossen in Erfahrung bringen konnte.

Zwischen den Buddhisten, welche den Grundstock der Bevölkerung von Dar-

jeeling bilden, und den Tibetanern besteht außer dem religiösen und geographischen auch ein auf Gleichheit der Rasse beruhender Zusammenhang. Die „hillmen", Gebirgsbewohner, wie die Engländer sie nennen, zerfallen zwar in mehrere verschiedene Völkerschaften, die nach Sprache, Kleidung und Bewaffnung differiren und wer einige Zeit lang in Darjeeling gelebt hat, lernt die Leptscha, Bhutiyas, Nepalesen, Bhutanesen, Paharis und wie sie alle heißen, allmälig von einander unterscheiden. Doch ist der mongolische Typus bei allen unverkennbar, und auf den ersten Blick unterscheidet man die Hindus, die hier als Kaufleute, Lehrer, Diener oder Schreiber thätig sind, an ihrem zartgliedrigen Körperbau und ihren scharfgeschnittenen Zügen von den plumpen untersetzten Figuren und stumpfen Gesichtern der Eingeborenen. Auch die Spärlichkeit oder der völlige Mangel des Bartwuchses und das straffe, tief in die Stirn hereinhängende schwarze Kopfhaar, das dem Gesichtsausdruck eine gewisse Wildheit verleiht, hängen mit dem mongolischen Typus zusammen und das Temperament dieser Rasse erinnert an die Chinesen und Japanesen. Die kräftig gebauten, aber plumpen Weiber, die sich hier ungescheut in der Oeffentlichkeit zeigen dürfen, kann man auf dem viel besuchten Markte im Scherz den Männern kräftige Stöße ertheilen sehen, und wenn man gegen Abend durch ein Bhutiyadorf geht, so findet man die ausgelassenste Heiterkeit herrschend. Mein kleiner Führer mit seinen schief gestellten, lustig zwinkernden Augen und seinen drolligen unermüdlichen Fragen nach dem Klima in Europa, dem Kaiser von Deutschland, dem deutsch-französischen Krieg von 1870, meinen Vermögensverhältnissen u. s. w., erinnerte mich an Wan-Li, den heiteren Chinesenknaben, den Bret Harte in einer seiner anmuthigsten Novellen reizend geschildert hat. Der gute Junge wollte anfangs durchaus keinerlei Bakschisch von mir annehmen, weil er von den Missionären gelernt hatte, daß man dem Nächsten Liebesdienste erweisen soll, ohne Vergeltung von ihm zu erwarten. Doch amüsirte mich die erfinderische Logik, mit der er bei meinem letzten Zusammensein mit ihm über diese Gewissensscrupel hinwegkam. Auch die Tracht ist von der indischen schon des kalten Klimas wegen völlig verschieden. Die Priester und überhaupt die besseren Classen scheinen mit Vorliebe eine gelbe Kutte aus kräftigem Wollstoff zu tragen. Die Weiber sind hier noch mehr auf Schmuck erpicht, als selbst bei den Hindus, und hängen sich riesenhafte pfundschwere Amulette und große Ketten von englischen Silber-Rupees, schlecht geschliffenen Türkisen und Bernstein um den Hals, welch letzterer von der afrikanischen Küste stammen soll. Eine scheußliche Bemalung des Gesichts mit schwarzem Farbstoff, die man nicht selten findet, dient nicht dazu, die Anmuth des weiblichen Geschlechts zu erhöhen. Bei den Männern habe ich auch den chinesischen Zopf nicht selten gesehen. Leicht erregbar, ist dieses Völkchen auch zu Streitigkeiten geneigt, und die unter der Einwohnerschaft Darjeelings stark vertretenen Bhutanesen sind als Raufbolde gefürchtet, die bei jedem Wortwechsel ihre breiten Messer ziehen. Sie haben sich auch bisher in ihrer schwerzugänglichen Bergheimath Bhutan trotz mehrerer Kriege ihre Unabhängigkeit von England zu bewahren gewußt. Die Leptschas und Bhutiyas sind ihrer Körperkraft wegen sehr gesucht als Arbeiter und Träger. Ein Leptscha trägt mittels eines Stirnbandes befestigte Lasten bis zu 140 Pfund über die schmalen Stege, welche

die reißende Tista überbrücken. Von einer Bhutiyafrau wurde mir erzählt, daß sie ein ganzes Pianino den weiten Weg von Siligurri bis Darjeeling auf dem Rücken heraufgetragen habe. Von anderer Seite hörte ich, daß es nicht ein Pianino, sondern sogar ein Flügel gewesen sei. Allerdings mögen das Pianino und der Flügel erst beim Weitererzählen aus einer gewöhnlichen Drehorgel entstanden sein.

Der Buddhismus hat hier augenscheinlich das nämliche Schicksal gehabt, wie bei so vielen fremden Völkern, zu denen er nach seiner Auswanderung aus Indien successive gelangt ist. Indem er sich völlig an die ererbten religiösen Vorstellungen dieser Völker anpaßte, hat er ganz die gesunde Moral und tiefsinnige Philosophie verloren, die der reinen ursprünglichen Lehre Buddha's in Europa so viele Bewunderung eingetragen haben. Der Kern der Religion, welcher die Buddhisten Darjeelings huldigen, ist wie in China und theilweise auch in dem Volksglauben der Hindus ein primitiver Ahnendienst. Die Lamas veranstalten die Todtenfeier für jeden Verstorbenen, dafür erhalten sie von der Familie desselben außer Geldgeschenken auch seine Kleider und die Schüsseln, aus denen er zu essen pflegte. Dies ist die hauptsächliche oder einzige Einnahmequelle der Lamas. Das Tempelland ist ganz unbedeutend und erstreckt sich kaum über den Raum hinaus, auf dem die Pagode, das Kloster und einige zu Ställen u. dgl. dienende Seitengebäude stehen. Als ich in das Kloster eintrat, das ziemlich entfernt von der europäischen Niederlassung in der Bhutiya Basti (Bhutiyadorf) liegt, fand ich in der gedeckten Vorhalle einen alten Lama, der eine schmutzige braune Kutte trug, mit Abschreiben eines tibetanischen Gebetbuches beschäftigt. Längs der Wände liefen Holzgestelle, auf denen ein ganzes Assortiment von Gebetsrädern jeder Größe untergebracht war. Auf jedem der Gebetsräder stand außen ringsum das bekannte „buddhistische Gebet": „Om mani padme hüm" in großen, dem gewöhnlichen Devanägari-(Sanskrit-)Alphabet sehr ähnlichen Lettern geschrieben. Innerlich sind die Räder mit langen Papierstreifen angefüllt, auf denen die nämlichen Worte in unzähligen Wiederholungen zu lesen sind. Man kann sich daher denken, wie wirksam dieses abgekürzte Betverfahren ist und welche enorme Menge von Gebeten eine einzige Umdrehung des Rades zum Himmel sendet. Ein besonders großes Gebetsrad wurde denn auch in ständiger Bewegung erhalten von einem alten Weibe, das gleichzeitig noch in einem geschriebenen tibetanischen Gebetbuch eifrig las. Die lautlose Stille dieser frommen Thätigkeit wurde unterbrochen durch zwei oben auf dem Gebetrade befestigte Stifte, die bei jeder Umdrehung zwei von der Decke herabhängende Glocken, eine helle und eine dumpfe, zum Tönen brachten. Nachdem der Pförtner herbeigerufen war, erlangte ich durch eine kunstlose Holzthür Einlaß in das Heiligthum, dessen Hauptschmuck eine gerade dem Eingang gegenüber postirte Buddhastatue bildete; zu beiden Seiten derselben befanden sich zwei weibliche Statuen, die mir als die Gemahlinnen des Buddha erklärt wurden. Die Bedeutung der auf den Seitenwänden angebrachten figurenreichen mythologischen Gemälde konnte ich nicht enträthseln, die Figuren auch nicht deutlich unterscheiden, da der große Raum sein ganzes Licht durch die Thür erhielt. Bei religiösen Festen pflegen zahlreiche kleine Oellämpchen angesteckt zu werden. Die Buddhisten geben auch

hier sehr viel auf bildliche Darstellungen. Ich lernte einen buddhistischen Maler kennen, der aus der Anfertigung von Heiligenbildern ein Gewerbe macht. Einen solchen Maler scheint es in jedem größeren Dorfe zu geben.

Das Werthvollste in dem Heiligthum waren jedoch eine Anzahl in Holzfächern neben der Buddhastatue aufbewahrter Bücher; und als ich nach Besichtigung des Heiligthums auf einer baufälligen Holztreppe in das obere Geschoß hinaufstieg, fand ich dort in Repositorien aufgestellt und jedes einzelne Buch sorgsam mit dem orthodoxen gelben Tuch umwickelt, eine ganze Bibliothek vor. Es wurde mir gestattet die Tücher zu öffnen und mir die aus lauter einzelnen Blättern bestehenden Bücher anzusehen, wobei ich mich überzeugte, daß dieselben durchgehends mit dem sogenannten „block printing" in tibetanischen Lettern gedruckt waren. Einige wenige Gebetbücher waren geschrieben, ebenfalls in tibetanischer Schrift. Ich gab mir Mühe, eines davon zu erwerben; aber die Lamas wollten es um keinen Preis verkaufen, ebenso wenig als die gedruckten Bücher oder den geschnitzten Holzblock, mit dem sie ihre Drucke herstellen. Ich würde ihre Heiligthümer doch nur wegwerfen, meinte der alte Lama, der unter den englischen Besuchern seines Klosters wenig Achtung für seine Religion getroffen haben mochte. Es ist um so begreiflicher, daß die Lamas sich schwer von ihren heiligen Büchern und Handschriften trennen, als die Communication mit Tibet, von wo die Bücher kommen, mühselig und schwierig ist und das Abschreiben, richtiger Abmalen auf dem eigenthümlichen, aus gekochtem Baumbast geschöpften Pflanzenpapier, das hier im Gebrauche ist, mit den üblichen Rohrfedern sehr langsam von Statten geht.

Tibetanische Gebetbücher habe ich auch bei buddhistischen Laien in Gebrauch gefunden, außerdem Gebetstrommeln und Rosenkränze. Die Gebetstrommel sieht wie ein Kinderspielzeug aus; sie besteht aus einem zu öffnenden Metallcylinder, auf dem das Gebet in erhabener Schrift zu lesen ist, aus einem darin steckenden langen zusammengerollten Papierstreifen, auf dem das nämliche Gebet so viele Male als möglich mit Tinte aufgetragen ist, und aus einer Handhabe, mit welcher die Trommel herumgedreht wird. Doch hat sich der Industrialismus der schlauen Bhutiyas bereits der Sache bemächtigt. Gebetstrommeln, die sie an reisende Engländer um das Fünffache des Werthes verkaufen, sind als Fälschungen an dem nagelneuen eleganten Metall und an den mit einem unleserlichen Gekritzel unvollkommen beschriebenen Papierstreifen leicht zu erkennen.

Die Rosenkränze bestehen in der Regel aus 108 getrockneten großen Beeren von unebener Oberfläche, wie auch der Rosenkranz der vischnuitischen Secten Indiens 108 Beeren enthält. Daß man gewisse Gebete 108 oder 1008 Mal wiederholen soll, um die oder jene Sünde zu sühnen, wird z. B. in dem alten Gesetzbuch des Vishnu häufig vorgeschrieben. Was den Rosenkranz selbst betrifft, so stammt er wahrscheinlich aus Indien, wo er früher nachweisbar ist als in irgend einem anderen Lande und von allen Religionen und Secten, die Muhammedaner nicht ausgeschlossen, bei ihren religiösen Uebungen gebraucht wird. Im Sanskrit führt er den bezeichnenden Namen japamālā „Gebetskranz". Wenn aber alle indischen oder aus Indien stammenden Religionen der Technik des Gebets eine besondere Ausbildung gegeben haben, so ist der Buddhismus hierin

entschieden am weitesten gegangen. Ich will in dieser Beziehung noch die sogenannten Teufelsfahnen, bunte oder weiße mit dem heiligsten Gebet der Buddhisten bedruckte Lappen erwähnen, die man in Darjeeling nicht nur auf der häßlichen massiven Pagode an Stangen flattern sieht, sondern auf allen Berggipfeln und anderen exponirten Plätzen an Bäumen und Sträuchern angeheftet findet. Der Glaube an böse Geister und die Beschwörung derselben bildet hier eines der wesentlichsten Elemente des Volksglaubens, und auch diese Fahnen sollen zur Bekämpfung der Dämonen dienen, deren Name „Bhut" offenbar von dem Sanskritwort „bhūta", „Dämon" herkommt und mit dem Deva (Dämon) Būiti des Zendavesta und unserem deutschen „Butze-mann" urverwandt zu sein scheint.

Wie bei den Laien die Zauberkraft des Gebets den wirksamsten Schutz gegen die überall umherschweifenden bösen Geister bildet, so bestehen auch die Religionsübungen der Lamas hauptsächlich im sinnlosen Herplappern oder Abschreiben von Gebeten. Ich habe die Lamas des Klosters, es mochten ihrer ein halbes Dutzend sein, sämmtlich kennen gelernt, aber keinen gefunden, der den Sinn des Hauptgebets der Buddhisten Om mani padme hūm „Heil dem Kleinod im Lotus" gekannt hätte. Selbst vom Tibetanischen scheinen sie außer dem Alphabet wenig zu verstehen, obschon alle ihre Religionsbücher in tibetanischer Sprache abgefaßt sind. In der Conversation bedienen sie sich ausschließlich ihrer Muttersprache, des Bhutiya. Doch ist die alte buddhistische Lehre von der Seelenwanderung noch vollkommen lebendig bei ihnen. Denn als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß der oberste der Lamas ein ganz junger Mann sei, 26 Jahre alt wie ich hörte, wurde mir mitgetheilt, er sei die Incarnation des vorigen Oberlama. Es herrscht hier also dieselbe Vorstellung und Sitte wie in Tibet, wo nach dem Tode des Dalai Lama ein Suchen nach dem Kinde stattfindet, in welchem man ihn wiedergeboren glaubt. Wie in Tibet die Wahl des neuen Dalai Lama von den Chinesen ausgeht, so wird in Darjeeling der neue Oberlama von Tibet aus bestimmt, und es hat sich hierin also der frühere politische Zusammenhang dieser Gegend mit Tibet noch erhalten. Wahrscheinlich ist dieser Zusammenhang ein uralter und hat der District von Darjeeling, wie ganz Sikkim, zu dem er früher gehörte, seine Cultur und Religion nicht aus der indischen Tiefebene, von der er durch das öde und ungesunde Terai getrennt ist, sondern über die Pässe des Himalaya von Tibet her erhalten. Daß der Buddhismus hier seit alter Zeit geherrscht hat, scheint mir auch aus einer offenbar alten Felseninschrift hervorzugehen, deren Trümmer mir ein englischer Officier auf einem an den Rand der Straße nach Jellapahar herabgerutschten Felsstück zeigte. Ich glaubte darin den Anfang des „Om mani padme hūm" zu erkennen. So unzugänglich Tibet und Nepal heutzutage für den Europäer sind, so herrscht doch zwischen diesen Grenzländern und der eingeborenen Bevölkerung Tibets ein reger Verkehr, und das Plateau von Darjeeling war gewiß schon lange vor dem Bestehen der europäischen Niederlassung der Sitz des von Tausenden besuchten Marktes, der noch jetzt alle Sonntage hier abgehalten wird und auf dem man interessante Kostümstudien machen kann.

Es war Anfangs meine Absicht gewesen, von Darjeeling aus über die Tista

nach Kalimpong in Sikkim zu reisen, und in den Bibliotheken der buddhistischen Klöster Sikkims nach Sanskrithandschriften zu fahnden, um womöglich außer den in Darjeeling erworbenen buddhistischen Curiositäten noch einige alte Handschriften aus dem Himalaya mitzubringen. Doch erfuhr ich aus guter Quelle, daß in Sikkim Sanskritmanuscripte ebenso wenig zu haben seien, als in Darjeeling, das ja früher zu diesem Staate gehört hat. In Nepal sind ohne Zweifel noch interessante Manuscripte zu haben, auch nach der reichen Ernte, die dort der verstorbene englische Resident Hodson gehalten hat, dessen Sammlungen dem Studium des Buddhismus einen so bedeutenden Aufschwung verliehen haben. Allein das Ueberschreiten der nepalesischen Grenze, die von Darjeeling kaum drei Stunden entfernt ist, bringt jeden Europäer in die dringendste Lebensgefahr. Im günstigsten Falle wird man, das wurde mir von den in Darjeeling ansässigen Engländern übereinstimmend versichert, in dem nächsten Grenzdorf aufgegriffen und gewaltsam an die englische Grenze zurücktransportirt. Dieses kriegerische Bergvolk kennt die Gefahr, mit der es die Nachbarschaft des englischen Reichs bedroht, und sucht derselben durch die absoluteste Abgeschlossenheit zuvorzukommen. Die englische Regierung hat deshalb ihren Staatsangehörigen das Ueberschreiten der nepalesischen Grenze ganz untersagt. Da ich auf Nepal unter diesen Umständen verzichten mußte und die mitgebrachten Arbeiten in der erfrischenden Bergluft Darjeelings rasch ihre Erledigung gefunden hatten, so waren meine Tage im Himalaya gezählt. Ich durfte meine Abreise nicht länger verschieben, wenn ich mein ferneres Reiseprogramm zur Ausführung bringen wollte, ohne allzu sehr von der Hitze des indischen Sommers zu leiden. Ich reiste daher an einem schönen Aprilmorgen in gerade 24 Stunden nach Calcutta zurück und trat von der indischen Hauptstadt aus die lange Reise über Benares, Lucknow, Cawnpore, Agra, Delhi, Jeypore, Ajmere, Ahmedabad nach Bombay an, über deren Erlebnisse und Eindrücke ich schon früher berichtet habe. Am 27. April betrat ich wieder einen Dampfer des P. & O., der diesmal so überfüllt war, daß ich meine Cajüte auf der ganzen Fahrt von Bombay bis Brindisi mit einem anderen Passagier theilen mußte. In Aegypten hatte auf der Hinreise mein Dampfer die höchst zeitraubende Fahrt durch den Suezcanal machen müssen, da die Eisenbahnbeförderung durch Aegypten zum Anschluß an die indischen Dampfer noch nicht wieder hergestellt war. Ich hatte damals bequem Zeit gehabt, das schöne Kairo zu besichtigen und von dort durch die Wüste nach Suez zu fahren, während mein Dampfer sich langsam durch den Canal durcharbeitete. Diesmal fuhren wir, kaum in Suez gelandet, direct mit der Bahn an den beiden keineswegs imposant aussehenden Lagern Arabis in Tel-el-Kebir und Damanhur vorüber nach Alexandrien und setzten von dort noch am Abend des nämlichen Tages auf einem anderen Schiff die Reise nach Brindisi fort. Da auch die Seereise auf dem indischen Ocean, auf dem rothen Meer, Mittelmeer und adriatischen Meer zum größten Theil überaus rasch und glücklich verlaufen war, so erblickte ich schon am 13. Mai wieder den Marcusthurm und landete gegen Mittag des nämlichen Tages, es war gerade Pfingstsonntag, in Venedig. Kurz darauf docirte ich schon wieder in Würzburg vor deutschen Studenten.

Lydia.

Einactige Plauderei

von

Otto Franz Genſichen[1]).

Perſonen.

Lydia. — Horaz. — Calais. — Ein Sklave.

Ort: Rom. — Zeit: Zweites Jahrzehnt v. Chr.

Scene: Prachtvolle Vorhalle in Lydia's Hauſe. Die Hinterwand iſt in der Mitte durch Säulen durchbrochen, deren halb zurückgeſchlagene Teppiche den Fernblick in eine Straße gewähren, zu welcher mehrere Stufen hinabführen. Seitwärts links ein gleichfalls durch Teppiche verhängter zweiter Eingang. Nach rechts ein geſchmackvolles Ruhebett, an deſſen oberem Ende ein ſchön gearbeitetes, kunſtvoll ausgelegtes Tiſchchen ſteht. Daneben, zweckmäßig vertheilt, kleinere Polſter.

Erſter Auftritt.

Der Sklave. — Dann Calais.

Der Sklave

(liegt, auf dem linken Ellenbogen ruhend, von hereinfallendem Sonnenlicht beſchienen, auf dem Fußboden an der Thür der Hinterwand und blickt auf die Straße).

So, liebe Sonne, wärme mir das Haupt!
Vor dir gilt Herr und Sklave gleich. Laſſ' heute
In deinem Glanze reich und frei mich träumen!

(Sieht ſich ängſtlich um, zieht einen ledernen Beutel, zählt die Münzen, ſchüttelt ſeufzend das Haupt.)

Ach, ich erſchwinge nie das Löſegeld!
In Knechtſchaft muß ich ſterben, — bittres Loos!

Calais (tritt von der Straße ein).

He, Sklave, melde deiner Herrin mich!

Sklave (aufſpringend).

Dein Name?

Calais.

Calais aus Thurii.

---

[1]) Alle Rechte vorbehalten. — Zum erſten Male aufgeführt am 5. Februar 1884 auf dem herzoglichen Hoftheater zu Meiningen; in Vorbereitung am königlichen Schauſpielhauſe zu Berlin.

Sklave.

Gut! Harre hier! (Will nach links abgehen.)

Calais.

Doch halt! (Beiſeite) Wie? Wenn ich ihn
Zuvor befragte über ſeine Herrin?
(Laut, mit einer Handvoll Münzen klimpernd.)
Wie klingt dir das?

Sklave (danach langend, ſehnſüchtig).

Als könne doch vielleicht
Die Sklavenfeſſel brechen, die mich bindet.

Calais.

Du möchteſt frei ſein?

Sklave.

Frei? Oh, wär's auch nur,
Um eine Stunde drauf als frei zu ſterben!

Calais.

Da nimm!

Sklave (ſchwankend, ohne zu nehmen).

Wofür?

Calais.

Um Antwort mir zu geben.

Sklave.

Aha, aushorchen! Weiß ſchon.

Calais.

Fürchteſt du?

Sklave.

Herr, wenn ein Sklave zu geſchwätzig iſt,
Dann reißt man ihm in Rom die Zunge aus,
Und wenn er lauſcht, dann nagelt man das Ohr
Ihm an die Thür. Damit er ganz verſtumme,
Wirft man ihn auch zum Fraße den Muränen
Gefeſſelt in den Teich.

Calais.

Und zitterſt du,
Daß deine Herrin .....?

Sklave.

Oh, nicht ſie, nicht ſie!
Nein, ſie iſt gütig wie die Sonne ſelbſt.

Calais.

Was alſo zögerſt du?

Sklave (pfiffig, treuherzig).

Ob du nicht etwa
Den Preis verdoppeln möchteſt?

Calais.

Schlaukopf du!
Er ſei verdreifacht! Aber nun auch ehrlich!

Sklave.

Schilt mich 'nen Gauner, wenn ich zu stark lüge!

Calais (wirft ihm ein Beutelchen zu).

Fang'!

Sklave (auffangend).

Kein Molosserhund fängt besser. — Nun?

Calais.

Wie steht es mit Horaz?

Sklave (dummpfiffig).

Der dichtet Lieder,
Wie sie Ovid, ja, selbst Properz nicht schreibt.
Er ist des Kaisers Liebling, des Mäcenas
Vertrauter Freund, ...

Calais.

Als ob ich das nicht wüßte!
Wie aber steht er jetzt zu deiner Herrin?

Sklave.

Ja, so! Je nun, wer weiß! Ein lieber Herr!
Und gar nicht stolz. Man merkt es, daß sein Vater
Auch nur ein freigelass'ner Sklave war.

Calais (ihn heftig schüttelnd).

Verschmitzter Schwätzer, gibst du endlich Antwort?

Sklave (athemlos).

Verzeih', wenn mich Horaz zu warm gemacht!
Was du mich sonst befragst, hörst du wohl besser
Aus Frauenmund. Ich gehe, dich zu melden.
Nicht wahr? Ich hielt mein Wort und log dir nicht?

(Höflich lächelnd ab nach links.)

Calais (allein).

Daß dich . . . .! Nein, er hat Recht, mich zu verhöhnen!
Was griff ich zu dem alten Mittel auch,
Die Herrin durch den Diener zu belauschen!
Schmeckt man denn ewig die Provinz mir an?
Und ich erkühne mich, um die zu werben,
Der ein Horaz dereinst zu Füßen lag?
Vermess'ner Wahnwitz! Nein, ich will entfliehn,
Bevor mit Spott ich heimgesendet werde.
Zu spät! Sie naht!

Zweiter Auftritt.

Calais. Lydia.

Lydia (von links).

Willkommen, Calais!

(Sie setzt sich auf das Ruhebett und fordert ihn durch Handbewegung zum Niedersitzen auf ein Polster auf.)

Calais (ſich ſetzend).
Vergib, wenn mich die flüchtige Bekanntſchaft,
Die ich bei Rufus jüngſt mit dir gemacht,
Ermuthigt, heute hier dich zu begrüßen.

Lydia.
Nicht unerwartet kommſt du mir.

Calais.
Du hatteſt
Den blöden Fremdling nicht vergeſſen?

Lydia.
Nein!
Auch ſah ich geſtern dich im Circus. Wahrlich,
Du trafſt es gut. Der Gladiatorenkampf
War überreich an Spannung.

Calais.
Mich erfreute
Am meiſten jener Zufall, daß Horaz
Mir gegenüber ſaß, und ich mit Muße
Den erſten Dichter Roms betrachten durfte.

Lydia.
Du ſagſt das ohne Nebenabſicht?

Calais (verwirrt).
Wie?

Lydia.
Es hat dich nicht befremdet, daß Horaz
Nicht neben mir ſaß?

Calais (immer verwirrter).
Je nun, wie die Plätze
Sich eben finden!

Lydia.
Keine Ausflucht! Wurde
Nicht dir auch jene Neuigkeit erzählt,
Die jetzt den Rundlauf macht durch alle Kreiſe,
Daß ich mit ihm gebrochen?

Calais.
Freilich, geſtern
Saß er im Circus mit der blonden Chloë.

Lydia.
Blond? Pah, ſie färbt ihr Haar! Und wähnt ſie wirklich,
Sein Herz zu haben?

Calais.
Wie? Du liebſt ihn noch?

Lydia.
Ihn lieben? Ich?

Calais.
So klang's aus deinen Worten.

Lydia.

Wozu das Deuteln!

Calais.

Zürne nicht dem Jüngling,
Der ſchwer begreift, daß Liebe enden könne.

Lydia.

So glaubſt du an die Ewigkeit der Liebe?

Calais.

Wofern ſie Liebe iſt, iſt ſie auch ewig.

Lydia.

Beglückt das Weib, dem deine Liebe gilt!

Calais.

So preiſe dich denn glücklich!

Lydia (aufſpringend).

Mich? Du ſchwärmſt!

Calais (aufſtehend).

Geſprochen iſt das Wort, und rückwärts kann
Kein Gott es wieder in die Bruſt mir bannen.
Ich wußte nicht bisher, was Liebe ſei, —
Ich weiß es jetzt, ſeitdem ich dich geſehen.
Nie wäre dies Geſtändniß mir entſchlüpft,
Wenn noch Horaz für dich in Treue glühte.
Doch ſeit er Chloë liebt, ...

Lydia (ſchnell, leidenſchaftlich).

Er liebt ſie nicht!
Ich glaub' es nicht! Er kann ſie nimmer lieben!
Oh, ich durchſchaue ſein erklügelt Spiel:
Er, eiferſüchtig ehedem auf mich,
Will nun auf ſich mich eiferſüchtig machen,
Und dieſes Zweckes Mittel iſt ihm Chloë.

Calais.

So hat er dich mit Eiferſucht gequält?

Lydia.

Wer auch mein Haus betrat, ob jung, ob alt, —
Horaz ſah ewig einen Nebenbuhler.

Calais.

Ein Zeichen, daß er dich gar tief geliebt.

Lydia.

Doch Liebe ſoll nicht zur Tyrannin werden.

Calais.

Und wähnſt du wirklich, ihn nicht mehr zu lieben?

Lydia.

Ich ſollte fragen, wer das Recht dir gibt,
Mich zu verhören?

Calais.

Zürne nicht! Du ſelbſt,
Nicht ich, haſt meine Fragen angeregt.
Und da Horaz in ſeinen Liedern dich
Mit vollem Namen feiert, ...

Lydia.

Dieſe Lieder!
Sie ſchildern mich als launiſch, wankelmüthig, ...

Calais (ſchnell).

Doch auch als ſchön und liebenswerth. So hoch
Wie dich hat keine Andre er geprieſen.

Lydia.

Ich weiß, es ſind die Perlen ſeiner Lyrik,
Die er zum Schmucke meines Hauptes wand,
Und Viel vergab ich ihm um ihretwillen.
Mag uns der Reiche Perſiens Schätze bieten,
Mag uns der Held den Lorbeer ſeiner Siege
Zu Füßen legen, — werthlos ſcheint es uns,
Verglichen mit der Wonne, fortzuleben
In eines Dichters Liedern und zu wiſſen,
Daß jene Rhythmen, die ein ganzes Volk
Bewundernd jubelt, uns ihr Daſein danken;
Ja, daß vielleicht nach tauſend Jahren noch
Das ſtammelnde Bekenntniß ſcheuer Liebe
Sich in den Ausdruck der Gefühle kleidet,
Die wir in unſrem Dichter einſt geweckt.

Calais.

Leb' wohl!

Lydia.

Du gehſt?

Calais.

Weil mich dein Lob des Dichters
Den eignen Unwerth deutlich kennen lehrt.

Lydia.

Zu viel Beſcheidenheit!

Calais.

Oh, gönnte mir
Ein Gott die Gunſt, nur ein Mal Gruß und Wort
Mit einem Dichter wie Horaz zu tauſchen!

Lydia.

Er meidet jetzt mein Haus. Doch als Erſatz
Will ich dir Schätze zeigen, wie dein Auge
Sie niemals ſah.

Calais.

Verſteh' ich dich?

Lydia

(öffnet an dem Tiſch eine Schublade und nimmt mehrere beſchriebene Blätter ägyptiſchen Papyro heraus).

Schau' her!
Hier ſiehſt du Lieder von Horaz, die Niemand
Bisher vernahm.

Calais.

In ſeiner Handſchrift?

Lydia.

Freilich!
Noch ſind ſie nicht veröffentlicht. Sie ſtammen
Aus jener ſel'gen Zeit, da jedes Lied
Er mir zuerſt zu Füßen legte, ich
Zuerſt die Stimme der Kritik erhob.
Vorbei! Vorbei!

Calais (die Blätter muſternd).

Oh neidenswerthes Weib!
Oh Schätze, wie kein Kaiſer ſie beſitzt!

Dritter Auftritt.

Calais. Lydia. Horaz.

Horaz

(iſt unbemerkt durch die Mitte eingetreten, hört noch die letzten Worte, neigt höflich vor Lydia ſein Haupt).

Drum ziemen ſie der Schönheit Königin!

Calais. Lydia.

Horaz! (Pauſe.)

Horaz.

Doch du vergiſſeſt, deinen Gaſt
Mir vorzuſtellen.

Lydia (vorſtellend).

Calais aus Thurii.

Horaz (ihm die Hand bietend).

Sei mir gegrüßt in Rom!

Calais (einſchlagend).

Nicht ſchöner konnte
Mich Rom begrüßen, als durch deinen Mund.

Horaz (zu Lydia).

Und fragſt du nicht, was deinen Dichter herführt?

Lydia (ironiſch).

Darf ich noch jetzt dich meinen Dichter nennen?

Horaz (mit einem Blick auf Calais).

Der Ton, darin du dieſe Frage ſtellſt,
Läßt jetzt auf dein „noch jetzt" mich ſchweigen.

Lydia.

Lege
Dir keinen Zwang auf. Calais weiß Alles.

Horaz.

Wie? Alles?

Lydia.

Alles! Da er dich im Circus
Mit Chloë ſah, war kein Verſchweigen möglich.

Horaz (ſehr höflich).

Dann darf ich freilich offen ſein. Ich komme
Soeben von den Brüdern Soſii,
In deren Buchverlage meine erſten
Satiren und Epoden einſt erſchienen.
Bei ihnen will ich nun auch meine Lieder
Veröffentlichen.

Calais. Lydia.

Deine Lieder?

Horaz.

Ja!

Calais.

Oh Freudenbotſchaft! Sollen endlich alſo
Die ſüßen Sänge, die bisher nur heimlich
Von Hand zu Hand in Einzelabſchrift glitten,
Zum erſten Mal als Buch erſcheinen?

Horaz.

Mögen
Sie überall ſo frohen Willkomm finden!

Calais.

An dieſem Willkomm zweifelſt du wohl kaum?

Horaz.

Ich bin zu ſtolz, Beſcheidenheit zu heucheln!
Doch glaube mir, ich fühle es mit Dank,
Wem ich das Beſte meines Könnens ſchulde.
Der Griechen Schüler bin ich; meine Leyer
Tönt nur das Echo ihrer Weiſen wider.
Und daß dies Echo unter meinem Volke
So lauten Nachhall weckt, das danke ich
Der Schickſalsfügung: eben jetzt zu leben,
Da wie der Markſtein einer neuen Zeit
Das junge Kaiſerreich ſich kühn erhebt
Und weltgebietend Krieg und Frieden wägt.
Und dieſe ſtolze Kaiſerſtadt, die mir
Zwar Vaterſtadt nicht iſt, in der ich aber
Seit meinen Jugendjahren heimiſch bin,
Sie, die ich liebe, wie kein Eingeborner
Sie heißer liebt, ſie bietet meinen Sängen
Gar reichen Stoff, und mit ihr werd' ich wachſen,
So lange noch der Ruf ein Echo findet,

Den ich in hundert Weiſen angeſtimmt:
Heil unſrem Kaiſer! Heil der Kaiſerſtadt!

Lydia (beiſeite).

Wie ſchön er iſt, wenn ihn Begeiſtrung adelt!
Und wie gar heiß hab' ich ihn einſt geliebt!

Horaz.

Auch ſind es meine Lieder, die mich heute
Hieher zurückgeführt.

Lydia.

Nur deine Lieder?

Horaz.

Was ſonſt?

Lydia (beiſeite).

Empörend! (Laut.) Nicht der Wunſch, fortan
In Freundſchaft wenigſtens mit mir zu leben?

Horaz.

's iſt mißlich, von dem reichen Mahl der Liebe
Den Ueberreſt als Freundſchaft aufzuwärmen, —
Der abgeſtandne Biſſen ſchmeckt nicht mehr.
Doch um mit meiner Bitte kurz zu ſein:
Es ruht bei dir ſo manches Lied, von dem
Mir weder Abſchrift, noch Erinn'rung blieb,
Drum gib mir jetzt mein Eigenthum zurück.

Lydia.

Was aber bieteſt du mir zum Erſatz?

Horaz.

Die erſte Abſchrift, die als Buch erſcheint.

Lydia.

Die Abſchrift eines Sklaven! Nein, die wägt
Nicht deine Handſchrift auf!

Horaz.

Doch was verlangſt du?

Lydia.

Fragt ſo ein Dichter? Soll die Harmonie,
Die einſt uns traut verband, in deinen Liedern
Als Mißton enden?

Horaz.

Schloß in Wirklichkeit
Sie nicht mit einem Mißton?

Lydia.

Doch weshalb?

Horaz.

Nicht jetzt, nicht hier vor deinem jungen Gaſt
Darf ich auf dieſe Frage Antwort geben.

Doch da ich niemals log in meinen Liedern,
Da ich nur singe, was ich selbst erlebt,
So kann mein Sang auch nur im Mißton enden,
Eint uns nicht wirklich neue Harmonie.

Lydia.

Und sehnst du dich nach dieser Einigung?

Horaz (mit einem Blick auf Calais).

Wozu die Frage! Hast du über meinen
Verlust dich doch ersichtlich bald getröstet!

Calais.

Verzeih'! Ich kam, ...

Horaz (schnell).

Entschuldige dich nicht!
Ich habe hier kein Recht zur Eifersucht.

Lydia (beiseite).

Und doch verzehrt ihn Eifersucht! Triumph!

Calais.

Schilt mich nicht ungesittet, wenn zu lange
In deiner Gegenwart ich hier verblieb.
Doch war der Reiz zu stark, den größten Dichter
Im Vorgemach der schönsten Frau zu sehn.
Lebt wohl!

Lydia.

Mit nichten, Calais! Du störst nicht.

Horaz (beiseite).

Verwünscht!

Lydia.

Wir haben kein Geheimniß. Bleib!
Was seine Lieder fernhin ausgeplaudert,
Was tausendzüngig das Gerücht verkündet,
Darfst du auch hören.

Horaz (beiseite).

Unerträglich! (Laut.) Nun?
Gibst du mir meine Lieder nicht?

Lydia.

Und bietest
Du keine bess're Gabe als Ersatz?

Horaz.

Wohlan, so will ich noch ein letztes Lied
Zu deinem Preise singen.

Lydia (jauchzend).

Wie?

Horaz (mit einem Blick auf Calais).

Ein Lied,
Darin ich dich und deinen schönen Freund
Der Neugier Roms als jüngstes Paar verkünde.

Calais (aufbraufend).

Horaz!

Lydia.

Ah, das war boshaft!

Horaz.

Nun? Was meint ihr
Zu meinem Vorſchlag?

Lydia.

Feire dann auch dich
Und Chloë als das zweite Paar!

Horaz.

Nicht übel!
Wirſt du auf Chloë eiferſüchtig?

Lydia.

Nein!
Doch ſcheint aus deinen herben Stichelreden
Die Eiferſucht zu ſprechen?

Horaz.

Eiferſucht?
Verhüte Gott!

Calais (gereizt).

Sie wäre mindeſtens
Auch grundlos! Ja, ich leugne nicht: ich ſprach
Zu ihr von meiner Liebe, doch noch blieb
Mein Eingeſtändniß unerwidert. Aber
Wenn ich vorher bereit war, zu verzichten
Auf Gegenliebe, falls noch Lydia
Für dich erglühte, — dann bekenn' ich jetzt,
Daß ſie an mir den treuſten Anwalt fände,
Wenn du um meinetwillen ſie verhöhnſt.

Lydia (drückt ihm die Hand).

Ich danke dir!

Horaz.

Brav, Calais! Ich liebe
So kühngemuthen Sinn. Doch lag es nicht
In meiner Abſicht, ſie und dich zu höhnen.
Vielleicht auch wäre überhaupt der Sang
In meiner Seele ſchon als Keim erſtorben,
Wie dort ſo mancher nicht zur Blüthe kam.
Jetzt aber, trotz'ger Jüngling, dichte ich
Das Lied und ſetze alle Kraft daran,
Daß es das ſchönſte meiner Muſe werde.
Du ſollſt es hören. Und wenn ſich dein Stolz
Dadurch beleidigt fühlt, — man weiß in Rom,
Ich ſtehe Jedem Rede, den ich reizte.
Lebt wohl! (Schnell ab durch die Mitte.)

Calais.

Und Rede ſtehen ſoll er mir,
Wofern er dich beleidigt!

Lydia.

Nur gemach!

Calais.

Fürwahr, man wird daheim nicht wenig ſtaunen,
Erzähle ich dereinſt dies Abenteuer,
Das ſelbſt die Stutzer Roms mir neiden würden.

Lydia (betroffen).

So fühlt ſich deine Eitelkeit geſchmeichelt?

Calais (kindlich, harmlos).

Man hat in Thurii mich oft geneckt,
Als ich zur Fahrt hieher mich rüſtete,
Wo Sklaven ſelbſt ſich höher dünken, als
Ein Freigeborner der Provinz. Jedoch
Ich will euch die Provinzler kennen lehren,
Ihr ſtolzen Römer!

Lydia.

Führte auch zu mir
Dich nur die Sucht nach einem Abenteuer?

Calais.

Sie war der erſte Anlaß, daß ich dich
Zu ſehen wünſchte.

Lydia (verletzt).

Du biſt offenherzig!

Calais (ſchnell, feurig).

Doch ſeit ich dich geſehn, verlor ich auch
Mein Herz an dich! Gib mir dafür das deine!

Lydia.

Wähnſt du, daß es für mich ſo reizvoll ſei,
Zu einem Abenteuer dir zu helfen?

Calais.

Nicht mehr die Sucht nach Abenteuern, nein,
Die Gluth der erſten Liebe ſpricht zu dir.

Lydia.

Darf ich dir glauben?

Calais.

Zweifelſt du noch immer?
Wenn meinen Worten Ueberzeugungskraft
Nicht inne wohnt, ſo glaube meinen Augen!

Lydia.

Du willſt wohl ſchalkhaft mir bemerklich machen,
Daß deine Augen ſchön ſind?

Calais.

Sind ſie ſchön?
Dann ſind ſie's nur, weil ſiegreich deine Schönheit
Aus ihnen widerſtrahlt.

Lydia.

Genug des Schmeichelns!
Wie lange denkſt du, hier in Rom zu bleiben?

Calais.

So lang' dein Zauberbann mich feſſelt. Nur
Laſſ' dich um Eines bitten: ſpiele nicht
Mit meiner Liebe!

Lydia.

Wie?

Calais.

Mißbrauche nicht
Als Mittel mich, um in Horaz von Neuem
Die Eiferſucht zu wecken!

Lydia (beiſeite).

In der That,
Das wäre gar nicht übel!

Calais.

Nun? Du ſchweigſt?

Lydia.

Ich ſtaune, wie in dir ſich Kindeseinfalt
Mit Klugheit paart!

Calais.

Man warnte mich daheim
Vor allen Frauen Roms.

Lydia (beiſeite).

Und dieſer Warnung
Muß ich wohl Ehre machen. (Laut.) Willſt du heute
Zum Circus mich geleiten?

Calais.

Glaubſt du, dort
Horaz mit Chloë wiederum zu ſehn?

Lydia.

Wozu die Frage! Nun? Ja oder nein?

Calais.

Mit Freuden ja!

Lydia.

Dann tummle dich, mein Freund,
Um gute Einlaßkarten zu beſorgen.

Calais.

Du ſchickſt mich fort?

Lydia.

Zu neuem Wiederſehn!

Calais.

Die Zeit bis dahin wird mich ewig dünken.

Lydia.

So kürze ſie, indem du mein gedenkſt!

Calais.

Dank für den Rath!

Lydia.

Leb' wohl!

Calais (verlegen, zögernd).

Doch . . . Eines . . . noch . . .

Lydia.

Nun? (Verſchließt die Papyrosblätter.)

Calais.

Meine Furcht war grundlos?

Lydia.

Welche Furcht?

Calais.

Daß du mit mir nur ſpielſt, um in Horaz
Die Eiferſucht . . . .?

Lydia.

Du großes Kind! Genug!
Ich glaubte, daß du ſtolzer von dir dächteſt.

Calais.

Dann ſage mir, daß du mich liebſt!

Lydia.

Zu früh
Verlangſt du dies Bekenntniß.

Calais.

Bitte! Bitte!

Lydia.

Dein Auge fleht beredter als dein Mund.

Calais.

Jedoch beredter noch als Beide ſtammelt
Mein Herz ſein Bitte! Bitte!

Lydia.

Geh', du Schmeichler!

Calais.

Oh bitte, bitte, nur das eine Wort,
Daß du mich liebſt!

Lydia.

Ich ſage dir's vielleicht,
Wann du zurückkehrſt.

Calais.

Gut, dann will ich eilen!
Doch wiſſe: meine Seele bleibt bei dir,

Schaut wie mit Kindesblick zu dir empor
Und flüſtert demuthvoll ihr Bitte! Bitte!
(Schnell ab durch die Mitte.)

Lydia (allein).

Der ſchöne Jüngling könnte mir vielleicht
Gefährlich werden, zöge nicht die Sehnſucht
Mich doch zu meinem holden Sänger hin.
Ob er ſich wirklich grollend nun für immer
Von mir gewendet? Wenn, — dann, Calais,
Sei mir willkommen, um es wett zu machen,
Daß einer Chloë er mich aufgeopfert!
Das Schickſal dreier Menſchen ruht bei dir,
Du trotziger Horaz! Kehrſt du in Liebe
Zu mir zurück, — ob ich es dann noch einmal
Mit deiner Wildheit wage? Wirſt du milder,
Gerechter fein als ehmals? Oder wirſt du
Mit Eiferſucht mich wieder quälen? Ach,
Ich fand bei dir an Weh mehr als an Wonne,
Und doch, — von dir war Wonne auch das Weh!
(Eilt zur Seitenthür links, ruft hinaus.)
He, Alter!

Vierter Auftritt.

Lydia. Der Sklave.

Sklave (von links).

Herrin?

Lydia.

Wer auch komme, — Niemand
Wird vorgelaſſen, außer Calais.

Sklave.

Sonſt Niemand?

Lydia.

Nein!

Sklave.

Auch nicht Horaz?

Lydia.

Vermeſſ'ner!
Fragſt du ſo keck? Soll ich den Rücken dir
Für deiner Zunge Kühnheit peitſchen laſſen?

Sklave.

Schwingſt du die Geißel ſelbſt, dann ſchmerzt ſie nicht.

Lydia (lächelnd).

Wie klug den Zorn du zu entwaffnen weißt!
Du biſt mir gut?

Sklave.

In dieſem großen Rom
Hab' ich zwei Menſchen nur von Herzen lieb:
Dich ſelbſt und . . . .

Lydia.

Nun? Du ſtockſt?

Sklave.

Vergib! Den Namen
Willſt du ja nicht mehr hören.

Lydia.

Ich errathe.

Sklave.

Und wenn er kommt, — dann wird er abgewieſen?

Lydia.

Sei unbeſorgt, er kommt nicht.

Sklave.

Er wird kommen!
Ich kenne ihn!

Lydia.

So? Meinſt du?

Sklave.

Und, nicht wahr,
Er wird doch vorgelaſſen?

Lydia (gibt ihm tändelnd einen Backenſtreich).

Dir zu Liebe!

(Schnell ab durch die Seitenthür links.)

Sklave (allein).

Pah! Mir zu Liebe? Nun, gleichviel! Natürlich,
Ich ſagt' es ja! Da iſt er ſchon!

Fünfter Auftritt.

Sklave. Horaz.

Horaz (durch die Mitte herein).

Geh', Alter,
Und melde mich.

Sklave.

Mit Freuden! (Will nach links ab.)

Horaz.

Ei, du ſtrahlſt ja?

Sklave.

Weil ich doch Recht behalten.

Horaz.

Wie?

Sklave.

Ich ſagte,
Du kämeſt wieder, und ſie meinte: nein.

Horaz.

So zuverſichtlich warſt du meiner Rückkunft?

Sklave.

Ei freilich! Die Verliebten kennt man doch!
Das zankt ſich nur, um neu ſich zu verſöhnen.
(Schnell ab durch die Seitenthür links.)

Horaz (allein).

Verliebt? Ja, ja, ich bin es mehr als je!
Hat erſt die Möglichkeit, ſie zu verlieren,
Mir meiner Liebe volle Gluth gezeigt?
Nein, den Gedanken kann ich nicht ertragen,
In eines Andren Armen ſie zu wiſſen,
Und eher raube ſie mit kalter Fauſt
Der bleiche Tod mir, als ein Lebender!

Sechster Auftritt.

Horaz. Lydia.

Lydia (von links; beiſeite).

Triumph! Er kam! (Laut.) Sei mir gegrüßt!

Horaz.

Ich habe
Das Lied entworfen, das ich dir verſprach.

Lydia.

Worin du mich und Calais . . . .?

Horaz.

Ganz recht!

Lydia.

Oh unglückſel'ge Eiferſucht! Sie träufte
Das erſte Gift auf unſre junge Liebe.

Horaz.

Weshalb haſt du zu Zweifeln mich gezwungen?
Weshalb in eitler Launenhaftigkeit
Aus ſüßer Hoffnung mich zu banger Furcht
Emporgeſchreckt? Weshalb . . .?

Lydia (ſchnell).

Du großer Kenner
Des Frauenherzens, — kannſt du nicht verſtehen,
Daß ein gerechter Stolz in uns ſich aufbäumt,
Um euch zu zeigen: wenn wir eure Sklavin
Auch geſtern waren, — heute eignen wir
Uns ſelber noch, und Nichts habt ihr als Recht
Zu fordern, nein, ihr müßt die kleinſte Gunſt
Als Gnade nur erflehn. Der höchſte Stolz
Bleibt ſtets untrennbar von der tiefſten Liebe.

Wir ſind ein ſchwaches, kindiſches Geſchlecht,
Unfähig, euch durch Kraft und Geiſt zu feſſeln.
Wir können nur der Liebe Roſenketten
Euch auferlegen, — aber dieſe Ketten
Müßt ihr auch willig tragen, müßt nicht täglich
Gigantentrotzig ſie zu ſprengen drohen;
Müßt ſcheinbar unſrer Herrſchermacht euch beugen,
Wenn wir in Wahrheit eure Sklavinnen.

Horaz.

Und wenn wir dennoch eure Feſſeln brechen?

Lydia.

Dann iſt uns leicht ein Anderer willkommen,
Der ſie in Demuth und mit Wonne trägt.
Iſt doch die Schönheit allzu ſchnell verwelkbar,
Lechzt doch das Weib im Blüthenſchmuck der Jugend
Nach Huldigung, — und ſo bethört uns öfter
Die Eitelkeit, als wahre Leidenſchaft.

Horaz.

Ihr ewig neuen Räthſel, feſſelt ihr
Uns deshalb ſo gewaltig, weil uns euer
Schier unergründliches Geheimniß lockt?

Lydia.

Liebt uns, — und das Geheimniß iſt ergründet!

Horaz (innigſt).

Ich habe dich geliebt, ...

Lydia (ſchnell).

Und liebſt mich nicht mehr?

Horaz.

Doch unergründlich bliebſt du mir bis heut'!

Lydia (leidenſchaftlicher).

Und liebſt mich nicht mehr?

Horaz (wie traumverſunken).

Ueberreich hat Liebe
Mir meinen Lebenspfad verſchönt, — es lachte
Mir mancher Sieg, um den ich kaum gekämpft.
Doch wenn mich Laune, Eitelkeit, Begierde
Zu andren Weibern lockte, — dich allein,
Dich habe ich geliebt, und wäreſt du
Nicht mein geworden, hätte ſich dies Herz
In Weh verzehrt!

Lydia.

Und ſolche Liebe könnte
Doch jemals endigen?

Horaz.

Das frag' ich dich!

Lydia.

Mich?

Horaz.

Dich!

Lydia.

Du ſcherzeſt!

Horaz.

So? Und Calais?

Lydia.

Und Chloë?

Horaz.

Liebſt du ihn?

Lydia.

Und liebſt du ſie?

Horaz.

Wozu die Ausflucht! Rede!

Lydia.

Nein!

Horaz.

Ich will's!

Lydia.

In dieſem Haus gilt nur mein Wille.

Horaz.

Glaubſt du?
Den Willen werde ich zu brechen wiſſen.

Lydia.

Pah! Eitle Drohung!

Horaz (ſie am Arm ergreifend).

Kennſt du mich ſo ſchlecht?

Lydia (will ſich losreißen).

Laſſ' mich!

Horaz (ſie haltend).

Mit mir ſollſt du nicht ſpielen!

Lydia (vergeblich ringend).

Geh'!

Horaz (ſie haltend).

Gib Antwort erſt!

Lydia (ſich endlich losreißend).

Du ſtrafſt mich allzu hart!
Das hab' ich nicht verdient! (Wirft ſich auf das Ruhebett.)

Horaz.

Du weinſt?

Lydia (ihr Haupt verbergend, ſchluchzend).

Geh'! Geh'!

Horaz (bei Seite).
In ihren Thränen fließt mein Zorn dahin, —
Ich war zu ſtreng. (Laut, zärtlich.) Vergib mir, Lydia!

Lydia (wie vorher).
Laſſ' mich allein!

Horaz.
Nicht jetzt! Nicht ſo! Zuvor
Verzeihe mir!

Lydia.
Geh'!

Horaz (knieend).
Eher nicht, als bis
Du mir vergeben haſt!

Lydia.
Dann möge ſo
— Mir zum Triumph — dich Calais hier ſehn!

Horaz (aufſtehend).
Wie? Calais?

Lydia (aufſtehend).
Der mich zum Circus abholt.

Horaz.
Zum Circus? Dich?

Lydia.
Nun ja!

Horaz.
Du ſcherzeſt nur?

Lydia.
Nein, keineswegs.

Horaz (zärtlich, bittend).
Geh' nicht!

Lydia.
Genug! Ich laſſe
Mir keine Vorſchrift machen.

Horaz.
Gehſt du wirklich?

Lydia.
Du hörſt's!

Horaz.
Leb' wohl!

Lydia (beiſeite).
Die alte Eiferſucht!

Horaz (beiſeite, abgehend).
Sie läßt mich wirklich gehn!

Lydia (beiſeite).
Bei Gott, er geht!
(Laut.) Horaz!

Horaz (zurückkehrend, freudig).
Du wünschest?

Lydia (erheuchelt ärgerlich).
Ach, nun hab' ich doch
Vergessen, was ich wollte!

Horaz (abgehend).
Dann leb' wohl!

Lydia.
Leb' wohl! (Pause.) Horaz!

Horaz.
Nun?

Lydia.
Ja, jetzt fällt's mir ein:
Das Lied, das letzte Lied, das du gedichtet, ...

Horaz.
Ich lese dir's zu bessrer Stunde vor.

Lydia.
Ist's gar so lang?

Horaz.
Nein, kurz wie deine Liebe.

Lydia.
Dann reicht die Zeit, bis Calais erscheint.

Horaz.
Glaubst du?

Lydia.
Was spannst du so mich auf die Folter?
Das Lied, das letzte Lied . . . . .

Horaz (im Abgehn).
Sei unbesorgt!
Ich bin zu stolz, um nicht des Nebenbuhlers
Mit königlicher Großmuth zu gedenken.

Lydia (vertritt ihm den Weg).
Bleib'!

Horaz.
Laß' mich!

Lydia.
Bleib'!

Horaz.
Und Calais?

Lydia.
Ah bah!
Das Lied!

Horaz.
Du gehst mit ihm . . .?

Lydia (dringender).

Das Lied!

Horaz.

.... zum Circus?

Lydia (außer ſich).

Das Lied!

Horaz.

Lied oder Circus, — wähle nun!

Lydia (in erſtickter Wuth).

Das Lied!

Horaz.

Du gehſt nicht?

Lydia (tonlos).

Nein!

Horaz.

Du ſchwörſt?

Lydia (gebrochen).

Ich ſchwöre.

Horaz.

Hab' Dank!

Lydia.

Lies! Lies!

Horaz (ſeine elfenbeinerne Schreibtafel ziehend).

Nur laſſe mich zuvor
Den flüchtigen Entwurf noch einmal prüfen.
(Lieſt ſchweigend, zeitweis mit dem Griffel verbeſſernd.)

Lydia (beiſeite, ihn betrachtend).

Hat er mich doch gebeugt! Oh, dafür könnte
Ich ihn ....! Zwar lieb' ich ſolchen Trotz! Ja, ja,
Wir hören gern des Schmeichlers „Bitte! bitte!"
Doch folgen ſtolzer dem „Du ſollſt!" des Mannes.
(Laut.) Prüfſt du ſo lange?

Horaz.

Ja, das Lied iſt ſchön,
Vielleicht mein ſchönſtes! Meines Lorbeers Hälfte
Verdanke dir ich. Nimm ihn völlig hin
Zum Schmucke deines jugendſtolzen Hauptes.

Lydia (abwehrend).

Er würde wie Medea's Hochzeitsgabe
Die Locken mir verſengen. Wer mich kennt,
Begreift wohl kaum, daß meine Richtigkeit
Dir Muſe war.

Horaz.

Leicht möglich: wer dich kennt!
Doch einſt wird man von dir nur Eines wiſſen:
Daß ich als hold und liebenswerth dich pries,
Daß ich das höchſte Glück in dir gefunden.

Zwingſt du mich, ſtolz zu reden? Lebt denn nicht
Der ſchöne Phaon nur in Sappho's Liedern?
Das iſt des Künſtlers göttergleiche Macht:
Er bannt die Menge, nur mit ſeinen Augen
Die einſt von ihm Verherrlichten zu ſchauen.
Nicht wie die Menſchen und die Dinge waren, —
Wie ſie der Künſtler ſah, ſo leben ſie
Bei Mit- und Nachwelt ohne Wandel fort.

Lydia (ſich auf das Ruhebett ſetzend).

Dann wird die Nachwelt mich mit deinen Augen
Als haſſenswerth und als verächtlich ſehn.

Horaz (lächelnd).

Das glaubſt du ſelber ſchwerlich!

Lydia.

Haſſeſt du,
Verachteſt du mich nicht?

Horaz.

Wohl ſtrebte ich,
Zum Haſſe, zur Verachtung mich zu zwingen,
Um deiner Liebe Feſſeln abzuſchütteln.
Ich wollte deinen Stolz dir brechen, wollte
Ein Weib erobern, das dich überſtrahlte, —
Umſonſt! Wie weit mein Auge ringsum ſchweifte,
Nicht Eine kam an Schönheit dir nur gleich.
Und ich, der dich beſchämen wollte, banne
Mich nun beſchämt aufs Neue in die alten,
Ach, unzerreißbar ſüßen Ketten!

(Iſt ungeſtüm vor ihr niedergekniet, hat ihre beiden Hände ergriffen und ſie gewaltſam an ſich gezogen.)

Lydia (lächelnd, triumphirend).

Wirklich?
Du fandeſt Keine, die ſo ſchön wie ich?

Horaz.

Nein, Keine!

Lydia.

Sag' mir das noch einmal!

Horaz.

Keine!

Lydia.

Du liebſt mich?

Horaz.

Mehr als je!

Lydia.

Du bleibſt mir treu?

Horaz.

Bis in den Tod!

Lydia.

Du wirſt mit Eiferſucht
Mich nie mehr quälen?

Horaz.

Nie mehr!

Lydia.

Wirſt hinfort
Die kleinſte Gunſt als Gnade — hörſt du wohl? —
Als unverdiente Gnade anerkennen?

Horaz.

Auf deine Gnade will ich gläubig hoffen, —
Sie ſpende mir der Erde Seligkeit!

Lydia.

Dann ſei noch einmal dir verziehn. Steh' auf!

Horaz (ſich neben ſie ſetzend, humoriſtiſch).

Du Schelm! Wähnſt du, ich könne nun ſofort
Vergeſſen, was du mir an Weh bereitet?

Lydia.

Ach, ſpotte nicht! Das iſt ja längſt vergeſſen!
Sonſt wäre nicht das Lied ſo ſchön geworden,
Wie du behaupteſt.

Horaz.

Strafſt du ſo mich Lügen?

Lydia.

Und eigentlich verdiente ich noch Dank,
Weil ich zu dieſem Sange dich begeiſtert.

Horaz.

Ein unerhörter Hochmuth!

Lydia.

Der ſich doch
Mit tiefſter Demuth paart! Wohl werde ich
Im Glanze deiner Lieder ewig leben,
Gleich wie noch heute in des Bernſteins Schimmer
Das nicht'ge Würmlein unvergänglich dauert,
Darüber ſich vor tauſend, tauſend Jahren
Aus Thule's Tannen güldnes Harz ergoß.

(Gleitet an ihm nieder, birgt ihr Haupt in ſeinen Schoß.)

Horaz (ihre Locken ſtreichelnd).

Mein Schelm! Mein ſüßes Herz! Nicht wahr, fortan
Wirſt du mich nie mehr quälen?

Lydia (knieend).

Nie mehr!

Horaz.

Wirſt
Zur Eiferſucht mir keinen Anlaß bieten?

Lydia (innigst).
Auch nicht den kleinsten!

Horaz.
Wirst mit treuer Liebe
Die Launen deines Dichters tragen?

Lydia.
Alle!
(Aufspringend, schelmisch.)
Zum Circus aber geh' ich heute doch!

Horaz (aufstehend).
Wie? Lydia!

Siebenter Auftritt.

Horaz. Lydia. Calais.

Calais (durch die Mitte).
Du hier, Horaz?

Lydia (beiseite).
Oh, schade!
Der kommt mir unbequem! (Laut.) Bringst du die Karten?

Calais (überreicht deren zwei).
Mit Mühe nur erstand ich noch die letzten.

Lydia (legt sie auf den Tisch).
Hab' Dank!

Horaz (zu Lydia).
Brichst du den Eid mir?

Calais.
Welchen Eid?

Lydia (zu Horaz).
Hast du dein Wort erfüllt? Hast du dein Lied
Mir vorgelesen?

Calais.
Welches Lied?

Horaz.
Das Lied,
Das noch zu dichten ich vorhin versprach.

Calais.
Laff' mich es hören!

Lydia (beiseite, ängstlich).
Wenn die Eifersucht
Zum Streit sie triebe, wenn Horaz . . . . Nein, nein,
Er darf das Lied nicht lesen! (Laut.) Nur gemach!
Der Wirthin steht allein es zu, den Dichter
Um diese Gunst zu bitten, und da er
Sie schwerlich gern erfüllen würde, sei er
Davon entbunden.

Horaz.
Du verzichteſt?
Lydia.
Ja!
Calais.
Aus welchem Grund?
Lydia.
Ich nannte ihn.
Horaz (beiſeite).
Kein Zweifel,
Sie bangt um ihn!
Calais (beiſeite).
's iſt klar, ſie bebt für ihn!
(Laut.) Du machſt mich ſtaunen!
Horaz.
Mich nicht minder! Brannteſt
Du doch zuvor auf dieſes Lied ....
Calais.
.... und jetzt
So plötzliches Entſagen?
Horaz.
Höflichkeit
Beſtimmt dich nicht dazu!
Calais.
Dahinter birgt
Sich eine andre Sorge, ...
Horaz.
.... die nicht ſchwer
Errathbar iſt, ...
Calais.
.... weil ſie ſich leibhaft zeigt, ...
(Horaz und Calais blicken ſich drohend an.)
Horaz.
.... in einer wohlgefälligen Geſtalt.
Lydia (beiſeite, ängſtlich).
Der Streit wird heiß — jetzt hilf mir, kühler Spott!
(Laut, erzwungen heiter.)
Wie Partherpfeile fliegen Blick um Blick
Von Dem zu Jenem! Haltet mindeſtens
Das Gaſtrecht heilig und des Hauſes Frieden!
Horaz.
So folg' mir, Calais, damit ich dir
Das Lied in meiner Wohnung ....
Calais.
Angenommen!
Auf Wiederſehen, Lydia!

Horaz (zu Lydia).
Leb' wohl!

Lydia (beiſeite).
Sie Zwei allein? Das doppelt die Gefahr!
(Laut.) Bleibt doch beſonnen! Fürchtet ihr, das Lied
Veralte gar ſo ſchnell?

Horaz.
Es wäre feige,
Da er verhöhnt ſich glaubt, ihm nicht ſogleich
Gewißheit zu verſchaffen.

Calais.
Feige auch
Von mir, nur eine Stunde lang zu zweifeln,
Ob dich um mich ſein Spottpfeil traf.

Horaz (zu Calais).
So komm'!

(Beide wollen durch die Mitte abgehn.)

Lydia (vertritt ihnen den Weg).
Bleibt!

Horaz.
Laſſ' uns!

Lydia.
Nein!

Calais.
Iſt doch zumeiſt dein Name
Gefährdet!

Lydia.
Mag er!

Calais.
Wie?

Horaz.
Gib Raum!

Lydia.
Ich will nicht,
Daß ihr im Zorn allein euch trefft!

Horaz.
Dann laſſe
In deinem Beiſein mich ſogleich . . . .

Lydia.
Beharrſt du
Unweigerlich darauf?

Horaz.
Entweder, oder!

Lydia.
Sei's denn! So bleibt! Und lies!

Horaz.

Hab' Dank!

Lydia.

Beginne!

Horaz (zu Lydia, ſeine Schreibtafel ziehend).

Es iſt ein Wechſelſang, ein Spiel von Strophe
Und Gegenſtrophe zwiſchen mir und dir
Und käme ſicherlich zu größrer Wirkung,
Wenn Jeder ſeinen Antheil ſelber ſpräche.

(Reicht ihr ſeine Schreibtafel.)

Lydia.

Die Strophe du und ich die Gegenſtrophe?

Horaz.

Ganz recht.

Lydia.

Dann fange an! Ich bin bereit.

(Der Vortrag des Liedes erfolgt unter immer wachſender Steigerung. Horaz ſpricht ſeine drei Strophen frei und mit voller Empfindung, durch ſeine Blicke Calais und Lydia beherrſchend. Lydia lieſt ihre drei Gegenſtrophen aus der Schreibtafel, letztere jedes Mal ſchließend, während Horaz ſpricht. Sie lieſt anfangs mit Widerwillen, dann mit leidenſchaftlichem Empfinden. Calais ſpiegelt die wechſelndſten Empfindungen wider: anfangs geſpannteſte Erwartung, dann das Gefühl des Unterliegens; im vierten Verſe, bei Nennung ſeines Namens, einen mit wildem Ausbruch drohenden Unmuth, der nur durch die bannenden Blicke des Horaz und allmälig auch der Lydia in Schranken gehalten wird; beim Schluß des Liedes den Ausdruck der Niederlage und Entſagung, gepaart mit einem gewiſſen Stolz und widerwilliger Bewunderung für Horaz.)

Horaz.

Da du hold mir noch, Lydia,
Da kein Anderer noch koste mit Schmeichlerhand
Deinem glänzenden Nacken, da
War ich glücklicher als Fürſten vom Perſerland.

Lydia.

Da du einzig noch liebteſt mich,
Da dir Chloë noch nicht theurer als Lydia,
Da war höher geprieſen ich,
Als die — herrlicher Ruhm! — römiſche Ilia!

Horaz.

Ja, jetzt feſſelt mich Chloë, die
Süße Weiſen verſteht, hold durch ihr Machtgebot.
Furchtlos ſtürbe ich ſelbſt für ſie,
Ueberlebte ſie nur ihres Geliebten Tod.

Lydia.

Ja, ein zart Aneinanderziehn
Jetzt für Calais mir ſehnend die Bruſt durchloht.
Zwei Mal ſtürbe ich gern für ihn,
Ueberlebte er nur ſeiner Geliebten Tod.

Horaz.

Wie, wenn einſtige Lieb' erwacht
Und in ehernes Joch neu die Getrennten zwingt?
Wenn ich breche der Chloë Macht,
Und geöffnet mir dann Lydia's Thüre winkt?

Lydia.

Schöner zwar als ein Stern iſt er,
Leichter du als ein Kork, tobender deine Bruſt
Als des Hadria grollend Meer:
Mit dir lebte ich gern, ſtürbe mit dir voll Luſt!

(Pauſe.)

Horaz.

Nun?

Lydia (verlegen).

Calais, was ſagſt du?

Calais.

Was ſagſt du?

Lydia (wie verſunken).

Schön! Göttlich ſchön!

Horaz.

Gibſt du um dieſen Preis
Mir meine früh'ren Lieder?

Lydia.

Nimm ſie alle!
Nun klingt die Harmonie vergangner Tage
Doch jubelnd aus in dieſem Schlußaccord!

(Uebergibt ihm die Schreibtafel.)

Horaz (zu Calais).

Biſt du beleidigt?

Calais.

Nein! Selbſt nicht beſchämt,
Von ſolchem Gegner ſo beſiegt zu ſein!
Der Dichter führt Apollo's Machtgeräth:
Den Bogen, deſſen Pfeile tödtlich treffen,
Die Leyer, deren Klang den Schmerz beſänftigt.
Tief iſt die Wunde, doch der Balſam lind!
Ich danke dir! (Drückt ihm die Hand.)

Lydia (zu Calais).

Nicht wahr, du biſt verſöhnt?
Iſt dir ein Abenteuer doch erblüht,
Das deinen Namen bis zur Nachwelt trägt.

Calais (reicht Beiden die Hände).

Ich bin verſöhnt, ja, mehr als das: beglückt!

Lydia.

Oh, daß in meiner Wonne Ueberfülle
Ich einen kummervollen Menschen wüßte,
Den aus des Unglücks sternenloser Nacht
Ich zu des Glückes Sonne führen könnte!

Horaz.

Und kennst du solchen Menschen nicht?

Lydia.

Ei freilich!
(Hinausrufend.) He, Alter!

Achter Auftritt.

Horaz. Lydia. Calais. Sklave.

Sklave (von links).

Du befiehlst, Gebieterin?

Lydia (auf Horaz deutend).

Er ist gekommen, du hast recht geweissagt, —
Ich schenke dir die Freiheit.

Sklave (jauchzend, taumelnd).

Freiheit? Mir?
Oh spotte nicht!

Lydia.

Ich brauche dein nicht mehr!
Mein jüngst entsprung'ner Sklave kam zurück.
(Reicht Horaz leidenschaftlich die Hand.)

Horaz (ihre Hand küssend).

Und wird auf ewig deine Fesseln tragen.

Lydia.

Weil er es weiß, daß seine Sklavin ich.

Horaz.

Nun? Gehst du noch zum Circus?

Lydia.

Ja, — mit dir!
Wir müssen als versöhnt dem Volk uns zeigen.
(Zu Calais.) Du willigst ein?

Calais.

Ich muß wohl!

Lydia.

Wärmsten Dank!

Sklave.

Frei? Wirklich frei? Die Gottheit segne dich
Und ihn, der dir das Herz so mild gewendet!
(Ist zwischen Lydia und Horaz niedergeglitten, beiden Hand und Gewandsaum küssend.)

Lydia (zum Sklaven).

Wie klug du biſt!

Horaz.

Und mir ſagſt du ſonſt Nichts?

Lydia.

Ja, Eins noch.

Horaz.

Was?

Lydia.

Den Treuſchwur ew'ger Liebe:
Mit dir lebte ich gern, ſtürbe mit dir voll Luſt!

Horaz (gleichzeitig einfallend).

Mit dir lebte ich gern, ſtürbe mit dir voll Luſt!
(Umarmung.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Der letzte Monat des ersten Halbjahres 1884 ist ereignißreicher gewesen, als von ihm, dem Anfange der politischen Ferienzeit, erwartet werden konnte. Die großen Linien der Weltlagen haben keine wesentliche Veränderung erfahren; im Einzelnen sehen die Dinge indessen vielfach anders aus, als vor vier Wochen, wo man rücksichtlich der in die europäischen Verhältnisse so tief eingreifenden ägyptischen und französisch-chinesischen Schwierigkeiten weiter gekommen zu sein glaubte, als thatsächlich der Fall gewesen ist. Die Verhandlungen der in London versammelten Conferenz sind ins Stocken gerathen, bevor sie ihren Anfang genommen haben, und der Preis des Friedensschlusses von Tientsin scheint in Frage gestellt zu sein, bevor er eingeheimst worden. Die Versicherung, daß die Londoner Berathungen lediglich wegen der Verschiedenheit französischer und englischer Anschauungen über das Einzelne der ägyptischen Finanzverhältnisse stockten, will nirgend recht verfangen. Auch da, wo man auf das Zustandekommen einer Verständigung rechnet, hat man die instinctive Empfindung, daß es sich im letzten Grunde nicht um eine finanzielle, sondern um eine politische Schwierigkeit, und zwar eine politische Schwierigkeit ersten Ranges handle, — daß der Frage nach der Zukunft des von Mehemed Ali geschaffenen Staatswesens nicht mehr aus dem Wege gegangen werden könne, und daß jeder Versuch zu einer Beantwortung dieser Frage das Wiederauftauchen des sechs Jahre lang in suspenso gehaltenen großen orientalischen Problems zur Folge haben müsse. Welches Abkommen immer getroffen werden möge — dem absterbenden ägyptischen Staatswesen wird dasselbe neue Lebenskraft nicht einzuflößen vermögen. Die Verhältnisse, unter denen die Aufrichtung einer thatsächlichen britischen Schutzherrschaft über dieses Land möglich gewesen wäre, bestehen nicht. Der Zeitpunkt für die Herbeiführung „vollendeter Thatsachen“ ist — Dank der Unfähigkeit des Ministeriums Gladstone — unbenutzt gelassen, die Entscheidung über die Zukunft Aegyptens zu einer europäischen Angelegenheit gemacht worden. Von allem Uebrigen abgesehen, schließen Frankreichs Wiederbetheiligung an der Ordnung der ägyptischen Dinge und die bedrohliche Rolle, die der Mahdi spielt, eine Weiterfristung des unklaren Zustandes der beiden letzten Jahre aus. Aegypten sich selbst zu überlassen, erscheint ebenso wenig möglich, wie die Zurückverwandlung des fünfzig Jahre lang halbsouverän gewesenen Vice-Königreichs in ein türkisches Paschalik zu bewerkstelligen. Ueber kurz oder lang muß entschieden werden, was aus dem politisch und finanziell bankerott gewordenen Staate wird, — die Entscheidung darüber bedingt aber zugleich eine Entscheidung über die Zukunft des türkischen Reichs, dessen europäischer Fortbestand mit seinem außereuropäischen Besitzstande in engster Verbindung steht. Formell würde die Schöpfung des Berliner Congresses von 1878 nicht angetastet, wenn über Aegyptens Zukunft das Loos fiele; thatsächlich aber käme eine von dieser Seite heraufbeschworene türkische Krisis einer Kriegserklärung gegen die gesammte im Oriente bestehende Ordnung gleich. Eine Weile gelingt es vielleicht noch, dieses Aeußerste durch Fest-

stellung einer diplomatischen Formel abzuwenden, — kurz gemessen wird diese Weile aber aller menschlichen Voraussicht nach sein. Das Bedürfniß nach einer wirklichen, dem In- und Auslande verantwortlichen Regierung macht sich von Tage zu Tage stärker geltend und gewinnt in demselben Maße an Bedeutung, in welchem die sudanesische Gefahr sich der Landesgrenze nähert. Wird diese Grenze überschritten, so *muß* Rath geschafft werden, einerlei, welche Kosten derselbe erfordert und von welchen Gefahren seine Beschaffung begleitet ist.

Mit diesen scheinbar weit abliegenden, thatsächlich aber bereits in den europäischen Gesichtskreis getretenen letzten Consequenzen der ägyptischen Verwirrung ist die Conferenz begreiflicher Weise nicht befaßt gewesen. Der Fortgang ihrer Berathungen hängt zunächst davon ab, daß man sich über Schuldentitel einigt, deren Zinsen reducirt werden sollen, und daß die beiden zunächst betheiligten Regierungen über eine Sachbehandlung schlüssig werden, die sie weder nach Außen, noch nach Innen, d. h. ihren Parlamenten gegenüber, compromittirt. Das Maß der bezüglichen französischen Forderungen wird wesentlich bedingt sein von der Art der Erledigung des chinesischen Zwischenfalls. Verzieht die neue ostasiatische Wolke sich wieder und behält Herr Ferry die Hände frei, so wird das für Waddington's Verhalten auf der Conferenz in mehr als einer Hinsicht von Vortheil sein, — entbrennt der Hader mit China dagegen zur offenen Flamme, so hat die Pariser Regierung dem In- und Auslande gegenüber gleich schweren Stand. Die Stellung der Abgeordnetenkammer zu den Ergebnissen der Londoner Berathung wird wesentlich davon abhängen, ob der Vertrag von Tientsin ausgeführt oder aber in Stücke zerrissen wird: einem Cabinet, das mit China fertig zu werden gewußt, wird man *Alles* nachgeben, während ein in Tientsin getäuschtes Gouvernement sich in Sachen Aegyptens schwerer Unbotmäßigkeiten der Volksvertretung zu gewärtigen hätte. — Für Mr. Gladstone liegen die Dinge bereits gegenwärtig ziemlich ungünstig. Die von dem Oberhause ausgesprochene Verwerfung der Wahlreformbill bezeugt deutlich, daß die Opposition die Stellung der Regierung für eine so erschütterte hält, daß direct gegen dieselbe vorgegangen werden kann. Zunächst wird das Oberhaus-Votum nur die Folge haben, daß die Bill einer neuen, zum Herbste d. J. einberufenen Session vorgelegt werden und daß erst nach mehrmaliger Ablehnung derselben zu einer Parlaments-Auflösung geschritten wird. Auf einen günstigen Ausfall der Neuwahlen darf Mr. Gladstone aber nur rechnen, wenn er ein günstiges Conferenz-Ergebniß mitbringt und wenn er das bereits gegenwärtig ungeduldig gewordene Parlament nicht allzulange auf die Vorlegung dieses Ergebnisses warten läßt. Das sind Umstände, die dem Verhalten der Vertreter beider westlichen Großmächte empfindliche Fesseln anlegen und die Verständigung noch schwerer machen, als sie an und für sich bereits ist. Wenn man es zu einem halbwege befriedigenden, auch nur für einige Monate vorhaltenden Resultate bringt, und wenn dieses Resultat erzielt wird, bevor weitere Fortschritte des sudanesischen Aufstandes ein Herantreten an die fundamentale politische Frage unvermeidlich gemacht haben, so werden die Betheiligten von Glück sagen können.

In Frankreich haben die Erfolge, deren das Ministerium Ferry sich vor vier Wochen rühmen durfte, und zu denen der mit Kambodja geschlossene Vertrag gekommen ist, einstweilen noch vorgehalten. Die Gesetzgebungsarbeiten nehmen ihren Fortgang, die Verfassungsrevision wird den ihr regierungsseitig gewiesenen Weg gehen, das Zustandekommen eines innerhalb vernünftiger Grenzen gehaltenen Ehescheidungsgesetzes bedeutet einen nicht zu unterschätzenden Erfolg; über das voraussichtliche Scheitern des Militärgesetzes wird man sich zu beruhigen wissen, und auf dem Untergrunde der Lage sieht es erträglicher aus, als inmitten der fortdauernden wirthschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten erwartet werden durfte. An ein gehörig balancirtes Budget wird trotz der angeblich auf die Höhe von 50 Millionen zu bringenden Abstriche der parlamentarischen Commission allerdings nicht zu denken sein. Auch wenn es gelingen sollte, die Militärausgaben um 20 Millionen, die Aufwendungen für den bereits arg beschnittenen Cultusetat um weitere $6\frac{1}{2}$ Millionen zu kürzen und größere Aufwen-

dungen für die ostasiatische Expedition zu vermeiden, bleibt nach der Versicherung Leroy-Beaulieu's ein Zukurzschuß um mindestens 100, wahrscheinlich aber 150 Millionen übrig. In finanziellen Dingen hat die republikanische Mehrheit indessen stets ein weites Gewissen oder (wie man in Frankreich sagt) ein leichtes Herz gezeigt und sich dennoch in ihrer Position behauptet: Dank der in den beiden monarchistischen Lagern herrschenden Verwirrung und Zwiespältigkeit hat diese Mehrheit auch jetzt Aussicht darauf, das Heft in Händen zu behalten. Der rechte Flügel der legitimistischen Partei beharrt so eigensinnig auf seiner Abneigung gegen das Haus Orleans, daß von so vollendeten Absurditäten, wie die Verkündigung der Throncandidatur des Prinzen Victor Napoleon eine war, die Rede sein konnte; die orleanistischen Prinzen halten noch immer Vorsicht für das beste Theil der Tapferkeit, und der neueste bonapartistische Familienskandal zwingt die anständigeren Elemente der kaiserlichen Partei zu vollständigem Verzicht auf ihre Zukunftshoffnungen. Was will es dem gegenüber bedeuten, daß die im Mai d. J. vorgenommenen Communalwahlen eine verhältnißmäßig geringe Stimmenmehrheit zu Gunsten der republikanischen Candidaten ergeben hat und daß von 7 Millionen wahlberechtigten französischen Staatsbürgern nur $2^1/_2$ Millionen im Sinne der herrschenden Partei zu stimmen für nöthig hielten? Die Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regimente schließt nicht aus, daß man sich demselben unterwirft, weil man es für das geringste unter den vorhandenen Uebeln ansieht und weil sich im Lager der monarchisch-katholischen Opposition schlechterdings Niemand findet, der das öffentliche Vertrauen zu erwerben vermöchte. Von der Mehrzahl der Orleanisten wird nächstens gelten, was Theodor von Bernhardi bereits vor fünfundzwanzig Jahren von den Legitimisten sagte: daß ihr politisches Bekenntniß eine bloße gesellschaftliche Façon, ein Deckmantel für geschäftigen Müßiggang, genußsüchtige Trägheit und Unfähigkeit zu ernsthafter Thätigkeit sei und daß man sich in den Kreisen dieser Salonpolitiker an das Spielen mit künftigen Möglichkeiten zu lange und zu gründlich gewöhnt habe, um auch nur den Willen zur Benutzung etwa gebotener Umstände übrig behalten zu haben. Das Geschlecht, das unter Ludwig Philipp an den Geschäften Antheil genommen, ist so gut wie ausgestorben, die Epigonen desselben sind aller politischen Praxis fern geblieben, die Masse aber hat während der zwanzigjährigen Kaiserherrschaft die letzte Erinnerung an das Königthum verloren, unter welcher die Bourgeoisie ihre goldenen Tage feierte. So lange dem Lande der äußere und der innere Friede, d. h. ein gewisses Maß von Sicherheit gegen socialistische Ausbrüche, erhalten bleibt, wird die Republik sich weiterfristen und selbst die katholische Kirche nicht umhin können, mit derselben zu rechnen und direeten Conflikten aus dem Wege zu gehen. — Für die nächste Zukunft kommt das Alles freilich nicht in Betracht. Seit der Mitte des vorigen Monats wird die Aufmerksamkeit der Franzosen so vollständig von der Besorgniß vor weiterem Umsichgreifen der Cholera beherrscht, daß selbst der chinesische Zwischenfall sogar in den gouvernementalen Kreisen als Angelegenheit zweiter Ordnung angesehen zu werden scheint. Die Gewohnheit, unwillkommene Vorkommnisse des Lebens zunächst der Regierung auf die Rechnung zu schreiben und diese überall da zur Verantwortung zu ziehen, wo sich das Bedürfniß nach einem Sündenbock geltend macht, ist in Frankreich so alt und so tief gewurzelt, daß das anscheinend unabwendbar gewordene Fortschreiten der in Toulon ausgebrochenen Seuche für das Ministerium Ferry in der That zur Quelle ernster Verlegenheiten werden kann. Was es damit selbst in den verhältnißmäßig ruhigen Zeiten der Anfänge des Bürgerkönigthums auf sich gehabt, ist aus Heine's berühmter Schilderung der Pariser Epidemie vom April 1832 bekannt, — Sachkenner aber wollen behaupten, Frankreich habe während des letzten halben Jahrhunderts auf den Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege und Reinlichkeit keine oder doch nur höchst bescheidene Fortschritte gemacht. Nichtsdestoweniger hat man sich in Pariser Regierungskreisen (und ebenso in dem von Handelsrücksichten beherrschten London) nicht nur nicht zur Ergreifung einschneidender Sicherheitsmaßregeln entschließen können, sondern im Gegentheil eine Beschönigungssucht gezeigt, welche das im In- und Auslande

aufgetauchte Mißtrauen gegen die republikanische Gesundheitspolizei durchaus gerechtfertigt erscheinen läßt und dem zunächst verantwortlichen Minister des Innern ernste Schwierigkeiten bereiten kann. Daß Herr Waldeck-Rousseau die Frage darüber, ob die Feier des Nationalfestes der mit ihr verbundenen Gefahren wegen hinausgeschoben werden solle, dem Pariser Gemeinderathe überlassen hat, verräth einen wahrhaft erstaunlichen Mangel an Umsicht. Verbreitet das Uebel sich von Frankreich aus auf das übrige Festland, so wird es an Stimmen nicht fehlen, welche alle Schuld auf die Abhängigkeit der autoritätslosen Regierung von der Volks- und Pöbelstimmung zu werfen bereit sind. —

Jenseit des Canals ist das Geschick der Gladstone'schen Wahlreform so ausschließlich die Angelegenheit des Tages, daß über derselben selbst die Sorgen um die Cholera und die sich der ägyptischen Grenze nähernde Sudanemeute für den Augenblick vergessen worden ist. Hinter der Frage, ob das Oberhaus auf seiner am 9. Juli ausgesprochenen Ablehnung der berufenen Bill auch bei Gelegenheit der für den September dieses Jahres bevorstehenden abermaligen Einbringung derselben beharren wird, verbirgt sich die ungleich ernstere Frage, ob der Radicalismus an dieser „Auflehnung" gegen die öffentliche Meinung des Landes zu einem Sturmlauf gegen die historische Stellung der Pairie Veranlassung nehmen wird. Bis jetzt ist die Position der Lords, die ihre Ablehnung der beantragten Erweiterung des Wahlrechts mit der Forderung einer gleichzeitigen Neuvertheilung der Wahlkreise begleitet haben, eine so günstige, daß der heißblütige Premier seine Freunde zur Vorsicht gemahnt hat und Mr. Bright mit seinem Verlangen nach einer Oberhausreform vorläufig allein geblieben ist. Trotz der augenblicklichen Vorherrschaft dessen, was in England Radicalismus heißt, ist die Macht der alten Landestradition noch stark genug, um Angriffe auf die Grundlagen alt-englischen Verfassungslebens bis auf Weiteres aussichtslos erscheinen zu lassen. Daß eine Regierung, deren Conto durch unglückliche Unternehmungen ohnehin schwer belastet ist und die sich jeden Augenblick eines ägyptischen Fiaskos versehen muß, keine Neigung zur Herausforderung der mächtigsten Aristokratie der Erde verspürt, ist mehr als begreiflich, — ohne Unterstützung dieser Regierung erscheint ein erfolgreicher Angriff gegen die historische Zusammensetzung aber vollends undenkbar. Zudem spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die drei Monate bis zur Einberufung der außerordentlichen Session keine Besserung, sondern im Gegentheil eine Erschwerung der ägyptischen Lage bringen und der Opposition neue Waffen in die Hände liefern wird. Im günstigsten Falle haben die Resultate der Conferenz auf eine halb widerwillige Zustimmung der Volksvertretung zu rechnen, die aus ihrem Mißfallen über die den Franzosen eingeräumten Zugeständnisse niemals ein Hehl gemacht hat, — früher als die Conferenz werden aber der Fastenmonat Ramasan und das auf diesen folgende Bairamsfest sein Ende erreicht haben. Diesem tempus clausum allein hat man es zu danken gehabt, daß die kriegerische Thätigkeit des Mahdi seit einigen Wochen stille steht und daß in den vom oberen Nil einlaufenden Hiobsposten eine Pause eingetreten ist. Am 28. Juli geht der große Bairam zu Ende und unmittelbar darauf soll der Vormarsch gegen die Südgrenze des eigentlichen Aegypten beginnen. Ist die Conferenz zu diesem Zeitpunkte noch versammelt und bleibt das Glück dem Mahdi treu, so müßte es wunderbar zugehen, wenn die finanzielle Berathung nicht durch eine politische abgelöst, — wenn nicht allen Ernstes die Frage aufgeworfen werden sollte, wer denn im Falle weiteren Vordringens der Insurrection die Verantwortung für Zahlung der Zinsen der Staatsschuld auf sich nehmen solle? Geht von dem Substrat dieser Schuld ein Stück nach dem anderen verloren, so sind die über die Rentenzahlung getroffenen Feststellungen im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht mehr das Papier werth, auf welches sie geschrieben werden. Entschließt man sich unter dem Druck dieser bedrohlichen Umstände dagegen zu einer Intervention, so kommen die Voraussetzungen, unter denen die Conferenzeinladung von den festländischen Mächten angenommen wurde, von selbst in Wegfall.

Mit der Scheu vor Erörterung dieser naheliegenden, aber eben darum unwillkommenen Möglichkeiten mag es zusammenhängen, daß eine das gesammteuropäische Interesse nur mittelbar berührende Angelegenheit, das bevorstehende Erlöschen der älteren männlichen Linie des oranischen Königshauses, einige Wochen lang in der Presse des gesammten Welttheils eifrig besprochen worden ist. Die bei dieser Gelegenheit geäußerten Besorgnisse vor deutschen Eingriffen in die niederländische Thronfolgeordnung sind rasch, wie sie gekommen, wieder gegangen, weil die Geschichte der letzten dreizehn Jahre die Abneigung Deutschlands gegen unberufene Einmischungen in fremde Angelegenheiten deutlich genug bewiesen hat, um auch die Amsterdamer Schwarzseherein gegenstandslos erscheinen zu lassen. Alleinige Sache der Generalstaaten wird es sein, sich auf den Fall des Ablebens der vierjährigen Prinzessin einzurichten, die zur Erbin ihrer Halbbrüder geworden ist, — die Möglichkeit einer Abtrennung Luxemburgs von dem Königreiche in Erwägung zu ziehen und an das Project einer dereinstigen Verbindung der Erbin König Wilhelm's III. mit dem Sohne des Grafen von Flandern heranzutreten. Deutschland wird sich jede Lösung der niederländischen Erbfolgefrage gefallen lassen, die der Unabhängigkeit des von Wilhelm von Oranien geschaffenen Staatswesens nicht zu nahe tritt. — Wunderbar genug nimmt es sich freilich aus, daß schon in unsern Tagen an die Möglichkeit einer Personalunion der beiden Königreiche gedacht wird, die sich vor vierundfünfzig Jahren für immer von einander getrennt zu haben glaubten. Eben jetzt feiern die Niederlande das Gedächtniß des großen Staatsmannes, der die evangelische Freiheit seines Vaterlandes vor dreihundert Jahren mit seinem Blute besiegelt hatte und am 10. Juli 1584 dem Hasse der Partei zum Opfer gefallen war, deren Epigonen die Herrschaft über Belgien vor kaum vier Wochen aufs Neue übernommen haben. Wenn der Gedanke an eine Erneuerung der Verbindung mit dem katholischesten Staate des Welttheils nichtsdestoweniger in dem Lande Anklang gefunden hat, dessen Devise einstmals „lieber Türk als Pfaff" lautete, so beweist das, wie gebieterisch die Nothwendigkeit eines Zusammenschlusses kleinerer staatlicher Gebilde auch dem weiland mächtigsten Kleinstaate der Erde zum Bewußtsein gekommen ist. Der von den belgischen Katholiken erfochtene Wahlsieg verbirgt sich freilich hinter Formen, die auch in den Niederlanden eine gewisse Anziehungskraft üben mögen. Ist das Ministerium Frère-Orban doch vornehmlich an der Uneinigkeit seiner Anhänger über die von den Radicalen geforderte weitere Ausdehnung des Wahlrechtes gescheitert. In beiden batavischen Ländern stützt der Liberalismus sich so ausschließlich auf die bürgerlichen Mittelclassen, daß seine Anhänger in der weiteren Ausdehnung des Stimmrechts die schwerste aller ihrer Sache drohenden Gefahren sehen. So rasch und bis zu solcher Unkenntlichkeit haben die Verhältnisse sich gewandelt, daß einer der elementarsten Forderungen der liberalen Doctrin gerade von ihren Vorkämpfern auf das Lebhafteste widersprochen wird. Mit der Partei, die par excellence die autoritäre ist, vermag der Radicalismus sich allenfalls zu verständigen, — mit den Liberalen nicht mehr. Bei Gelegenheit des belgischen Wahlkampfes war das so deutlich zu Tage getreten, daß die von Herrn Malou geführte katholische Partei verhältnißmäßig leichter Spiel gehabt und durch das Versprechen einer weiteren Demokratisirung der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten die Massen fast anstrengungslos zu sich hinüber gezogen hat. — Eine ähnliche Erscheinung ist neuerdings in der Schweiz beobachtet worden, wo die weitere Ausdehnung des Instituts der Urabstimmungen das Erkennungszeichen der gegen die liberal-centralistische Partei verbündeten Partikularisten, Katholiken und Radicalen bildet. Im letzten Grunde bezeugt das, daß die socialen Gegensätze allenthalben die alten politischen Unterscheidungen aufzulösen im Begriff sind, deren Bildung aus einer Zeit datirte, zu welcher der dritte Stand noch Alles in sich begriff, was nicht der Classe der ehemaligen Privilegirten angehörte. Mehr und mehr stellt sich heraus, daß die modernen Classenunterschiede an die Stelle der früheren Standesunterschiede getreten sind und diesen an Heftigkeit nichts nachgeben und daß die confessionellen Gegensätze eine ungeahnte Bedeutung behauptet haben. Rücksichtlich Belgiens steht freilich schon

seit einem Menschenalter fest, daß die Revolution von 1830 vornehmlich das Werk katholischer Tendenzen gewesen ist, welche den Liberalismus in ihren Dienst zu nehmen und die confessionellen Antipathien der Masse gegen das protestantische Holländerthum politisch zu verwerthen wußten. Es wird von symptomatischem Interesse sein, wie die gegenwärtig in Brüssel herrschende katholische Partei sich zu dem Plane einer künftigen Personalunion mit dem protestantischen Nachbarlande stellt und ob sie sich bereits stark genug fühlt, um es auf eine Verbindung ankommen zu lassen, die sie vor einem halben Jahrhundert mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen zu müssen glaubte. Die Classe, welche das niederländische Staatsleben damals unumschränkt beherrschte, spielt heute eine so bescheidene Rolle, daß sie in Brüssel nicht mehr gefürchtet zu werden braucht.

Was sich während der letzten Wochen im östlichen Europa begeben, ist in ein paar kurzen Worte zusammenzufassen. Auf den ungarischen Wahlkampf ist in beiden Hälften der habsburgischen Monarchie eine Stille gefolgt, die trotz des Beginns der Wahlen in den cisleithanischen Ländern seit mehr als drei Wochen andauert. Ueber den Wahlsieg des Ministeriums Tisza ist bereits in Vergessenheit gekommen, daß die denselben begleitenden Umstände die Gemeingefährlichkeit des altungarischen Systems der souveränen Comitate aufs Neue illustrirt und deutlich gezeigt haben, daß das Uebel unausrottbar ist, so lange die Gespanschaften keine andere als die selbstgewählte Obrigkeit kennen. Wäre die gegenwärtige Regierung bei den Wahlen unterlegen, so hätte Herr Tisza nicht umhin gekonnt, aus einem Anhänger zum Gegner des Comitatssystems zu werden, über dessen Verderblichkeit die Schüler Deáks seit lange nicht mehr im Zweifel gewesen sind. Vollends ausgeschlossen erscheint die Hoffnung, daß den auch bei dieser Gelegenheit mißhandelten siebenbürgischen Sachsen auch nur der Schein einer Genugthuung gewährt werde. Die vollendete politische Nullität des ungarischen Slawenthums sichert dem Magyarenthum das uneingeschränkte Recht, die übrigen Racen wie eine willenlose Heerde zu behandeln und die Fiction von der Identität der Begriffe „magyarisch“ und „ungarisch“ noch eine Weile aufrecht zu erhalten.

Verglichen mit den Zuständen, die in Agram und südlich von der Donaugrenze ihr Wesen treiben, darf freilich das von Pest aus geleitete Staatswesen für den Vertreter einer höheren Cultur gelten. Das eben erst über eine schwere innere Krisis hinweggekommene Königreich Serbien mit dem benachbarten Bulgarien einen diplomatischen Conflict anzetteln zu sehen, hat in der gesammten gebildeten Welt geringschätziges Achselzucken erregt und die europäische Ruhe keinen Augenblick zu stören vermocht. Wo man für die südslawischen Dinge überhaupt einige Theilnahme zeigte, ist dieselbe den schweren Verlegenheiten zugewendet gewesen, in welche das unglückliche Bulgarien sich abermals gestürzt hat. Auf die beiden Ministerwechsel der letzten zehn Monate ist ein dritter gefolgt, der zu dem Versuche der Bildung eines radicalen Ministeriums geführt hat. Wenn angeführt wird, daß die bulgarischen Radicalen sich auf die 400 000 im Lande gebliebenen Mohammedaner stützten, so ist damit Alles gesagt. — Künftig wird den Russen kaum verübelt werden können, wenn sie solchen Vorkommnissen gegenüber die Unentbehrlichkeit ihres Patronats behaupten. Eine Bevölkerung, die vierhundert Jahre lang in der Sklaverei geschmachtet und vor einem halben Menschenalter die ersten Versuche zur grammatischen Wiederherstellung ihrer, von der Mehrzahl der Gebildeten verleugneten Sprache angestellt hat, zur Selbstregierung einladen und innerhalb derselben die Bildung politischer Parteien zulassen, bezeichnet eine Summe von Widersinn, die dem Westeuropäer unfaßbar dünkt. Um diesen Widersinn aber dreht sich seit fünf Jahren die Axe dessen, was in Bulgarien Staatsleben heißt und von der übrigen Welt als solches angesehen wird. Zehn Monate, nachdem Fürst Alexander I. die von den russischen Befreiern des Landes ausgesonnene Verfassung von Tirnowa wiederhergestellt, verbessert und durch die Einsetzung einer ersten Kammer vervollständigt hat, kann von einer abermaligen Veränderung des Grundgesetzes oder einem abermaligen Staatsstreich nicht wohl die Rede sein. Formell ist der Fürst an den Willen der Mehrzahl der Erwählten des Volks gebunden, und da diese sich in Coterien spalten,

die auf den Namen von Parteien getauft sind, so kann Alexander I. nicht umhin, mit den sogenannten Führern dieser Parteien der Reihe nach sein Heil zu versuchen. Conservative und Liberale haben binnen wenigen Monaten vollständig abgewirthschaftet, und da die sogenannten Radicalen zu jeder Art von „Wirthschaft" unfähig sind, wird die Reihe der im Herbst v. J. wiedereröffneten constitutionellen Möglichkeiten binnen kürzester Frist durchlaufen und das Land an dem Flecke angelangt sein, auf welchem es sich vor dem 13. Juli 1881 befunden hatte. Zum zweiten Male wird man zu der Ertheilung außerordentlicher Vollmachten an den Fürsten schwerlich greifen wollen, und selbst wenn das geschehen sollte, bliebe fraglich, ob der des Rückhalts an Rußland beraubte Landesherr sich zur Uebernahme derselben bereit finden würde. Ist es *mit* den Russen nicht gegangen, so wird es *gegen* dieselben vollends nicht gehen, wenn die Verfassung suspendirt wird.

Wir Deutsche sind in der glücklichen Lage, diesen großen und kleinen Verwirrungen im Gefühle beständig zunehmender äußerer Sicherheit ruhig zusehen zu können. Von der großsprecherischen Versicherung, daß ohne unsere Zustimmung kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfe, haben wir uns alle Zeit fern gehalten. Die Erfahrung zeigt indessen, daß man nirgend Neigung zum Schießen verspürt, so lange das deutsche Reich Gewehr bei Fuß dasteht und die friedensfreundlichen Elemente des Welttheils zu ihm halten. Es bleibt dabei, daß der Zustand allgemeiner Bewaffnung der festeste Bürge für die Erhaltung des Friedens ist, und daß die Nothwendigkeit dieses Friedens sich von Jahr zu Jahr stärker und gebieterischer geltend macht. Nirgend stärker als in Deutschland, wo die größten Probleme der Zeit in Angriff und alle Kräfte vollauf in Anspruch genommen sind, um das begonnene Werk weiter fortzuführen. Wohl machen die vorhandenen Gegensätze sich mit unverminderter Schärfe geltend, — über denselben aber steht die Ueberzeugung, daß die einmal gewonnenen Grundlagen festgehalten werden müssen und daß die Dinge, die uns scheinbar bewegen, nichts zu schaffen haben mit den Bedingungen unserer nationalen und internationalen Existenz. Aus einem innern Bedürfniß hervorgegangen, ist die deutsche Reichseinheit binnen eines halben Menschenalters zu einem europäischen Bedürfniß, zur Voraussetzung für die Erhaltung des Friedens und die Bändigung der demselben feindlichen Elemente geworden. Während die übrigen europäischen Staaten beständig für die Erhaltung und Erweiterung ihrer Machtbereiche sorgen müssen, haben *wir* nur die Zumuthung vom Leibe zu halten, in die die Welt bewegenden Streitigkeiten mehr hinein gezogen zu werden, als unsre Interessen gestatten. Grade der maßvolle Gebrauch, den Deutschland von seinen Machtmitteln macht, ist es, der der Welt imponirt und uns eine Stellung anweist, wie wir sie nie erwartet hatten. Möchte es dabei bleiben!

Literarische Rundschau.

Neuere Romane.

1. Stella. Roman in drei Bänden von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1883.

„Mir ist das Arbeiten von je die liebste Unterhaltung und der genußreichste Zeitvertreib gewesen, und noch heute „fabulire" ich mir selber etwas vor, wenn ich schaffend schreibe. Aber es unterhält mich nur, wenn die Motive mir selber neu sind, wenn ich die Gestalten sich aus sich selber herausarbeiten und sich mit der Welt um sich her, so gut sie es können, ins Gleiche setzen lasse. Ich muß mir denn auch für jede neue Schöpfung so zu sagen: eine neue Form und einen eigenen Stil schaffen — und vermeide dadurch, was vielen unserer Besten geschieht und was ich schlimm finde: mein eigner Nachahmer zu werden." — Diese Worte sind einem Briefe Fanny Lewald's entnommen, und bei der Lectüre ihres jüngsten Romanes „Stella" kamen sie mir unwillkürlich in den Sinn. Wenn auch Alles in Allem „Stella" ein unverkennbares Kind Fanny Lewald'schen Geistes und ihrer Art ist, die eminenten Vorzüge der Dichterin ebenso deutlich offenbarend, als ihre Mängel, so sind es doch zwei Momente, auf die ich später zurückkommen will, die uns in einem Lewald'schen Buche gewissermaßen neu berühren; ein Zeugniß dafür, daß die Dichterin, mit ungeminderter Geisteskraft weiter schaffend, noch immer nicht sich selbst nur nachahmt.

Nach meinem Dafürhalten nimmt Fanny Lewald im deutschen Schriftstellerthum einen ersten Rang ein — etwas von der Frau v. Staël, von Balzac und der George Sand ist gleichzeitig in ihr, und was sie von jenen Dreien unterscheidet, bedingt gerade ihre dichterische Individualität, sowohl im Können als im Wollen. Was vertiefte und durchgeistigte Lebensbetrachtung, hervorragende Beobachtungsgabe für Menschen und Dinge dem Dichtervermögen stofflich zuführt, verarbeitet Fanny Lewald zu fesselnden Gestalten und Bildern, und besten Lobes werth sind die Gesinnungen, die aus all' ihren Werken hervorleuchten; aber eine gewisse Nüchternheit, die im dichterischen Schaffen leicht sich einstellt, wenn der Verstand sein Wägen niemals dem Wogen der Phantasie zu Liebe unterläßt, macht sich in allen ihren Schöpfungen bemerklich. Immer und immer wieder werden wir vor weite geistige Perspectiven geführt; die Begebenheiten in der Handlung tragen sich so wahrscheinlich zu, daß wir nur die beredte Erzählerin, nicht die Dichterin zu hören glauben, und in vollendeter psychologischer Exactheit werden uns Stimmungen entwickelt und Impulse aus der Menschenbrust, die sie bewegen, logisch heraus erklärt — aber in epischem Vollton, in überwältigenden elementaren Lauten klingt es selten wider, und das freie Schwingen der Menschenseele hinauf und hinunter in das endlose Reich des Hoffens und Sehnens, des Bangens und Fürchtens, hat für Fanny Lewald keine Berechtigung.

Und doch will mir scheinen, als ob gerade dieses in seiner Unmotivirtheit so echt menschlich wäre! — Wir könnten hier unser Urtheil über „Stella" abschließen, das bisher Gesagte gilt eben auch für dieses Buch. Ueberall knüpft auch

hier die Handlung an die Wirklichkeit an. Eingehende Selbsterfahrung, verständnißvolles Umschauen im Lande und unter den Menschen, gibt „Stella“ nicht nur ein getreues, sondern auch farbenreiches Localcolorit; und das, was uns gezeigt wird, ist das moderne Rom aus zwei extremen Regionen angeschaut: hier das Leben des hohen Adels, dort das Treiben im jetzigen römischen Volksthum, Beides sich einander berührend in den Ateliers der Künstler, wo der Fürst seine Bestellungen macht und die Kinder aus dem Volke Modell stehen; geistvolle Reflexionen über Kunst und Religion, über Kirche und Gesellschaft, die sich sehr reichlich vorfinden, stehen in directester Beziehung mit realen Erscheinungen des römischen Lebens. Darüber wird allerdings die Handlung häufig aufgehalten, und manchmal erscheint sie uns eigentlich nur Nebensache zu sein. Fanny Lewald will eine Reihe römischer Typen schildern und erzählt zu diesem Zweck eine Geschichte. Stella selbst, die Heldin der Handlung, in ihrer ursprünglichen Keuschheit und Leidenschaftlichkeit, abhängig nur von dem Gebote der Kirche und einem Sittlichkeitsgefühl, das uns wie höchste Moral erscheint, obgleich es mit den conventionellen Moralgesetzen sehr wenig gemein hat — Stella ist nicht nur feinfühlig und glücklich dem römischen Volkstypus abgelauscht, sondern überhaupt ein vollwerthiges poetisches Gebilde. Doch überall, wo sie in Beziehung zu Anderen und der Handlung tritt, da ist die Lieblichkeit in den Dienst des logischen Denkens gestellt — der Duft ist verloren und die Analyse geblieben. Dennoch ist hier eine Art von Sühne vollbracht für ein dichterisches Verschulden in einem der früheren Bücher der Schriftstellerin: „Lieben! Was heißt das „lieben“? Du bist bisher vergnügt fertig geworden ohne sie —“ so hat dort Fanny Lewald das Wesen der Liebe gekündet; als ob die Liebe nichts weiter wäre, als eine leicht entbehrliche Nummer auf dem Vergnügungsprogramm des Lebens! Wo bleibt dabei: „der Gott in uns“, „die höchste Höhe der Menschenseele“, wie Wieland die Liebe bezeichnet? In Stella verkörpert sich nun die echte Vollkraft der Liebe, sie wird ihre ganze Existenz; für den Geliebten zu leben erscheint ihr gerade so naturnothwendig, wie daß sie für ihn stirbt, — und überhaupt hat Fanny Lewald hier dem widerspruchsvollen Zustand, „Liebe“ genannt, eine so vielseitige Berechtigung gegeben, wie das sonst durchaus nicht ihre Sache ist. Und neu berührt uns auch eine gewisse Wohlgefälligkeit an dem Katholicismus, oder mindestens an einzelnen seiner Gebräuche — Fanny Lewald war bisher für keine positive Religion eine Vorkämpferin, im Gegentheil, nur für das echte Menschthum ringend, hat sie sich gegen alle starren Satzungen, sowohl in der Gesellschaft, als in den Confessionen, gewandt — in „Stella“ nun behalten vielfach die Satzungen ein Recht. „Stella“ ist trotzdem ein Buch, das man lesen muß; und wir bemerken mit Vergnügen, daß eine englische Uebersetzung desselben in Tauchnitz' „Collection of German Authors“ erschienen ist.

2. **Die Papierprinzessin.** Roman in sechs Büchern von Rudolf von Gottschall. Drei Bände. Breslau, Ed. Trewendt. 1884.

Rudolf v. Gottschall ist nicht nur einer unserer hervorragendsten, sondern auch vielseitigsten modernen Schriftsteller; in unerschöpflicher Productivität und bewunderungswürdiger Arbeitskraft ist er als Aesthetiker, Kritiker und Dichter unausgesetzt thätig. Dem Gebiete des Romans hat Gottschall erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit sich zugewendet, und auch hier mit unbestreitbarem Erfolg.

Rudolf von Gottschall's neuester Roman, „Die Papierprinzessin“, hat als Zeit eine der ausgibigsten Perioden der neueren Geschichte Frankreichs gewählt, die der Regentschaft des Herzogs von Orléans, welche die schroffsten Gegensätze birgt, die jemals während eines an sich nur kurzen Zeitraums in einem Staatskörper in die Erscheinung getreten sind. Unbegrenzte Sittenlosigkeit, sinnlose Verschwendung in den oberen Gesellschaftsschichten; maßloses Elend und die ersten Regungen des erwachten

Menschenbewußtseins im Volke. Der Regent selbst ein ausschweifender Wüstling, den rohesten Orgien ergeben, tyrannisch schaltend über Freiheit und Besitz seiner Unterthanen, und dennoch ein entschieden geistvoller Mann, pessimistischen Lebensanschauungen huldigend, edelster Aufwallungen fähig. So der Regent, und so — wenn auch zumeist ohne seine geistige Entwicklung — sein Hof und, dessen Treiben hohnvoll zuschauend, der junge Voltaire, der damals, in sehr bescheidenem Umfange zuerst, seinen Flug begann. Mitten unter diese Menschen, hellen Blickes die Verhältnisse überschauend, tritt nun der Schotte John Law mit einem neuen Finanzsystem; und er, seines Zeichens ein Abenteurer, doch keineswegs nur als „ein intelligenter Schwindler" aufzufassen, ist der Held des Gottschall'schen Romans, der, wenn auch mit dichterischer Freiheit behandelt, doch im Wesentlichen in ein völlig authentisches Licht gebracht ist, ja, Gottschall hat mannigfachen, durch oberflächliche Geschichtschreibung verbreiteten falschen Vorstellungen gegenüber eine Art „Rettung" an ihm vollzogen. Ueberhaupt ist in dem Gottschall'schen Buche die ganze Atmosphäre jener Zeit treu und lebhaft zugleich wiedergegeben; der Dichter hat ersichtlich sehr sorgfältig das Memoirenwerk des Herzogs von Saint-Simon studirt und viele, die Menschen und Zustände charakterisirende Züge in das Walten seiner Phantasie verwoben. Daß er andrerseits diese, seiner Dichtung zu Liebe, der historischen Thatsächlichkeit zum Trotz, häufig erfinderisch walten läßt, ist sein poetisches Recht, und nur einmal ist es mir aufgefallen, daß Gottschall ohne jede Veranlassung beglaubigten Ueberlieferungen widerspricht; nämlich in der Charakteristik der Herzogin von Berry. Auch scheint mir, daß Alice Law, die Heldin des Buches, die „Papierprinzessin", allzusehr zurücktrete hinter Léonie Nantin, die uns bei Weitem mehr interessirt, wiewohl ihre Erscheinung nur von episodischer Bedeutung ist. Im Uebrigen lassen die mannigfach verschlungenen Fäden der Handlung nirgends die künstlerische Hand, die sie gefügt, vermissen; in das vielmaschige Netz sind interessante und fesselnde Episoden gewoben, und der Stil ist durchweg vortrefflich. Was in der dichterischen Composition besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die außerordentliche Geschicklichkeit, mit der dem verschiedenartigsten Geschmack Rechnung getragen wird, so daß der Roman sich als Unterhaltungslectüre im besten Sinne des Wortes präsentirt und zugleich so geistvoll ist, daß er auch den ernsten Leser fesseln wird.

Albert Weigert.

x.q. **Catalogue Illustré de la Section des Beaux-Arts à l'Exposition nationale de Moscou en 1882, redigé par N. Sobko, édité par M. Botkine. Deuxième édition corrigée et augmentée. St. Petersbourg 1882.**

Es gibt Bücher, die, ohne Bücher zu sein, so sehr den Anschein von Büchern haben, daß man sie dafür nehmen möchte, zumal dann, wenn sie typographisch auf hoher Stufe stehen. Einer der kostbarsten Drucke, den wir je gesehen, ist die Zusammenstellung der Menüs eines Jahres, die den Diners des hannöverschen Hofes anno so und so zur Grundlage dienten: ein rothes Saffianbändchen der Wolfenbüttler Bibliothek. Ebendahin gehören die Reclamebände verschiedener Geschäftsbranchen, mit einem Luxus gedruckt, wie er als Hülle von Gedanken seltener vorkommt. Einen Uebergang von diesen Büchergespenstern zu wirklichen Büchern bilden die modernen Kataloge.

Wir würden den hier vorliegenden nicht anzeigen, der die Schätze einer längst abgethanen Ausstellung aufzählt, hätten die zahlreichen und guten Illustrationen nicht ihr Interessantes. Der Trieb zu nationalisiren (oder zu „renationalisiren", wenn das Wort nicht zu ungefüge wäre) erstreckt sich in Rußland heute auch auf die Kunst, und die über 170 Seiten füllenden, gut auf 300 Nummern zu veranschlagenden Illustrationen unseres Kataloges machen uns mit beachtenswerthen Proben dieses Bestrebens bekannt. Geläufig bereits, von mehrfachen Bauten auf Weltausstellungen her, ist dem westlichen Europa die neueste russische Holzarchitektur: eine Art byzantinisirenden Schweizerbauernstils, der nichts Unangenehmes hat. Unser Katalog bringt nun aber auch größere Stücke bürgerlicher Bauwerke, wie sie nicht nur das russische Zukunftsdorf, sondern die Zukunftsgroßstadt beherbergen wird: Wohnhäuser, Bahnhöfe, öffentliche Gebäude. Das Bestreben, einen neuen Stil zu erfinden, ist hier jedenfalls glücklicher gelöst als von König Maximilian einst, und die gegebenen Abbildungen sind auch deshalb so instructiv, weil sie in so großer Fülle geboten werden. Arg dagegen sind die Versuche, die nun Jahrhunderte lang in der griechischen Kirche treulich fort und fort copirten altbyzantinischen Heiligenbilder mit dem lebendigen Blute der Gegenwart zu erfüllen und als Anfänge einer neurussischen kirchlichen Malerei vorzubringen. Die Sainte Trinité von A. Markoff in der Cathedrale du St. Sauveur in Moskau ist ein wunderbares Stück Phantasie, und was Koscheleff in derselben Cathedrale als Sujet tiré de l'Apocalypse ausgeführt hat, präsentirt sich als eine Uebersetzung der Vision des Ezechiel von Raphael ins Tatarische.

Aus den Landschaftsbildern, Genre- und Soldatenscenen tritt uns das russische Leben recht anschaulich entgegen. Bei den Scenen der socialen Bewegung hat man freilich den Eindruck, als habe französische Literatur und Kunst nicht nur die Form, sondern auch den Gedanken geliefert.

Summa summarum ein amüsanter Katalog, der seinen Werth behalten wird und der Stoff zu historischen Betrachtungen nach verschiedenen Richtungen hin in reichem Maße darbietet.

o. s. **Neuer deutscher Novellenschatz.** Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner, Band 1—3. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1884.

Die sehr willkommene Fortsetzung des bekannten Unternehmens von Heyse und Kurz, welches im Jahre 1874 durch den Tod des letzteren abgebrochen wurde. Unterstützt von einem jüngeren Freunde, der sich gleichfalls als Novellist und als Uebersetzer glücklich bethätigte, hat sich Heyse an die schwierige Aufgabe gemacht, aus der Fluth moderner deutscher Erzählungen das Werthvollste herauszuholen, und die vorliegenden Bände zeugen bereits von der Umsicht und dem Geschick in der Auswahl. Galt in der älteren Sammlung nebst den Dichtungen der vergangenen Epoche das Interesse der Herausgeber, so haben sie diesmal die lebende Generation ins Auge gefaßt: Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach, Rosegger, Fontane, Laistner, Ida von Düringsfeld werden dargeboten und in Aussicht gestellt, daneben auch solche von Jüngstverstorbenen, Mosenthal und Dingelstedt. In eine schon weit hinter uns liegende Zeit, die Zeit der Eichendorff und Immermann, führt uns die Novelle „Sirene", welche den oldenburgischen Dichter L. Starklof zum Verfasser hat; und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, hier aus der veralteten Redeweise der Romantik allmälig realistische Modernitäten hervortauchen zu sehen. Knappe Bemerkungen Heyse's und Laistner's zu jeder Novelle orientiren über ihre Verfasser; und in einem Vorwort wendet sich Heyse mit vornehm-sicherer Polemik gegen den einseitigen Naturalismus und die Verehrer der „verité vraie". Eine gefällige Ausstattung und der äußerst mäßige Preis werden der Sammlung die Verbreitung sichern, welche sie verdient.

p. **Register zu Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts** mit Berücksichtigung aller Auflagen von Dr. Rud. Grosse. Braunschweig, Druck und Verlag von Vieweg u. Sohn. 1883.

Durch Herstellung dieses Registers haben sowohl der Verfasser desselben als auch die Verlagshandlung sich ein großes Verdienst um Hettner's Literaturgeschichte und ein vielleicht noch größeres um deren Besitzer erworben. Denn lesen allenfalls, aber nicht im Sinne rascher Information gebrauchen läßt sich ein bändereiches Werk wie dieses, wenn ihm das Register fehlt. Jetzt erst, mit Hilfe dieses Wegweisers, ist man in der Lage, das ungeheure Material, welches sich in Hettner's Werk aufgehäuft findet, von jedem Punkte aus wie mit Einem Blick zu überschauen und auch im räumlich Getrennten den innern Zusammenhang zu verfolgen. Herr Dr. Grosse hat seine schwierige Arbeit — um so schwieriger, als er alle früheren, in den Seitenzahlen oft beträchtlich von einander abweichenden Auflagen berücksichtigte — mit genauem Verständniß dessen, worauf es ankam, mit rühmenswerther Umsicht und Gewissenhaftigkeit gethan. Ueber den Rahmen des nackten Registers hinaus hat er ein Bändchen geliefert, welches als Leitfaden zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts fast selbständigen Werth beanspruchen darf.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Sprachwissenschaftliche Abhandlungen von Carl Abel. Dr. phil. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Bau- und Kunst-Denkmäler. Die, der Kreise Carthaus, Berent und Neustadt. Mit 58 in den Text gedruckten Holzschnitten und 9 Kunstbeilagen. Danzig, Commissions-Verlag von Theodor Bertling.

Berenberg. — Die Nordsee-Inseln an der deutschen Küste nebst ihren Seebad-Anstalten. Von Carl Berenberg. Mit einer Karte der Reisewege und vielen Zinkographien. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Norden & Norderney. Herm. Braams. 1884.

Berlepsch. — Von Deutschland durch die Central-Schweiz zur Gotthard-Bahn, zu den italienischen Seen und den Hauptrouten von Ober-Italien. Ein Reisehandbuch mit allen Eintrittsrouten für den Vierwaldstättersee und die Gotthardsbahn, nach dem Tessin, den Seen, Mailand, Turin, Genua und Venedig von H. A. v. Berlepsch. Dritte verb. Aufl. mit Karten, Plänen etc. München, Expedition von Berlepsch's Reisehandbüchern.

Berlepsch. — Die Rheinlande, Süd-Deutschland und die Schweiz bis an die ober-italienischen Seen. 18. Bearbeitung der Schweiz. Ein Anzeiger und Rundreiseführer. Mit vielen Plänen, Ansichten und Panoramen. München, Expedition von Berlepsch's Reisebüchern.

Bleibtreu. — Wer weiss es? Aus den Erinnerungen eines französischen Officiers von Carl Bleibtreu. Berlin, Hugo Steinitz & Comp. 1884.

Brand. — In Lehnspflicht. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von H. Brand. 2 Bde. Kassel, H. Wigand. 1884.

Brusch. — Die Kloffiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften von Dr. Moritz Brasch. Mit Porträts. Leipzig, Greßner & Schramm. Hft. 1/3.

Briefe aus dem Himmel. — Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1884.

Bucher. — Geschichte der technischen Künste. Im Verein mit J. Brinckmann, A. Ilg, J. Lessing, F. Lippmann, H. Rollet herausgegeben von Bruno Bucher. XV. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Burmeister. — Harten Leina. En Speigel vör Land un Lüh. Von Heinrich Burmeister. Mit einer Einleitung von K. Th. Gaedertz. 2 Bde. Berlin, Kogge & Fritze.

Der deutsche Offizier. — Ein Wort zur Verständigung und Abwehr von einem preußischen Stabs-Offizier (H. v. M.) Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Der Kampf der Deutschen in Böhmen und Oesterreich. Historische Betrachtungen zur Rettung der Oesterreich.-ungar. Monarchie. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1884.

Die Colonie der Tagesdebatte und coloniale Vereinigungen. Einige Fragestellungen. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1884.

du Bois-Reymond. — Ueber die Grenzen des Naturerkennens. — Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge von Emil du Bois-Reymond. Des ersten Vortrages sechste, des zweiten Vortrages zweite Auflage. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Duncker. — Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884.

Duncker. — Die Brüder Grimm. Von Albert Duncker. Mit einem Holzschnitte. Kassel, Ernst Hühn. 1884.

Engelmann. — Die Leibeigenschaft in Rußland. Eine rechtshistorische Studie von Dr. J. Engelmann. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884.

Erwerbehalle. — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1884. 23. Jahrg. Lfg. 6. Stuttgart, J. Engelhoen's Verlag. 1884.

Goethe. — Arminio e Dorothea. Traduzione di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Goethe-Jahrbuch. — Herausgegeben von Ludwig Geiger. Fünfter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1884.

Gregorow. — Die Saxo-Saxonen. Roman von Samar Gregorow. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. (Carl Hummer.) 1884.

Gubernatis. — Storia universale della Letteratura di Angelo de Gubernatis. Vol. IX.—XII. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Guilly. — La nature et la morale par E. Paul Guilly. Deuxième édition. Paris, Felix Alcan. 1884.

Heimathsklänge. — Plattdeutsches Liederbuch. Herausgegeben vom plattdeutschen Verein „Quickborn" zu Berlin. 1884.

Heller. — Kathinka. Roman aus dem Berliner Leben von O. Heller. 2 Bde. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer.) 1884.

Hiller. — Erinnerungsblätter von Ferdinand Hiller. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung. 1884.

Krauß. — Sagen und Mächen der Südslaven von Dr. F. S. Krauß. Band II. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Lanfrey. — P. Lanfrey's Geschichte Napoleon's des Ersten. Aus dem Französischen von C. v. Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Beendet durch Dr. phil. C. v. Kalckstein. Zweite wohlfeile Ausgabe. Erster Band. 1. Hälfte. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Lindau. — Mahé. Erzählung von Paul Lindau. Zweite Auflage. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Mohr. — Altes Schrot und Korn. Erzählungen aus dem Lande der Hessen von Ludwig Mohr. Erster Band. Kassel, Ernst Kleinenhagen. 1884.

Niederdeutsches Liederbuch. — Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen. Herausgegeben von Mitgliedern des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1884.

Noorden. — Historische Vorträge. Von Carl von Noorden. Eingeleitet und herausgeg. von Wilhelm Maurenbrecher. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884.

Pulleske. — Die Kunst des Vortrages. Von Emil Pulleske. Zweite Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe. 1884.

Philippson. — Les Origines du Catholicisme moderne: La Contre-Révolution religieuse au XVIe siècle. Par Martin Philippson. Bruxelles, C. Muquardt. 1884.

Pypin. — Das sorbisch-wendische Schriftthum in der Ober- und Niederlausitz von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pech. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Plümacher. — Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches von O. Plümacher. Heidelberg, Georg Weiss. 1884.

Prielmayer. — Der Krainer Hans. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde von Gust. v. Prielmayer. Würzburg, L. Kreßner.

Maywald. — In memoriam von August Maywald. Bonn, Emil Strauss. 1884.

Radestock. — Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von Paul Radestock. Breslau, Eduard Trewendt. 1884.

Reuleaux. — Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881. Erinnerungsblätter von F. Reuleaux. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1884.

Roberts. — Die Pensionäria von A. Baron von Roberts. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Roberts. — „Es" und Anderes von A. Baron von Roberts. Dritte, vom Verfasser durchgesehene Auflage. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Rodr. — Akademische Novellen. Von Roderich Rode. Berlin, Wilhelm Issleib. (Gustav Schuhr.)

Runeberg. — Fähnrich Ståls Erzählungen von Johann Ludwig Runeberg. Ins Deutsche übertragen von Charlotte von Liebeherr. Rostock, Curt Meyer's Verlag. 1884.

Schott. — Deutsche Fürsten im Zeitalter der Reformation. Vortrag von Professor Dr. Theodor Schott. Stuttgart, Karl Krabbe. 1884.

Stein. — Ueber die Beziehungen Chr. Garve's zu Kant nebst mehreren ungedruckten Briefen Kant's, Feder's und Garve's von Dr. Albert Stein. Leipzig, Denike's Verlag. 1884.

Vischer. — Nicht I, n. Schwäbisches Lustspiel in drei Aufzügen von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Verſchlungene Wege.

Von

Henning Schönberg.

An einem Sonntag Ende Juni 1845 verſammelten ſich in früher Morgenſtunde an dem Oranienburgerthore in Berlin eine Schar junger Männer. Sie hatten eine Wanderung nach Tegel verabredet. Es waren friſch creirte Doctoren der Medicin oder Philoſophie und alte Studenten, Jünglinge aus verſchiedenen Provinzen des Staates, die der Zufall in ihren letzten Studienſemeſtern zuſammengeführt hatte. Bei ihren täglichen Vereinigungen in einem Caféhauſe am Werderſchen Markte hatten die Brandenburger öfters von der Schönheit der Kiefernwaldungen und der Seen ihrer Heimath geſprochen, die Anderen aber, in deren Landen Urgebirge zum Himmel aufwuchſen, daran gezweifelt. Nun ſollte der Beweis der Schönheit der Sandbüchſe des Erzkämmerers weiland des heiligen Römiſchen Reiches Germaniſcher Nation angetreten werden.

Die jungen Männer waren an Ausſehen und Haltung ſehr verſchieden. Ueber allen aber ſchwebte nicht mehr der ſorgloſe Studentenmuth. Sie ſahen ſämmtlich in ein Leben voll Arbeit und unterhielten ſich von ernſten Dingen. Die Spielereien des Verbindungsweſens lagen längſt für ſie im Staube: von Mädchen ward auf der ganzen langen Wanderung kaum geſprochen. Das Geſpräch verbreitete ſich über die junge politiſche und kirchliche Bewegung der Zeit, ab und zu ward ein wiſſenſchaftlicher Gegenſtand, namentlich von den Medicinern, berührt.

Eine gewiſſe Ausnahme machte unter den Genoſſen ein ſchlanker blonder Jüngling mit hellen Augen und heiterem Geſicht, der zwar auch ſchon viel Moos der Semeſter auf dem Scheitel hatte, aber das Leben augenſcheinlich leichter nahm als die Anderen. Er hieß Hugo Tileſius. Seine Familie war wohlhabend, und er fühlte keine Verpflichtungen irgend welcher Art, raſch nach Amt und Brot zu ſtreben. Sein Studienfeld lag in ziemlich abgelegenen Sprachen. Er hatte ſchon manchen guten Anlauf zur Arbeit genommen, aber auch wieder oft ausgeſetzt, denn er meinte noch viel Zeit zum vollen Ernſt zu haben. Vorleſungen hörte er nicht mehr; er ſchrieb auf der Bibliothek eine große Handſchrift ab für ein Werk, das er plante.

Seit wenig Tagen erst war er von seinen Pfingstferien heimgekehrt. So kannte er einige Wandergefährten noch nicht, darunter einen Jüngling, der erst seit Ostern in Berlin studirte und sich ziemlich zurückgezogen hielt. Theils lag das in seinem Wesen, theils arbeitete er sehr fleißig auf den Doctor los. Er liebte die gewöhnlichen Vergnügungen junger Männer nicht und schloß sich von manchem Zeitvertreibe aus, damit aber auch von den engeren Beziehungen zu sehr vielen Altersgenossen.

Fritz Rau, so hieß er, war aus derselben Provinz wie Tilesius. Er war braun von Haaren, etwas kleiner als jener, sein Gesicht hatte geistige Züge, über die oft ein düsterer Ausdruck flog. Er war augenscheinlich nicht von gewöhnlichem Holz geschnitzt, aber er wirkte namentlich auf junge Männer seines Alters sehr verschieden. Manche zog er an, viele stieß er ab.

Tilesius gehörte zu den ersten. Er suchte das Gespräch mit Rau, dasselbe kam leicht auf ihr Heimathland, es zeigte sich, daß Beide für dessen Volksleben, seinen Dialekt, seine Lieder Interesse hatten. Der Stoff der Unterhaltung riß nicht ab, Hugo konnte vieles dem Anderen Unbekannte mittheilen, und so schlossen sie sich näher an einander an.

In den Kiefernbüschen und ihren Sandwegen zwischen Berlin und Tegel mußten die Brandenburger scharfe Spottreden über die verheißenen Schönheiten der Mark hören. Der Eine verglich die Laubwälder des Unterharzes mit dieser ärmlichen Gegend; ein Zweiter die dunklen Thäler des Thüringer Waldes, ein Dritter die langgestreckten Massen der Sudeten und ihre dörferreichen Gründe. Als sie aber in dem Tegeler Park auf den von jungen Tannen eingefaßten grünen Platz traten, wo unter der hohen schönen Säule, von der Thorwaldsen's Statue der Hoffnung herabschaut, Wilhelm von Humboldt bestattet war, des großen Bruders Alexander damals noch lange harrend; als sie von dort hinausschauten auf den vielbuchtigen Havelsee, den dunkle Wälder umsäumten und der sich in duftige Ferne verlor, da schwiegen die spitzen Zungen, und das Bekenntniß ward willig gegeben, daß die Mark hier wie um Potsdam Reize entfalte, welche die Sinne fesseln und das Gemüth anregen.

Von dem Küster im Dorfe ward ein großer Kahn gemiethet, da sich mehrere der Genossen auf Steuern und Rudern verstunden, und man stach fröhlich hinaus auf den See. Bei Lied und Ruderschlag, unter scherzendem Geplauder verflogen die Stunden. In einem Fischerdorfe fand man ein schmackhaftes Mal bereitet, und der kühle Abend machte die Rückwanderung nach Berlin trotz der Staubwolken, welche unter den zahlreichen Sonntagswanderern aufwirbelten, ganz erträglich. Die Erinnerung an diesen Tag hat manchen jener Jünglinge noch nach Jahren erfreut.

Tilesius und Rau waren fortan Freunde. Nicht Gleichheit verband sie, sondern Ungleichheit. Sie empfanden, daß der Eine Stoffe in sich trug, die dem Anderen fehlten. Dieses Ergänzungsbedürfniß zog sie an, und da in Tilesius des Unfertigen und Weichen mehr lag als in Rau und seine ganze Natur wärmer war, so war er auch in dem neuen Verhältniß eifriger.

Er kam fast alle Nachmittage zu Fritz, und in den schwülen Stunden jenes heißen Sommers ließ sich derselbe das Geplauder des Landsmanns gern gefallen.

Zog es ihn auch zunächst von seinen Studien ab, so steuerte es doch immer willkommene Beiträge in seine Sammlungen zur Heimathskunde. Dafür suchte er den Freund fester an die Zucht der Arbeit zu gewöhnen, und dieser ging nun regelmäßiger auf die Bibliothek und freute sich, manchen Fund mit Rau durchsprechen zu können.

„Ich wünschte Dir, lieber Hugo," sprach derselbe einmal, „daß es Dir weniger bequem gemacht wäre und Du einen kleineren Wechsel hättest. Menschen wie ich, die sich knapp durchschlagen und das Geld von Kind auf schätzen lernten, tragen einen Sporn in sich, den ich Dir gern in die Weichen setzte; denn Du hast die Neigung, sorglos um Ziel und Herberge in den schönen Sommertag hineinzulaufen, weil Du der Jugend kein Ende meinst. Du glaubst ewig ein Student bleiben zu können, von dem die gewöhnlichen Leute nur ein heiteres Gesicht verlangen."

„Moralisire nicht, Alter!" erwiderte Tilesius. „Ich sitze ja drei Stunden täglich hinter meiner Handschrift von Palmblättern fest. Mehr hält kein gesunder Junge bei solcher Hitze auf diesem Sandboden aus. Ich habe es ausgerechnet, in drei Monaten bin ich mit der Copie fertig. Dann geh ich nach London, um einen anderen für wichtig erklärten Codex dieses wundersamen Werkes zu vergleichen und für den Commentar, der ein Specimen höchster Gelahrtheit werden soll, dort und in Oxford mancherlei zu sammeln. Darauf promovire ich oder werde, genauer ausgedrückt, promovirt, und dann, wenn es Zeit ist, habilitire ich mich in Leipzig, wo Fleischer, Tuch und Brockhaus mir wohlwollen. Du mußt zugeben, daß dieses eine genau gezeichnete Lebensstraße mit allen möglichen Stations-, Post- und Zollhäusern ist, an der selbst der Generalpostmeister seine Freude haben möchte. Was willst Du denn mehr?"

„Gegen Deinen Straßengang, mein Freund, habe ich nichts einzuwenden," antwortete Rau, „aber ich traue dem Reisenden nicht, daß er bis über das erste Wirthshaus, das er sich notirt hat, hinausgelange. Hätte ich Dich nur erst über den Canal und heraus aus dem Lotterleben zwischen Universität und Vaterhaus. Drüben in England athmetest Du frischere Luft. Mich geht es gar so hart an, daß Du wie jene alten Burschen werden könntest, die das erste Semester bis zum hundertsten ausdehnen und allen Menschen, ja schließlich sich selbst zum Greuel werden."

„Du bist heute schlechter Laune, Rau, und siehst mich an wie der Schornsteinfeger eine rußige Esse. Du zankst ohne Grund. Morgen will ich Dir Abschrift und Sammlungen zum Commentar mitbringen, und ich denke, Du wirst mich Deiner hohen Freundschaft auch ferner nicht für unwerth erachten. Komm in den Thiergarten, ich brauche Luft!"

Sie schlenderten zum Brandenburger Thor hinaus nach dem Goldfischteich, wo vor der Venusstatue stets ein Augenblick andächtiger Betrachtung zugebracht ward, und dann verloren sie sich mit Gefährten, die nach und nach hinzugekommen waren, in die einsameren Theile des schönen Parkes.

Der August erschien mit den großen Ferien. Der kleine Kreis zerstreute sich. Auch Tilesius und Rau reisten nach Hause, und da ihr Weg bis Haynitz

zusammenfiel, hatte Fritz versprechen müssen, dort seine Fahrt zu unterbrechen und den Freund zu seinem Vater zu begleiten. Es sei gerade der Geburtstag der Schwester Helene, da komme stets eine heitere Gesellschaft zusammen. Auch freuten sich die Seinen, das gelehrte moralische Haus kennen zu lernen, von dem er in den Briefen keine schlechte Zeichnung gemacht habe. So redete Hugo gutmüthig, und Fritz willigte gern ein.

Sie waren mit dem Nachtzuge gefahren und langten in früher Morgenstunde in Haynitz an. Langsam schlenderten sie die Meile nach Wolfsdorf hinaus, um nicht das Haus noch schlafend zu treffen.

Es war ein herrlicher Augusttag. Von dem fernen Gebirge wehte ein frischer Südost herüber, sie schlugen Fußpfade ein über die Felder, wo das Korn in Garben lag und der Weizen in dicken goldbraunen Aehren stund. Große Gemüsefelder breiteten sich dazwischen. Die Beiden freuten sich der reichen heimathlichen Landschaft. „Gottlob, daß man wieder schwarze und braune Erde sieht und nicht die magere Sandscholle der Mark!“ rief Tilesius.

„Ich freue mich auch darüber, aber ich werde mich noch mehr freuen,“ sprach Rau, „wenn ich den blauen Berg dort drüben am Ende der Kette hinaufsteigen und auf seinen Felsen stehen werde. Ich hänge an unserm Gebirge, und ich kenne es. Ich war noch ein kleiner schwacher Junge, als mich mein Vater auf seine Wanderungen mitnahm. Er kannte wenig Rücksicht auf mich, aber meine zähe Natur hielt aus und ich ward ein rüstiger Läufer, habe darum auch in meinem Militärjahr die Märsche gut ertragen.“

Sie waren eine Anhöhe heraufgekommen, hinter welcher Wolfsdorf sich an dem Laufe eines kleinen Baches hinstreckte, die Bauernhöfe in Obstgärten versteckt, das Rittergut von hohen Pappeln und Linden umgeben, nahe dabei die Kirche. Das Land war wellig, zwei Bäche gliederten es und an ihnen lagen viele Dörfer, wohlhäbige Bauernorte, jedes mit seinem Kirchthurm. Kleine Höhenzüge schoben sich von Süden herauf, über denen das Gebirge hell schimmerte.

Die Freunde rasteten eine Weile, in die Gegend hinausschauend. Dann schritten sie rasch vorwärts und bald traten sie in den Gutshof ein, wo der Jagdhund freudig bellend Hugo entgegensprang. Der Vater stund an der Thür des freundlichen Hauses, vor dem zwei hohe Akazien Schatten gaben. Er bewillkommnete den Sohn und dessen Begleiter herzlich und ließ ihnen ihr Zimmer anweisen. Als sie die Reisenacht von sich geschüttelt hatten, stiegen sie in das Familienzimmer hinab, wo das Frühstück ihrer wartete.

Hugos Mutter war seit Jahren todt; eine Verwandte leitete das Hauswesen. Unter ihrer Obhut und der Aufsicht der Großmutter, welche auf einem nicht fernen Gute saß, war die einzige Tochter des Hauses aufgewachsen, Helene, die eben ihr achtzehntes Jahr vollendete. Ein älterer Bruder war Landwirth und dazu bestimmt, einmal die zwei Rittergüter zu übernehmen.

Die beiden Studenten waren mit dem Vater in frischer Unterhaltung, als Helene eintrat. Rau ging ihr artig entgegen, um seine Glückwünsche auszusprechen. Sie war ein schlankes Mädchen mit feingebildetem Kopfe, dunkle lebhafte Augen blickten den fremden jungen Mann an, den Freund ihres Bruders,

und mit wohltönender Stimme dankte ſie ihm und hieß ihn willkommen. Die Geſchwiſter hatten ſich ſchon vorher begrüßt.

Das Geſpräch ward nun lebhafter, kleine Scherze flogen zwiſchen Bruder und Schweſter hin und her, in die ſich Rau leicht miſchte. Er fühlte ſich bald nicht fremd und gab ſich darum offener, als ſonſt ſeine Art war. Als man ſich erhob, ſprach der Hausherr zu ihm: „Laſſen Sie es ſich unter meinem Dache wohl ſein, mein junger Freund, und je länger je lieber. Ich muß auf das Feld reiten, nach den Leuten zu ſehen. Hugo, mache den Wirth!“

Hugo nahm den Freund unter den Arm zu einem Spaziergange. Er zeigte ihm den Wirthſchaftshof, dann die Kirche, an deren Oſt- und Südwand viele Grabſteine aus dem 16. und 17. Jahrhundert eingemauert waren, Ritter und Frauen von Wolfsdorf mit ihren Kindern in ganzer Figur mit gutem Meißel aus gelblichem Sandſtein gehauen. Sie durchſtreiften dann den nahen Laubwald, an deſſen Grenze ein klarer Teich zum Bade lockte, und kehrten darauf heim, denn Hugo hatte nach ſeiner Gewohnheit Hunger, und die Stunde war auch nahe, zu der die Gäſte erwartet wurden.

Helene kam ihnen mit ihrer vertrauteſten Freundin entgegen, die inzwiſchen angekommen war. „Herr Fritz Rau, das gelehrte moraliſche Haus,“ ſtellte Hugo vor, „Fräulein Marie Lühr.“

Das blonde behagliche Mädchen lächelte. „So habe ich mir Ihren Freund nicht vorgeſtellt, lieber Hugo,“ ſprach es. „Verzeihen Sie, Herr Rau, aber wenn man von ſo viel ſtrengem Ernſt und ſo viel Wiſſenſchaft lieſt, als Hugo in ſeinen Briefen um Sie gewoben hat, ſo macht man ſich ein wunderliches Bild, und iſt dann überraſcht, keinen eckigen vertrockneten Candidaten vor ſich zu ſehen, ſondern —“

Sie ſtockte. „Sprechen Sie nur weiter, liebe Marie!“ neckte der junge Tileſius.

„Nun, ich bin ja verlobt und kann frei herausreden, wie das immer meine Art iſt: — ſondern einen ganz artigen jungen Herrn, der gar nicht ſo ausſieht, als wenn er bloß an verräucherten Papieren und alten Pergamenten Freude hätte.“

„Meinen Sie denn, verehrtes Fräulein,“ warf Fritz lächelnd ein, „daß die Bücher den Menſchen nothwendig zum Wurm verwandeln müſſen? Sollen wir nicht gerade durch den Verkehr mit der geiſtigen Welt unſer eingeborenes geiſtiges Theil groß ziehen, ſo daß es das leibliche bändigt, belebt und bildet?“

„In der Theorie mögen Sie Recht haben,“ bemerkte Helene, „aber ſchwerlich in der Praxis. Wenn ich die Gelehrten vergleiche, die ich Dorfkind kenne, alſo die Profeſſoren und Lehrer an den Gymnaſien ringsum, oder auch die in der Gegend heimiſchen Studenten der Theologie und Philoſophie, ſo ſcheint mir meine Freundin Recht zu haben. Denn das ſind meiſt Leute, mit denen wir Mädchen kein Geſpräch in Fluß bringen; man möchte ihnen erſt die Motten und Würmer ausklopfen.“

„Führt Ihr nur kein Wortgeklopfe,“ ſprach Hugo lachend, „ſondern gebt uns zu eſſen und trinken, und freut Euch, daß wir zwei gelahrte Jünglinge ſind, mit denen ſich vortrefflich leben läßt, wie Ihr heute noch weiter erfahren ſollt.“

Die Großmutter kam bald und ſpäter Frauen aus der Stadt. Hugo und Fritz empfingen ſie und machten die Honneurs des Hauſes. Rau war gegen die

älteren Damen sehr artig, widmete sich ihrer Unterhaltung und gewann dabei auch Zeit für die jüngeren, die sich sammelten. Zu Helene und Marie hatte sich rasch ein halb vertrauliches Verhältniß gebildet; bescheiden und formvoll sprach er doch mit ihnen, als seien sie ältere Bekannte. Der Ernst seines Wesens hatte ihm schon öfter eine Art von brüderlicher Stellung zu jungen Mädchen bereitet, die in richtigem Gefühl erkannten, daß sie ihm getrost solche Gunst einräumen durften. An der Mittagstafel fand Fritz seinen Platz zwischen Helene und Marie; die beiden Mädchen hatten die Tischordnung gemacht. Es ging an der jungen Ecke sehr heiter zu, aber auch ein ernster, fast feierlicher Luftzug strich darüber, als sich Rau erhob und um die Gunst bat, einige Augenblicke gehört zu werden. Er las ein kleines Gedicht vor, zu dem er sich eine Viertelstunde abgestohlen hatte, eine zarte Huldigung des Geburtstagskindes, getragen durch eine warme Schilderung des Familienkreises. Die Becher klangen hell zusammen und Fritz erhielt von Jung und Alt herzliche Händedrücke.

Nach einer Pause, wie sie auf solche Toaste zu folgen pflegt, fragte Marie: „Also Sie können auch Verse machen, deutsche und so hübsche dazu, wie man sie nur selten zu lesen kriegt?"

„O," rief Hugo, „Rau ist ja ein Poet, von dem Gedichte in den Musenalmanachen stehn!"

„Darf man wohl wissen, was die Gedichte besingen?" fuhr Marie fort.

„Welche Frage!" antwortete Hugo. „Was besingt ein junger Dichter anderes als sein geliebtes Mädchen, blaue Augen, blonde Locken, rothe Lippen, süßes Nippen, tiefes Schmachten, heißes Trachten, enges Schmiegen, endlich Kriegen! oder wenn es tragisch ausgeht, im Novemberabendroth bittersüßen Liebestod!"

Die Mädchen waren still und sahen Rau von der Seite an, so daß dieser endlich lachend sprach: „Fürchten Sie sich nicht vor mir, schöne Nachbarinnen! Das waren Jugendsünden, Gymnasiastenverse, die ich leider als Fuchs in den studentischen Musenalmanach gab, den Gustav Freytag auf sein Schuldregister nahm. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich seit jener Zeit nur Trauerspiele geschrieben habe, männlich, politisch, worin kein einziges weibliches Wesen auftritt."

„Darf man die Titel wissen?" fragte Helene schüchtern und fast ehrerbietig.

„Ulrich von Hutten und Scharnhorst."

„Sind sie gedruckt und aufgeführt?"

„Wie könnte unsereins hoffen, jemals seine Kinder über die Bühne schreiten zu sehen? Aber sie sind Gottlob auch nicht gedruckt. Ich fand für Nr. 1 keinen Verleger, selbst in der Schweiz nicht, wohin vor ein paar Jahren solche Werke geschickt wurden. Und Nr. 2 bestimmte ich, klüger geworden, von Anfang an zur lebenslänglichen Gefangenschaft in meinem Pult."

„Aber das ist schade," sprach Helene. „Scharnhorst — welch' herrlicher Stoff! Sie haben ihn sicher wunderschön behandelt!"

„Es ist besser, er ruht neben dem vielgeplagten Hutten, bis ich mich zur Verbrennung dieser Kinder einer Zeit entschließe, in der es wild in mir gährte. Als grüner Jüngling muß man keine Trauerspiele schreiben."

„Siehst Du, Helene, da macht das moralische Haus seine Fensterladen auf,"

ſprach Hugo. „O, wenn Du wüßteſt, was Alles in den Kammern dieſes ſo heiter ſcheinenden Gebäudes ſteckt, Du würdeſt Dich verwundern, unſchuldiges Landmädchen!“

„Stoßen wir auf die blauen Augen aus dem Muſenalmanach an,“ rief Marie. „Sie erzählen uns gewiß Genaueres von ihnen!“

Sie berührten ſcherzend die Gläſer, indem Fritz ſagte: „Ich danke den Damen. Die blauen Augen werden nicht ahnen, daß ihrer hier gedacht wird. Sechs Stunden von hier verkaufen ſie an der Seite eines Gatten und ein Kind auf dem Arm Zucker und Kaffee, wie ich mich im vorigen Jahre perſönlich überzeugt habe.“

„Und was empfanden Sie dabei, Herr Rau?“ fragte Helene.

„Wenig oder nichts. Ich hatte mit dem Mädchen kaum einmal im Leben geſprochen.“

„Und doch machten Sie Gedichte auf ſie und ließen ſie noch dazu drucken?“

„Ja, ſchöne Königin dieſes Tages, ſo ſind wir Verſemacher. Bei uns liegt Alles in der Phantaſie. Berührt ein Fingernagel die Seifenblaſe, ſo platzt ſie.“

„Pfui, das iſt eine windige Moral,“ rief Marie. „Was ſind Sie denn eigentlich für ein Menſch, Herr Rau? Ich fürchte, man darf Ihnen nicht trauen, wie man doch gerne möchte.“

Sie ſcherzten weiter, und als man vom Tiſch aufſtund, ſprach Hugo zu dem Freunde: „Alter, ich muß Dir wiederholen, Marie Lühr iſt wirklich Braut.“

Fritz lachte ihm ins Geſicht: „Wirkliche Braut und es iſt nichts Geheimes dabei!“

„Ihr Bräutigam iſt mein Freund, ein ſehr netter Theologe, der nächſtens eine Pfarre erhält.“

Rau ſchlug ihm auf die Schultern und ging zu den älteren Damen.

Am Abend, als ſich die Gäſte alle entfernt hatten, ſaß der Vater mit Hugo und Helene und mit Fritz unter dem Balcon, der nach dem Garten lag. Herr Tileſius, ein tüchtiger Landwirth und in der Kreisverwaltung ein geſchätztes Mitglied, erzählte von den Verhältniſſen in der Gegend ſeinem jungen Gaſte, der dafür Intereſſe zeigte. Eine gewiſſe Müdigkeit war nach dem bewegten Tage über die jungen Leute gekommen, und Helene namentlich ſchwieg in ſich verſunken. „Iſt Dir nicht wohl, mein Kind?“ fragte der Vater.

„Mir iſt ſehr wohl, lieber Vater! Ich denke nur an Alles, was ich ſeit heute früh erlebte. Es war ein ſchöner Tag.“

Sie erhub ſich und ſagte Allen gute Nacht. Bald ſuchten auch die Männer die Ruhe. Fritz lag, wie es ſeine Art war, lange ſchlaflos. Vieles ging durch ſeine Seele; endlich ſchlummerte er ein unter Bildern, die dem dunkeln Wolkenhimmel glichen, durch welche ab und zu der helle Mond bricht.

Der nächſte Tag war zum Beſuch der Großmutter in Eichberg beſtimmt. Die langweiligere Hälfte des Weges fuhren die jungen Leute, dann wanderten ſie zu Fuß über Wieſen und die breiten Raine, welche damals noch die Felder von einander ſchieden. Der Flor des Juni war längſt vorüber, aber es blühten noch genug Feldblumen: die zierlichen Glöckchen, Skabioſen, das gelbe und weiße

duftige Labkraut, auch schon die schöne kleine Parnassia. Helene sammelte einen Strauß, Fritz half emsig und nannte ihr die botanischen Namen, und als der Busch größer ward, theilte ihn das Mädchen und schmückte die drei Hüte damit. Hugo ließ voraus, kehrte zurück und ließ wieder vorwärts, so daß ihn die zwei langsamer Wandernden ihren getreuen Caro nannten. Sie sprachen vom gestrigen Tage, Helene machte den neuen Freund in der Gegend bekannt, sie plauderten von allerlei Gewöhnlichem in traulichem Ton, und wenn sich ihre Blicke begegneten, las Jedes aus dem Auge des Andern Behagen mit der Gegenwart, ohne daß Blitze der Leidenschaft wetterleuchteten. In freudiger Stimmung traten sie in den Eichberger Hof, wo die Großmutter sie schon erwartete und für Rau sehr freundliche Worte hatte. Auch hier war er bald kein Fremder.

Abends holte sie Herr Tilesius mit seinem Wagen ab. Ein zweiter schöner Tag war dem ersten gefolgt. Eine Nacht kam, in der Helene ruhig schlummerte. Süße Träume schwebten über ihr, unbestimmt, gestaltenlos, aber es war ihr unendlich wohl, als sie erwachte. Fritz hatte schlaflos bis gegen Morgen gelegen. Er sah blaß aus, als er zum Frühstück kam, und er sagte bald, er werde heute Abend daheim erwartet, und er dürfe nicht länger weilen, wenn er Verstimmungen zu Hause vermeiden wolle, die ihm die Ferien verderben würden.

„Das bedaure ich," sprach Herr Tilesius. „Sie werden empfunden haben, daß Sie uns Allen lieb geworden sind, und Sie wissen, wie gern wir Sie noch bei uns hätten. Können Sie aber nicht länger bleiben, so nöthige ich nicht. Hugo wird Sie drei Viertel des Weges nach Haynitz fahren."

„Wenn Du erlaubst, lieber Vater, fahre ich mit," sprach Helene.

„Thue das, mein Kind!"

So fuhren sie dahin, und als die Scheidestelle gekommen, sprang Fritz aus dem Wagen und küßte Helenen die Hände mit kurzem Abschiede. Der Wagen hielt, bis der Wanderer verschwunden war. Die Tücher der Geschwister flatterten lange noch grüßend in der Luft.

Im October war Rau nach Berlin zurückgekommen, um die letzte Hand an seine Abhandlung zu legen. Er gedachte gegen Schluß des Winters auf eine andere Universität zu gehen und dort das Doctor-Examen zu machen. Nicht lange nach ihm traf Tilesius ein, der gleich bei dem ersten Besuch verkündete, Schwester Helene werde, von Marie Lühr begleitet, in etwa acht Tagen in die Residenz zum Besuche bei den hiesigen Verwandten kommen. Man hoffe in Wolfsdorf, daß sich der Freund dann von seinen Büchern etwas trennen und ein liebenswürdiger Führer in der großen Stadt sein werde.

Die Mädchen kamen und Hugo wie Fritz beeiferten sich, ihnen die Sehenswürdigkeiten Berlins in bester Art vorzuführen. Rau freute sich, die Schätze des Museums zu weisen, er zeigte ihnen auch die Raczynski'sche und die Wagener'sche Sammlung und führte sie in das Schlößchen Bellevue. Er fand Augen und Ohren, wie er sie nur wünschen konnte, und es that ihm wohl, seine Freude an der Kunst in empfänglichen Boden zu verpflanzen.

Es waren schöne Spätherbsttage, aber in den jungen Gemüthern lebte der Frühling, und wenn sie Abends bei den Verwandten der Tilesius sich im Spiel

und Tanz bewegten, glänzte volles Freudenlicht über Allen. So war eine Woche verflogen. Der Tag des Abſchiedes ſtund bevor. Fritz, der in der Zeit ſehr wenig gearbeitet hatte, dachte mit einem herben Gefühl daran, daß er von morgen ab wieder ganz den Büchern gehören ſolle; ſo raſch hatte er ſich in das fröhliche Leben verſtrickt. Daß dieſe lieblichen Geſtalten, dieſe hellen Stunden in die Ferne weichen und er allein in ſein graues ſtrenges Tagewerk zurückkehren müſſe, dünkte ihn faſt hart.

Am letzten Nachmittage machten die Verwandten mit den Wolfsdorf'ſchen und Rau einen Spaziergang in den Thiergarten. Fritz war anfangs mit Helene gegangen. Er war ſtummer als ſonſt bei ihr geweſen. Sie hatte ihn oft fragend angeſehen mit ihren dunkeln, tiefen Augen, aber er redete bloß von äußerlichen Dingen. Nur einmal ſagte er: „Ich werde dieſe Tage nie vergeſſen. Sie waren ſo wunderſchön.“

Als ſie in die einſameren Gegenden des Parks kamen, begab ſich Helene raſch zu den andern Mädchen. Bald darauf wandelte Rau neben Marie Lühr.

„Laſſen Sie uns hinter der Geſellſchaft zurückbleiben,“ ſprach ſie; „ich muß dieſe letzte Stunde benutzen, mit Ihnen zu reden. Ich bin, wie Sie kaum bezweifeln können, Ihre Freundin, und ich weiß, daß ich zu Ihnen in vollem Vertrauen auf Ihre Verſchwiegenheit reden kann.“

Fritz nickte betheuernd und harrte des Kommenden.

„Haben Sie mir nichts zu vertrauen?“ fragte Marie leiſe. „Seit wir hierher kamen, erwartete ich täglich und von Tag zu Tage zuverſichtlicher, daß Sie ihr, deren Namen ich nicht zu nennen brauche, ein Geſtändniß machen würden. Enden Sie Ihre ſtumme Zurückhaltung! Helene iſt doch wahrhaftig dazu geſchaffen, verſchloſſene Lippen zu löſen.“

Als Fritz erregt ſchwieg, fuhr Marie fort: „Wagen Sie das Bekenntniß nicht ſelbſt, ich reiche freudig die Hand zur Vermittlung. Es kommt doch nur auf ein Wort an, wenn die Herzen ſchon wiſſen, was ſie erfüllt.“

„Helene iſt nicht für mich!“ ſprach Fritz mit geſenktem Kopfe und faſt tonlos, aber mit einem bitteren Accent.

„Können Sie denn nichts ahnen, Sie räthſelhafter Menſch? Mögen Sie nicht ſehen, Sie gelehrter Herr?“ fragte Marie lebhaft und ärgerlich.

Rau ward roth und bleich, endlich ſprach er: „Ich muß Ihnen unbegreiflich ſcheinen, aber ich kann nicht anders. Dieſes ſchöne Mädchen voll geiſtiger Anmuth hat den Anſpruch auf das vollſte Glück. Die Blume prangt in erſter Jugendblüthe, und ſie darf nicht welk und fahl werden. Ich bin arm, wie Sie wiſſen, ſpät werde ich ein Haus gründen können und auch dann erſt, wenn ich ſeltenes Glück in meiner Laufbahn habe. Ich bin zu ſtolz, ein reiches Mädchen zu freien, ſo lange ich nichts bin und nichts beſitze. Auch iſt eine Wunde noch nicht geheilt, die mir eine frühere Liebe ſchlug, und lange, ehe ich nach Wolfsdorf kam, gelobte ich mir heilig, der Frauenliebe auszuweichen, bis ich feſten Grund unter den Füßen fühle.“

Marie ſah, wie ſchmerzlich es in ſeinem Innern wühlte, und ſie flüſterte: „Denken Sie an jenen Geburtstag Helenens!“

„Jenen Tag werde ich nie vergeſſen, ſein Gold ſtrahlt in meine Nacht. Aber

das Leben ist für mich kein Paradiesesgarten, in dem ich mit leichter Hand die schönste Blume brechen darf. Ich sehe nur eine verbotene Frucht. Ach, ich bin wund im Innersten, ich gehe auf dunkeln Pfaden, ich muß mich selbst erst durchringen zur Klarheit, ehe ich eine helle, wolkenlose Seele an die meine binden darf. Vielleicht in der Zukunft wird es um mich licht werden — dann — ja dann wird es zu spät sein!"

Er schlug sich vor die Stirn und schwieg.

„Ich begreife das Meiste nicht, was Sie gesprochen haben," entgegnete Marie. „Wenn das aber Ihr letztes Wort sein soll, so verzeihe Ihnen Gott das Spiel, das Sie mit dem liebsten Mädchenherzen getrieben haben. Ich stellte Sie hoch über die andern jungen Männer; auch für mich ist es ein bittrer Schmerz, daß ich mich täuschte."

Sie verließ ihn rasch. Hugo kam zu Rau und neckte ihn wieder mit Marie; aber er war einsilbig und düster.

Vor dem Hause der Verwandten verabschiedete er sich. Die Mädchen wollten mit dem Frühzuge reisen. Zwei Augenpaare sahen sich da ernst an und zwei Hände drückten sich leicht zum Abschiede. Marie zog die ihre zurück, als er sie fassen wollte.

Fritz eilte in den Thiergarten und saß bis zum Abend einsam auf einer Bank dort, wo die Freundin Helenens mit ihm gesprochen hatte. Als er aufstund, sagte er zu sich:

„Ich konnte nicht anders. Ich liebe sie, aber nicht mit der Leidenschaft, welche kein Hinderniß kennt. Ich rechne mit dieser Liebe und meine Grundsätze sind stärker. Das ist nicht die rechte Liebe."

In der Dunkelheit stund er dem Hause gegenüber, worin Helene wohnte. Er glaubte sie hinter dem Fenster zu erkennen, einsam auf die Straße schauend. „Es ist vorbei, es war ein Traum, alles ist eitel. Nun hinein in den Kampf mit der Zukunft!" sprach er bei sich.

Vier Wochen etwa waren vergangen. Fritz hatte Hugo wenig gesehen, der in einen fremden Kreis hineingerathen war; da stürzte er eines Morgens auf Rau's Zimmer und rief:

„So eben habe ich die Anzeige von Helenens Verlobung erhalten!"

„Von Helenens Verlobung?" — Fritz sprang auf.

„Ja wohl, das überrascht auch Dich! Höre den Brief meines Vaters:

„Lieber Hugo! In wenig Zeilen theile ich Dir mit, daß nächsten Sonntag die Verlobung Deiner Schwester hier in Wolfsdorf gefeiert werden soll. Du wirst davon wohl ebenso überrascht sein, als ich selbst. Du weißt, daß unser Nachbar, Oberamtmann Gellner, eine Neigung für Helene hatte und schon früher um sie anhielt. Vor einigen Tagen wiederholte der wackre Mann, den ich sehr schätze, seinen Antrag bei mir und ich trug ihn Deiner Schwester vor. Sie erwiderte kurz, daß sie Herrn Gellner niemals ihre Hand reichen werde. Als ich Gründe verlangte, antwortete sie: Ich habe einem andern Mann versprochen, die Seine zu werden. Und als ich den Namen dieses Mannes von

ihr begehrte, fast sicher, den einen oder andern Deiner Freunde nennen zu hören, vernahm ich einen ganz fremden: Doctor Petri in Haynitz.

„Helene erklärte mir mit einer festen Ruhe, die mich überraschte, sie sei in ihrem Entschlusse unwandelbar, und bat um die Erlaubniß für ihren Erwählten, wie sie sich ausdrückte, daß er sich mir vorstelle und seine Werbung vortrage.

„So ist der Fremde, der sich hinter meinem Rücken über Nacht in das Herz meines Kindes geschlichen hat, in mein Haus gekommen. Er macht keinen übeln Eindruck und meine Erkundigungen über ihn lauten günstig. Wenn Du zum Sonntag herreisen willst und kein Geld hast, laß es Dir von den Verwandten vorstrecken. Grüße Herrn Rau und sage ihm, daß ich gern an ihn denke. Dein Vater Ludwig Tilesius."

Hugo war zu aufgeregt, um Fritz zu beobachten; er eilte auch rasch fort, weil er mit der Abreise nicht erst bis Sonnabend warten wollte. So blieb dieser bald allein. Er schloß die Thür und drückte den Kopf in die Kissen des Sophas. Lange lag er so. Dann rief er schmerzlich: „Helene! Der Pfeil hat getroffen. Ich weiß jetzt, daß ich Dich leidenschaftlich liebe. O wäre ich fünf Wochen jünger! Ich begreife Deine That, aber sie thut mir bitter wehe!"

Nach vierzehn Tagen kam Hugo aus Wolfsdorf zurück, ganz eingenommen von seinem künftigen Schwager. Das sei ein prächtiger Mann mit großem dunkeln Vollbart, höchst freisinnig, Lebemann, in der Stadt sehr beliebt. Helene scheine sehr glücklich, zu Fastnacht werde die Hochzeit sein. Auch Marie Lühr werde dann heirathen; ihr Bräutigam sei Pastor in Waldiß geworden. „Na, der wirst Du gewiß ein Hochzeitlied machen? Gesteh es nur, Du warst oder bist noch in sie verliebt? Sie hat auch sehr nach Dir gefragt. Ganz Bücherwurm wärst Du wieder, habe ich geantwortet. Es sei mit Dir seit ihrer Abreise gar nichts anzufangen, Du säßest aus wie ein Büßer auf den alten dunkeln spanischen Bildern. Da hörte ich sie seufzen: „Der arme Mensch!"

Er sprang rasch zu etwas Anderm über. „Sieh her, Fritz, das hat mir die Großmutter verehrt!" Er hielt ein Beutelchen voll von Goldstücken in die Höhe. „Nun wollen wir lustig leben."

Er ging, und als er den andern Nachmittag wiederkam, sah er matt und niedergeschlagen aus.

„Was ist Dir?" fragte Rau.

„Ich muß Dir beichten, moralischer Freund! Freilich habe ich meine Buße schon weg, denn ich werde lange fasten. Das Gold ist fort in alle Winde, ich habe es heute Nacht an die Polen verspielt, mit denen ich oft zusammen komme. Es sind prächtige Kerls! Zwar muß ich nun ihretwegen krumm liegen, aber das hat schließlich auch seinen Nutzen. Nun kommt der verwünschte Codex wieder zur Ehre meines Besuches, die er lange nicht mehr hatte."

Er ging und Rau sah ihn nur selten. Zu Fastnacht, als Hugo nach Wolfsdorf zur Hochzeit Helenens reiste, verließ Fritz Berlin und ging auf die Universität, wo er sich zum Doctorexamen angemeldet hatte. Und als er promovirt war, reiste er nach Süddeutschland und arbeitete auf verschiedenen Bibliotheken

Die Mittel dazu verschafften ihm Abschriften und Vergleichungen von Handschriften, die er für andere Gelehrte übernahm. Ein Jahr später habilitirte er sich als Privatdocent. Er setzte den Kampf mit dem Leben weiter fort, schlug sich von Monat zu Monat durch, verzichtete nicht selten auf das Mittagsessen, aber er hielt sein Ziel fest. Und er fand Beifall bei seinen Zuhörern durch seine Vorlesungen und bei den Männern seiner Wissenschaft durch die Arbeiten, die er nach und nach veröffentlichte.

Mit Hugo wechselte er ab und zu Briefe. So erfuhr er, daß dieser, ohne seine Arbeit in Berlin beendet zu haben, in Eichberg bei der Großmutter lebte. Er dachte wohl noch daran, nach England zu gehen, aber verschob es von einem Termin zum andern. „Wir leben hier sehr vergnügt," schrieb er einmal. „Nächsten Montag ist bei Petris Taufen, in acht Tagen bei Deiner einstmaligen Marie; ich stehe dort Pathen. Verzweifle nicht an mir, alter Freund, es wird schon noch irgend etwas aus mir werden: wenn auch kein gelehrter Professor, so gewiß ein guter Hausvater. Ich bin für das Practische doch mehr angelegt als für den Bücherkram. Jetzt interessire ich mich für die Landwirthschaft und finde die beste Anleitung dazu bei Vater und Bruder."

Das Jahr 1848 kam mit seinem schönen Frühling und dem Aufstand der Völker. Im Großherzogthum Posen erhuben sich die Polen und verlangten die Trennung vom preußischen Staate. Das Ministerium in Berlin verhandelte und diplomatisirte, endlich entschloß man sich die Waffen ernstlich zu brauchen. Die Division ward kriegsbereit gemacht, zu der Tilesius und Rau als Landwehrmänner gehörten. Sie erhielten die Einberufung zu dem Bataillon Haynitz. Hugo war schon Lieutenant, Rau noch Unterofficier; aber er bekam nach Kurzem den Degen mit dem silbernen Portepée und wurde zum Zugführer befördert.

Die wilde Zeit hatte auch die Landwehrmänner in vielen Gegenden angesteckt; das Bataillon, worin die beiden Freunde standen, erwarb sich einen schlechten Ruf. In Reih und Glied beim Trommelschlag thaten die Leute ihre Pflicht, da wirkte der allgemeine Geist der Armee. Aber außer Dienst waren sie unbändig und schwer zu behandeln. Die Compagnie von Tilesius war besonders wild; besser war die, in der Rau diente. Er konnte sich mehr und mehr auf seine Leute verlassen, sie hatten Respect vor ihm und nannten ihn den „Doctor der Schrift, unser Zugführer."

Es war nur kleiner Krieg, selten kam es zu einem bedeutenderen Gefecht; so ward auch nur in kleinen Abtheilungen marschirt. Tilesius und Rau hatten sich beim Ausmarsch gesehen, dann waren die Compagnien auseinander gekommen. Endlich ward das Bataillon wieder vereinigt, man erwartete sehr bald einen Zusammenstoß mit einer größeren Abtheilung Polen, die Mieroslawski selbst befehligte. So fanden sich die zwei Freunde in dem Dorfe Lubowitz wieder. Hugo war mit den Officieren auf dem Schlosse einquartiert, Fritz hatte mit seinem Zuge die Mühle zur Besetzung erhalten, die etwas vor dem Dorfe gegen die feindliche Stellung hin lag. „Ich gebe Ihnen diesen wichtigen Posten," sprach der Major zu ihm, „weil ich mich auf Sie verlassen kann."

Rau richtete sich hier ein. Als er von dem Baumgarten aus die Umgebung

beſichtigte, trat eine Magd, welche Gras ſchnitt, an ihn heran und grüßte ihn deutſch.

„Biſt Du eine Deutſche?“

„Ja, Herr, aus der Holländerei hinter dem Buſch dort. Sehen Sie ſich heut Nacht vor! Drüben in Wielun wimmelt es von Polen, faſt alle Männer aus unſerm Dorfe, auch der Müller und die jungen Herren vom Schloſſe ſind dort.“

Rau nickte dankend. Er ließ einen Verhau über den Weg nach Wielun machen und traf die andern nöthigen Anſtalten. Dann ging er auf den Herrenhof und meldete ſeinem Hauptmann, was er wußte. „Das ſtimmt zu unſern übrigen Nachrichten,“ bemerkte dieſer kurz. „Sie kennen Ihre Inſtruction, Zugführer.“

Tileſius hatte den Freund erblickt und zog ihn in den verwahrloſten Garten zu einem Geſpräch. „So viel Zeit läßt Dir ſchon der Dienſt; ich muß mit Dir reden. Dieſes Jahr wirft mich ganz aus der alten Bahn, ich bin über meine Zukunft nun entſchieden. Haſt Du die zwei Schloßfräulein geſehen, Broniſlawa namentlich, die größere? Ein köſtliches Mädchen; ſie iſt die Schweſter eines meiner polniſchen Freunde aus Berlin.“

„Ich ſah ſie. Schön iſt ſie und ihr Bruder ſteht drüben in Wielun, um morgen auf Dich zu ſchießen.“

„Abwarten,“ rief Tileſius, „ich glaube nicht, daß die Polen Stand halten, wir ſind zu ſtark. Mir geht das Mädchen auch mehr im Kopf herum als der Krieg. Ich bin von Broniſlawa bezaubert; geſtern Abend in jener Laube hat ſie mir geſtanden, daß ſie mir gut iſt.“

„Das iſt raſch gegangen,“ bemerkte Rau.

„Ja und bald ſoll auch die Hochzeit ſein, gleich nachdem der Feldzug aus iſt, was ſehr bald ſein wird. Ich kaufe mich in dem Großherzogthum an, wo die Güter nach dem Aufſtand ſpottbillig ſein werden. Der Boden iſt weit beſſer, als ich gedacht habe.“

„Weißt Du denn, Hugo,“ fragte Fritz ſehr ernſt, „was es für den deutſchen Mann bedeutet, eine Polin heirathen?“

„Nun was denn, kluger Kamerad?“

„Sein Haus wird polniſch, das bedeutet es.“

„Das werde ich ſehen, ob Broniſlawa es fertig bringt. Uebrigens ſpricht ſie ganz leidlich deutſch. Sie iſt bei den Urſulinerinnen in Breslau erzogen worden. Für heute bitte ich Dich nur in ihrem Namen um einen Dienſt. Sie hat drüben in einem Dorfe eine kranke Couſine, die ſie pflegen ſoll. Der Weg geht durch die Mühle; Du wirſt ſie durchlaſſen, Fritz!“

Rau ſah den Freund erſtaunt an; dann ſprach er ruhig: „Ich habe ein Paar Bäume über die Straße werfen laſſen und einen Doppelpoſten dazu geſtellt, mit geladenem Gewehr natürlich. Die Gewehre gehn los, wenn Jemand dort durch will, und wäre es auch die ſchöne Broniſlawa Kuczynska.“

Hugo biß ſich in die Lippen und ſtampfte mit dem Fuße; aber er faßte ſich und reichte Fritz die Hand. „Du magſt aus Allem ſchließen, wie ſehr das Mädchen es mir angethan hat; ſo wie dieſe hat mich noch Keine gepackt. Ade! auf Wiederſehen morgen früh!“

Rau ging auf seinen Posten in schweren Gedanken über den Freund. Es war Juni, die Nächte waren kurz und zu einem Ueberfall schlecht geeignet. Man hörte nur aus der Ferne durch die dunkle Stille Geräusch von Wagen: ab und zu war es, als ritte ein Trupp heran. Aber die Posten waren wach und es geschah nichts.

Um fünf Uhr Morgens traten die Preußen an. Vor dem Abmarsch stunden die Officiere auf dem Dorfplatz bei einander. Hugo kam zu Fritz und reichte ihm die Hand. „Wir kommen heute wirklich ins Feuer. Vergiß meine Uebereilung von gestern. Wenn eine Kugel mich fortnehmen sollte, so schreib meinem Vater ein gutes Wort. Und Du? hast Du mir einen Auftrag zu geben?"

„Sollte ich fallen, so grüße Deinen Vater und Deine Schwester von mir, auch Marie, und sage dieser, ich hätte des Gespräches im Thiergarten oft gedacht."

„Ich will Alles bestellen, Freund; doch hoffe ich, wir sitzen heute Abend gesund bei einander und dann reden wir weiter über Deinen Auftrag."

„Behüte Dich Gott, Hugo!" sprach Fritz herzlich und trat zu seinem Zuge.

Wielun war von den Polen stark besetzt. Das kreisförmig gebaute Dorf hatte einen einzigen Eingang, der durch eine kleine Halbmondschanze gedeckt worden war, aus der zwei Geschütze feuerten. Als Citadelle konnte man den seitwärts und höher gelegenen ummauerten Kirchhof betrachten.

Das Gefecht kam bald in Gang. Die preußischen Compagnien entwickelten sich und gingen zum Angriff vor. Da sie aber keine Artillerie zur Unterstützung hatten und die Polen hinter den Gartenmauern und Häusern gedeckt lagen, verloren sie unverhältnißmäßig viel Leute, ohne vorwärts zu kommen. Brachen die Feinde hier und da heraus, so wurden sie zurückgeworfen, allein in das Dorf brachen die Preußen nicht ein.

Die beiden Fähnlein, zu denen die Freunde gehörten, stunden noch im Rückhalt. Der commandirende Oberst erkannte, daß die Erstürmung des Kirchhofes nothwendig sei, um Wielun zu nehmen, und er befahl der Compagnie, in der Tileßius stund, den Angriff; die andere sollte im Nothfalle unterstützend eingreifen.

Die Besatzung des Kirchhofes ließ die Unsern herankommen, dann gab sie heftiges Feuer ab. Die Landwehrleute wurden stutzig und gingen zurück, zumal der Hauptmann an ihrer Spitze gefallen war. Die Officiere sammelten die Mannschaften wieder und führten sie vor; Fritz sah, wie Hugo tapfer voran stürmte, aber die polnischen Kugeln streckten Viele nieder, und nach einer neuen Salve gewahrte er den Freund nicht mehr. Die Compagnie kam in Unordnung zurück und ward von den ersten Zügen der andern aufgenommen. Das Gefecht stund in diesem Augenblick auf allen Punkten mißlich. Die Polen sahen den Feind erschüttert und machten, nachdem ihre Geschütze rasch hinter einander eine Zeitlang gefeuert hatten, kräftige Vorstöße aus dem Dorfe. Der Angriff auf den Kirchhof ward zwar fortgesetzt, aber glückte nicht besser. Die Polen brachen auch hier heraus und es kam zu einem wirren Durcheinander auf dem Felde davor. Da hielt Rau die Zeit gekommen, vorzugehen: seine kleine Schar war der letzte Rückhalt. Er ließ einen Trommler, der zu ihm gerathen, den Sturmmarsch schlagen, und

in feſtgeſchloſſenem Keil, das Gewehr zur Attake gefällt, ſtürmte der Zug in das Gewirre hinein. Viele von den verſtreuten Landwehrmännern ſchloſſen ſich an; der wachſende Keil drang durch Feind und Freund hindurch, mancher Mann fiel, aber es ging vorwärts und an der Kirchhofpforte angekommen, kehrten die Leute die Gewehre um und ſchlugen Alles nieder, was ſich wehrte. Auf dem Kirchhof ging das Schlagen weiter, er war bald genommen, und nun ließ Rau von der Höhe in das Dorf ſchießen. Die Polen ſahen ſich in der Flanke angegriffen, die Preußen vor dem Dorfe ſammelten ſich zu einem neuen allgemeinen Sturm, und nach heftigem Ringen war der Tag entſchieden. In Unordnung räumten die Feinde Wielun; ihre Verfolgung übernahm die Schwadron brauner Huſaren, welche dem Fußvolk zugetheilt war.

Als der Befehlshaber der Halbbrigade nach dem Gefecht auf den Kirchhof kam, den Rau beſetzt hielt, ſprach er der Mannſchaft ſeine Anerkennung aus und verkündete dem Zugführer, er werde ihn heute noch höheren Ortes zum Officier vorſchlagen.

Nachdem die nothdürftigen Quartiere in Wielun bezogen waren, ging Fritz auf den Wahlplatz, Hugo aufzuſuchen. Die gefallenen und verwundeten Officiere waren ſeitwärts unter eine Reihe Linden getragen worden; unter ihnen lag Tileſius todt, eine Kugel war durch ſeine Stirn gegangen. Ruhig, faſt lächelnd war der Ausdruck ſeines Antlitzes.

Erſchüttert ſtund Rau vor ihm. Was ging nicht alles durch ſeine Gedanken von jenem Junitage in Berlin bis auf dieſes Leichenfeld!

Der älteſte Officier in der Compagnie trat an Rau. „Kamerad, Sie ſind mit dem gefallenen Lieutenant Tileſius befreundet geweſen. Ich habe als ſein nächſter Vorgeſetzter die Pflicht, ſeinem Vater dienſtlich die Trauernachricht zu geben. Legen Sie einige Zeilen bei, ſie werden dem wunden Herzen wohlthun. Wir ſchicken die Leiche morgen in die Heimath. Nun, er hat den beſten Tod gefunden, den wir Soldaten ſterben können.“

Rau beugte ſich über Hugo und legte die Hand auf ſein Haupt; er ſprach leiſe: „Wäre es nicht beſſer geweſen, ich läge ſtatt Deiner hier? Viele Thränen wären nicht gefloſſen!“

In den nächſten Tagen hatte Rau's Compagnie ein kleines Städtchen beſetzt, worin viel polniſche Verwundete von dem Wieluner Gefecht lagen. Er hatte die Wache in dem Hauptlazareth. Polniſche Damen in ſchwarzen Trauerkleidern mit weißen Streifen am untern Saume pflegten ihre Landsleute. Fritz erkannte Broniſlawa Kuczynska darunter und auch ſie gewahrte ihn. Sie trat an ihn heran, das Geſicht war bleich, die ſchönen Züge matt, um die langen aſchblonden Zöpfe war eine Trauerſchleife geknüpft.

„Sie ſind der Freund des Lieutenant Tileſius?“ redete ſie ihn franzöſiſch an. „Wo findet man ihn?“

„Im Todtenſchrein auf der Fahrt in die Gruft ſeiner Väter,“ antwortete ihr Rau deutſch. „Eine polniſche Kugel hat ihn vor dem Kirchhof von Wielun niedergeſtreckt.“

Broniſlawa ward noch bleicher und ſie ſprach mit feierlicher Stimme:

„Viele polnische Väter beweinen ihre Söhne und viele Töchter des heiligen Vaterlands stimmen die Todtenklage an. Wir haben theures Blut vergossen, aber auch unsere Feinde. — Warum stehn Sie hier und liegen nicht vor Wielun?"

Rau sah mit festem Auge das bleiche Mädchen an, welches erregt zitterte und sprach: „Weil ich meinen Freund rächen mußte, und ich habe ihn gerächt. Der Kirchhof dort drüben ist dessen Zeuge!"

Die Polin richtete sich hoch auf, eisig waren ihre Blicke, als ob sie den Deutschen vor sich versteinern möchte, der sie ruhig und voll trauriger Theilnahme anblickte.

Dann wandte sich Bronislawa Kuczynska langsam um und sie spie nicht vor ihm aus, wie die polnischen Damen damals in den Lazarethen vor den preußischen Officieren zu thun liebten.

Der Posener Aufstand ging zu Ende, die Landwehrbataillone marschirten in ihre Heimathkreise zurück und wurden bis auf kleine Stammcompagnien aufgelöst. Auch Rau konnte den blauen Rock ausziehen, nachdem er zuvor die Epauletten erhalten hatte. Er kehrte auf seine Universität zurück; nach Wolfsdorf zuvor zu gehn, hatte er nicht über sich vermocht.

Anderthalb Jahre später erhielt er eine Professur an einer süddeutschen Hochschule; nun hatte er die Noth besiegt, sorglos durfte er in die Zukunft schauen. Sein Name gewann guten Klang; von seinen Collegen ward er geschätzt, von den Studenten hochgeachtet, und die Wenigen, denen er sich näherte, hingen fest an ihm. Er lernte manche Frau, manches Mädchen kennen, die ihm Wohlwollen und Gunst bezeugten; es kam zuweilen das Verlangen nach häuslichem Glück über ihn; öde und kalt erschienen ihm die saubern Räume seiner Wohnung, in denen nur Bücher ihn umfingen. Aber er konnte sich nicht zur Ehe entschließen und ein Jahresring legte sich an den andern.

Er hielt eine Zeitung seiner Heimath, um mit den dortigen Vorgängen bekannt zu bleiben. Da fiel eines Morgens sein Blick auf einen Bericht aus Haynitz, an dessen Schluß es hieß: „Große Theilnahme erregt das plötzliche Hinscheiden des Dr. Petri, eines beliebten Arztes und verdienten Stadtverordneten. Auf einer Jagd entlud sich sein Gewehr und führte den augenblicklichen Tod des blühenden Mannes herbei."

Rau las mechanisch die Zeilen mehrmals, er saß lange in tiefen Gedanken, dann ging er hinaus in die Berge, welche seinen Wohnort nahe umzogen und erst am Abend kehrte er zurück. Er arbeitete noch emsiger als früher, unternahm absichtlich ein Werk, das ihm wenig zusagte und ihn darum ganz forderte. Zwei Jahre lebte er in strengem Schaffen; während der Ferien ging er zur Erholung in den Süden.

Endlich nöthigte ihn ein Todesfall in seiner Familie zur Reise in sein Heimathland. Er kam auch nach Haynitz. Auf seine Erkundigung vernahm er, daß die Doctorin Petri noch in der Stadt wohne. Aber er brachte es nicht über sich, sie zu besuchen. Er hatte mit der Vergangenheit abgeschlossen und wollte nicht daran rühren. Helenens jungfräuliche Gestalt stund vor ihm wie ein heiliges Bild; die Frau und die Wittwe kannte er nicht.

Doch nach Wolfsdorf zog es ihn zum Grabe Hugo's. Er fuhr hinaus und mit bewegter Seele in den Herrenhof. Vor der Hausthür ſtund ein kleines Mädchen, etwa ſieben Jahre alt, das den vorfahrenden fremden Herrn knixend begrüßte und ihm die Hand bot. „Guten Morgen," ſagte es, „biſt Du nicht der Onkel Rau?"

„Woher kennſt Du mich, liebes Töchterchen?" fragte er erſtaunt.

„Nun der Großvater ſagt ſo oft: Herr Rau kommt ſicher einmal zu meines Hugo's Grabe, und da denke ich mir, Du mußt der fremde Onkel ſein, weil ich alle Herren kenne, die nach Wolfsdorf kommen und Dich allein nicht kenne."

„Du biſt ein kluges Kind," ſprach Fritz, „wie heißt Du denn!"

„Nu, Fritzchen Petri! Das kannſt Du Dir ja doch denken!" rief die Kleine. „Siehſt Du, da kommt der Großvater!"

Herr Tileſius erkannte den Gaſt ſofort, er umarmte ihn bewegt und ſprach: „Ich wußte es, Sie würden einmal kommen."

Er führte ihn in die wohlbekannte Wohnſtube und that die nächſtliegenden Fragen.

Nach einiger Zeit trat Helene herein, ihr Töchterlein an der Hand. Rau's Herz erbebte. Die Frau ſah ſo mädchenhaft aus, ſo unmerklich verändert, daß er zu träumen glaubte. Die beiden ſtunden eine kleine Weile ſtumm vor einander, dann reichte ſie ihm die Hand und ſprach mit der weichen, tiefen Stimme, die ihn rührte: „Haben Sie Dank, daß Sie gekommen ſind, denn ein Herzenswunſch meines Vaters iſt erfüllt."

Rau mußte nun auf des Alten Bitte von ſich erzählen, und er ſchilderte kurz und knapp ſeinen Lebensgang ſeit Berlin. Das Kind hatte ſich an ihn geſchmiegt und er legte ſeinen linken Arm um dasſelbe. Als er geendet, ſprach der Gutsherr: „Sie haben, mein theurer Profeſſor, Ihr Ziel von Anfang an feſt im Auge gehalten und Ihr Boot durch Waſſer und Wind mit ſicherer Hand geſteuert. Sie liegen nun im Hafen und haben guten Gewinn am Bord. Aber, wenn ich als Landwirth reden ſoll: Ihre Saat iſt aufgegangen, ſie ſteht in blühenden Halmen, doch will mich dünken und das thut mir weh, weil ich Sie lieb habe, daß kein warmer linder Wind darüber weht und daß die Sonne fehlt, welche allein die Freude des Gedeihens gibt."

Rau ſah den Alten traurig an und ſenkte die Augen mit einem Seufzer. Das Geſpräch ſtockte. Da ſprach das Kind, welches über der Unterhaltung ſchon ungeduldig geworden war: „Onkel, willſt Du jetzt auf den Kirchhof zu unſerm Hugo gehn? Ich will Dich führen."

„Führe mich, Du kleiner Engel!" antwortete der Profeſſor und erhub ſich. Fritzchen ergriff ſeine Hand und trat vor die Mutter:

„Gehſt Du nicht mit, Mama?"

Nach einigem Zögern antwortete ſie: „Ich geh mit Dir."

Der Mann und die Frau ſchritten ſchweigend den kurzen Weg neben einander her. Der kühlende Wind wehte vom Gebirge wie einſt, auf dem Kirchhof blühten Glockenblumen und das Labkraut wie damals am Rain, ſtatt Hugo's lief das kleine Mädchen hin und her mit heiterem Geplauder.

An der Südwand der Kirche lag das Grab neben dem der Mutter. Hinter

ihm aus der Mauer schaute ein steinerner Ritter von Wolfsdorf in Helm und Harnisch, in der Rechten den Streithammer, so keck in das Land hinaus wie Hugo einst ins Leben. Den Grabhügel hatte dunkler Epheu umsponnen, daneben stund eine Bank, worauf der Vater oft saß, der geschiedenen Lieben gedenkend.

Im ernsten Sinnen stunden die zwei an dem Grabe. Endlich hub Helene an: „Herr Professor, erzählen Sie mir von den letzten Tagen meines Bruders. Setzen wir uns auf die Bank!"

Sie saßen neben einander; aber der Professor redete nicht, er schaute die junge Frau wie verloren an, dann raffte er sich zusammen und sprach:

„Frau Doctorin, ich werde Ihnen später von Hugo berichten, der seinen Frieden im Tode gefunden hat. Doch jetzt lassen Sie mich von Einem reden, der gern noch im Leben Ruhe gewönne und der Ihnen darum beichten möchte. Als Sie vorhin in das Zimmer traten, mich zu begrüßen, da kam es über mich, als würde ich acht Jahre jünger. Es war mir, als sänken dunkle Wolken nieder in die Tiefe und ich stünde frei auf sonnigem Bergplane, die Luft wehte mich erfrischend an und badete mich im Strome des Vergessens. O könnte ich Alles vergessen, was in diesen Jahren geschehen ist; ach könnten auch Sie vergessen!"

Er griff nach ihrer Hand, sie ließ ihm dieselbe einen Augenblick und er fuhr fort: „Wenn Sie mich ganz verstehn sollen, Frau — Helene! wie ich damals war, als wir uns hier und in Berlin kennen lernten, so müßte ich weit ausholen; ich will aber kurz sein. — Ich habe keine leichte Jugend gehabt; vieles empfand ich als schwer, das andere Kinder kaum beachten. Ich merkte auf manchen Mißklang im Hause und ließ ihn grell in mir wiedertönen. Verlegenheiten und Nöthe der Eltern lasteten auf mir heimlich, während sie keine Ahnung hatten, daß ich darum wußte. Ich war als halbwachsener Knabe ein Pessimist, und doch lebte neben diesem schwarzen ein weißer Geist in mir, der mich fröhlich sein ließ mit den Spielgefährten und ein Kind unter Kindern.

„Ich begehrte nach Liebe und fand sie nicht. Das Herz verlangte ich eines Freundes, einer kleinen Freundin, irgend eine Seele, die mich begriff, an die ich mich mit der ganzen Wärme der erwachenden Menschennatur schließen durfte. Keine öffnete sich mir. Ich sah finster aus, und der Tadel des Vaters darüber trieb mich tiefer in meine Düsterkeit.

„Auf dem Gymnasium ward ich zunächst noch verbitterter. Ich war nicht ganz reif in die oberen Classen gesetzt worden und hatte darunter zu leiden. Nach einem Jahre stund ich den Andern gleich, in Vielem hatte ich die Meisten überholt und ich blieb ihnen überlegen. Die mich früher ausgelacht hatten, verachtete ich und zeigte es ihnen schroff. Alle hatten Respect vor mir, aber sehr wenige liebten mich. Damals berührte mich die Liebe. Ich war ein hübscher Bursche geworden, und ein schwarzäugiges Mädchen, wenig jünger als ich, that es mir an. Wir haben niemals uns gesagt, daß wir uns lieb hatten, aber wir wußten es. Ich betrachtete sie still für mich als meine Braut, der ich Treue halten wollte, so gewiß ich Fritz Rau hieß. Wenn ich auf meine Zukunft ein Licht scheinen lassen wollte, dachte ich an sie. Ehe ich zur Universität abging, hieb ich ein paar Kameraden, die sich nicht achtungsvoll genug über Mathilde geäußert hatten, mit dem Rapier durch.

„Ein halbes Jahr ſpäter verheiratheten ſie ihre Eltern. Sie hatte ſich ſtill gefügt, nachdem der Vater ihr geſagt: „Ich weiß wohl, Du denkſt an einen gewiſſen Jungen, aber ſchlag' Dir dieſe Thorheit aus dem Kopfe. In zehn Jahren vielleicht kann er um Dich werben und in zwölf Dich heirathen, der Binnichts und Habenichts."

„Um jene Zeit bekam ich philoſophiſche Bücher in die Hand, welche auf die Erſchütterung der religiöſen und ſittlichen Grundlagen unſers Volkes hinarbeiteten, junghegel'ſches Zeug. Das Peſſimiſtiſche darin behagte mir, es entſprach meiner ganzen Stimmung, ich prüfte nicht weiter, ob die Vorausſetzungen jener Philoſophen die richtigen, ihre Beweisführung ehrlich, ihre Schlüſſe logiſch ſeien. Mir erſchien das Leben leer und nichtig, die Frauenliebe eitler Tand, meine Religion ward wie bei manchem alten Heiden der Glaube an mich ſelbſt. Schlag' Dich tapfer durch, ſieh nicht rechts noch links, wahre Deine Ehre und erhoffe vom Leben kein Glück! Der weiße Geiſt war aber nicht völlig dem ſchwarzen gewichen. So hart ich ſchien, ich war innerlich weich; ſo finſter ich meiſt ausſah, ſo fröhlich konnte ich ſein, wenn mich ein Sonnenſtrahl aufſuchte.

„So war ich damals in Wolfsdorf, ſo in jener Octoberwoche. Unbefangen trat ich unter Ihr väterliches Dach, und die Luft darin that mir unendlich wohl. Ich fand Wohlwollen und Freundſchaft auf allen Seiten, wie noch nie in meinem Leben. Meine Seele ſchloß ſich auf, und Ihre Augen leuchteten ſo warm und traulich mich an, daß ich Sie an mich hätte drücken mögen, in reiner Lebensfreude, ohne Leidenſchaft und ohne Verlangen nach Ihrem Beſitz. Und als ſich dies zu regen begann, ging ich. Der ſchwarze Geiſt trat zu mir und flüſterte: „Du ſollſt allein durch die Welt gehn, Alles iſt eitel! Hänge Dich an keinen Andern, am wenigſten an ein Weib! Nur Du ſelbſt biſt Dir treu!"

„In Berlin bei Ihrem Beſuche wachte meine Empfindung für Sie unter der leichten Aſche neu auf und ward täglich wärmer. Aber wenn ſie mich übermannen wollte, redete jene kalte Stimme und dämpfte die Flamme. In dieſer problematiſchen Stimmung überraſchte mich Ihre Freundin Marie mit jenem Geſpräche, das Sie kennen werden."

Helene nickte bejahend.

Er fuhr fort: „Der Schein fiel auf mich eines leichtfertigen Coquettirens, eines frevelhaften Spiels mit Ihnen. Sie mußten ſich hiernach von mir ſcheiden und Sie thaten es durch einen Entſchluß, der mir die Binde von den Augen riß. Hatte ich noch am Abend jenes unſeligen Tages an meiner Leidenſchaft für Sie gezweifelt, ſo wußte ich vier Wochen ſpäter, daß ich mich ſchwer getäuſcht hatte. Ich liebte Sie nun mit Schmerzen und begehrte mit leidenſchaftlicher Sehnſucht ein Glück, das mir ſo nahe geweſen war und das ich für immer verloren hatte.

„Die Zeit der Buße und der Läuterung kam nun für mich. Ich trat in das bewegtere Leben und lernte es begreifen. Feſt ſtrebte ich zum Ziele, möglichſt auf mich ſelbſt geſtützt, allein ich erkannte die Nothwendigkeit der Freundſchaft und der Liebe zu dem Glücke des Menſchen. Ich gewann den Glauben wieder an Gott und an eine ſchöne Menſchlichkeit, meine Seele ward harmoniſcher.

„Ihrer dachte ich täglich, aber nicht der Frau, die einem Andern gehörte,

auch dann nicht der Wittwe. Ich dachte nur des Mädchens, und dieses war für immer verloren. Ich bin einsam geblieben vor den Menschen; aber in meinem Innern ist jene Helene das Weib, dem ich angehöre, so lange ich athmen werde."

Er schwieg. Helene hub an: „Sie sagten mir, da Sie mich vorhin erblickten, wäre es Ihnen gewesen, als seien die acht Jahre in die Tiefe versunken? ich sei Ihnen erschienen als das Mädchen, das Sie damals zuerst schauten?"

„So ist es," erwiderte er, „und je länger ich Sie anblicke, um so lebendiger sitzt Helene Tilesius neben mir, ach, meine verlorene Helene!"

Er hatte es unwillkürlich laut gerufen, die Frau erhub sich, aber er zog sie bittend auf die Bank zurück. Das Kind kam herbeigesprungen, sah die Beiden an und sprach: „Mutterle, ich habe ihn so lieb!"

„Geh, mein Töchterchen! spiele mit Deinen Blumen!" sagte Frau Helene, „ich muß noch mit dem Onkel reden."

Fritzchen eilte fort.

„Sie haben mir gebeichtet, mein Freund!" sprach die Doctorin weiter; „nun will auch ich Ihnen ein Bekenntniß thun. Schwer haben Sie damals gegen mich gesündigt. Ich mußte glauben, daß Sie mich liebten und — ich glaubte es so gern, weil ich Sie von der ersten Stunde ab lieb hatte. Der Inhalt jener dunkeln Rede zu Marie blieb doch deutlich der, daß Sie mich nicht liebten. Es war der erste große Schmerz meines Lebens. Doch reichten Sie mir zugleich das einzige Heilmittel dagegen, den Stolz. Dunkle Tage folgten, und als mir da ein Mann nahte, welcher stürmisch um mich warb, gab ich seinem Drängen nach. Ich ward sein, zuerst in dumpfer Gleichgültigkeit, äußerlich heiter, innerlich wund und traurig. Aber es war Gottlob ein guter Mann und ich durfte nicht bereuen, seine Hand genommen zu haben. Ich gewann ihn lieb und war sein gutes Weib. Wenn in einsamen Stunden das Bild eines Andern mir erschien, so brach ich dem Gatten die Treue nicht, denn dieser Andre war für mich ein Todter, den ich vor Zeiten geliebt hatte."

Nach einer Pause fragte der Professor: „Sie haben Ihr Töchterlein auf den Namen Friederike taufen lassen?"

Helene zögerte mit der Antwort, dann sprach sie leicht erröthend: „Ja, nach der Pfarrerstochter von Sesenheim, der rührendsten, mir liebsten Mädchengestalt in Goethe's Leben."

Rau ergriff ihre Hand und küßte sie; Helene ließ ihm dieselbe und er begann: „Sehen Sie jenen Hügel über dem Dorfe dort? Von ihm hat mir Hugo am ersten Tage unsrer Bekanntschaft eine Sage erzählt. Eine weiße Frau erscheint zuweilen in den Burgtrümmern, und der Mann, dem sie sich zeigt, kann sie und den Schatz, den sie hütet, gewinnen, wenn er zur rechten Stunde die rechte Frage thut. Viele haben es versucht, aber sie versank vor ihnen, weil sie durch Blendwerk getäuscht die Frage nicht thaten. Aber Einer kommt noch, der sie gewinnen wird nach des Volkes Sage. — Helene, ich bin gewesen, wie einer jener Thoren, und vor mir verschwanden Sie und mein Glück. Lassen Sie diese Stunde die heilbringende sein, ich beschwöre Sie! Wieder sind Sie mir erschienen, wieder stehe ich vor Ihnen, nach langer Buße und redlicher Läuterung, und ich wage jetzt die Frage, an der meine Seligkeit hängt."

Er ſah ſie an, treu und innig, das Auge der jungen Frau leuchtete, und er ſprach leiſe:

„Helene, ich werbe um Sie. Wollen Sie mein Weib werden?“ Ihre Hand bebte in der ſeinen, und bittend wiederholte er: „Geliebte meiner Seele, ſei mein!“

Sie neigte ihr Haupt zu dem ſeinen und flüſterte: „Ich bin Dein.“

Sie ſaßen eine Zeitlang, Auge in Auge verſenkt, im Gefühle ſeligen Friedens, ſie wußten nicht wie lange. Da kam Fritzchen und ſah wie der Mann ihre Mutter umfaßt hielt. Sie ſtellte ſich vor ihn und fragte: „Du haſt wohl Mama ſehr lieb?“ Er hub das Kind zu ſich empor und ſagte: „Das iſt ein Brautſchatz, den Du mir zubringſt, geliebte Helene, der den Reichthum Deiner Liebe noch vergrößert. Liebes Fritzchen, willſt Du meine Tochter werden?“

Die Kleine jubelte und ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und koſte ihn, nicht recht begreifend, was das Alles bedeute. Helene aber drückte den erſten Kuß auf die Lippen des geliebten Mannes.

In dem Herrenhauſe war inzwiſchen Beſuch aus dem Walditzer Paſtorat angekommen: Frau Marie, auf deren gutem Geſicht der Sonnenſchein lag. Der Gutsherr hatte ihr gleich beim Eintritt entgegen gerufen: „Rau iſt heute früh gekommen. Er iſt mit Helene auf dem Kirchhofe.“

„Wie ſteht es mit ihm? wie iſt er?“ hatte Marie gefragt.

„Er iſt geworden wie ich erwartete, feſt, tüchtig, in guter Stellung. Aber er ſieht düſter aus, er ſcheint nicht glücklich.“

„Wenn er es heute nicht wird, kann er es niemals werden,“ ſprach die Paſtorin.

Herr Tilefius ſah ſie noch fragend an, als Fritz und Helene hereintraten, neben ihnen das fröhliche Kind. Aus ihren Augen glänzte es wie Morgenſonnenſchein und Marie flog, als ſie es ſah, der theuren Freundin entgegen, die ſie feſt umſchlang.

Der Profeſſor ſchritt auf den Gutsherrn zu und faßte ſeine beiden Hände: „Lieber Vater! was ſich vor Jahren fand und bald wieder verlor durch meine Schuld, das hat ſich heute für immer wieder gewonnen. Die Sonne ſcheint nun warm auf mein Saatfeld. Helene und ich haben unſern Bund für das Leben gemacht. Nehmen Sie mich zum Sohne an?“

Ueberraſcht und bewegt umarmte ihn der Alte: „Gottlob, daß ich das erlebt habe, was ich vergebens erhoffte, als Sie vor acht Jahren zu uns gekommen waren. Ihr lieben Kinder, Helene und Fritz, der Himmel ſegne Euch ein reiches langes Leben ein!“

Marie reichte dem Freunde die Hand und ſprach: „Nun iſt es doch zum guten Ende kommen. Sie haben geſühnt, was Sie unter den Kiefern des Thiergartens verbrachen. Ich darf wieder zu der von Ihnen reden, die von Anfang an für Sie beſtimmt war, und ich kann Sie wieder lieb haben. O, Sie ſtolzer Mann: das Köſtlichſte auf dieſer Erde iſt doch das Frauenherz, und keine Wiſſenſchaft noch keine Ehre geben das Glück, wenn Frauenliebe fehlt.“

Zu Diderot's Gedächtniß.

Rede

zur Feier des Leibnizischen Jahrestages gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. Juli 1884

von

E. du Bois-Reymond *).

Es ist eine merkwürdige Betrachtung, welche wohl verdiente weiter ausgesponnen zu werden, einen wie großen Einfluß auf unsere Anschauungen der Umstand geübt hat, daß wir zehn Finger haben, indem er bei dem größten Theil der Culturmenschheit dem decadischen Zahlensysteme zum Siege verhalf, und den Potenzen von Zehn in unserer Vorstellung eine ganz unberechtigte Bedeutung gab. Durch keine Ueberlegung vermögen wir das Bild der in Jahrhunderte getheilten Weltgeschichte los zu werden. Einem Verse des Psalmisten entsprang der mittelalterliche Wahn des Millenniums. Hätten wir sechs Finger an jeder Hand, die Chiliasten hätten erst zu Neujahr 1729 das jüngste Gericht erwartet. So wie wir erzogen sind, sprechen wir von der Kunst des Cinquecento, vom Geist des siebzehnten, des achtzehnten Jahrhunderts wie von Wirklichkeiten; und zufällig trifft, uns in unserer Täuschung zu bestärken, die Jahrhundertwende öfter zusammen mit einem entscheidenden Ereigniß, wie mit der Entdeckung Amerika's, der französischen Revolution. Wir lachen über den Bauern, der den Wetterprophezeiungen des hundertjährigen Kalenders mehr traut, als denen der Hamburger Seewarte; aber wir finden es in der Ordnung, daß man die n×hundertste Wiederkehr der Geburt oder des Todes großer Menschen feiert, und gern vergegenwärtigen wir uns, wie die Welt vor hundert Jahren aussah.

Vor hundert Jahren, nach dem Frieden von Versailles, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten besiegelte, schienen die Pforten des Janustempels für lange geschlossen. Noch thronte in vereinsamter Größe der Weltweise von Sanssouci; er hatte Voltaire seit fünf Jahren, das Jahr zuvor d'Alembert verloren. Goethe saß, mit seinen Fesseln spielend, zu den Füßen der Frau von Stein,

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

der jugendliche Schiller verklärte eine dunkle spanische Hofgeschichte mit weltreformatorischen Gedanken. In England machte Cavendish Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff. Von Niemand in seinem vollen Umfang geahnt, nahte sich in Paris das ungeheure Verhängniß, welches bis heute die Geschicke Europa's unmittelbar beherrscht. Einstweilen fehlte es dort zwar an Brot, nicht aber an Schauspielen. Im April war, nach langen Kämpfen, Figaro's Hochzeit über die Bühne gegangen. Montgolfier und Charles wetteiferten in dem neuen Wagniß, sich in die Wolken zu erheben. Die vornehme Welt umstand Mesmer's magnetisches Becken und flüsterte sich die Halsbandgeschichte zu. In einer prachtvollen Wohnung aber in der Rue Richelieu, welche die Kaiserin Katharina erst eben für ihn hatte herrichten lassen, starb am letzten Tage dieses Monats vor hundert Jahren eines der berühmtesten Mitglieder unter allen, welche diese Akademie je gehabt, unter den geistreichen Männern des geistreichsten Jahrhunderts vielleicht der geistreichste, Denis Diderot.[1]

Frankreich schickt sich an, sein Andenken durch ein Standbild zu ehren, und an Kundgebungen aller Art zu seiner Verherrlichung wird kein Mangel sein. Eine glückliche Fügung versetzt uns in die Lage, unserer Theilnahme an dieser Feier im Voraus Worte geben zu können, und vermuthlich die Ersten zu sein, welche sie bei festlicher Gelegenheit öffentlich zur Sprache bringen. Ich darf gewiß im Namen der Akademie sagen, daß wir dies mit besonderer Freude thun. Das Nationalgefühl, — an sich nicht berechtigter als der Adelstolz, den die vom Nationalgefühl am heftigsten Entbrannten meist verabscheuen, — das Nationalgefühl hat in Frankreich vielfach die Gestalt des Nationalhasses gegen uns angenommen, und auch in literarischen Kreisen fehlt es dort nicht an Solchen, welche die gefährliche Flamme schüren. Um so werther ist uns die Erinnerung an die Zeiten, wo diese neue Barbarei noch nicht die Gemüther verwirrt hatte; wo durch Voltaire, Maupertuis, La Mettrie, d'Alembert, Diderot unsere Akademie Frankreich eng verbunden war; wo diese Männer, der Ruhm ihrer Nation, sogar trotz zeitweiligem Kriegszustande sich als Glieder unserer Körperschaft fühlten, und wo die Wissenschaft, die Culturbestrebungen noch ein scheinbar unzerreißbares Band um alle Völker schlangen.[2] Wir sind stolz, daß Diderot längst unser war, ehe Voltaire vergeblich sich anstrengte, ihn in die Académie Française zu bringen, welche ihm stets verschlossen blieb, daher er bei vielen Gelegenheiten emphatisch genannt wird: Diderot, de l'Académie de Berlin.[3] Doch nahm er nie an diesem Tische Platz, da er auf seiner Petersburger Reise aus nicht ganz durchsichtigen Gründen Friedrich's Einladung nach Potsdam ablehnte.

Eine Studie über Diderot, wenn ich eine solche beabsichtigte, würde der Akademie nicht zum ersten Male geboten. Schon 1843 hat Friedrich von Raumer sich hier eingehend mit ihm beschäftigt. Etwas Neues über ihn zu sagen, blieb länger möglich, als bei anderen Persönlichkeiten, weil mehrere seiner besten Erzeugnisse, beispielsweise „Rameau's Neffe", erst spät nach seinem Tode ans Licht traten. Doch möchte es jetzt sehr schwer sein, neue Gesichtspunkte aufzufinden, aus denen er zu betrachten wäre, geschweige neue ihn betreffende Thatsachen. Abgesehen von zahllosen Aufsätzen über Diderot von welchen ich nur die von

Goethe, Carlyle und Sainte-Beuve nenne, besitzen wir in dem zweibändigen Werke von Rosenkranz (1866) eine so allseitige, gründliche, unparteiische, und bei solcher Gediegenheit so geistvolle Würdigung des Schriftstellers und Menschen Diderot, daß man wohl daraus schöpfen, kaum darüber hinausgehen kann. Die seitdem von Jules Assézat, der während der Arbeit starb, begonnene, von Hrn. Maurice Tourneux beendete große Gesammtausgabe der Werke Diderot's (1875—1877) hat denn auch trotz liebevollstem Fleiße Wesentliches nicht zu seinem Bilde gefügt, und ebenso wenig läßt sich dies von Mr. John Morley's kurz darauf (1878) veröffentlichter Biographie Diderot's sagen, welche übrigens mit desselben Verfassers Leben Rousseau's zu einer sehr lesenswerthen Monographie über jene Periode sich ergänzt. So unermeßlich aber ist der bunte Reichthum von Diderot's Arbeiten, daß die knappste Uebersicht, mit etwas Aehrenlesen hier und da, uns weit über die mir heute zugemessene Zeit führen würde, und daß ihnen gegenüber der auf wenig Worte Angewiesene die Empfindung hat, als sollte er eine brausende See in eine Schale füllen.[4]

Verglichen mit Diderot's Allseitigkeit erscheinen Voltaire, Goethe, sogar der für den Typus eines Polyhistors geltende Leibniz, zu dessen Ehre wir versammelt sind, als beschränkte Fachleute. Wer hat wie er zu einer Zeit, wo ihre einzelnen Zweige schon hoch entwickelt waren, das ganze Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik mit gleicher Liebe und Frische umfaßt, gleich zu Hause in mathematischer Physik wie in ästhetischer Schöpfung von Romanen und Bühnenstücken, in Erkenntnißtheorie wie in Metallurgie, in Ethik wie in Sprachwissenschaft, in Metaphysik wie in bildender Kunst, in Geschichte der Philosophie wie in Dramaturgie, in Volkswirthschaft wie im Contrapunkt? Nur etwa beschreibende Naturwissenschaft (mit Ausnahme der Geschichte des Ameisenlöwen, die er auf seine Kosten kennen lernte)[5] war ihm minder vertraut. Und nicht bloß empfangend, nicht bloß sicher und klar berichtend treffen wir ihn überall, sondern gedankensprühend und unerschöpflich an feinen und sinnreichen Bemerkungen.

Das Staunen über Diderot's Begabung wächst, wenn man erfährt, wie er arbeitete. Wenn auch kein stürmisch bewegtes, führte er doch das denkbar unruhigste Leben, immer auf dem Sprunge zwischen dem fünf Stock hohen Stübchen in der Rue Taranne, wo gekrönte Häupter ihn aufsuchten, und welches Meissonnier's Pinsel uns vorzuführen versucht hat, und dem Grandval, der Chevrette oder anderen Orten; stets Jedem zu jedem Dienste bereit, und aufopfernd bis zur Unklugheit; dazu natürlich, neben seiner ständigen glühenden Leidenschaft für Sophie Volland, jeder Dame Ritter. Wie später von Goethe hieß es auch von ihm, seine Handlungen seien noch besser als seine Reden, seine Reden als seine Briefe, seine Briefe als seine Bücher. Wie Goethe von sich sagte, seine Sachen seien sämmtlich Gelegenheitsschriften und -Gedichte, so scheint auch Diderot weniger aus sich heraus, als auf äußeren Anstoß productiv geworden zu sein. Mit unglaublicher Freigebigkeit, unbekümmert um das Schicksal seiner Geisteskinder, vollends um den Ruhm der Vaterschaft, warf er dann um sich mit köstlichen Gaben, wie ein geschüttelter Baum mit reifer Frucht. Seine Productivität in der Unterhaltung war unbegrenzt, seine Beredsamkeit im vertrauten

Kreiſe — eine Rednerbühne gab es in Frankreich noch nicht — wahrhaft hinreißend. Die nie für den Druck beſtimmten Briefe an Mlle. Volland, eines der anziehendſten literariſchen Denkmäler jener daran ſo reichen Zeit, zeugen von dieſem ſtets bereiten Improviſationstalent; ihr unverſiegbarer Redefluß gleicht einem Gebirgswaſſer, das ſich bald in klaren Becken beruhigt ſtaut, bald in tollen Sprüngen ſchaumſpritzend überſtürzt. Seine unvergleichlichen Erzählungen, wie die von Félix und Olivier, von Madame de la Pommeraye, hat er wohl nicht ſo, wie oft jene Briefe, auf einer Tiſchecke im Kreuzfeuer witzigen Geſpräches zwiſchen Galiani, Grimm und Madame d'Épinay hingeworfen; aber an ſeinem in der Jugend geſchriebenen, in Hinſicht des Geſchmacks und der guten Sitte allerdings höchſt fragwürdigen Roman, an ſeinen Salons hat er gewiß kein Wort geändert, und von den ganze Bände füllenden vortrefflichen Darlegungen, die er, wenn Noth an Mann war, über jeden erdenklichen Gegenſtand für ſein Lebenswerk, die Encyklopädie, im Nu lieferte, ſteht feſt, daß ſie mit kaum trockener Tinte ſeinem Plagegeiſt, dem Laufburſchen der Le Breton'ſchen Druckerei, eingehändigt wurden. Diderot's Schlagfertigkeit nach allen Richtungen hin, ſein energiſcher Antheil an allen Lebensfragen, die entſagende Unperſönlichkeit ſeiner literariſchen Action ſtempeln ihn zum Vorläufer jener modernen Gattung von Schriftſtellern, welche ſich damals erſt eben in England entwickelte, auf dem Feſtland viel ſpäter im Gefolge der politiſchen Umwälzungen möglich ward: des die Ereigniſſe und Ideen des Tages verarbeitenden und weithin verbreitenden, die Meinungen der Menge bildenden und beherrſchenden Publiciſten.

Die gewöhnliche Vorſtellung, als ſei die Idee einer Encyklopädie von den Encyklopädiſten ausgegangen, iſt nicht richtig. Von früheren Verſuchen zu ſchweigen, hatte auch hierin England die Bahn gebrochen und Diderot's und d'Alembert's Dictionnaire encyclopédique ſollte urſprünglich nur die Ueberſetzung von Chamber's Cyclopaedia ſein, deren Andenken für die Meiſten, beſonders auf dem Feſtlande, im weltgeſchichtlichen Glanze der jüngeren franzöſiſchen Schweſter unterging. Aber nicht bloß waren es Diderot's univerſeller Geiſt, ſeine flammende Begeiſterung, ſelbſtloſe Hingabe, bienenfleißige Arbeitskraft, ſtürmiſche Geſchäftigkeit, vermittelnde Liebenswürdigkeit, welche allein die Vollendung des rieſigen Unternehmens ermöglichten, ſondern unſtreitig iſt er es auch geweſen, unter deſſen Händen, ihm halb unbewußt, das Werk zur gewaltigen Kriegsmaſchine erwuchs, welche in die geiſtige Baſtille des höfiſchen, pfäffiſchen Frankreichs die Breſche ſchießen half, und deshalb von den böſen Mächten mit ſo wüthendem Haß bekämpft wurde. Nicht genug zu preiſen ſind der Mannesmuth, die unerſchrockene Standhaftigkeit, welche Diderot dieſen Anfeindungen entgegenſetzte, vor denen d'Alembert's weichere Natur eingeſchüchtert zurückwich, Rouſſeau in Friedrich's Staaten floh; da doch Diderot ſelber ſchon einmal, wie es leider ſcheint nicht ohne Réaumur's Schuld, in den Thurm von Vincennes gewandert war, und abgeſehen von der Erneuerung ſolcher Unannehmlichkeit, die ſchwerſten Vermögens-Verluſte ihm und ſeinen Verlegern drohten, deren Einem, dem feigen Verräther Le Breton, ſie wohl zu gönnen geweſen wären. Wer denkt noch an dieſe Dinge von den Tauſenden, die heutzutage gemüthlich ihren Brockhaus oder Meyer, trotz verändertem Titel und Geiſt Enkelkinder der Encyklopädie, vom Bücherbrett

langen? Wer denkt noch an die Schlachten und an die, so sie schlugen, wenn er längst in Ruhe die Früchte des Sieges genießt?

Qui trop embrasse mal étreint, lautet das Sprichwort. Gleich anderen Polyhistoren (Leibnitz ausgenommen) muß Diderot sich das Urtheil gefallen lassen, daß er auf allen Punkten zweiten, auf keinem ersten Ranges gewesen sei. Obschon er mit demselben Unternehmen sich trug, wie die Marquise du Châtelet und wie Jacquier und Le Seur, Newton's Principia analytisch zu commentiren, kann doch von ihm als Mathematiker neben d'Alembert keine Rede sein. Obschon er als Dramaturg Voltaire übersah, und seine bürgerlichen Komödien im englischen Stil auf der Bühne sich nicht geringen Beifalls erfreuten, verschwanden sie doch in den Strahlen von Beaumarchais' aufgehendem Ruhm. Diderot's Artikel für die Encyklopädie, auch die nicht aus dem Stegreif gearbeiteten, halten keinen Vergleich aus mit denen in Voltaire's Dictionnaire philosophique, welche sicher mit laufender Feder geschrieben, selbst da wo ihr wissenschaftlicher Standpunkt veraltet, ihre Polemik gegenstandslos ward, noch heute das Entzücken einiger Leute von Geschmack sind. Die Flachheit von Diderot's musikalischer Theorie deckte ich schon vor langer Zeit einmal hier bei entsprechender Gelegenheit auf, und führte sie auf den Rationalismus zurück, dem er, wie seine ganze Zeit, verfallen war.[6] Diderot's Philosophiren kränkelte an demselben seichten Reflectiren. Wer hier und da in seinen Werken liest, wird den Eindruck sehr geringer Folgerichtigkeit erhalten, da man darin allen Schattirungen von Voltaire's natürlicher Theologie bis zum Holbach'schen Materialismus begegnet. Doch scheint es, daß bei chronologischem Aneinanderreihen von Diderot's Aussprüchen eine Entwicklung seiner Meinungen vom Deismus zum Monismus sich zu erkennen gibt. War er aber zuletzt beim Monismus angelangt, und wird ihm mit Recht ein bedeutender Antheil am Système de la Nature zugeschrieben, so ist wieder nicht zu verstehen, daß er in seiner letzten Schrift, einer Apologie Seneca's, mit größter Schärfe auf den längst gestorbenen La Mettrie losfährt, dessen Histoire naturelle de l'Âme und Homme machine doch nur jenem Buche zuvorkamen. Auch hierüber sprach ich mich schon früher, in meiner Studie über La Mettrie, an dieser Stelle aus; ich suchte damals zu zeigen, wie Diderot's Abscheu gegen La Mettrie in seiner eigenen schwächlichen Auffassung der Ethik wurzele.[7]

In der That, ein bei Diderot Alles beherrschendes Moment ist der absolute Tugendbegriff. Auch bei seinen Zeitgenossen und Nachfolgern, beispielsweise Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre, hört das Tugendgeschwätz nicht auf. Der Gegensatz zwischen dieser hohlen Declamation von Tugend, tugendhaften Männern und Frauen, tugendhaften Handlungen, und der sittlichen Fäulniß der damaligen Gesellschaft ist schon öfter hervorgehoben worden, als daß es nöthig wäre, dabei zu verweilen. La Mettrie's kühnes und folgerichtiges Denken hatte ihm über diese Täuschungen fortgeholfen. Ohne die praktische Anwendung des Sittengesetzes zu berühren, hatte er versucht, dies Gesetz aus den gleichen Trieben, Bedürfnissen und Rechten der Einzelnen herzuleiten, wobei freilich Verbrechen und Lasterhaftigkeit zum Theil auch in neuem Licht erscheinen. Diderot nennt ihn l'apologiste du vice et le détracteur de la vertu, ohne selbst eine Ableitung des Tugendbegriffs zu versuchen, welche besser zur monistischen Weltanschauung

ſtimmte, die Naigeon, nach Roſenkranz ein Fanatiker des Atheismus,[8] als letzte Phaſe von Diderot's Denken beſchreibt.

Mit dem ewigen Reden über die Tugend verband ſich bei den Männern und Frauen jener Zeit bekanntlich eine weinerliche Rührſeligkeit, eine beim geringſten Anlaß in Thränen zerfließende Empfindſamkeit. Es war dieſelbe geiſtige Epidemie, welche etwas ſpäter auch in Deutſchland um ſich griff und in der Werther-Manie ihre Höhe erreichte. Auch in dieſer Weiſe fällt Diderot dem Leſer beſchwerlich. Bei jeder ſogenannten „ſchönen Handlung", jedem kleinen Auftritt mit ſeinen Freunden, und ſie waren häufig, wird ein Strom von Thränen vergoſſen. Falſche Zärtlichkeit und falſches Pathos entſtellen manche ſeiner beſtgeſchriebenen Seiten, um ſo widerwärtiger in ihrer Vermengung mit den rohſten Anſtößigkeiten, wie jene Culturperiode ſie vertrug; und bei ſeinem großen Einfluß kann er nicht davon freigeſprochen werden, ſtark zum Verfall des literariſchen Geſchmacks beigetragen zu haben. Bei der Rolle, welche in Frankreich die Form der Rede ſpielt, hängt dieſer Verfall inniger, als man glaubt, mit den politiſchen Verirrungen zuſammen. Diderot und Rouſſeau gaben Beide das verderbliche Beiſpiel einer der keltiſchen Raſſe eigenen Schwäche, durch den Wohlklang volltönender Worte ſich zu falſchen Schlußfolgen hinreißen zu laſſen.[9]

In dieſer Hinſicht thut man Voltaire Unrecht, wenn man ihn, wie gewöhnlich geſchieht, mit Rouſſeau in Einem Athem als Vater der Revolution nennt. Voltaire declamirt nie; die claſſiſche franzöſiſche Proſa, welche in der ſeinigen gipfelte, hielt ſich, ausgenommen etwa auf der Kanzel, davon fern. Ueberhaupt pflegt man, durch das unwirkliche Fachwerk der ſecularen Eintheilung der Zeiten verführt, Voltaire's Verhältniß zu den Encyklopädiſten ſich nicht richtig vorzuſtellen. Man ſieht in ihm den geiſtigen Repräſentanten des achtzehnten Jahrhunderts. Aber wie, wenn dies Jahrhundert in Bezug auf die franzöſiſche Literatur in zwei deutlich getrennte Hälften zerfiele, deren jede ihren beſonderen Repräſentanten hätte?

Voltaire, gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geboren, ſteht auch geiſtig noch auf deſſen Boden, ſofern er die Bande zu ſprengen hatte, in welchen es gefangen lag. Er hat ſich aus der einſeitig theologiſchen Denkart gewaltſam befreit, den Carteſianismus überwunden, die Geſchichte vom Aberglauben gereinigt, die Culturgeſchichte geſchaffen, England für Frankreich geiſtig entdeckt, der naturwiſſenſchaftlichen Anſchauung zum Siege verholfen.[10] In dieſer ungeheuren Arbeit, neben welcher ſeine poetiſchen Schöpfungen einherſchritten, iſt er aufgegangen. Wie jedem Reformator und Eroberer hat ſich ihm etwas von dem bekämpften Irrthum, dem beſiegten Volksthum angehängt. In der Philoſophie kam er nicht hinaus über die naivſte Teleologie, in der Aeſthetik nicht über die engen Schranken, welche das von ihm ſo genannte „Große Jahrhundert" ſich gezogen hatte.

Die Encyklopädiſten fanden das Werk gethan, daher ſie mit dem ruchloſen Spott über die dem Chriſten heiligen Dinge, in welchem Voltaire ſchwelgt, ſich ſo wenig befaſſen, wie mit der Verhöhnung der Carteſiſchen Wirbel. Ueber den geiſtigen Trümmern der verfloſſenen Zeit, von welchen Voltaire noch umgeben ſtand, fingen ſie an, einen neuen Bau aufzuführen: wie ſtets eine ſchwierigere Aufgabe, als die des Einreißens. Daher gegenüber Voltaire's kryſtallheller

Klarheit und unverbrüchlicher Folgerichtigkeit bei ihnen die Unsicherheit und Zerfahrenheit, bis wieder im Système de la Nature ein einheitlicher, weil einseitiger und äußerster Standpunkt rücksichtslos erreicht war. Die Encyclopädie aber ist gleichsam der babylonische Thurm dieses Geschlechtes, welcher der Wiederkehr der theologischen Fluth für immer trotzen sollte; und der Baumeister dieses Thurmes, der Repräsentant dieser zweiten Phase des französischen Geistes im achtzehnten Jahrhundert, ist Diderot. Vom Standpunkt der französischen Literaturgeschichte sollte dies Jahrhundert nicht Voltaire's, sondern Voltaire's und Diderot's Jahrhundert heißen.

Wie der wirkliche Thurm zu Babel im Wüstensande, so liegt das Riesenwerk der Encyklopädie im Staube der Bibliotheken verschüttet; nur d'Alembert's Discours préliminaire, von dem ein guter Theil Diderot angehören soll, ragt daraus hervor, und wird noch zuweilen von einem altgierigen Reisenden, wie man müßte sagen dürfen, beispielsweise von unserem Böckh, der Betrachtung gewürdigt.[11] Es geht Diderot einigermaßen, wie nach Macaulay dem Dr. Johnson: die Arbeiten, durch die er sich unsterblichen Ruhm gesichert glaubte, gerathen täglich mehr in Vergessenheit, während von ihm selber für nichts geachtete Kinder seiner Laune ihm bewundernden Dank eintragen, wo und so lange Französisch gelesen wird.

Denn nachdem wir ihn hier und da getadelt haben, dürfen wir ihn um so freier loben. Wie er im Denken über Voltaire hinaus sich erhob, so lockerte er auch die von Jenem willig getragenen ästhetischen Fesseln, und obschon er nicht überall das Höchste erreichte, hat er doch als Sittenschilderer, Charakterzeichner, Erzähler, Briefsteller, Kritiker Unvergängliches geleistet.

Ich möchte hier vor Allem bemerken, daß, wenn ich bei früherer Gelegenheit an dieser Stelle mir Sainte-Beuve's Ausdruck aneignete, wie Grimm der französischste der Deutschen sei Diderot der deutscheste der Franzosen gewesen,[12] ich bei genauerer Betrachtung diese Antithese doch insofern für hinfällig halte, als nur ihr erstes Glied mir richtig däucht. Was Sainte-Beuve in Diderot deutsch erschien, war vielmehr englisch. Es ist kein Zweifel, daß er aus der englischen Literatur starke Eindrücke erhielt, während weder seine geistige Eigenart etwas Deutsches bietet, noch, außer dem Umgang mit Grimm, deutsche Einwirkungen bei ihm nachweisbar sind. Der französischste der Deutschen war aber kaum der Mann, einen so echten Gallier, wie den Sohn des Messerschmieds von Langres, zu germanisiren. Man kann durchaus nicht sagen, daß die am meisten charakteristischen Erzeugnisse Diderot's, wie Jacques le Fataliste, die Nonne, Rameau's Neffe, d'Alembert's Traum, das Freundepaar von Bourbonne, die Salons, die Briefe an Sophie Volland, ein deutsches Gepräge tragen, höchstens etwa, daß sie in mehr ungebundener Form sich in weiterer Sphäre bewegen, als die Conventionen der gallo-römischen Poesie es gestatteten. Allein die deutsche Literatur selber verdankte gerade englischem Einfluß diese größere Freiheit.

Besonders mächtig, ja geradezu Shakspeare und Molière vergleichbar, ist Diderot im Dialog. Man könnte sich keinen höheren dramatischen Genuß denken, als „Rameau's Neffen" unmittelbar auf die Bühne gebracht, und man wundert sich, daß noch kein Theater darauf kam, ihn dem Publicum zu bieten. Fort-

während, sichtlich in Folge natürlichen Hanges, verfällt Diderot in den Briefen an Mademoiselle Volland in die dialogisirte Darstellung. Aber kaum minder groß ist er als Erzähler. Was etwa der „Nonne" an kunstreicher Verstrickung fehlt, hat Jacques le Fataliste zur Genüge, wenn man vom Faden der Erzählung die als Perlen daran aufgereihten Episoden abzustreifen versteht, und was diesem Roman an epischem Flusse mangelt, besitzt wiederum die „Nonne". Die Erzählung von Félix und Olivier mit der wilden Ursprünglichkeit ihrer Charaktere und Motive, mit ihren Köhlern und Schmugglern, stellt, wie schon Rosenkranz bemerkte,[13] eine echte Dorfgeschichte dar: mit wenigen Aenderungen könnte man sie unvermerkt Berthold Auerbach's besten Schöpfungen einreihen, wie sie wohl auch George Sand bei ihrer Petite Fadette vorgeschwebt haben mag. So umfaßt Diderot's Erzählungskunst mit gleicher Verve — es gibt dafür kein deutsches Wort, und um seine Vorzüge zu bezeichnen kein besseres — die ganze Stufenleiter der damaligen gesellschaftlichen Zustände, von den vergoldeten Gemächern der hauptstädtischen Hôtels und den Schlössern des Adels bis zu den rauchigen Hütten des Landvolks und den unheimlichen Gängen, Zellen und Verließen der Klöster.

Aber man würde irren, erwartete man in Diderot's Erzählungen die Schilderung von Oertlichkeiten und Landschaften. Das jedesmalige Scenarium, d. h. die Gruppirung der redend und handelnd eingeführten Personen, gibt er ungewöhnlich genau an, er läßt sie aber gleichsam zwischen kahlen Wänden spielen, wie Shakspeare's Truppe im Globustheater, und des Lesers Sache ist es, sich die Decoration hinzuzudenken. Nicht anders verfahren bekanntlich die Verfasser der heiligen Schrift, die Novellieri, Cervantes und noch viele der besten Erzähler. Die Naturmalerei im Roman schreibt sich erst her von der Nouvelle Héloïse und von Paul et Virginie, wo sie eine Offenbarung war, da die damalige Lesewelt weder romantische noch exotische Naturschönheit kannte. Als Mittel Stimmungen zu erwecken, musikalischer Begleitung vergleichbar, ist unter den verwickelten Bedingungen der modernen Literatur Naturmalerei nicht zu entbehren, doch ist die Frage, ob das neuerlich bemerkbare Ueberwuchern der Erzählung mit Beschreibung nicht ebenso auf eine sinkende Kunstperiode deutet, wie die übermäßige Entfaltung des decorativen Elements auf der Bühne.

Gleichviel ob Diderot's Kargheit im Beschreiben beim Erzählen bewußter Regel oder unbewußtem Tact entsprang, Mangel an Theilnahme für die Außenwelt, an gegenständlicher Phantasie war sicher nicht der Grund. Vielmehr gebührt ihm neben Rousseau, dem Entdecker der wilden Naturschönheit,[14] das Verdienst, die Art der Naturmalerei geschaffen zu haben, welche den Reiz einer anmuthigen, reich angebauten Landschaft schildert. Die Briefe an Mlle. Volland sind voll von lieblichen Bildern aus dem Seine- und Marne-Thal, welche er sich auf Spaziergängen vom Holbach'schen oder Épinay'schen Landsitz aus einprägte.

Nirgend tritt diese Befähigung Diderot's stärker hervor, als in seinen Salons. Mag er von der Schönheit einen falschen Begriff hegen, an den Maler die unberechtigte Forderung moralischer Wirkungen stellen, in seinen Briefen an Falconet noch so sehr hinter Lessing zurückstehen; mag überhaupt Diderot, dessen Sehnsucht nach Italien ungestillt blieb, das wahre Ideal der Kunst nie aufgegangen

sein: um so größer ist sein schriftstellerischer Triumph, daß er nach hundert und zwanzig Jahren uns noch gern bereit findet, ihm durch die endlosen Säle des Louvre zu folgen, von deren Wänden die Van Loo, die Greuze, die Joseph Vernet frisch von der Staffelei herabschauen, und in seinen geistsprudelnden Seiten die Bilder zu lesen, als sähen wir sie mit Augen.

Das ist ein dürftiger Schattenriß des wunderbaren Mannes, den vor hundert Jahren der Tod von unserer Mitgliederliste strich. Aber, wie unsere heutige Tagesordnung zeigt, Akademien sterben nicht. Wenig Tage vor Diderot's Tode, am 22. dieses Monats vor hundert Jahren, hatte in Minden ein Knabe das Licht der Welt erblickt, der für alle Zeit eine der höchsten Zierden unserer Körperschaft werden sollte: seit Keppler der größte deutsche Astronom, Friedrich Wilhelm Bessel.

Anmerkungen.

[1] (S. 343.) In Betreff des Todestages Diderot's herrscht eine gewisse Unsicherheit. Meist wird der 30. Juli angegeben, unstreitig weil Diderot's Tochter, Madame de Vandeul, in ihren Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Diderot ganz genau beschreibt, wie er an diesem Tage starb: „Il se leva le samedi 30 juillet 1784; il causa toute la matinée etc." (Œuvres comptètes de Diderot etc. Par J. Assézat et Maurice Tourneux. Paris 1875—77. t. I. p. LVII.) Wir besitzen aber Diderot's Todtenschein (acte de décès), und hier heißt es: „L'an 1784, le 1er août, a été inhumé dans cette église M. Denis Diderot, des académies de Berlin, ..., agé de 71 ans, décédé hier, etc." (Ibidem, p. LXIV.) Da ich diesen Widerspruch nirgend bemerkt, geschweige aufgeklärt fand, ließ ich mir dessen Lösung angelegen sein. Von vornherein spricht die Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit des amtlichen Schriftstückes. Madame de Vandeul schrieb die Mémoires 1787, und kann sich also über das Datum des Todes ihres Vaters kaum geirrt haben, aber in ihrem Manuscript kann ein Zahlenfehler wohl entstanden sein. Dagegen der Wochentag des Ereignisses, Sonnabend, konnte nicht leicht verfälscht werden. Ich bat nun den Director der Kgl. Sternwarte, Hrn. Prof. Förster, ermitteln zu wollen, auf welchen Wochentag im Jahr 1784 der 31. Juli fiel. Die Rechnung wie der Kalender von 1784 ergeben dafür den Sonnabend, und somit steht der 31. als Diderot's Todestag fest.

[2] (S. 343.) Vergl. des Verfassers Rede „Ueber das Nationalgefühl", gehalten zur Geburtstagsfeier des Kaisers am 28. März 1878. Monatsberichte der Akademie u. s. w. S. 224 ff.; — besonders erschienen bei Dümmler. 1879.

[3] (S. 343.) Diderot wurde am 4. März 1751 zum Mitglied der Berliner Akademie gewählt (vergl. Raumer, Diderot und seine Werke. In den Abhandlungen der Akademie aus dem Jahre 1843. 4°. S. 277). Voltaire's Schritte zu Gunsten Diderot's geschahen 1761, als Diderot's Père de Famitte in Marseille und Lyon glänzenden Erfolg gehabt hatte. Ludwig XV. widersetzte sich Diderot's Aufnahme in die Académie française (Œuvres comptètes etc. t. XVII. p. 173).

[4] (S. 344.) Da in derselben Sitzung sechs neue Mitglieder ihre Antrittsreden hielten und Hr. Scherer eine Gedächtnißrede auf Karl Müllenhoff las, blieb für die Festrede nur ungewöhnlich kurze Zeit übrig.

[5] (S. 344.) Man sehe die Anekdote vom Ameisenlöwen in Madame de Vandeul's Denkwürdigkeiten (Œuvres complètes etc. t. I. p. XLIX; — t. XVII. p. 481).

[6] (S. 346.) „Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft." Festrede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 7. Juli 1870 gehalten u. s. w. Monatsberichte u. s. w. 1870. S. 894; — besonders erschienen bei Dümmler. 1871. S. 31.

[7] (S. 346.) La Mettrie, Rede ... zur Gedächtnißfeier Friedrich's II. am 28. Januar 1875 gehalten u. ſ. w. Monatsberichte u. ſ. w. 1875. S. 106; — beſonders erſchienen bei Hirſchwald. S. 30. 31.

[8] (S. 347.) Diderot's Leben und Werke, Leipzig 1866. Bd. I. S. 250.

[9] (S. 347.) Vergl. des Verfaſſers Rede „Ueber eine Akademie der deutſchen Sprache", gehalten zur Geburtstagsfeier des Kaiſers am 26. März 1874. Monatsberichte u. ſ. w. S. 262; — beſonders erſchienen bei Dümmler. S. 17. 18.

[10] (S. 347.) Vergl. des Verfaſſers Rede: „Voltaire in ſeiner Beziehung zur Naturwiſſenſchaft", gehalten zur Gedächtnißfeier Friedrich's II. am 30. Januar 1868. Monatsberichte u. ſ. w. S. 35; — beſonders erſchienen bei Dümmler.

[11] (S. 348.) Monatsberichte u. ſ. w. 1858. S. 82. 83. — Vergl. E. du Bois-Reymond, „Ueber die Grenzen des Naturerkennens." Sechſte Auflage. Leipzig 1866. S. 50.

[12] (S. 348.) Darwin verſus Galiani. Feſtrede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 6. Juli 1876 gehalten u. ſ. w. Monatsberichte u. ſ. w. 1876. S. 385; — beſonders erſchienen bei Hirſchwald. S. 3.

[13] (S. 349.) A. a. O. Bd. II. S. 304.

[14] (S. 349.) Vergl. Friedrich II. und Jean-Jacques Rouſſeau. Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. gehalten u. ſ. w. am 30. Januar 1879. Monatsberichte u. ſ. w. S. 93 ff.; — Deutſche Rundſchau. Bd. XIX. S. 257; — beſonders erſchienen bei Dümmler. S. 65 ff.

Der ägyptische Sudan.

Von

Gerhard Rohlfs.

Das Land Aegypten geht aus den Fugen! Staunend betrachtet die civilisirte Welt den Zusammensturz dieses Riesenreiches, welches an Ausdehnung fünfmal das ganze Deutschland übertrifft, oder doch übertraf. Kaum zwei Lustren hat es zusammen gehalten. Errichtet vom thatkräftigen Ismaël, dem vielgeschmähten Ex-Khedive von Aegypten, mittelst einer Handvoll tüchtiger Männer, zwischen welchen aber auch, gelinde gesagt, manche Abenteurer zählten, zerbröckelt die Herrschaft aus inneren Gründen bei äußerer Einwirkung. England, d. h. Gladstone, hat es so gewollt. Weshalb er Aegypten zu Grunde richten, aussaugen und zu einem Nichts herabdrücken will, das bleibt sein Geheimniß. Mit dem eigentlichen Aegypten hat Gladstone aber auch den ägyptischen Sudan vernichtet. Moralisch müssen wir ihn auf alle Fälle dafür verantwortlich machen. Das was Gordon mit vieler Mühe erreicht hatte, die Abschaffung des Sclavenhandels im Sudan, ist durch Gladstone wieder hergestellt, denn moralisch müssen wir ihn auch dafür verantwortlich machen. Jahre werden nöthig sein, um das wieder zu schaffen, was thörichtes Gehenlassen ruinirte, und sehr fraglich ist es, ob das sudanische Gebiet, wie es Ende der siebziger Jahre bestand, überhaupt je wieder hergestellt werden kann.

Unter dem Worte Sudan im Allgemeinen verstehen die Geographen alle jene, von Schwarzen bevölkerten Gegenden, welche südlich von der Sahara gelegen sind. Das Wort ist arabischen Ursprungs, bedeutet „schwarz", und bezieht sich auf die dort wohnenden Neger, die wohl sporadisch in die Sahara hineinreichen, deren eigentlicher Wohnbezirk aber im Süden der großen Wüste beginnt. Nigritien nannte Leo Africanus diese Landstriche. Während aber die europäischen Geographen, falls sie den allgemeinen Sudan specialisiren, von einem algerischen Sudan, von einem tripolitanischen Sudan reden, verstehen die arabischen Geographen in Aegypten unter Sudan nur denjenigen Landstrich, welcher das Stromgebiet des weißen Nils in sich schließt. Dar Fur und besonders Uadai rechnen die eingebornen Kahiriner Geographen nicht zum Sudan. Noch merkwürdiger variirt der Begriff vom Sudan bei den tripolitanischen Eingebornen. Dar Fur, Uadai und selbst Bornu, welches letztere Königreich doch direct südlich von Tri-

politanien gelegen ist, rechnet man nicht zum Sudan, unter welchem man hier vielmehr die Länder Haussa, Yacoba oder Bautschi versteht. Sollte es daran liegen, daß in der That die Eingebornen vom Stromgebiet des weißen Nils dunkler als die von Fur sind? daß die Haussaua dunkler sind, als die Eingebornen von Bornu, die sogenannten Kanuri?

Wir beschäftigen uns hier ausschließlich mit dem ägyptischen Sudan, dessen Größe und Grenzen genau anzugeben indeß vollkommen unmöglich ist. Während, zur Zeit der größten Macht die ägyptische Herrschaft bis zum Aequator reichte und im Westen unter dem 23° östl. L. von G. das Sultanat Uadai die Grenze ausmachte, bildete im Osten das rothe Meer die äußerste Linie des chedivialischen Reiches, doch derart, daß zwischen dem 37° und 40° östl. L. von G. das abessinische Kaiserreich als durchaus unabhängiger Staat gelegen war. Und wenn außerhalb des rothen Meeres, Mitte der siebziger Jahre, die ganze Nordküste des am Golf von Aden gelegenen afrikanischen Continents von Aegypten bis zum Cap Gardafui beansprucht wurde, so muß gleich erwähnt werden, daß diese Ansprüche nie durch thatsächliches Besitzergreifen in Ausführung kamen. An dieser Küste hat Aegypten nur factisch Besitz ergriffen von den Orten Tadjura, Seila und Berbera, so wie von der landeinwärts gelegenen Landschaft Harar. Ja es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Küste am rothen Meere, welche vor Abessinien gelagert ist, und die sich von Massaua bis zum Bab el Mandeb in südöstlicher Richtung erstreckt, eigentlich nur auf dem Papiere von Aegypten als Staatseigenthum beansprucht werden kann. Aegyptische Behörden fehlen am ganzen Gestade, und so haben wir es denn ja auch in unseren Tagen erlebt, daß Italien ohne große Mühe sich eines guten Hafens, Namens Assab, an dieser Küste bemächtigen konnte.

Die eben geschilderte Region begriff in sich die weiten Gebiete zur Zeit der größten Macht des ägyptischen Staates, zur Zeit als Gordon Generalgouverneur des äquatorialen Aegyptens war. Aber wie kurze Zeit sollte diese Herrschaft von Bestand sein! Gleich nachdem Gordon, Ende 1880, von seiner erfolglosen abessinischen Mission zurückkam, reichte er dem Khedive seine Entlassung ein, und dieser Augenblick bezeichnet zugleich ein Zurückweichen in den ägyptischen Bestrebungen. Denn wenn eine Zeitlang durch die Bekehrung Mtesa's, des Herrschers von Uganda, der Vermuthung Raum gegeben werden mußte, Aegypten wolle sogar die großen äquatorialen Seen in seine Machtsphäre ziehen, so wurde dem ein Damm gesetzt durch die Christianisirung Mtesa's von Seiten Stanley's. Man beschloß, einem letzten Rathe Gordon's gemäß, alle Stationen südlich von Dufile, also fast die ganze Landschaft Unioro, aufzugeben.

Als Aegypten dieses weite Gebiet, das äquatoriale Nil-System, sich aneignete, fand es als eigentlich organisirte Staaten nur Kordofan und Dar Fur vor. Denn die südlich von Dar Fur gelegenen Staaten Hofrat-n-Has und Dar Fertit waren weder unabhängig, noch waren sie organisirt. Und ebenso wenig konnten die südlich von Kordofan gelegenen Provinzen Dar Nuba und Dar Tagalla als unabhängige Staaten gelten.

Kordofan und Dar Fur erlagen am frühesten den Bestrebungen Mohammed Achmet's, des sogenannten Mahdi. Der Empörung haben sich augenblicklich

(Juli 1884) außerdem angeschlossen: das sogenannte Nubien mit der Stadt Dongola, das Gebiet der Hadendoa und Bischari zwischen dem Nil und dem rothen Meere, also die Landschaften zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem 15° nördl. Br. gelegen.

Den besten Begriff von dem augenblicklichen Besitzstande des ehemaligen großen Ländercomplexes kann man sich machen, wenn man der Verästelung des oberen Nil folgt. Etwa unter dem 16° nördl. Br. gelegen, finden wir, dort wo sich der blaue mit dem weißen Nil vermählt, die Stadt Chartum, jetzt noch im Besitze der Aegypter und augenblicklich wieder Residenz von Gordon. Der größere und bedeutend wichtigere der beiden Nile, der weiße, kommt von hier in fast gerader südlicher Richtung, und dieser nachgehend finden wir, daß der weiße Nil bis zum 9° N. Br. ohne bedeutende Zuflüsse bleibt. Dann aber beginnen seine Zuflüsse von beiden Seiten. Hier empfängt der Nil von Osten den Sobat, der zum Theil aus Kaffar und Enarea seine Gewässer bezieht, zum Theil einem See entströmen soll, dessen Vorhandensein indeß noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen ist. Und in derselben Breite empfängt der weiße Nil vom Westen den noch wasserreicheren Bhar el Ghasal, welcher weiter stromaufwärts den Namen Bhar el Arab führt und aus den Landschaften südlich von Dar Fur und Dar Fertit seinen Ursprung nimmt.

Ohne anscheinend irgend schwächer zu sein in seiner Wassermenge, verliert nun nach Aufnahme des Sobat und Ghasel der weiße Nil diesen Namen und erhält stromaufwärts den Namen Bhar Gebel und Seraf, denn während fast dreier Grade strömt er in Doppelarmen, dem westlichen Bhar Gebel, dem östlichen Bhar Seraf, welche eine Insel zwischen sich einschließen, die am nördlichen Ende circa 100 km breit ist. Der ägyptische Sudan begreift also in sich das obere Stromgebiet des weißen Nils und zwar von Faschoda, welches auf dem 10° nördl. Br. gelegen ist, vollkommen. *Dies ganze große Gebiet ist von der Rebellion nicht berührt worden*, aus dem einfachen Grunde, weil dort der Islam noch gar keine Wurzeln geschlagen hat. Ebenso, wie Oasen in der Wüste, sind die Provinzen Kassala und Gedarif, ersteres vom Stromsystem des Atbara, speciell vom Gor el Gasch abhängig, letzteres ebenfalls von Quellzuflüssen des Atbara bewässert, erst in den letzten Tagen den Rebellen zum Opfer gefallen. Diese beiden Provinzen gehörten früher zu Abessinien, und am Fuße der westlichen Alpen dieses Landes gelegen wurden sie erst 1870, während der General-Statthalterschaft Munzinger's, definitiv Aegypten einverleibt.

Im Besitze der ägyptischen Regierung und zum Sudan gehörig sind sodann noch die Städte Suakin und Massaua. Das Hinterland von Suakin ist aber bekanntlich den Anhängern des Mahdi zugefallen, und die Ausfälle des englischen Generals Graham haben nicht vermocht, irgendwie den Einfluß von Osman Digma[1]) zu schwächen. In Massaua und den kleinen Orten, welche als Vorstädte Massaua's bezeichnet werden können: Arkiko, Hotumlu, Mkullu und Saga, herrscht nach wie vor nominell die Regierung des Khedive, wenn auch seit fast einem Jahre factisch die ägyptischen Beamten in Massaua englischen haben

[1]) Soll nach den neuesten Nachrichten ermordet sein.

weichen müssen. Die nördlichsten Theile von Abessinien, Bogos und Mensa, fielen ebenfalls in die Hände der Aegypter und verblieben darin. Das Hinterland bei Massaua ist unabhängig, wogegen der Regierung des Khedive noch Harar und an der Küste Tadjura, Seila und Berbera unterthan sind.

Mehr als die Hälfte des ehemaligen sudanischen Besitzes ist also factisch in den Händen der Aufständischen. Der Aegypten verbleibende Rest ist freilich immerhin noch recht ansehnlich. Aber wie lange wird in den Gegenden des Sobat und des Bahr el Gasel noch die Autorität des Khedive anerkannt sein? Ein äußerst energischer und talentvoller Deutscher, ein Schlesier, Dr. Schnitzler, bekannter unter dem Namen Emin Bey, ist Statthalter dieser Provinz. Wird es ihm gelingen, jene Denka, Bongo, Mittu und Tudj, jene Bor und Madi im Zaume zu halten? Das ist mehr als fraglich. Die Verbindung mit den Ländern am Gasal und Sobat ist ohnedies abgeschnitten; und wenn gar Kordofan und Dar Fur, wie es fast den Anschein hat, officiell aufgegeben werden, dann hat der Besitz der südlicher gelegenen Landschaften keine Berechtigung und keinen Sinn mehr. Der Besitz oder das Aufgeben Chartums hat vollends nichts damit zu thun.

Was die Bodenbeschaffenheit des ägyptischen Sudan anbetrifft, so ist selbstverständlich dieselbe auf einem so großen Gebiete sehr verschiedenartig. Und nichts ist verkehrter, als von einer Gleichmäßigkeit in dieser Beziehung zu reden. Oft genug zwar wird das Publicum in Europa durch Afrikareisende selbst dazu verleitet, sich ein Urtheil über große Landstrecken oder gar über den ganzen afrikanischen Continent zu erlauben, welches einfach als abgeschmackt bezeichnet werden muß. Was soll es z. B. heißen, wenn man sagt, das ganze Congo-Gebiet producirt nichts, hat ein ungesundes Klima ꝛc. Das Stromgebiet des Congo faßt in sich: ca. 3 000 000 □km, ist mithin so groß, wie ein Drittel Europa's. Als ob auf einem so großen Raume überall dieselbe Bodenbeschaffenheit sein könnte? Ebenso hört man: das Klima in Afrika ist ungesund, Afrika taugt nicht zur Colonisation ꝛc. ꝛc. Wie kann man aber in dieser Allgemeinheit von einem Erdtheil sprechen, der über drei Mal so groß ist als Europa?

Man kann auch in seinem Urtheil über den ägyptischen Sudan nicht vorsichtig genug sein, und wir werden gut thun, nachdem wir von den Flußsystemen das Hauptsächlichste gesagt haben, uns auf einige generelle Züge zu beschränken. Um so mehr, als der ägyptische Sudan keineswegs zu den bekannten, durchaus erforschten Ländern gerechnet werden kann. Ist doch selbst das eigentliche Aegypten noch nicht überall genügend durchforscht, und Dr. Schweinfurth alljährlich beschäftigt, von Cairo aus nähere und entferntere Reisen zu unternehmen, um die von ihm durchzogenen Gebiete der Wissenschaft zu erobern.

Die Landschaft, welche zwischen dem Nil und dem rothen Meere liegt, ist durchaus gebirgig. Das dort aufgebaute Massiv ist in der That nichts anders, als eine Fortsetzung des abessinischen Hochlandes. Da die Gipfel dieser Bergkette nicht unter 2000 m sind, oft genug an 3000 m heranreichen, so sind die obersten Höhen verhältnißmäßig kühl; in den Thälern aber und in den Ebenen am Nil und längs des rothen Meeres herrscht eine sehr hohe Hitze, wie sie etwa nur diesem continentalsten aller Erdtheile eigen ist. Eine Hitze, die

keineswegs durch den, wenn auch noch so mächtigen Wasserlauf des Nils, oder durch das über 200 km breite rothe Meer gelindert wird. Wie ein Tropfen Wasser auf heißem Steine verhalten sie sich zu den heißen saharischen Lüften. *Aber ungesund sind diese Gegenden nicht.* Dasselbe kann man auch von den Küstenpunkten — Tadjura, Seila und Berbera — sagen, und die schon höher gelegene Landschaft Harar wird einstimmig von den Reisenden wegen ihres allerdings heißen, aber sonst guten Klimas gelobt.

Dringt man bis zur eigentlichen Aequatorialgegend vor, so nimmt mit der oberen Verästelung des Nils die Anschwellung des Bodens zu und man sollte glauben, daß, da man nun rasch dem Gleicher sich nähert, das Klima stets heißer, d. h. theoretisch genommen heißer werden müßte. Das ist aber nicht der Fall. Das Klima in Ladò ist z. B. nicht heißer als das von Chartum, obschon ersterer Ort auf dem 5° N. B. und Chartum auf dem 16° N. B. liegt. Diese südlichste Gegend der Nil-Verästelung wird uns als ein mitunter hügeliges und stets ansteigendes Land von den Reisenden geschildert. Während aber nach Osten zu die ägyptischen Landschaften Kassala und Galabat (Metemmeh) schon am Fuße der abessinischen Alpen, ja zum Theil sogar darin gelegen sind, ist das bis vor Kurzem zu Aegypten gehörende Kordofan, namentlich im Norden, Flachland und steppig. In Dar Fur ist hingegen nur der nördliche Theil Flachland. Südwestlich von Fascher, der Hauptstadt des Landes, schwillt das Mana-Gebirge zu fast 1900 m an. Im Allgemeinen erhebt sich der äquatoriale Sudan so allmälig, daß Berber, einer der nördlichsten Orte am Nil und zum ägyptischen Sudan gehörend, ca. 350 m über dem Mittelmeere gelegen ist. Von Berber bis Chartum stromaufwärts rechnet man 300 km Entfernung. Auch hier ist das Ansteigen ein so allmäliges, oder der Fall des Nil so unbedeutend, daß Chartum nur etwa 25 m höher gelegen ist. Und dies Gefälle wird noch besonders gebildet durch den sechsten Katarakt. Von Chartum auf dem 16° N. B. bis Dufileh am Bahr Gebel (Nil), welches etwa 4° 30′ N. B. gelegen ist, kann man eine Entfernung von etwa 1400 km annehmen. Auf dieser also fast anderthalbtausend km langen Strecke schwillt der Boden nur um etwa 240 m Höhe an. Dann aber steigt das Terrain schneller; denn der Mwutan See liegt 650 m, der Ukerewe mehr als 1200 m über dem Oceane. Mtesa, obschon unter dem Aequator gelegen, hat nun ein bedeutend milderes Klima als Berber und Chartum, welche beide Orte eigentlich schon Wüstenklima haben. Natürlich müssen bei den klimatischen Verhältnissen des ägyptischen Sudan die constanten feuchten Niederschläge, welche hier viel weiter südlich beginnen, als z. B. in Abessinien, mit in Betracht gezogen werden. Denn wenn in dem so sehr gebirgigen Abessinien die Regen mit dem 14° N. B. — für Semien wenigstens — beginnen, fällt der äquatorielle Niederschlag in den Ländern westlich von Abessinien erst mit dem 5° N. B., d. h. von da an südwärts regnet es täglich.

Die Bewohner dieser weiten Landstriche sind ebenso verschieden in ihren körperlichen Eigenthümlichkeiten und in ihren geistigen Veranlagungen, wie der Boden und das Klima des Sudan nirgends dieselbe Beschaffenheit besitzen.

Wenn die Bevölkerung zwischen dem Nil und rothen Meere jene Hadendoa,

Bischari ꝛc., oder die Nubier, Berebra und Dongolaner den sogenannten Hamiten zugerechnet werden, so kann hier natürlich nicht der Ort sein, jenen nebelhaften Begriff einer Untersuchung zu unterziehen. Bräunlich von Hautfarbe, mit langem lockigen Haupthaar, haben sie alle die mehr oder weniger scharf ausgesprochenen Züge der sogenannten Kaukasier; haben stets das schwarze Auge, fast immer fleischige Lippen und sind, was die Männer anbetrifft, durchschnittlich hoch und gut gewachsen. Dennoch liegen tiefe Unterschiede zwischen den unmittelbar am rothen Meere wohnenden Stämmen und denen, die am Nil oder gar westlich vom Nil hausen. Besonders größer wird der Unterschied, wenn wir weiter nach dem Süden gehen, wo die Danakil und südlich von diesen die Somali gar nicht mehr mit den Beni Amer, Schoho und diese nicht mit den Hadendoa und Bischari zusammen gebracht werden können.

Eins aber haben diese Stämme gemeinsam, und dies gemeinsame Band, welches auch westlich von Abessinien sich etwa bis zum 10° N. B. erstreckt, verknüpft auch die hier wohnenden Stämme, die Bewohner Kordofans und Dar Fur's, die Kababisch und besonders die Bagara, nämlich der Islam. Man erinnere sich nur, daß der Mahdi an der Spitze der Bagara seine ersten und größten Triumphe gefeiert hat.

Ein besonders gefährliches Wahrzeichen des Islam besteht darin, daß alle Stämme, welche denselben annahmen, mittelst ihres Religionswechsels Araber geworden zu sein glaubten. Daher ihre Verachtung der anderen, namentlich der heidnischen Völker, und die Meinung, gegen jene sei Jedes und Alles erlaubt.

Wenn nun auch nicht geleugnet werden soll, daß die Bagara, sowie verschiedene andere Stämme Kordofans und Furs arabisches Blut in sich haben, ebenso gut wie die Hadendoa, die Bischari und die Somali, so sind sie doch allesammt weit davon entfernt, auch nur halbwegs rein semitischer Abstammung zu sein.

Hier aber finden wir den Brennpunkt der Revolte: den Fanatismus, aufgestachelt durch religiöse Ueberhebung, und die Sklavenjagden. Daß diesen beiden so unzertrennlichen Uebeln durch die ägyptische Regierung und besonders durch Gordon anscheinend der Todesstoß, jedenfalls aber eine tödtliche Wunde beigebracht wurde, das machte den Mahdi möglich und schuf den Aufstand. Daß ägyptische Gouverneure Christen waren, konnten mohammedanische Völker sich nur mit Widerwillen gefallen lassen; daß sogar der General-Gouverneur ein Christ, vermehrte die Unzufriedenheit. Und als nun gar, zur Zeit Gordon's und Gessi's, mit beispielloser Energie und großem Erfolge dem Menschenraub und Sklavenhandel ein Riegel vorgeschoben wurde, da mußte ganz von selbst der Gedanke des Abfalls reifen. Denn was für sie jetzt in Frage kam, war nicht weniger als eine Existenzfrage. Hatten doch die Stämme nördlich vom ca. 12° seit jeher vom Menschenraub gelebt! Früher in diesem Handel von der ägyptischen Regierung unterstützt, waren ihre Führer in den letzten Jahren außer den reichen kahirinischen Kaufleuten besonders die von Berber, Suakin, Faschr, el Obeid und Chartum. Auch Europäer genug betheiligten sich daran, wie jedem Reisenden früherer Jahre bekannt ist. Alle diese sogenannten mohammedanischen

Stämme, unter dem Commando unternehmungslustiger Räuberhauptleute, führten einen beständigen Krieg gegen die heidnischen Völker der oberen Nilgegend.

Die dortige Bevölkerung, über welche wir gute Berichte haben von Schnitzler, Lupton und Felkin, sind keineswegs alle dunkelfarbig, sondern zeigen, je nach ihrem Stamme, die verschiedensten Eigenthümlichkeiten in Hautfarbe, Körperbau, Schädelbildung, Behaarung und geistigen Eigenschaften. Aber wie die nordwärts von ihnen hausenden Stämme Mohammedanismus als Gemeingut besitzen, so sind die Heiden Fetischisten, oder haben oft genug auch gar keine bestimmte Religion. Seit Jahren sind sie stets weiter nach dem Sudan zu die Beute der rohesten Gewaltthätigkeit gewesen. Ja, in seinen letzten Berichten erzählt uns Stanley, daß er am Aruwimi auf eine große Flotte von Sklavenjägern gestoßen sei; und wenn es wahr ist, was Stanley vermuthet, sogar als gewiß hinstellt, daß der Aruwimi der Uelle Schweinfurth's sei, dann dürfte sich kaum bezweifeln lassen, daß jene Menschenräuber aus der Gegend von Chartum stammen.

Wie steht es nun um die Ertragsfähigkeit jener Gegenden? Liegen dort mineralische Schätze, welche auf den Weltmarkt geworfen werden können? Bietet das Thierreich, das Pflanzenreich den Europäern genügende Aussicht, um gewissermaßen von selbst darauf hin die Civilisation anzuziehen und in Verbindung damit den unglücklichen Eingeborenen die Cultur zu vermitteln?

Es ist in letzter Zeit viel über die Zukunft Afrika's gehandelt und gesprochen worden. Gewöhnlich ist man, wie bereits angedeutet, zu allgemein in seinem Urtheil gewesen, obschon nicht geleugnet werden soll, daß specielle Urtheile über Länder, die man erst so ungenügend kennt, wie den schwarzen Erdtheil, noch gar nicht abgegeben werden können. Aber eben deswegen ist Reserve geboten.

Wenn man früher, vor einem Menschenalter noch, den ganzen Norden von Afrika als wüstes, wasserloses und nichts producirendes Gebiet beschrieb, so hat das Durchforschen der Gegenden und die nähere Bekanntschaft mit demselben schon jetzt zu ganz anderen Resultaten geführt.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß da, wo guter Boden und reichlich Wasser vorhanden ist, in Afrika Alles gebaut werden kann, was in den anderen Erdtheilen unter den Tropen gedeiht. Und, abgesehen von der Sahara, welche aber auch keineswegs so abschreckend ist, wie man sie sich noch vor einigen Decennien vorstellte, ist in Afrika nicht nur guter Boden, sondern auch reichlich Wasser, letzteres reichlicher als z. B. in Südamerika.

Wenn im Anfange dieses Jahrhunderts Aegypten kaum irgend nennenswerthe Producte auf den Weltmarkt brachte, so sehen wir jetzt mit Staunen, daß in Zucker und Baumwolle das Nilland verhältnißmäßig mehr producirt als die Vereinigten Staaten von Amerika und Indien.

Mit den Producten des ägyptischen Sudan speciell sich zu beschäftigen, fing man erst dicht vor der Katastrophe an. Jetzt freilich, seitdem der Mahdi die Standarte des Aufruhrs erhoben hat, ist Alles zerstört. Der ganze Handel mit dem Sudan ist lahm gelegt. Um aber einen Begriff zu geben, welcher Reich-

thum in diesen Landschaften verborgen ist, folgen wir einem Berichte von Dr. Schnitzler, dem Gouverneur des ägyptischen Sudan.

Aus dem Thierreich ist vor Allem Elfenbein zu nennen. Der Elfenbeinhandel wurde von der Regierung betrieben, d. h. alle Elephantenjäger mußten das erbeutete Elfenbein der ägyptischen Regierung, welche daraus ein Monopol gemacht hatte, abliefern. Diese zahlte sodann den Eigenthümern festgesetzte Preise dafür. Dr. Schnitzler betont, daß auch heute noch das Elfenbein in reichlicher Menge auf den Markt käme, obschon die Jagden in immer entfernter gelegene Gegenden getragen würden. In den letzten Jahren habe man sogar eine Zunahme bemerkt. Die äquatorialen Provinzen werfen jährlich eine Quantität von 1200 Cantar (53,357 kg) Elfenbein im Werthe von 756,600 Francs auf den Markt.

Natürlich gibt Schnitzler nur das Quantum Elfenbein der ihm unterstehenden Gegenden an. Denn Westendarp[1]), das größte Haus des Continents in Elfenbeinhandel, gibt die Elfenbeinproduction von Aegypten während der zehn Jahre 1857—1866 auf durchschnittlich pro Jahr 148,000 kg an, dagegen in den Jahren 1867—1876 nur noch auf 133,000 kg. Im Ganzen hat Afrika in den zwanzig Jahren von 1857—1876 durchschnittlich circa 614,000 kg pro Jahr an Elfenbein nach Europa geliefert. Die Höhe dieses Quantums wird erst recht deutlich, wenn wir Westendarp's Angabe über die indische Production erfahren, nämlich 4—7000 kg pro Jahr. Nichts desto weniger ist der Elfenbeinconsum Indiens nach wie vor ein sehr beträchtlicher; derselbe recrutirt sich hauptsächlich von der Ostküste Afrika's, und hätten wir also noch diesen Betrag dem, was von Afrika auf den europäischen Markt gebracht wird, hinzuzufügen. Westendarp meint, wenn man dies, sowie das Elfenbein, welches nach Amerika direct verschifft wird, zusammen nimmt, der Totalexport im Durchschnitt ein Quantum von circa 774,000 kg pro Jahr im Werthe von 12—15,000,000 Mark ergibt.

Erwähnt soll noch werden, daß Herr Westendarp im vergangenen Jahre einen Lieferungscontract mit der ägyptischen Regierung abschloß auf 100,000 kg Elfenbein. Ob aber die ägyptische Regierung im Stande gewesen ist, ihr Wort zu erfüllen, ist dem Schreiber dieses nicht bekannt; und da Herr Westendarp in dieser interessanten Abhandlung[2]) bei früherer Gelegenheit kein allzu großes Vertrauen auf ägyptische Versprechungen zu setzen scheint, erlauben wir uns daran zu zweifeln.

Von den Straußen meint Dr. Schnitzler, daß sie im Osten von Bahr el Gebel gerade nicht häufig seien. Dahingegen seien sie zahlreich vorhanden bei Lattuka, und heerdenweise in den weiten und sandigen Ebenen von Lango. In Unioro,

---

[1]) W. Westendarp, das Gebiet der Elephanten ꝛc., p. 201. Mitth. der geograph. Gesellschaft in Hamburg 1878—79.

[2]) Seite 208 sagt Westendarp: „Die ägyptische Regierung, augenblicklich Gordon Pascha, offerirte zur Zeit 300 Cantar, ca. 13,000 kg Zähne, die in Chartum ankommen sollen (es war das 1879) mit der Bedingung sofortiger contanter und Dreiviertel Vorausbezahlung! Wann und wie dies Quantum geliefert wird, bleibt sehr fraglich, und die Sicherheit des Käufers besteht fast einzig und allein in einem papiernen Verkaufs-Contract der ägyptischen Regierung und in den dortigen Rechtsverhältnissen."

im Südwesten wird von den Eingebornen Straußenzucht getrieben und zwar mit Erfolg. Die Federn sind von vorzüglicher Beschaffenheit.

Dieser echt afrikanische Vogel wird die Zukunft des dunklen Continents vergolden. Denn allerdings muß zugestanden werden, daß in einer gegebenen Zeit, die vielleicht gar nicht einmal fern liegt, der Elephant vollkommen vertilgt sein wird. Die Jagd, welche man auf dieses vorweltliche Thier macht, ist so planlos, daß man die Zeit vielleicht vorausberechnen könnte, wo es überhaupt keine Elephanten in Afrika mehr gibt. Denn wenn man annimmt, daß, um eine so große Quantität Elfenbein auf den europäischen Markt zu bringen, wie wir eben erfahren haben, mindestens alljährlich 50,000 Elephanten getödtet werden müssen; wenn man sodann erwägt, daß ein Elephant bis zu seinem völligen Auswachsen dreißig Jahre braucht, so *muß* in allernächster Zeit der Elephant aus dem Naturreiche verschwunden sein.

Mit dem Strauß liegt die Sache ganz anders. Gejagt wird der wilde Strauß allerdings auch auf jede Weise. Eine Schonzeit für Wild gibt es überhaupt nirgends in Afrika, abgesehen von den nördlichsten Departements in Algerien. Dafür hat man auf großartigste Weise begonnen, künstliche Straußenzucht zu betreiben. Und nicht nur hat man dies den Eingebornen überlassen, sondern Europäer jeder Nation betheiligen sich daran. In Unter-Aegypten, in Algerien, am Cap der guten Hoffnung, in Transvaalland bestehen große und kleine Straußengärten. Ja man hat nicht gezaudert, die Straußenzucht nach Brasilien und Australien zu verpflanzen. Aber daß vor Allem das ägyptisch-sudanische Gebiet sich zu Straußenzucht eignet, bedarf kaum besonders betont zu werden. Unerwähnt soll nicht bleiben, daß die Federn von den zahmen Straußen weit besser sind als die von den wilden. Erstere sind nicht nur größer und dichter in ihrer Structur, sondern man gewinnt sie auch in besserem Zustande. Bei den wilden Straußen haben die Käufer nur allzuhäufig über Schmutz und zerrissene oder zerklaubte Federn zu klagen.

Honig und Wachs ist, wie in ganz Central-Afrika, so auch im ägyptischen Sudan im Ueberfluß vorhanden. Dr. Schnitzler sagt, die Eingebornen züchten die Bienen nicht; sie beschränken sich darauf, Kästen in die Bäume zu hängen, worin dann die Bienen ihre Zellen bauen. Ist Alles mit Honig gefüllt, dann wird dieser gesammelt, ohne auf die Erhaltung der Bienen nur die mindeste Rücksicht zu nehmen. Das Wachs wird fortgeworfen, und doch könnte Honig sowohl wie Wachs ein wichtiger Industriezweig des Landes werden.

Ein sehr wichtiger Artikel würden Häute sein. Aber sie werden jetzt kaum verwerthet. Und nur die Eingebornen der nächsten Umgegend von Berber, Dongola, Chartum, Kassala ꝛc. bringen von dem geschlachteten Vieh die Häute zu den Europäern, um dafür Geld oder Waare in Empfang zu nehmen. Der äquatoriale Sudan kann Häute liefern von Büffeln, Ochsen, Kühen, Ziegen und Schafen; und zwar, wenn die Viehzucht ordentlich organisirt wäre, in beliebig großer Zahl. Augenblicklich bleiben aber alle Häute, gegerbte wie ungegerbte, im Lande selbst und sind fast werthlos. Die Eingebornen benutzen das Leder zu ihren eigenen geringen Bedürfnissen, zur Bekleidung — viele Stämme tragen als einziges Gewand irgend eine Haut um die Hüften — zu Riemen, zu Gefäßen, zum Ueberspannen von

Bänken, zur Lagerstatt und endlich zum Verpacken, indem sie aus den Häuten große Säcke zusammen nähen.

Im Bereiche der europäischen oder auch der ägyptischen Stationen und Ortschaften haben die Eingebornen bereits angefangen, den Werth der Häute höher zu achten, obwohl nach unseren Begriffen auch da die Preise noch ungemein niedrig sind. Drei oder vier Stück große ungegerbte Ochsenhäute kann man für einen Maria-Theresien-Thaler haben, und das Gerben und Rothfärben der Häute erhöht den Preis derselben nicht einmal. Der Gerbstoff kostet ja nichts, eben so wenig die rothe Farbe, und daß die Zeit in ganz Centralafrika bei den Eingebornen kein Geld ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Einen besonders wichtigen Handelsartikel könnten die Felle reißender Thiere bilden, wenn freilich auch nur für eine begrenzte Zeit. Denn nothwendiger Weise müssen einst die reißenden Thiere gänzlich ausgerottet sein. Vorläufig aber sind sie noch vorhanden, und wenn wir zu diesen allen, ohne Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit der Thiere, die großen Pachidermen, als Rhinozeronten, Hippopotamen, dann Affen, Giraffen, Zebra, sowie Krokodile hinzurechnen, dann repräsentiren dieselben ein großes Capital. Gibt es doch einzelne Felle, z. B. das des schwarzen Panthers, das an Ort und Stelle 100 Maria-Theresien-Thaler = 400 Mark repräsentirt. Andere Felle, die von Löwen, Panthern, Leoparden ꝛc., kosten in dem sudanischen Aegypten das Stück nur einen Maria-Theresien-Thaler, oder noch weniger. Welcher Gewinn daraus erzielt werden kann, erhellt am besten, wenn man damit den Preis, wie er dermalen in den großen Städten Europa's gilt, vergleichen will: ein gutes Fell ist in Berlin, Leipzig oder Wien kaum unter 150 Mark zu haben. Rechnet man auf Fracht und Zoll von Chartum oder Dongola nach Berlin 10 Mark pro Stück, und schlägt dies zu dem ursprünglichen Preis von 4 Mark, ferner Zwischengebühr 10 Mark, so bleibt immer auf ein einziges Fell ein Reingewinn von 126 Mark.

Außerdem würde im Osten des Sudans, in Kordofan und Fur Viehzucht mit Erfolg getrieben und das Vieh lebendig nach Chartum oder in conservirter Form (auch als Fleischextract) auf den Markt gebracht werden können. Ein viel größerer Reichthum dieser Länder liegt aber in der Pflanzenwelt, theils fertig aufgespeichert, theils zur Verarbeitung bereit.

Von den Getreidearten, sagt Dr. Schnitzler, wird in ausgebreiteter Weise Durra (Sorghum vulgare) angebaut, dann ein anderes, Talabun (Eleusine coracana) genanntes, hirsenartiges Korn, welches die Neger kochen, mit geröstetem Sesam genießen, auch zur Bierbereitung benützen. Ebenso hat sich türkischer Weizen, wie durch ganz Centralafrika nördlich vom Aequator, so auch bis hierher verbreitet. Reis würde an vielen Strecken gebaut werden können, scheint aber zu fehlen. Von ölhaltigen Früchten sei Sesam, die Erdnuß (arachis hypogaea), die Oelpalme, endlich der Butterbaum erwähnt. Wenn aber von der Westküste von Afrika große Mengen Erdnußöl, Palmöl und Palmnüsse, sowie Shea-Butter exportirt werden, so wird aus dem ägyptischen Sudan nichts auf den europäischen Markt gebracht. Dort ist noch alle Industrie, jeder Handel und der Ackerbau in der Kindheit.

Aeußerst reich sind die Gegenden an Gummi arabicum und Kautschuk. Der

Handel mit Gummi arabicum ist alt; der mit Kautschuk, welcher hier von den Bäumen Carpodinus acidus und C. dulcis gewonnen wird, und viel vorkommt, noch in den Anfängen. Die Tamarinden der eigentlichen Sudanischen Provinzen sind besser als die von Dar Fur. Man hat damit begonnen, Zuckerrohr in Uganda und Unioro anzubauen, und der Versuch glückte vollkommen. Im Lande der Bari existirt ein Gossypium in wildem Zustande, aus dessen Früchten man gute Kattunstoffe würde herstellen können. Baumwolle wächst überhaupt in ganz Nord-Centralafrika wild, ebenso Indigo. Der Tabak von Unioro und Lattuka ist ganz vorzüglich. Hier wie in ganz Nord-Centralafrika wird er von den Negern zu eigenem Bedarf gebaut, aber bis jetzt nicht exportirt. Ebenso ist Kaffee überreichlich in Uganda vorhanden, kommt aber nicht auf den Markt. In dieser Pflanze wird der Europäer den Hauptreichthum der Zukunft zu suchen haben; denn Kaffee ist die eigentliche Heimathspflanze des dunklen Erdtheils und wächst wild und gedeiht überall vom Aequator an bis zum c. 12° N. B. Aber auch südlich vom Gleicher gedeiht der Kaffee vortrefflich.

Muscatnüsse, Pfeffer, Piment und Ingwer sind besonders reichlich im Monbutto-Lande. Aber außer diesen vorhandenen Producten des Pflanzenreiches, welche in jedem Augenblick die Unterlage zu einem blühenden Handel abgeben könnten, sind noch zahlreiche andere vorhandene Vegetabilien vorhanden, welche zu verwerthen wären.

Eisen kommt überall vor und zwar reichlich und vorzüglich. Andere Metalle sind bis jetzt nicht entdeckt worden.

Vorstehende Producte sind, wie gesagt, nach Dr. Schnitzlers Angabe[1] gemacht worden, und fast wörtlich herübergenommen. Bei dem vortrefflichen Rufe, der großen Gelehrsamkeit und dem Vertrauen, dessen sich Dr. Schnitzler (Emin Bey) in der ganzen wissenschaftlich gebildeten Welt erfreut, können wir uns vollkommen darauf verlassen. Aber das Vorstehende ist doch nur zutreffend für die ihm unterstehenden Districte, südlich vom Sobat und Bahr Gebel; zu dem ägyptischen Sudan rechnet man aber auch noch die Küste des rothen Meeres, Harar im Lande der Galla und Fur und Kordofan.

Höchst eigenthümlich ist nun, daß das von Emin Bey verwaltete Gebiet aller Wahrscheinlichkeit nach nominell noch im ägyptischen Besitze sich befindet, während alles andere Land nordwärts davon der Herrschaft des Chedive sich entzogen hat und der Oberhoheit des Mahdi anheimgefallen ist.

Auch Berber hat sich ergeben müssen, und statt nach dem Süden, schreitet der Aufstand nach dem Norden vor. Das Hinterland von Suakin ist in den Händen der Rebellen, und wenn Admiral Hewett dem Negus Negesti großmüthig Kassala angeboten hat, so muß man nur wissen, daß Aegypten gar nicht mehr Herr davon ist, und daß dies Fort und die dabei liegende Ortschaft erst vom abessinischen Herrscher erobert werden müßte. Wird er das thun, wird er es können? Wir zweifeln sehr daran. So tapfer die abessinischen Krieger in ihrem eigenen Lande sind, so wenig gut verstehen sie in der Ebene zu fechten. Von einer Belagerung aber, vom Sturm einer Festung haben sie keinen Begriff. Und

[1]) Bollettino della soc. geogr. ital. Roma 1883.

wird eine Feſtung, oder ſei es auch nur ein Fort oder ein Erdwerk, gar von europäiſchen Geſchützen vertheidigt, ſo vermögen die Abeſſinier vollends nichts auszurichten. Das hat man genugſam zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Welchen Vortheil hat denn nun eigentlich das angebliche Abkommen mit dem Negus gehabt, der auserſehen war, den Sudan und Chartum vom Mahdi zu befreien? Gar keinen. Auch hier iſt, wie im übrigen Sudan, Alles verfahren. Der Herrſcher von Abeſſinien hat Bogos und Menſa zurückbekommen, hat die Erlaubniß erhalten, Kaſſala zu erobern, man hat ihm bewilligt, Waaren und Wagen, ſo viel er bedarf, durch Maſſaua frei einzuführen — aber auch nicht die geringſte Gegenleiſtung hat Admiral Hewett erlangen können.

Und doch wäre hier die Stelle geweſen, wo man den Hebel hätte anſetzen ſollen. Von Abeſſinien aus und mit Abeſſiniern hätte man lange ſchon den nördlichen Sudan pacificiren können. Fanatismus kann man am wirkſamſten nur mit Fanatismus bekämpfen; namentlich wenn man nicht die militäriſche Kraft und Macht Englands hat. Wie weit es aber mit den Anglo-Aegyptern gekommen iſt, zeigt die Nachricht, daß die Somali in Berbera[1]) ſich verſammelt haben, um zu berathen, was zu thun, falls die ägyptiſche Regierung ihr Land und Harar nicht mehr ſchützen könne. Als ob noch eine ägyptiſche Regierung exiſtirte!

Während das ägyptiſche Reich auseinanderfällt und trotz der Conferenz ſich ſchwerlich wieder wird zuſammenſchweißen laſſen, ſteht das ſüdliche ſudaniſche Gebiet intact von der Rebellion, gehalten und regiert von einem Deutſchen: Dr. Schnitzler.

---

[1]) Nach den neueſten Nachrichten ſoll thatſächlich Berbera unter britiſchen Schutz geſtellt ſein.

Berthold Auerbach.

Von

Julian Schmidt.

— „Wie ich wohl nach dreißig Jahren über meine jetzigen Schriften denken würde? — Aber freilich, das erlebe ich nicht mehr, und wie wenig wird das Sieb der Geſchichte auch für Andre durchlaſſen! Es iſt nicht immer tröſtlich, die Dinge sub specie aeterni zu ſehen."

So ſchrieb Berthold Auerbach 7. September 1875 an ſeinen Vetter und Freund Jakob Auerbach. Die Sammlung dieſer höchſt intereſſanten Briefe iſt ſoeben als „ein biographiſches Denkmal" in zwei Bänden herausgekommen[1]).

Zunächſt hervorgegangen aus dem Herzensbedürfniß des Dichters, Alles was ihn innerlich bewegte, dem vertrauten Freunde mitzutheilen und gleichſam auszuſtrömen, nimmt der Briefwechſel allmälig die feſte Tendenz an, Material für eine künftige Selbſtbiographie aufzuſpeichern. Faſt täglich berichtet Auerbach ſeinem Freunde, was ihm begegnet, was er gearbeitet, welche neue Perſonen in den Kreis ſeines Verkehrs getreten ſind, was ſie auf ihn für einen Eindruck gemacht, welche Gedanken ſie in ihm angeregt haben: kurz, es wird eine Art Tagebuch.

Jakob Auerbach glaubte mit Recht, daß ſolche Aufzeichnungen zahlreiche Freunde und Verehrer ſeines Vetters in hohem Grad intereſſiren würden; mit ebenſo viel Recht aber legte er ſich in der Mittheilung Schranken auf: er ging von dem Grundſatz aus, Alles zurückzuhalten, was noch lebende Perſonen kränken könnte. Ich billige dieſen Grundſatz vollkommen: es hat etwas Gehäſſiges, von einer Stimme aus dem Grabe geſcholten zu werden. Aber freilich kann ein vollſtändiges Bild des Menſchen und ſeiner Beziehungen zu Andern auf dieſe Weiſe nicht herauskommen. Manche Beziehungen, die auf das Tiefſte in ſein Gemüthsleben eingreifen und ſehr Vieles erklären würden, entzogen ſich ohnehin durch ihre intime Natur der Mittheilung.

---

[1]) Berthold Auerbach. Briefe an ſeinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographiſches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. 2 Bde. Frankfurt a. M. Literariſche Anſtalt. Rütten und Löning. 1884.

Nach dem Grundsatz des Herausgebers kommen freilich die Verstorbenen schlechter weg als die Lebenden. Es ist mir das besonders bei Heine und Gutzkow aufgefallen, gegen die zum Theil recht starke Ausdrücke gebraucht werden, obgleich Auerbach auch bei ihnen von Zeit zu Zeit das Bedürfniß fühlte, das Reinmenschliche, Interessante, Achtungs- und Mitleidswürdige aufzufinden und hervorzukehren. Heine's Frivolität empfand er durchweg als einen Gegensatz zu dem, was ihm das Heiligste war; das Urtheil über Gutzkow ging zum Theil aus persönlichen Reibungen hervor, vielleicht auch aus dem dunkeln Gefühl einer gewissen Verwandtschaft, die ihm unheimlich war.

Mich persönlich reizt eine deutliche Lücke zur Neugier: die Beschreibung des Tages, an welchem das Goethe-Denkmal aufgerichtet wurde, Juni 1880. Bis dahin war Auerbach, so oft er in Berlin war, der regelmäßige willkommene Gast eines Kränzchens gewesen, zu dem ich auch gehörte: es wird in den Briefen wiederholt erwähnt und als „Lichtpunkt seines Berliner Lebens" bezeichnet. Mit jenem Tage hörte das Verhältniß auf, und ich möchte gern wissen, was damals eigentlich vorgefallen ist. — —

Vor zehn Jahren hatte ich Auerbach's sämmtliche Schriften einer gründlichen Revision unterzogen und einen ausführlichen Essay darüber veröffentlicht. Auerbach war im Ganzen sehr erfreut darüber und hatte auch allen Grund dazu; dennoch mischte sich in seine Genugthuung etwas Bängliches. Die Stelle in den Briefen, worin er sich darüber ausspricht, ist interessant genug, um sie hier mitzutheilen.

„Wenn ich mich so betrachtet sehe," schreibt Auerbach 12. Mai 1874 an seinen Vetter, „denke ich oft an die Holländerin, die mir im vorigen Sommer sagte: Was? Sie leben noch? Ich glaubte, Sie wären schon lange todt! — Ich stehe der Darlegung Julian Schmidt's oft ganz verwundert gegenüber. Also das bin ich? und so abgethan? Ich bin oft erstaunt von der stricten Consequenz, die er in meinem Schaffen und Reflectiren aufzeigt, ich habe mich nie so gesehn! Ich lese namentlich, was ich theoretisch gesagt habe, oft als ein ganz Neues, und wenn ich auch manchen seiner Ausführungen widersprechen muß, besonders wo er vom Einfluß Jean Paul's spricht: — wer kann sagen, ob nicht ein Andrer freier und klarer sieht als man selber vermag? — Ich finde, daß er darin Recht hat, daß mich zunächst das ethische Motiv bewegt und nicht das poetische Farbenspiel und die Lust zum Fabuliren!" — —

Ich kann mich vollständig in Auerbach's Empfindung versetzen. Die eingehende Kritik eines literarischen Gesammtlebens hat immer etwas von einer Vivisection, und so sorgfältig der Kritiker sich davor zu hüten sucht, über das literarische Schaffen hinaus bis zum innersten Empfinden des Menschen vorzudringen, also ins Fleisch zu schneiden, so wird ihm das doch nicht unbedingt gelingen, und er kommt in Gefahr, wehe zu thun, ohne es zu wissen und zu wollen. — Zudem liegt wirklich die Frage nahe: also das bin ich? und nun bin ich fertig? — Ganz wird der Kritiker nicht leugnen können, daß ihm in der That so etwas vorschwebte. Ich hatte freilich, als ich die Kritik schrieb, nicht daran gezweifelt, daß Auerbach noch manches Schöne würde leisten können;

aber ich erwartete nichts mehr von ihm, das in seine Physiognomie einen neuen Zug würde bringen können.

Die Scheu, in meiner Analyse den Kern des Menschen zu berühren, war damals vollkommen gerechtfertigt: diesen innersten Kern darf der Dichter, wie jeder andere Mensch, als sein Heiligthum betrachten und sein Hausrecht wahren. Sie hat mit dem Tode des Mannes aufgehört, und ich halte es für erlaubt und gewissermaßen geboten, den Dichter aus dem Menschen herzuleiten. Ich darf es mir um so eher erlauben, da ich von dem Menschen nur achtungswerthe Züge weiß, da seine Schwächen nicht schwerer wiegen als die Schwächen aller Menschen, und aufs Tiefste mit der Eigenart seines dichterischen Schaffens zusammen hängen.

Auerbach protestirt hauptsächlich gegen den von mir aufgestellten Vergleich mit Jean Paul, der keineswegs eine Herabsetzung sein sollte. Jean Paul war nicht ein großer Dichter, aber eine hochbedeutende Erscheinung in unserer Literaturgeschichte; er hat auf seine Zeit stark und im Ganzen wohlthätig eingewirkt. Heute wird er nicht mehr gelesen, weil die Welt, die er uns darstellt, uns bereits so fremd geworden ist, daß wir uns nicht mehr die Mühe geben mögen, die Schwierigkeit seines krausen Stils zu überwinden. Aber ich glaube, es wird eine Zeit kommen, wo wir ihn, wenn nicht mit Neigung, doch mit Interesse wieder aufsuchen werden: die Zeit nämlich, wo uns die Welt, die er schildert, noch fremder geworden ist und den Reiz der Neuheit gewinnt. Dann wird man seine Romane ebenso wie die Romane Richardson's als sprechende historische Zeugnisse einer untergegangenen Gesellschaft studiren.

Auerbach äußert einmal in den Briefen, es gehe ihm mit Jean Paul wie mit einer alten Jugendliebe, die man nach Jahren wieder antrifft, und in deren früheren Reizen man nun die Wirkungen raffinirter Künstelei zu erkennen glaubt; und eine solche Enttäuschung mache ungerecht. Die Einflüsse Jean Paul's dauern indeß bei Auerbach bis in eine recht späte Zeit; am stärksten sprechen sie sich in dem Roman „Neues Leben" aus, 1851: die ganze Disposition der Erzählung, das pädagogische Motiv, der Austausch der beiden Persönlichkeiten Siebenkäs und Schoppe, das Suchen nach einer Mutter, die man nicht kennt, die Mischung von scheinbarer Härte und schwärmerischer Weichheit, die geheime Verehrung vor der vornehmen Welt, die man doch mißbilligt: — das Alles ist der reine Jean Paul. In andern Novellen sind die Reminiscenzen noch stärker, z. B. in „Dichter und Kaufmann" der Skeptiker, dem sein Ich im Spiegel entgegentritt und der es im Schreck zerschlägt u. s. w.

Aber nicht diese Einzelheiten meine ich, wenn ich die beiden Dichter mit einander vergleiche, sondern die wesentlich hervortretenden Charakterzüge. Jean Paul hat auf die modernen Dichter einen viel größeren Einfluß ausgeübt, als man gewöhnlich annimmt. Ich habe vorhin eine gewisse Verwandtschaft zwischen Auerbach und Gutzkow angemerkt. Beide Männer würden über diesen Vergleich die Hände über dem Kopf zusammen schlagen, und doch trifft er zu. Gutzkow's „Blasedow" ist ganz Jean Paul, und seine Ritter vom Geist würden sämmtlich im „Titan" figuriren können, so weit der Abstand eines halben Jahrhunderts es zuließe.

Vielleicht war Auerbach mein Vergleich darum unangenehm, weil er ihm die Möglichkeit nahe legte, daß es seinen Werken einmal so gehen könne, wie den Werken Jean Paul's: es ist, wie er selber sagt, bedenklich, alle Dichtungen sub specie aeterni zu betrachten! Die Gesellschaft, die Auerbach in seinen größeren Romanen vorführt: „Neues Leben", „Auf der Höhe", „Landhaus am Rhein", kommt uns schon jetzt fast ebenso spanisch vor, als die Gesellschaft im „Titan" oder „Hesperus", und wenn ich ganz offen sein soll, so kommen mir die Duodez-Fürsten, Fürstinnen, Hofdamen, Schranzen und Abenteurer bei Jean Paul getroffener oder porträtähnlicher vor, als die entsprechenden bei Auerbach. In der Periode, die Jean Paul schildert, von 1792—1806, nahmen diese Art Leute in Deutschland einen größeren Platz ein, als heute, wo der Ernst der historischen Ereignisse das Kleinleben in den Hintergrund gedrängt hat.

In Jean Paul's Anlage lag eine Doppelnatur: er war zugleich Realist und Idealist. Er hatte ein scharfes Auge für die Wunderlichkeiten des menschlichen Kleinlebens, für die Gebundenheit an einen beschränkten Horizont. Solche Züge fielen ihm rasch auf, er merkte sie sich und wußte sie glücklich anzubringen. Namentlich in den „Flegeljahren", aber auch in den übrigen Romanen überrascht uns die Fülle kleinbürgerlicher Figuren, die uns in scharf charakteristischen Umrissen fast mit mikroskopischer Genauigkeit entgegentreten. Diese Methode, Spießbürger zu porträtiren, wendet er mit vollem Recht und mit glücklichem Erfolg auf die Vornehmen an, die sich scheinbar auf den Höhen des Lebens bewegen: er zeichnet sie als wunderliche Käuze, und alle Welt findet sie getroffen. Freilich verfährt er dabei etwas mechanisch. „Er hat," schreibt Auerbach mit Recht, „Studienköpfe, Stimmungscharakterzüge, psychologische Verschlingungen, Bilder im Allgemeinen erfunden und bereit gehalten, die er nun beiläufig anfügt, oder auf gegebene Charaktere und Situationen überträgt; er leitet die Ereignisse nicht unmittelbar aus dem zwingenden Moment her, sondern er löthet das eine an das andere."

Insofern ist also Jean Paul Realist, mit allen Stärken und Schwächen des Begriffs; mehr Realist als irgend ein anderer Dichter des vorigen Jahrhunderts. Dem mikroskopischen Blicke des Realisten verzerrt sich das Auffallende leicht ins Groteske; es ist kein Zufall, daß Jean Paul mit Satire begann und die Verkehrtheiten des bürgerlichen, adeligen und höfischen Spießbürgerthums mit bitterm Humor geißelte. Aber die Satire ist zugleich Ausfluß eines hochgespannten Idealismus, der die ihm widersprechende kleine Welt nicht mit unmittelbarem Behagen darstellt, sondern um vor ihr zu warnen.

Jean Paul ist seiner Grundempfindung nach Lyriker: es lebt in ihm wie in seinen Helden ein übersprudelndes Liebesgefühl, das sich in die ganze Natur versenken, das alle Menschen umfassen möchte; er sehnt sich leidenschaftlich nach Freundschaft und Liebe, nach hohen, göttlichen Stimmungen, nach Unschuld und Seelenfrieden, den die Civilisation verkümmert; er fühlt sich als einen Prediger, einen Apostel der Humanität, und möchte nach dem Vorbild Herder's alle Menschen human, alle Titanen gottesfürchtig und alle Unschuldigen stark machen. Er übt sein Talent, seltsame Käuze zu zeichnen, mit Behagen aus, aber gleichsam nur in den Nebenstunden. Für die Staffelei, an der er mit besonderem Eifer

arbeitet, wird immer ein Idealbild geplant, und das Ideal wird mit besonderer Neigung gepflegt, wenn es sich ihm in weiblicher Gestalt offenbart. Darum schwärmten damals alle schönen Seelen Deutschlands für Jean Paul.

Man darf diese lyrische Stimmung, diese „Allliebe", wie er selbst es nennt, nicht darum für unecht halten, weil sie sich in Ueberschwenglichkeiten äußert: sie strömt ursprünglich aus dem Herzen und ist keineswegs ohne Kraft. Einzelne seiner lyrischen Ausströmungen würden noch heute hinreißen, wenn sie eine harmonischere Form gefunden hätten.

Um Jean Paul richtig zu beurtheilen, muß man die verschiedenen Perioden seines Lebens sondern. Seitdem er von Baronessen und Gräfinnen angeschwärmt wurde, seitdem selbst die Höchsten des Landes sich seinem Zauber nicht entzogen, verlor er seine Unbefangenheit: er kam sich selber zu wichtig vor, er überschätzte seine Einfälle und Stimmungen, er fing an, sich auf Philosophie zu legen und Männern wie Fichte oder Jakobi die höhere Weltweisheit vorzutragen. Bei jeder ernsthaften Frage, die Deutschland erregte, glaubte er sein Votum abgeben zu müssen, wenigstens in einem Manifest, da öffentliches Reden noch nicht an der Zeit war; er ertheilte Orakel. Indem er sein vermeintliches Amt des Missionärs ausschließlich cultivirte, ließ er sein eigentliches Talent, die poetische Darstellung, nicht zur vollen Reife kommen.

Die Verwandtschaft mit Auerbach scheint mir überraschend, und durch die gegenseitige Spiegelung erklärt sich Manches, worüber man sich bei dem Einzelnen verwundern müßte.

Ein merklicher Unterschied in der äußeren Stellung war, daß Jean Paul in dem Augenblick, als er durchdrang, sich gegenüber einen „classischen Olymp" vorfand, der ihn ablehnte, so daß er, ohne es zu wollen, in eine Art Opposition gedrängt wurde, während Auerbach gleich nach seinen Dorfgeschichten als unzweifelhaft Ebenbürtiger in den Kreis der tonangebenden Dichter aufgenommen wurde. Mitunter machte man zwar den Versuch, den Verfasser der Dorfgeschichten als einen „Realisten" im Gegensatz gegen die Vorkämpfer des „Idealismus" auszuspielen, aber er war mit seiner ganzen Tendenz diesen weit mehr verwandt als Jeremias Gotthelf.

Auerbach war wie Jean Paul insofern ein „Realist", als er mit aufmerksamer Neugier Personen und Zustände, die ihm eigentlich fremd sein mußten, beobachtete und wiederzugeben versuchte. Daß er zuerst mit den Dorfgeschichten durchdrang, war, wie er selbst ganz richtig, aber gewiß zur Ueberraschung vieler Leser bemerkt, zum Theil ein Zufall. Seine Neugier war nicht ausschließlich auf diesen Stand gerichtet, er hatte sich von vornherein vorgesetzt, das deutsche Leben in seiner Totalität, in seinen Höhen und Tiefen darzustellen, das Auffallendste am liebsten. Er fing in seinen ersten Romanen mit den Juden an, dann hielt ihn die Dorfgeschichte fest, zum Theil weil er sich in ihr eine Art Virtuosität erworben hatte; aber bald drängte er sich nach kurzem Umweg durch das kleinbürgerliche Leben mit seiner Beobachtung in die vornehme Atmosphäre, die ihm eine Fülle eigenartiger Physiognomien zu bieten schien. Er ging in der Schilderung der Bauern nicht wie Jeremias Gotthelf von wirklichem Mitleben

aus: die Züge, die er bei ihnen ausspürte, imponirten ihm vielmehr als etwas Neues und Fremdes, das des ernsten Aufmerkens werth sei.

Goethe dichtete, nicht bloß als Lyriker, von Innen heraus; seine Helden zeigten sich, wie er selber in gewissen Momenten seiner Entwicklung der Welt gegenübertrat: so sein „Werther", sein „Prometheus", sein „Clavigo", sein „Faust", sein „Meister", ja auch sein „Egmont" und sein „Tasso". Von der Physiognomie der Nebenfiguren wurde nur so viel ausgeführt, als zur Illustration des Helden nothwendig war. Jean Paul hat auch manche seiner Helden nach dem Spiegel gezeichnet, namentlich seinen Victor im „Hesperus" und seinen Gottwald in den „Flegeljahren". Aber die Nebenfiguren nahmen überall seine Kunst mehr in Anspruch und wurden mit unverkennbarer Vorliebe, wenn auch sarkastisch, ausgeführt. Bei Auerbach vollends scheint der Dichter ganz zurück zu treten: die Bauern wie die Hofleute haben nichts von seinem Fleisch und Blut, er muß sie sich nach seinen äußeren Erfahrungen erst zurecht legen.

Aber — und darin unterscheidet er sich vortheilhaft von Jean Paul — er steht ihnen nicht spöttisch gegenüber, er hat für sie die größte Theilnahme und bewundert sie. Es ist ihm unerträglich, ja schrecklich, sich im wirklichen Leben wie in der Dichtung Einem gegenüber zu sehen, dessen Motive er sich nicht ethisch zurecht legen kann. Wenn Bauern wie Kinder sich über ihre Motive nicht verständlich machen können, so leiht er ihnen das Wort; er idealisirt sie sich durch eine feine und geistreiche Reflexion, die er freilich mitunter eben jenen naiven Menschen unterschiebt. Diese ethische Reflexion, die Verständigung über das sittliche Weltgesetz, ist ihm bei seinen Novellen der Hauptzweck; das epische Interesse tritt dahinter zurück.

Sein Realismus ist also mit einem pädagogischen Zweck verknüpft: er glaubt wie Jean Paul an die Möglichkeit, die Menschheit zur reinen Humanität zu erziehen, und will sein Scherflein dazu beitragen.

Wenn man sich genauer in seinen Novellen umsieht, findet man wohl auch den Dichter selbst wieder, in Verkleidungen, die er zum Theil aus Jean Paul entnommen hat. Oft genug findet der letztere die echte Humanität in den Schulmeistern, und wenn Gottwald sein Ideal in dem Beruf eines Landgeistlichen zu erkennen glaubt, ist der Unterschied nicht so groß: hatte doch Jean Paul selbst als Schulmeister begonnen. Auerbach tritt zuerst als Lauterbacher Schulmeister auf, der, um für das Wohl seiner Bauern recht zu leben, erst die Bauern gründlich studirt.

Der Lauterbacher wie sein Dichter hat ein lebhaftes Auge für überraschende Züge der Natur wie des Gemüthslebens; er hat aber zugleich das tiefe Bedürfniß, über den scheinbaren Anomalien der Wirklichkeit das Gesetz herauszufinden, welches das Weltganze trägt. So hebt sich ihm aus der Ueberraschung des einzelnen Falls zugleich das seelische oder physische Gesetz ab, in welchem es seine Erklärung findet; er will nichts Ungerechtfertigtes in der Welt der Erscheinung dulden. Gewöhnlich aber geht ihm das Gesetz, das ihm vorschwebt, nicht in seiner abstracten Form auf, sondern wiederum als ein überraschender Fall, der durch den Widerschein jenen ersten beglaubigt, und sprechender ist. Das ist die Form des Witzes: ein Dialektiker ist Auerbach nicht, die speculative Philosophie

ist bei ihm eine falsche Tendenz. Der Lauterbacher fühlt sein angebornes Ungeschick, eine nicht reflectirende Natur zu verstehen und sich ihr verständlich zu machen, weil er in der Erscheinung des Moments die bleibende symbolische Bedeutung sucht, was dem Naturmenschen ganz fern liegt. In ihm betrachtet Auerbach mit der gelinden Ironie einer reiferen Bildung seine eigne Naturanlage.

Der Lauterbacher hat seine Beobachtungen wie seine ethischen Ueberzeugungen in der „Feldweisheit von Adolph Lederer" niedergelegt. Freilich finden diese Gedanken mitunter einen so idealen Ausdruck, daß sich die Wirklichkeit darüber verflüchtigt. Das Geschäft ist später dem „Collaborator" übertragen, der mit inniger Andacht das Treiben des Dorfs betrachtet und überall in demselben die immanente Vernunft und das Gemüth entdeckt; indem er den Standpunkt fortwährend wechselt, kommt freilich auch seine Ueberzeugung etwas ins Schillern. Auerbach nahm es mir früher übel, wenn ich ihn den leibhaftigen „Kohlebrater" nannte; er hat sich zuletzt gefügt und „Tausend" seiner eigenen Gedanken als die des „Collaborators" herausgegeben.

Auch in diesen ihm sympathischen Figuren kommt das Innere des Dichters nur abgeblaßt zum Vorschein; wie stark es doch in seinem Innern wogte, das erkennen wir erst aus den vorliegenden Briefen. Das grenzenlose Liebesgefühl und Liebesbedürfniß Jean Paul's kehrt hier wieder. Ein tiefes sinniges Mitleben mit der Natur, das leidenschaftliche Bedürfniß, zu lieben und geliebt oder auch nur verstanden zu werden, erfüllt seine Jugend wie sein Alter; es ist darin fast gar kein Unterschied in den Stufen seiner Entwicklung. Er rückt wie Jean Paul jedem guten oder bedeutenden Menschen sofort „in die Dutznähe"; er ist bereit, ihm das Beste des eigenen Herzens aufzuschließen, und heischt von ihm das Nämliche; er ist verstimmt, ja unglücklich, wenn er einmal enttäuscht wird. Daß dies Bedürfniß kein etwa künstlich gemachtes war, zeigt am besten der Briefwechsel: wer einem Menschen ein halbes Jahrhundert hindurch eine so ununterbrochene Treue und innige Freundschaft bewahren kann, der beweist damit nicht bloß sein Bedürfniß, sondern auch seine Fähigkeit, zu lieben. Kein Mensch in der Welt ist so vielen Andern so nahe getreten als Auerbach. Und wenn er durch eine wirkliche oder vermeintliche Kälte leicht verletzt wird, so trägt er es nicht nach; er sucht immer wieder aufs Neue Anknüpfung; jeder Todesfall eines alten Bekannten erregt ihn zu Klagen und erschüttert ihn. Mit Recht durfte er von sich sagen, daß er treue Freundschaft verdiene.

Aber freilich entscheidet in solchen Dingen nicht unbedingt das Verdienst. Auerbach ging mit seinem Bedürfniß über das Maß. Schiller's Ausruf „seid umschlungen, Millionen!" klingt schön, ist aber nicht ausführbar: man kann auf Millionen wirken, sie beherrschen, für sie sorgen, aber nicht mit Millionen vertraut sein; jedes Vertrauen hat etwas Ausschließendes. Zudem ist die leidenschaftliche Stimmung mit Nothwendigkeit an den Moment gebunden: man kann nicht ununterbrochen hingebend sein; je mehr man verlangt, je eher wird man enttäuscht, und von solchen Enttäuschungen finden sich manche trübe Spuren in Auerbach's Briefen.

„Bei mir regt jedes Ereigniß die Grundwellen auf, das ist mein Glück und mein Unglück."

Dieſes ſchnelle und oft übereilte Empfinden hat ihn als Dichter zugleich befähigt, ſich liebevoll in die mannigfaltigſten Naturen zu verſenken, und ſelbſt in dem Abſtoßenden Züge zu entdecken, die das Mitgefühl in Anſpruch nehmen; die beſtändige Reflexion auf ihn ſelbſt hat ihm manche Geheimniſſe in dem Gemüthsleben der Andern aufgeſchloſſen. Sie hat ihm in ſeinem Lebensgang viele trübe Stunden bereitet, aber auch ſein Leben reicher gemacht, indem ſie ihn auf die vielſeitigſten bedeutenden Naturen gleichſam zudrängte: die Beobachtung des Dichters war zugleich Bedürfniß ſeines Herzens.

Eine entſcheidende Wendung in ſeinem Leben bezeichnet das Jahr 1845. Er war 33 Jahr alt, ungefähr in demſelben Alter, in welchem Jean Paul anfing ein berühmter Mann zu werden. Die Dorfgeſchichten hatten durchgeſchlagen, ſie wurden nicht bloß in deutſchen, ſondern auch in franzöſiſchen Journalen rühmend beſprochen und in verſchiedene Sprachen überſetzt. Auf einer Reiſe durch das mittlere und nördliche Deutſchland fand Auerbach zahlreiche Bewunderer, er wurde von den anerkannten literariſchen Größen als Ebenbürtiger begrüßt; am meiſten wohl that ihm der freundliche Empfang am Hof zu Weimar. In ſehr beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen, hatte Auerbach bis jetzt mit der Noth des Lebens zu kämpfen gehabt; er mußte ſeine Schriftſtellerei ſogleich zum Broderwerb verwerthen. Nun fühlte er ſich plötzlich dieſen niedern Sphären entrückt: kein Wunder, daß die Huld der Vornehmen ihn auf Augenblicke berauſchte, und es macht ſeiner Natur Ehre, daß er die ſchmeichelhafte Aufnahme nicht mit Hochmuth, ſondern mit Dankbarkeit erwiderte. — Man hat nicht aufgehört, ſeine Eitelkeit zu verſpotten.

Im Allgemeinen iſt Eitelkeit nicht ein Erbfehler der Deutſchen; ſie fällt uns auf und wir zucken über ſie die Achſeln. Im Grund könnten wir ohne Schaden den Franzoſen davon etwas abnehmen: wir würden uns dann mehr Mühe geben, uns liebenswürdig zu zeigen, und unſere Geſelligkeit würde dabei gewinnen. Eitelkeit iſt geſellig; der Mangel an Sicherheit, der in ihr liegt, das Streben, zu gefallen, verhindert das trotzige Abſchließen.

Vollends bei einem Schriftſteller, einem Dichter, iſt die Eitelkeit etwas ſehr Natürliches. Man ſchreibt doch nicht für ſich ſelbſt, man wünſcht eine Reſonanz, und die Reſonanz in den gedruckten Kritiken iſt zu wenig ſinnlich. Man wünſcht zunächſt von ſeinen Freunden gewürdigt zu werden, und je mehr Freunde man hat oder zu haben glaubt, deſto lauter macht ſich die Eitelkeit geltend. Wer ihre Aeußerungen ganz oder theilweiſe zu unterdrücken verſteht, verräth dadurch Bildung, nicht immer Beſcheidenheit.

Auerbach beſaß dieſe Bildung nicht. Es machte oft einen komiſchen Eindruck, wenn er Einem ſeine neueſte Novelle auf die Bruſt ſetzte, gleich einen Tag nach ihrem Erſcheinen, und klingende Münze des Urtheils verlangte, ehe man noch Zeit gehabt, ſich zu beſinnen. Aber eben um dieſer großen Naivetät willen war Auerbach's Eitelkeit völlig harmlos und hat Niemandem Schaden gethan. Gleichwohl verſtimmte ihn der Vorwurf, und er ſuchte wiederholt ſich darüber zu verſtändigen. Niemand hat ſo viel und ſo treffend über ſich ſelbſt reflectirt als Auerbach: es lag ihm daran, auch die Gegner zu begreifen und von ihnen zu lernen.

„Ich bin noch immer so," schreibt er einmal, „daß ich hinaushorche nach dem Echo, wenn ich gerufen. Die Leute nennen es Eitelkeit, und ich weiß doch, es ist nur das ungeschickt kundgegebene Verlangen, dem Blicke derer zu begegnen, denen ich etwas Gutes gethan zu haben glaube."

. . . . „Die subjective Erregtheit geht immer wieder mit mir durch, und ich stottere noch an dem Einzelmoment, dessen Incarnation eigentlich jeder Mensch ist." .. „Die Welt nennt mich oft empfindlich und eitel. Das Erstere mag ich sein, das Zweite bin ich gewiß nicht. Eben weil ich so oft in mir verzagt bin, an mir selber und allem Bestandtheil in mir rüttle, bedarf ich eher eines ermunternden Zurufs von Außen, und ein harter Tadel hat gleich einen schweren Alliirten an mir und zerstört mich mehr als der Tadelnde glauben kann." —

Gleichzeitig mit dem Aufblühen seines literarischen Ruhms schien auch seine sittliche Existenz einen Halt zu gewinnen. Bei der Allliebe, die in ihm lebte, verstand es sich von selbst, daß er bei der Freundschaft nicht stehen blieb. In den ersten Jugendbriefen finden sich einige Andeutungen von Verhältnissen, die sich wieder lösten. Vermuthlich wird der Dichter, der so viel reizende Frauenbilder geschaffen, auch später noch vielfach angeschwärmt worden sein: er nennt sich selbst den Vogel Flatterich. Er scheint aber seinem Freunde Jakob nicht so ausführlich darüber berichtet zu haben wie Jean Paul seinem Freunde Otto; oder Jakob hat die Stellen unterdrückt. Beides wäre zu billigen: das Interesse Dritter an solchen Beziehungen ist im Ganzen gering.

„Ich werde älter," schreibt er bereits 28. Februar 1841, „und mein tiefinnerlichstes Liebesbedürfniß ist durch die Täuschungen der letzten Zeit zurückgedrängt und verschüttet. Ich werde zum häuslichen Glück gelangen, wenn es nicht mehr so hoch beglückt. Ich bin oft tief betrübt, das Schwinden meines Lebens ohne seine tiefste Erfüllung ist für mich täglicher Tod."

25. Februar 1842. „Ich suche mich nach und nach daran zu gewöhnen, auf ein stilles individuelles Glück mehr oder minder zu resigniren. Ich fühle mich oft ganz ausgefüllt von dem Gedanken, meinem selbstgeschaffenen Beruf zu folgen, aber manchmal bin ich auch gar zu verlassen und wehmüthig."

November 1846 verlobte er sich und heirathete März 1847; alles was er vom Glück des Lebens gewünscht und geahnt, schien in Erfüllung zu gehen. Aber schon nach einem Jahre, April 1848, starb ihm die geliebte Gattin. „Durch den Tod meiner Auguste ist mir der ganze ethische Zusammenhang in der Welt in Frage gestellt worden. Ich weiß nicht mehr, was das Leben soll! Die Erkenntniß der Unvollkommenheit des Daseins —: kann die trösten?" In den Briefen aus dieser Zeit spricht sich der schwere Kummer mit echter voller Wahrheit aus. Ich hebe nur eine rührende Stelle heraus, die zugleich ein tiefes Naturgefühl athmet: „Ein Schmerz hört erst auf, wenn alle Jahreszeiten über ein Grab dahin gegangen sind; da hört das Leben draußen auf, sich gegen die Auflösung zu wehren, und das Gedenken drinnen auch."

Dieser Brief ist aus viel späterer Zeit, aus der Zeit, als er „Edelweiß" geschrieben hatte und bereits seit vielen Jahren wieder verheirathet war; ein Jahr nach dem Tode seiner Auguste hatte er sich in Wien zum zweiten Mal verlobt

und seine junge Gattin nach Dresden geführt, wo von 1849—60 der Mittelpunkt ihres Aufenthalts war. — — —

Dresden spielte in jener Zeit in unserem literarischen Treiben eine eigenthümliche Rolle. Berlin hatte durch die immer wachsende Reaction seine Anziehungskraft eingebüßt; es war eine mißmuthige, verdrießliche Existenz. Dresden dagegen schien dem stillen Schaffen einen friedlichen Spielraum zu bieten. Das gute Theater, die Gemäldegallerie boten Centren der Geselligkeit; um Gutzkow und Auerbach, als die beiden eigentlichen literarischen Größen, sammelte sich ein Kreis kleinerer Schriftsteller und Dichter, die wenigstens meistens den Vorzug der Harmlosigkeit hatten. Gutzkow hatte durch die „Ritter vom Geist" den unsteten und schwankenden Idealisten, die über das Scheitern der Revolution betroffen waren, beibringen wollen, daß sie keine Schuld daran hätten, und Auerbach folgte im Roman: „Neues Leben" ihm darin nach. Beide hatten sich nie ernsthaft mit Politik beschäftigt und konnten daher ihren Helden nur Velleitäten bieten. Die Revolution war gescheitert, aber geistreiche Menschen konnten sich interessant darüber unterhalten. Das ist ungefähr der Inhalt der beiden Romane. Bei Gutzkow war es nichts Neues, bei Auerbach verwunderte man sich, daß die kräftig auf ihr Ziel losgehende Bauernsprache durch witzige Salongespräche ersetzt werden sollte: man hatte nicht bemerkt, daß bei ihm neben den Bauern und Bäuerinnen Weltdamen von raffinirter Bildung einen geräumigen Platz für ihre Individualität beanspruchten. Jedenfalls war man verstimmt, und Auerbach mußte sich eine Niederlage eingestehen.

Sonst aber gehörte die Dresdener Zeit zu den glücklichsten Perioden seines Schaffens. Die „Frau Professorin" war schon 1847 geschrieben, in Dresden folgten rasch hinter einander „Diethelm von Buchenberg", der „Lehnhold", „Joseph im Schnee", zuletzt „Barfüßle" und „Edelweiß"; zum großen Theil meisterhaft ausgearbeitete Novellen, die ich bei Weitem den ersten Dorfgeschichten vorziehe. Denn diese sind doch nur interessante Federzeichnungen; in den Novellen sieht man in der Composition und in der Farbengebung die Hand des Meisters. Diese künstlerisch vollendeten kleinen Dichtungen sind ein bleibender Gewinn im Schatzkästlein unserer Poesie.

Auerbach hat für die Poesie ein neues Genre zwar nicht entdeckt, aber durch sein großes Talent den Gebildeten zugänglich gemacht; wir haben von ihm gelernt, in der Dichtung uns für Menschen zu interessiren, die noch eine andere Beschäftigung haben als das Studium der Modenwelt und die Fabrik von Sonetten. Aus einer nicht eingebildeten, sondern in concreten geschichtlichen Formen erscheinenden Natur hat die Kunst neuen Lebenssaft für das allzu matt pulsirende Blut gesogen. Er hat mit feurigem Glauben und tapferer Ausdauer die beiden Grundschäden seiner Epoche bekämpft, die Frivolität und den Weltschmerz; er hat dem „umwölkten Blick die tausend Quellen gezeigt neben dem Dürstenden in der Wüste." Dies werden unsere Nachkommen ihm danken, seine Schwächen werden mehr und mehr in den Hintergrund treten.

Eine falsche Tendenz des Dresdener Aufenthalts war das Theater: „Das Dramatische," schreibt er einmal, „hat doch eine unaussprechliche Verführungskraft!" — Das Verführerische liegt, um es gerade herauszusagen, hauptsächlich

in dem raschen und zum Theil glänzenden Erwerb. Der ungeheuere Erfolg seiner eigenen Lorle in der Birch-Pfeiffer'schen Bearbeitung „Dorf und Stadt" hatte ihn betroffen gemacht: daß der ganze Zauber in der von ihm geschaffenen Figur des „Lorle" liege, daß Frau Birch-Pfeiffer ihr nichts hinzugefügt hatte als einen groben ordinären Rahmen, leuchtete ihm ein; er hielt es mit Recht für unbillig, daß sie aus diesem so geringen Verdienst einen so ungeheuren Gewinn ziehen sollte, und fragte sich, ob er so etwas nicht auch machen könnte? Er hat es wiederholt versucht, eigene Dramen zu schreiben oder seine Novellen zu dramatisiren; es ist ihm stets mißlungen und mußte bei der eigenthümlichen Art seines Schaffens mißlingen. Ihm bilden sich seine Gestalten aus einzelnen beobachteten Zügen, die er mit Geist in einander verarbeitet. Aber bei dieser Art des Schaffens ist kein starker dramatisirter Zug denkbar. Der Novellist kann dem Mangel der Handlung durch feine und bedeutende Züge, durch scharfe psychologische Analyse selbst des Kleinlebens, durch landschaftliche Farbe, durch Naturgefühl u. s. w. nachhelfen; auf der Bühne wirkt das Alles nicht.

Gegen das Ende des Dresdener Aufenthalts erfolgte 1859 das Schillerfest, an welchem Auerbach eine ziemlich hervorragende Rolle spielte. Zum ersten Mal versuchte er sich in einer Rede, die weit hinaus hallte; er hat dann den Versuch beständig wiederholt und keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, sei es der Geburts- oder Todestag eines großen Mannes, sei es irgend ein bedeutendes Ereigniß im Vaterlande, ohne laut und vernehmlich dem deutschen Publicum seine Ansichten darüber mitzutheilen. „Die Missionsnatur in mir," schreibt er einmal, „weist mich auf einen Rednerberuf hin; ich habe auch in mir weit mehr Befriedigung vom Reden als vom Schreiben; die unmittelbare Wirkung macht mich ganz glücklich!" Einmal meint er geradezu, er sei zum Volksredner bestimmt, das Schreiben sei nur ein Nothbehelf. „Freilich," schreibt er ein andermal: „ich fühle mich so aufbrennen in der unmittelbaren Erregung, daß ich dieselbe, oft wiederholt, nicht aushielte."

„Ich könnte diese alle Grundlagen des Wesens zum Erzittern bringende Erschütterung nicht oft aushalten, oder ich müßte stumpf und kalt werden."

Auerbach täuschte sich über den Eindruck und die Wirkung seiner Reden. Der laute Beifall, der nie ausblieb, war zum Theil bloße Resonanz; man sah ihm die fieberhafte Aufregung körperlich an; die geistreichen und bedeutenden Bemerkungen, an denen es in seinen Reden nie fehlte, gingen in dieser Aufregung verloren: man hörte sie kaum. Die Aufregung selbst hatte etwas von Anempfindung. Auerbach sprach mit dem Tonfall eines Propheten, und — er war kein Prophet! Er war ein geistvoller, sinniger Mensch, aber was die Hauptsache bei einem Propheten ist, der unbedingte felsenfeste Glaube an eine neu gefundene Wahrheit, für die man allenfalls sterben oder tödten könnte, den hatte er nicht. Auerbach hatte eine unglaublich starke Resonanz. Jeder, der ihm mit einiger Sicherheit auf den Leib rückte, konnte ihm imponiren und ihn in seiner Ueberzeugung schwankend machen. Wenigstens etwas von den Ansichten des Kreises, in dem er lebte, nahm er mit sich fort.

Das ist heilsam für einen feinen Kopf, der nach allseitiger Bildung strebt, aber es widerspricht dem Wesen eines Propheten. Abgesehen von den allge-

meinen Ideen, Humanität, Freiheit, Vaterland, Idealismus, steht in seinen Reden fast nichts fest als der Kampf gegen die Todesstrafe und gegen die Judenhasser. Ja, wenn er sich recht in Hitze redet, z. B. eben in der Schillerrede, verschwimmen seine Empfindungen völlig ins Gestaltlose, und man begreift kaum, daß noch derselbe Mann spricht, von dem man eben so feine Bemerkungen hörte.

Dies Streben, ins Allgemeine und unmittelbar zu wirken, fand seinen Höhepunkt in seinem Berliner Aufenthalt.

„Dir, lieber Jakob!" schreibt Auerbach aus Berlin 19. Februar 1860, „möchte ich das beste Stück von der Festtafel des Lebens, die mir schwelgerisch hergerichtet ist, bieten, ich möchte Dich dabei haben und mich Deiner Freude freuen. Mir wird oft bange vor diesem Ueberschwall von Ehre und Freude, die mir hier geboten wird! es ist, als empfinge ich einen Lohn meines Strebens bis zur vollsten Sättigung, und dahinter wird es kahl sein. Ich sage mir oft: laß Dich nicht berauschen von dieser schäumenden Lust, von diesen allseitig entgegengetragenen Ehrenbezeugungen! Nichts wäre entsetzlicher als ein Gewöhnen an den Zuruf von Außen, wenn er ausbleibt."

Gerade so schrieb sechzig Jahre früher Jean Paul aus Berlin an seinen Freund Otto: Berlin stand damals ebenso auf dem Kopf als zwei Menschenalter später.

Aber es war ein anderes Berlin.

An „schönen Seelen", an überschwenglichen Gemüthern fehlte es im Jahre 1800 in Berlin keineswegs; aber sie lebten im Ganzen still für sich, von der nüchternen prosaischen Welt ziemlich gesondert, und gingen mehr auf geistige, seelische Genüsse aus; ihre äußere Existenz war eine recht bescheidene. Als einmal Jean Paul seiner Braut einen Hut für einen Louisd'or schenkte, staunte er selber darüber nicht weniger als seine Freunde. Rahel's ärmliche Wohnung hielt keinen ihrer hochgeborenen Verehrer ab, sie zu besuchen.

Noch bescheidener wurde das Leben, als nach den langen Kriegen Staat und Gesellschaft verarmt war. Aus Varnhagen's Briefen und Denkwürdigkeiten erfährt man, mit wie wenig Aufwand die Geselligkeit besorgt wurde. Man kennt aus Immermann's „Epigonen" die Beschreibung eines geheimräthlichen Soupers, wo unversehens die ganze für zwanzig Erwachsene bestimmte Collation von zwei Kindern aufgespeist wird.

Solche Gesellschaften gab es nicht mehr in Berlin, als Auerbach seinen Einzug hielt. Die verschiedenen Stände hatten sich gemischt, der Bildungstrieb war in die Haute-Finance gefahren, und diese suchte, was ihr von Künstlern und Gelehrten an Geist geboten wurde, durch prächtige Decorationen, Toiletten und gastrische Gaben wett zu machen. Die Schriftsteller suchten das zu erwidern, und so war schon damals für den Gesellschaftsmenschen, noch vor der Gründerzeit, das Leben theuer geworden, und die Schriftsteller waren mehr als wünschenswerth durch die Nothwendigkeit gedrängt, auf schnelleren und reicheren Erwerb zu sinnen. Auerbach berichtet wiederholt, halb mit Behagen, halb mit Grauen, von der „Hochfluth der Gesellschaft". Ein Mann wie er, der wirklich bezaubernd liebenswürdig sein konnte, und zudem in die Mode gekommen war, durfte Tag für Tag wenigstens zwei Einladungen zum Diner und zwei zum

Souper erwarten. Diese Gesellschaften versammelten zum Theil die geistvollsten, bedeutendsten Leute; aber man hatte nicht viel von ihnen, denn in den überfüllten heißen Zimmern, bei so und so viel Gängen mit den nöthigen Weinen, dankte jeder seinem Schöpfer, wenn er überhaupt nur seine Stimme vernehmen lassen konnte, sei es auch nur über das Wetter oder über einen beliebigen Stadtklatsch.

Diese lärmende Geselligkeit ist es, wodurch in Berlin so viele Kräfte verbraucht werden, nicht der zersetzende Geist der Berliner, von dem man so viel redet, dem man aber leicht aus dem Wege geht, wenn man ihn nur nicht aufsucht. Auerbach brauchte eine sehr starke Resonanz, und insofern war ihm die lärmende Huldigung hoch willkommen; zugleich aber hätte er gern still in sich selbst gelebt, und so wechselt in den Briefen seine Stimmung beständig zwischen Wonne und Verdruß.

„Das ganze Leben hier," schreibt er einmal, „dieses straffe, stramme Gehen, die frischen geweckten Gesichter, Alles muthete mich belebend an, und mein Verlangen, aus der Einsamkeit in den Menschenwald zu gehen, erhielt bald übermäßige, überstürzende Befriedigung." Nun gar der huldvolle, schmeichelhafte Empfang bei Hofe. — „Ich kann Dir nicht sagen, lieber Jakob! wie es mir oft ist, wenn ich an mein vergangenes geplagtes Leben zurück denke und jetzt so in Ehre und Freude schwimme!"

Bald aber tritt ihm die Kehrseite entgegen. „Das viele Geräusch des hiesigen Lebens," heißt es in demselben Jahre, „greift mich noch an; wie ich auf der Straße nicht sprechen, kaum denken kann, wenn die Wagen rasseln, so geht mir's im großen Ganzen. Ich werde das vielgeartete Leben hier nicht bewältigen können." — „Es ist ein aufgeregtes Rennen und Jagen, ich brauche meine ganze Haltung, um mich nicht hin- und herreißen oder gar umreißen zu lassen." — „Ich bin mit fremden, inneren Sinnen in eine fremde Welt versetzt, hundertfach beansprucht, immer aufgerufen, immer auf dem qui vive. Die unmittelbaren Begegnungen und die freiwillig erregten oder von selbst sich einstellenden Spannungen der Phantasie erwecken mich übermäßig, und doch ist das Instrument an sich eigentlich nicht so spannkräftig."

Neun Jahre später. „Wenn ich's bedenke, bin ich hier eigentlich fremder, als in irgend einer andern Stadt. Es ist keine feste, nothwendige Beziehung von Haus zu Haus. Wenn ich über die Straße gehe, begrüßen mich auf Schritt und Tritt bedeutsame Männer, dann ist's wieder vorbei, man geht weiter, Jeder seinem einsamen Tagewerk nach."

Das Uebel lag darin, daß Auerbach das Unvereinbare zu vereinen suchte. Bei festem Willen kann man sich gar wohl dem Uebermaß der Geselligkeit entziehen und mit denen, die einem nahe stehen, ein angenehmes Heim gründen. Aber auf Auerbach übte gerade der Lärm der Geselligkeit eine fast dämonische Anziehungskraft, der er nicht widerstehen konnte. Rausch und Stille zu verbinden geht nicht an.

Dazu kam das an sich sehr natürliche Bedürfniß, es auch äußerlich Allen gleich zu thun. Man hatte ihm zu Anfang unbestimmte Verheißungen gemacht, die er ohne Weiteres für baare Münze nahm. Was er leise vorausgeahnt, traf

ein und überraschte ihn doch bitter. Er ließ sich auf allerlei Speculationen ein, einmal sogar auf ein journalistisches Unternehmen, was er nachher bitterlich bereute. Man kann ihm nicht nachsagen, daß er in seiner Arbeit lässig wurde, er nahm es mit seiner Kunst immer gewissenhaft, wie Spielhagen in seiner Vorrede vollkommen richtig hervorhebt. Aber es kam in sein Treiben eine Unruhe, die ihm selber lästig wurde. Einen wohlthätigen Einfluß hatte Berlin auf ihn, den man am wenigsten hätte erwarten sollen: es schärfte und vertiefte seinen Sinn für die Natur. Jeden Sommer wanderte er nach seinem geliebten Süddeutschland aus, um von dem Berliner Staub aufzuathmen, und gerade der Contrast frischte seine Genußfähigkeit an. Es finden sich entzückende Naturbilder in den Briefen, mehr als in den Novellen.

Der größte Reiz des Berliner Lebens liegt in der Möglichkeit, mehr als an einem anderen Ort der Welt bedeutenden Männern zu begegnen und bis auf einen gewissen Punkt näher zu rücken. Das war auch bei Auerbach in überreichem Maß der Fall, und er versäumt in den Briefen nie, ein neues Porträt seiner Gallerie vorzuführen. Dabei zeigt sich in seinem Urtheil ein eigenes Mißverhältniß. So wie ihm ein neuer Mensch entgegentritt, charakterisirt er ihn augenblicklich durch eine geistreiche Sentenz, die aber häufig nicht zutrifft. Ich war einige Mal förmlich erstaunt über den Mangel an Menschenkenntniß, der sich in solchem vorschnellen Urtheil zeigt. Er hatte Beobachtung und Scharfsinn genug, aber es war ihm mehr daran gelegen, durch sein Urtheil sich selbst und seinem Correspondenten zu imponiren, als den Eindruck rein auf sich wirken zu lassen. Er hatte nicht die Fähigkeit, abzuwarten und auszuhören: ein Fehler, der für den Charaktermaler sehr schwer wiegt.

Die seltsamste Verirrung zeigt sich in seinen politischen Urtheilen. Wiederholt sprechen die Briefe die Einsicht aus, daß er von Politik eigentlich gar nichts verstehe. Und doch steckt er unversehens immer wieder in der Politik. Vor jeder ernsthaften Entscheidung, z. B. 1848, 1866 und 1870, ist er zuerst schwankend, die verschiedenen Motive für und wider wogen in seinem Gemüth auf und ab; er ist beinahe verzweifelt. Dann, nachdem ohne sein Zuthun die Entscheidung gefallen ist, ergreift ihn die allgemeine Umstimmung, und er spricht gleichsam zornig als Seher die Nothwendigkeit der That aus, vor der er früher ängstlich gewarnt hatte.

Fast eben so schwankend wie in seinen politischen Urtheilen ist er in seinem Verhalten zu den religiösen Fragen. Seines Freundes David Strauß „Alter und neuer Glaube" regte ihn aufs Aeußerste auf. „Endlich ein kräftiges Wort der reinen Wahrheit! Aber Strauß wird allein bleiben, die Feigheit wird ihn im Stich lassen! Wer unverzagt der Wahrheit nachgeht, muß sich auf seine Seite stellen." — Dann aber fällt ihm ein: wie kann ich erklären, mich nicht mehr einen Christen zu nennen? Ich bin ja nie einer gewesen, ich bin ja ein Jude! und bei dem Gedanken des Judenthums geht ihm wieder auf, daß in dem Begriff der Religion noch etwas mehr liegen möchte, als was Strauß ausschließlich aufrecht erhalten wollte, Moral, Wissenschaft und Kunst. So verläuft das Ganze zuletzt in allgemeine Abstractionen.

Gegen dieses Schwanken an sich soll nichts gesagt werden. Kein Mensch auf

der Welt kann von sich sagen, daß seine Religion immer fest gestanden hätte, wie ein Knochen; jeder wahrhaftige Mensch hat Adern des Zweifels und des Glaubens, in denen das Blut auf und ab wogt. Aber das muß man tadeln, als einen Kernfehler des Anempfindens, daß man bei diesem inneren Schwanken sich gleichwohl in Hitze redet und mit Scheltworten der „Halbheit" und „Feigheit" um sich wirft.

Vielleicht war es gerade das heimliche Gefühl dieses inneren Schwankens, was die sogenannte Judenfrage in der letzten Zeit zum dunklen Fleck seines Lebens machte. Diese Frage muß hier berührt werden, denn indem die Parteien sich einander zu überschreien suchten, wußte man zuletzt kaum noch, wovon die Rede war. Sie darf aber auch mit Fug berührt werden, denn der Versuch, ein Vorurtheil kritisch zu zersetzen, ist das beste Mittel, es dem Pöbel aus den Händen zu reißen. Ein Gespenst verschwindet, sobald ich dreist darauf losgehe; ein Vorurtheil wird auf sein rechtes Maß zurückgeführt, sobald ich es zergliedere; es wuchert fort, sobald ich es verheimliche, um kein Aergerniß zu geben.

Das religiöse Motiv ist von dieser Frage durchaus auszuscheiden; es wird nur künstlich herangezogen, um Antipathieen anderer Art zu überfirnissen. Im Mittelalter ging regelmäßig eine Judenverfolgung los, wenn der Pöbel künstlich zum Fanatismus überhaupt aufgehetzt wurde: man schlug die Juden todt wie die christlichen Ketzer, weil es einmal so hergebracht war, und weil man sich ihrer Schätze bemächtigen wollte. Wer heute noch aus angeblichen religiösen Motiven den Pöbel gegen die jüdischen Mitbürger hetzt, sollte nach meiner Ueberzeugung dem Strafgesetz verfallen.

Es gehört ferner zu den nothwendigen Voraussetzungen des modernen Staats, daß alle Mitbürger desselben vollkommen gleiche staatsbürgerliche Rechte haben. Aus dieser Einsicht in das, was für den modernen Staat nützlich und nothwendig ist, nicht aus einer besonderen Sympathie, hat der Liberalismus die Emancipation der Juden Schritt vor Schritt durchgesetzt, und es darf nicht daran gerüttelt werden, denn die völlige oder theilweise Rechtlosigkeit eines Theils der Staatsbürger ist stets eine Krankheit des Staats im Allgemeinen. Den getauften Juden irgend ein Staatsbürgerrecht entziehen, so weit hat sich die Thorheit wohl nie verstiegen; und den Juden, die fortfahren wollen, Gott in der Weise ihrer Väter zu verehren, darf ihr Recht eben so wenig verkümmert werden, da die jüdische Religion nichts enthält, was unseren Rechtsbegriffen widerspricht. Eine Gefahr für das Christenthum kann in der Fortdauer des jüdischen Cultus nicht liegen: eher läge eine Gefahr in den Uebertritten aus äußeren Gründen ohne innere Ueberzeugung! Aber gerade die Vorkämpfer gegen das Judenthum werden den Uebertritt gewiß nicht erschweren wollen.

Durch die Civilehe ist endlich den Juden die vollste Gelegenheit gegeben, sich mit der Nation, in der sie ihre staatliche Existenz haben, endgültig zu vermischen.

Diese Punkte sind also aus der Discussion völlig auszuscheiden, wenn man sich über das Vorurtheil verständigen will. Das Vorurtheil besteht allerdings und hat seine historische Begründung.

Von tausend Vorwürfen, die den Juden gemacht werden, kann der Einzelne immer sagen: sie treffen mich nicht! Aber Einer Schuld, obgleich persönlich

unſchuldig, kann er ſich nicht entziehen: einem Stamm anzugehören, in dem ſeit drei Jahrtauſenden Race und Religion zuſammenfielen; der ſich ſchmeichelte, das auserwählte Volk Gottes zu ſein; der jede Vermiſchung mit anderen Völkern ablehnte; der in dieſer Iſolirtheit fortfuhr, als ſeine politiſche Exiſtenz aufgehört hatte, als er genöthigt war, ſich zu zerſtreuen und in der Mitte anderer Völker, unter den Geſetzen anderer Staaten ſein Fortkommen zu ſuchen.

Ein Phänomen, wie in der Art in der ganzen Weltgeſchichte kein zweites vorkommt! Es zeugt von einer ungeheuren genetiſchen Lebenskraft. Aber gerade dieſe ſpröde Lebenskraft des einen Volkes hat das Mißwollen der anderen Völker herausgefordert. Die Juden haben ihre Race rein gehalten und gerade darum in Ausſehen, Gebärden, in der Redeweiſe, zum Theil auch im Charakter gewiſſe Merkmale gewahrt, die auffallen und befremden. Dieſe Fremdheit wird mehr und mehr aufhören, je entſchiedener ein Theil der Juden ſich der europäiſchen Bildung anſchließt; ſie dauert aber fort in denjenigen Schichten des Volkes, die dieſer Bildung nicht theilhaftig geworden ſind. Gerade darin liegt das Schickſal vieler gebildeter Juden, für welche Auerbach das auffallendſte Beiſpiel iſt: daß ſie die Urtheile, die jenen Schichten gelten, mit auf ſich beziehen.

Zu dem Mißwollen gegen die Juden kam noch, daß ſie ſich faſt ausſchließlich mit dem Handel und namentlich mit dem Geldgeſchäft abgaben. Bei Ackerbau treibenden und kriegeriſchen Nationen ſteht dieſes Geſchäft nicht in Achtung: es iſt mitunter angenehm, Geld leihen zu können, aber immer unangenehm, es wieder zu bezahlen, noch dazu mit ſchweren Zinſen. Es hat auch im Mittelalter Juden gegeben, die ſich auf liberale Studien warfen, aber das blieben Ausnahmen, und in der öffentlichen Meinung waren Judenthum und Zinsdarleihen ſynonyme Begriffe. Dies Vorurtheil hat ſich auch auf die moderne Zeit übertragen, wo die Juden mit dem rühmlichſten Eifer ſich auf Kunſt und Wiſſenſchaft, auf Staats- und Kriegsdienſt werfen, nur hat es ſeitdem eine andere Form angenommen. Es heißt jetzt: auch in dieſen modernen Lebensrichtungen ſtecke heimlich als letztes Motiv immer noch der alte Handelsgeiſt.

Es iſt ein Vorurtheil, das durch glänzende Beiſpiele widerlegt wird: in allen dieſen Sphären haben Männer jüdiſcher Abkunft mit hingebender Liebe und Aufopferung für die Sache gewirkt und Erfreuliches geleiſtet. Aber neben dieſen Männern beſteht noch immer die Maſſe des Volks aus Handelsleuten, die dem Beobachter namentlich in zwei Formen auffallen: einmal der kleine Handelsmann, der aus dem Oſten einwandert und durch zudringliches Weſen läſtig wird; dann der baroniſirte Millionär, der es ſeinem Stande ſchuldig zu ſein glaubt, „das bürgerliche Element möglichſt fern zu halten“. Wenn nun ſolche Erſcheinungen theils mit Bitterkeit beſprochen, theils von ihrer komiſchen Seite dargeſtellt werden, ſo erregt das leicht die Empfindlichkeit des gebildeten Juden, den dieſe Vorwürfe nicht im Mindeſten treffen, der ſich aber trotzdem mit beleidigt glaubt. Dieſe nervöſe Empfindlichkeit wird ſehr ernſt bekämpft werden müſſen, wenn mit Beſeitigung des Vorurtheils ein liberales Verhältniß hergeſtellt werden ſoll.

Auerbach ſelbſt hat in der Novelle „Dichter und Kaufmann“ den bekannten Ephraim Kuh geſchildert, der nicht müde wird, von dem „unermeßlichen Juden-

schmerz" zu sprechen. „Er glaubt, Blicke und Mienen gelten ihm, die vielleicht seiner gar nicht achten, und all' dies Zittern bei dem innern Selbstgefühl, würdig zu einer jeden schönen Menschengemeinschaft zu sein! sie verzehrt den besten Lebensmuth!"

— „Du willst immer," antwortet ihm sein Bruder, „Andre sollen vergessen, daß Du ein Jude bist, und Du vergißt es nie! Sieh' doch in den Spiegel, Du bist krank." — —

Wie kommt aber Ephraim Kuh dazu, in jedem Blick eines Nichtjuden etwas Verachtendes herauszulesen? — Weil er gleichsam die Empfindung der Andern vorausnimmt; weil gerade in den rasch aufstrebenden jüdischen Kreisen die Contraste zwischen gemeinem und höherm Leben sich am härtesten fühlbar machen. Ephraim betrachtet seine gemeinen Glaubensgenossen ebenso, wie er voraussetzt, daß die Andern sie betrachten; und es macht ihn unglücklich, nun mit Jenen in Eine Kategorie gestellt zu werden. Er sieht geringschätzige Blicke, weil er sie als natürlich erwartet. Solche Erscheinungen werden sich immer wiederholen, wo die Sprünge aus einer gedrückten Lebenslage in den scheinbaren Glanz eines sonnigen Daseins allzu jäh auf einander folgen.

Rahel Levin empfindet es als die schwerste Tragik ihres Lebens, eine Jüdin zu sein; aber warum? Sie wird von den vornehmsten Leuten ihres Geistes wegen geliebt, bewundert, angeschwärmt, keinem fällt es ein, in ihr eine Jüdin zu sehen oder sie deshalb geringer zu schätzen. Aber sie selbst wird das Gefühl nicht los; sie schämt sich ihrer Herkunft, ihrer Umgebungen, sie fühlt durch sie „ihren Adel beschimpft!" Vorgedrungen zu den reinsten Höhen europäischer Bildung, ekelt sie sich vor dem kleinlichen Treiben ihres Kreises. — Dieser Ausdruck nervöser Unruhe ist tadelnswerth, aber begreiflich, und wenn man ihn vollkommen versteht, wird man auch die „Judenfrage" in einem neuen Licht erblicken.

„Sieh' in den Spiegel, Du bist krank!" Diese Worte hätte Auerbach wiederholt sich selber zurufen sollen, denn ihn verfolgt der Gedanke, etwa mit Shylock in eine Reihe gestellt werden zu können, mit der Macht eines Fiebers. Bei seinen besten Freunden wittert er den geheimen Judenhaß: bei Gutzkow, bei Laube, bei G. Freytag, bei mir, während mir doch niemals eingefallen ist, daß Auerbach mit dem Judenthum etwas zu thun habe. G. Freytag hat in „Soll und Haben" bei der Schilderung von Ehrenthal, Veitel Itzig u. s. w. sorgfältig die Bezeichnung „Juden" vermieden, er spricht immer nur von „Geschäftsleuten", was ja auch correcter ist. Es ist incorrect, wenn man das Börsentreiben ein „jüdisches" nennt, denn auch Christen spielen an der Börse eine Rolle. Aber sie sind die winzige Minderzahl, und a potiori fit denominatio. Sind denn die Ehrenthal und Veitel Itzig nicht wirkliche Typen und einer Darstellung vollkommen würdig?

Der Verdacht des Judenhasses steigt bei Auerbach sofort auf, wenn man z. B. Lessing's Spinozismus in Frage stellt. Er hört einmal in einer größeren Gesellschaft einen gebildeten Mann künstlich jüdeln; er ist sofort überzeugt, daß man ihn damit verhöhnen will, obgleich er in seiner Aussprache gar nichts Jüdisches hatte. Er findet es „inhuman", die jüdische Aussprache zu verspotten.

Und er selber, Berthold Auerbach, hatte die größte Virtuosität darin, die obersächsische Mundart zu parodiren, und hat uns oft damit zum lauten Lachen gebracht. Diese Mundart hat für die übrigen Deutschen etwas unendlich Komisches, die Obersachsen wissen das recht gut, und es wird ihnen unendlich viel saurer, sich ihre Eigenheiten abzugewöhnen, als den gebildeten Juden; aber sie verstehen Spaß genug, mit zu lachen. Wenn man aber das Obersächsische parodiren darf, warum nicht auch das Polnisch-Jüdische? Was haben die Juden vor den Obersachsen voraus?

Irgend wer behauptet, die Juden hätten keine lyrische Anlage. Die Behauptung wird schon durch die Psalmen widerlegt; aber wenn Auerbach wiederum über Inhumanität und Verfolgunsgeist klagt: — was hat die Humanität mit einem ästhetischen Urtheil zu schaffen? — Richard Wagner beschuldigt Felix Mendelssohn und Meyerbeer, der Musik eine falsche Richtung gegeben zu haben. Auerbach ist ungefähr derselben Meinung; aber weil Wagner seiner Broschüre den Titel gibt: „Das Judenthum in der Musik", erklärt es Auerbach für ehrlos, wenn ein Jude die Wagner'sche Musik bewundert! Also das Urtheil über den Werth eines Künstlers soll sich darnach richten, wie sich derselbe zur Judenfrage stellt? Wenn diese Maxime bei den Juden allgemeine Verbreitung fände, dann wäre allerdings eine Verständigung schwer möglich.

Je weiter man in den Briefen kommt, desto leidenschaftlicher werden die Ausdrücke. Auerbach spricht von „Degeneration der Gesinnung", von „Schmach des Vaterlandes". Er vergleicht den Ausfall des Professor Billroth gegen jüdische Studenten aus Galizien mit der Höllenmaschine des Thomas! Er fühlt sich namenlos unglücklich, das Bestreben seines ganzen Lebens verloren, die Finsterniß des Mittelalters wieder in Anbruch. Man muß ihn bemitleiden, aber doch ernstlich vor seiner Verirrung warnen.

Wir Deutsche werden in diesem Augenblick zehnmal mehr gehaßt und geschmäht, als die Juden; Franzosen und Russen, Ungarn und Rumänen, Czechen und Polen, Alles wetteifert mit Wuthausbrüchen gegen uns. Wir hören es geduldig an, und stehen uns darum nicht schlechter.

Auerbach hat Spinoza zu seinem Philosophen gemacht, er schärft wiederholt den Grundsatz desselben ein, man solle die Ereignisse weder loben noch tadeln, sondern als nothwendig begreifen. Diese Lehre hat Auerbach in die Praxis nicht übertragen: mit der Judenfrage hört ihm die Harmonie und der Zusammenhang des Weltalls auf.

Und doch ist er stolz auf Spinoza und betrachtet ihn als eine der größten Zierden des Judenthums. Mit einiger Ueberraschung erwähnt er, das Judenthum habe nie einen leidenschaftlicheren Angriff erfahren als von Spinoza, und spricht seinen gelinden Tadel darüber aus: der Weise habe sich einmal von persönlichem Unwillen übermannen lassen! Es war aber nicht bloß persönlicher Unwille, nicht bloß die erlittene Verfolgung, was Spinoza zu seinen heftigen Angriffen bestimmte, sondern der klar erkannte Gegensatz des Princips: die Uebertreibung des Nationalgefühls war es, was er als den Grundschaden in der Geschichte und Bildung seines Volks erkannte, und gegen diesen Grundfehler haben noch heute auch die gebildeten Juden anzukämpfen, wenn sie zur rechten Humani-

tät, deren Devise sie auf ihre Fahne gesetzt, vordringen wollen. Ich theile nicht Auerbach's Meinung, daß das Judenthum mit seiner Rabbinischen Bildung, deren Schäden er gar wohl durchschaut, ein besonders günstiger Boden sei, so selbstlose Weise wie Spinoza oder Nathan hervorzubringen; aber desto größere Ehre für den, welcher das Ziel wirklich erreicht.

Auerbach hat das Ziel nicht erreicht, aber er hat ernstlich darnach gestrebt; und so glaube ich, sein Bemühen fortzusetzen, wenn ich hier zum Schluß dieses Bildes zeigte, woran es ihm fehlte. Er ruft beständig die Humanität an: ein schönes Ziel, aber kein genügender Hebel zum Fortschritt; ich ziehe die Gerechtigkeit vor. Wir wollen gerecht sein gegen die Juden, wir wollen redlich das Vorurtheil bekämpfen, das zum Theil auf nicht mehr zutreffenden Prämissen beruht. Aber wir verlangen auch Gerechtigkeit für uns. Der gebildete Jude soll nicht gleich außer sich gerathen, wenn wir auf die Mängel seines Stammes hinweisen; er soll nicht die Leidenschaft gegen das Vorurtheil in die Schranken führen und so Pöbel gegen Pöbel aufrufen, sondern an seinem Theil dazu beitragen, das erkannte Schlechte zu beseitigen und so ein Zusammengehen möglich zu machen, das nicht auf unfruchtbarer Schonung, sondern auf gegenseitiger nüchterner Schätzung beruht. Das ist das eigentliche Ziel, dem auch unser Dichter, wenngleich auf falschem Wege, nachstrebte.

Friedrich's des Großen „trois lettres au public".

Von

Joh. Guſt. Droyſen[1]).

Unter den ſatiriſchen Schriftſtücken in Proſa und in Verſen, deren Texte die akademiſche Ausgabe der „Œuvres de Frédéric le Grand", tome XV, gibt, haben die „lettres au public" (XV. p. 67) ein Intereſſe beſonderer Art, zumal da ſie ſofort veröffentlicht worden ſind. Nach ihrem Inhalt höchſt ſeltſam, in lächerlicher Verzerrung Vorgänge ſpiegelnd, von deren Zuſammenhang das damalige Publicum wenig ſah, und deren Bedeutung es nicht ahnte, laſſen ſie noch heute den Leſer in Zweifel, ob ſie ein bloßes Spiel übermüthiger Laune ſind, oder ob ſie etwas bezwecken, und was.

Sie ſind nach Faſtnacht (6. März) kurz nacheinander als Flugblätter zu je 16 Seiten 8° mit dem königlichen Adler als Vignette bei dem Hofbuchhändler Etienne Bourdeaux erſchienen und in der „Berliniſchen Zeitung" (Voß) vom 10., 17. und 20. März 1753 zum Verkauf angezeigt. Graf Puebla, der damalige öſterreichiſche Geſandte in Berlin, hat die zwei erſten Briefe am 12. März, den dritten am 20. März an den Hofkanzler in Wien geſandt. Leſſing, der dieſe Briefe überſetzt hat, ſchreibt ſeinem Vater unterm 29. Mai: „Es iſt eine Satire, ohne daß man eigentlich weiß worauf; weil ſie der König gemacht hat, ſo haben ſie viel Aufſehens und verſchiedene Deutung verurſacht."

In der conventionellen preußiſchen Geſchichte der Jahre 1746—1756 iſt ſo gut wie nichts zu finden, was zum Verſtändniß der lettres au public führen könnte, und die neuen und neueſten Darſtellungen begnügen ſich, mehr oder weniger „welthiſtoriſch" die Urſachen des Krieges, der 1756 von Amerika nach Europa herüberſchlug, zu entwickeln. Die den Zeitgenoſſen maßgebende hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, Rouſſet's „Mercure historique et politique", ſagt in der Einleitung des Jahres 1753: daß das vergangene in ſo tiefem Frieden verlaufen

[1]) Es iſt die letzte Arbeit des berühmten Hiſtorikers, die wir hier veröffentlichen; ſie ging uns mit einem freundlichen Begleitſchreiben des Verfaſſers vom 18. Juni zu, und am 19. ſtarb er.
Die Redaction der „Deutſchen Rundſchau".

sei, gebe das glücklichste Prognostikon für das kommende; zum unsterblichen Ruhme der bedeutendsten Fürsten dieses Jahrhunderts müsse man sagen, daß nie so große Anstrengungen gemacht seien, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und ein größerer Wetteifer geherrscht habe, deren Früchte zu erndten.

Um so seltsamer erscheinen die alterirenden Nachrichten, welche die lettres au public auftischen.

I.

Der Schreiber führt sich damit ein, daß er dem Publicum verspricht, es besser zu bedienen, als „diese kleinen Minister", die es sich in Europa halte, um sich „zweimal in der Woche" langweilige Neuigkeiten melden zu lassen. Er bezeichnet damit die sogenannten „Nouvellisten" oder Bulletinschreiber, die in handschriftlichen Zeitungen — eben diese kamen in der Regel zweimal in der Woche — unter Couvert mit der Post gegen hohe Pränumerationspreise den Höfen, Fürsten und andern vornehmen Personen Nachrichten zusandten, die man nicht wohl drucken lassen konnte; wie sie Friedrich Nicolai 1791 beschreibt: „sie fangen die Stadtgespräche der politischen Kannegießer in den Residenzstädten auf und fügen allenfalls gangbare Stadthistörchen als chronique scandaleuse hinzu, wahr oder falsch; und wenn sie nichts erfahren, so erfinden sie etwas; einige von ihnen nehmen einen sehr geheimnißvollen Ton an, als ob sie die Geheimnisse der Cabinette wüßten und als wenn die Pläne und Negociationen, welche noch ganz im Geheimen betrieben würden, doch ihnen zu Gutachten wären mitgetheilt worden."

Der Nouvelliſt der lettres au public wendet sich mit seinen geheimen Nachrichten nicht an einzelne Höfe oder Herren, sondern an das Publicum insgemein, den Herrn Omnes, dessen Geschmack er kenne, dessen Phantasien er ehre, dessen unersättlichen Durst nach wichtigen Neuigkeiten er beeifert sein werde in vorzüglicher Weise zu stillen, zumal da die gewöhnlichen Bulletinschreiber nur fade und alltägliche Geschichten zu melden wüßten; das Publicum verlange absonderliche, überraschende Neuigkeiten, und er, der Schreiber, habe für eben solche eine große Vorliebe, und eine besondere Geschicklichkeit dergleichen zu entdecken; er sei in der Lage, die Geheimnisse eines gewissen Hofes ganz sicher und aus erster Hand zu erfahren; wenn er von einem gewissen Hofe spreche, so sei damit der von Berlin gemeint; er habe erstaunliche Dinge entdeckt, berichte sie um so lieber dem Publicum, rechne auf dessen Vorsicht und Verschwiegenheit, „und daß sie ein Geheimniß zwischen ihnen bleiben würden". Der eigentliche Bericht beginnt höchst sensationell, mit einer Art Fanfare: „Zittre für die Ruhe Europa's; wir stehen dicht vor einem Ereigniß, das die Wage Europa's, das Gleichgewicht der Mächte, welches unsre Väter so glücklich zu Stande gebracht haben, umstürzen kann."

Folgt nun das Ereigniß: es ist an einem gewissen Hofe ein großes Conseil gehalten, dem alle Notabeln beigewohnt haben: denn ein Musiker in Aix in der Provence hat zwei Menuetten, an denen er zehn Jahre gearbeitet, die eine in Moll, hieher gesandt mit dem Wunsche, daß sie hier im Carneval zum Tanz gespielt werden. Scheinbar eine geringe Sache, aber im Conseil hat man ihre große Bedeutung erkannt, hat auf das Lebhafteste gestritten, ob annehmen oder

ablehnen: den Menuettiſten ſcheint die Zuſendung eine Freundlichkeit, die man dankbar annehmen muß, um die wenigen Freunde, die Preußen in der Welt hat, zu ermuthigen; die Gegner finden es gegen die Ehre der Nation, daß man fremde Menuetten auf dem Carneval ſpiele, man müſſe ſie als Contrebande behandeln. Darauf wird erwidert, das würde nur die andern Nationen veranlaſſen, ebenſo preußiſche Erzeugniſſe zu verbieten; das Commercium beſchränken, heiße es vernichten; ſie würden es nicht mit ruhigem Blut anſehen, daß in Preußen ihre Menuetten von Feſten und Tanz zurückgewieſen würden. Die Antimenuettiſten entgegnen: es ſei gegen den Ruhm und die Würde eines Hofes, nach fremden Menuetten zu tanzen, die Menuettiſten ſeien Neuerer, man müſſe bei dem Herkommen bleiben, auch wenn es ſchlecht ſei. Das Conſeil trennt ſich in vollem Zwieſpalt; am andern Tage tritt es wieder zuſammen, die Aufregung hat ſich gemindert, man verſucht Mittelwege; der Vorſchlag, das Menuett in Moll zu behalten, das andre abzulehnen, findet keinen Beifall; ein zweiter, die zwei Menuetten nur zu ſpielen, nicht zu tanzen, wird mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Man ſagt, fügt der Nouvelliſt hinzu, es ſei ein Manifeſt unter der Preſſe, ein exposé des raisons für die Ablehnung der zwei Menuetten; und dieſer Schritt, ſagt er, kann die allergrößten Folgen haben.

Er läßt ein Postscript folgen: er höre ſoeben, daß die andern Höfe in Sachen der Menuetten Partei genommen haben und im Begriffe ſind, hier die allerernſtlichſten Vorſtellungen zu machen.

Der zweite Brief meldet, wie das, was der erſte vorausgeſehen, ſich erfülle; die große Angelegenheit verwickelt ſich von Tag zu Tag mehr, man ſieht nichts als Couriere, die gehen und kommen; der Ambaſſadeur von Fez, deſſen Hof ſich lebhaft für die Muſik von Aix intereſſirt, hat ein Memoire überreicht, in dem es ausdrücklich heißt, daß der König von Fez jene Zurückweiſung als einen ihm in ſeinem Alliirten perſönlich angethanen Affront anſehen würde. Der des Hospodaren der Walachei hat ſich ihm angeſchloſſen; ſein Herr würde ſich genöthigt ſehen, mit der Stadt Aix gemeinſame Sache zu machen, um die Ehre ihrer Menuetten zu retten; denn er habe in ſeiner Reſidenz auch eine Akademie der Muſik.

Alles umſonſt; man iſt erſtaunt geweſen, daß der hieſige Hof bei ſeinem Entſchluß beharrte und die Sache auf das Aeußerſte treiben zu wollen ſchien, bis man erfahren hat, daß ihm in tiefſtem Geheimniß eine Defenſivallianz mit der Republik San Marino zu ſchließen gelungen iſt. Der Nouvelliſt iſt in der glücklichen Lage, den articulus secretissimus dieſer Allianz mittheilen zu können; der Geſandte von San Marino hat die Urkunde, bei dem Ambaſſadeur der dreizehn Cantone dinirend, als er das Taſchentuch herauszog, unverſehens mit herausgezogen und fallen laſſen, der von Fez, der mitanweſend war, ſie aufgenommen und ſogleich Copie davon machen laſſen, ſie an ſeinen Hof zu ſenden.

Folgt nun dieſer articulus secretissimus, in correcteſter Form verfaßt, von höchſt bedeutſamem Inhalt: „Des Königs von Preußen Majeſtät verpflichtet ſich, wenn die durchlauchtigſte Republik von San Marino durch ſchlechte Serenaden oder unliebſame Caſtagnettentänze (chaconnes) beunruhigt wird, ihr ein Schiff von 100 Canonen und vier Fregatten zu ſtellen, die höchſtderſelbe in

seinem Hafen zu Halberstadt bereit halten wird; oder wenn die durchlauchtigste Republik, im Fall widriger Winde oder sonstiger Gründe wegen, eine Geldausgleichung vorzieht, so wird an der Stelle der Escadre eine Summe von 400 Livres gezahlt werden und zwar in der Münzsorte, in der vor zehn Jahren der gazetier de Cologne seine Zahlung empfangen hat. Die Republik von San Marino verpflichtet sich dagegen zu einer Truppenhülfe von drei Bierfiedlern und eben so vielen Marketenderinnen, oder wenn dafür Geldzahlung gewünscht wird, zu 3½ Zechinen 4 Sous und 10 Livres." Folgt noch ein NB.: drei Monate nach geschehener Requisition soll beiderseits die Hilfe geleistet, sie soll, wenn sie nicht ausreicht, verdoppelt werden, man wird die andern Mächte einladen, dieser Allianz beizutreten u. s. w.

Von besonderem Gewicht ist die Bemerkung des Schreibers, daß der Tractat selbst zwar noch nicht erschienen ist; da man ihn aber gemacht hat, um ihn aller Welt mitzutheilen, so ist es nicht der Mühe werth ihn zu lesen; die Quintessenz des Giftes, die eigentliche aqua toffana liegt ganz in diesem Geheimartikel. Der Gesandte von Fez hat, denselben zu überbringen, den gerade anwesenden Hofzitherspieler seines Herrn abgesandt, der dort sehr einflußreich ist; und weil bei einer so wichtigen Sache auch der kleinste Umstand Bedeutung habe, so bemerke er, daß dieser Courier ein stark hervortretendes linkes Schulterblatt hatte und auf einem croatischen Pferde ritt.

Mit diesem großen Ereigniß eröffnet sich dem Nouvelliſten ein weites Feld von Conjecturen. Wenn es zum Kriege kommt, werden die drei Alliirten Aix, Fez und der Hospodar ihre Allianz durch den Perserschah Chuli-Chan „den sehr Gerechten", der seinen Oheim und seinen Bruder hat blenden lassen, verstärken; oder wenn dieser zu sehr im Innern beschäftigt ist, sich mit dem Groß-Mogul oder dem Kaiser von Japan verbinden, von wo sie Kameele und wirkliche Elephanten beziehen können.

Er malt die Schrecken aus, die dann folgen werden. Noch gehen hier die Bälle und Festlichkeiten ihren fröhlichen Gang weiter, und man denkt an nichts als an Vergnügungen; aber was wird die Allianz mit San Marino und selbst mit der Republik Lucca helfen? Es werden Schaaren von Barbaren einbrechen, für die Menuetten von Aix Rache zu nehmen, sie werden die Musik der Oper verbrennen, die wirklichen Elephanten werden das Orchester niederstampfen, und, zu höchstem Unheil, diese Barbaren werden die Stimmen der Männer, welche den Discant singen, in abscheuliche Baßstimmen verwandeln und den Damen, die dem Theater mit so vieler Schamhaftigkeit dienen, Gewalt anthun; man wird statt aller Musik nur die Menuetten von Aix hören, von denen die eine in Moll ist, u. s. w.

Als weitere Neuigkeit wird gemeldet, daß der Gesandte von Fez von Colique ergriffen ist, daß er sich den großen Zeh will electrisiren lassen, daß ein berühmter Arzt versichert, seine Krankheit sei eine Indigestion von Injurien, sein Chirurg, es sei eine politische Krankheit, und der Gesandte habe nöthig gefunden, sich vom Hofe zu absentiren.

So dieser groteske zweite Brief. Der dritte gibt ein Schreiben des Herrn Rinonchetti, ersten Senators von San Marino, an den preußischen Minister

Freiherrn von Zopenbrug und deſſen Antwort an den Senator. Dieſer beſchwert ſich über die Beleidigungen, deren der Bulletinſchreiber ſich gegen die durchlauchtigſte Republik ſchuldig gemacht hat, und fordert deſſen exemplariſche Beſtrafung. Der Miniſter antwortet in ſehr officiellen Formen mit lebhaftem Bedauern über die entſetzliche Unverſchämtheit der Zeitungsſchreiber, und daß dem Betreffenden die härteſte Strafe, die künftig nicht mehr zu ſchreiben, angekündigt ſei.

II.

Lächerlich und überſchwenglich genug iſt der Inhalt dieſer drei Briefe. Daß ſie geſchrieben ſind, um eine Wirkung zu erzielen, zeigt ihre ſofortige Veröffentlichung. Aber was konnte der König mit ſo burleskem Zeug wirken wollen?

Voltaire freilich weiß es. Er ſchreibt (Berlin, 15. März) an Mad. Denis: „Der König hat dieſe Briefe geſchrieben und drucken laſſen, und ganz Berlin ſagt, daß er es gethan, um zu zeigen, daß er ſehr gut ohne meine kleine Hülfe ſchreiben kann.“ Am 20. März ſandte er aus Potsdam an den Herzog von Richelieu die dritte der lettres au public; „die heut erſchienen iſt“, ſagt er. Es war ſein Abſchiedsbeſuch in Potsdam, den ihm auf ſein inſtändiges Flehen der König großmüthig gewährt hatte, trotz aller Aergerniſſe, die er, ſeit 1750 des Königs Gaſt und Kammerherr, gegeben hatte; unter dieſen, nach höchſt ſchnöden Wucher- und Gaunergeſchäften, zuletzt noch ſeine boshaften Verleumdungen und Pamphlete gegen Maupertuis, den Präſidenten der Akademie, ſeine gegen des Königs ausdrücklichen Befehl gedruckte Diatribe des Dr. Akakia, die am 24. December 1752 „vor den Fenſtern Voltaire's“ durch Henkers Hand verbrannt wurde; Aergerniſſe, denen noch ärgere nach der Abreiſe dieſes größten Mannes der damaligen Literatur folgen ſollten.

Wir erwähnten Leſſing's Aeußerung über die lettres au public: „Satiren, man wiſſe nicht worauf.“ Sein Scharfſinn würde wenigſtens eine Seite dieſer Traveſtirungen erkannt haben, wenn er, damals ein Vierundzwanzigjähriger, ſchon den Betrieb und das Gift dieſer handſchriftlichen Zeitungen gekannt hätte, von denen ihm ſpäter in Wolfenbüttel einige Beiſpiele zu Handen kamen.

Friedrich II. kannte dieſe Publiciſten und hatte ihren nur zu großen Einfluß, ihre Verbindungen mit Diplomaten und Höfen, ihre Dienſtbefliſſenheit für die gut Zahlenden, ihr dreiſtes Fälſchen und Lügen hinlänglich erfahren. Einen von dieſer Sippe, den Geheimenrath Ferber aus Danzig, der in Berlin lebte und unter anderem von dem ruſſiſchen Hofe 2000 Rubel jährlich bezog, hatte er vor einigen Jahren ergreifen und ihm den Proceß machen laſſen; es ergaben ſich ſo arge Dinge, daß er zum Tode verurtheilt wurde. Nur für einen Augenblick wirkte der Schrecken in den Kreiſen in und außer Berlin, deren Beziehung zu ihm der Proceß enthüllt hatte.

Es gehörte recht eigentlich zu dem Syſtem der Gegner Friedrich's II. und war eine ihrer wirkſamſten Waffen, die Zeitungen, die gedruckten wie geſchriebenen, gegen ihn arbeiten zu laſſen; plötzlich, ſtoßweiſe, mit höchſt allarmirenden Gerüchten über immer neue Gewaltpläne, die er vorhabe, das Publicum zu überfluthen, nicht weil ſie Grund hatten, ſich ſo und jetzt von ihm bedroht zu glauben, ſondern obſchon ſie wußten, daß er den Frieden wolle und wollen müſſe.

Es galt ihnen, sich gegenseitig vorwärts zu treiben, die öffentliche Meinung aufzuregen, sie für sich zu gewinnen, die sie ja nur der Gefahr vorbeugen wollten, die dem Frieden Europa's von diesem tückischen, eroberungssüchtigen, „schon viermal wortbrüchigen" Fürsten drohe.

Das ist die eine Seite dieser doppelschneidigen Satire. Der königliche Verfasser tritt selbst in der Maske eines solchen Bulletinschreibers und Lügenschmiedes auf, um — deren lästerliches Gewerbe in carikirter Virtuosität übertrumpfend — die literarisch-politischen Freibeuter und Beutelschneider an den Pranger zu stellen, zugleich dem faselig neugierigen Publicum in seiner bewährten Urtheilslosigkeit und dickhäutigen Sensationssucht einen Spiegel vorzuhalten. Die einzelnen Züge und Striche dieser Seite der Composition zusammenzustellen, ist nicht nöthig; sie ergeben sich beim Lesen von selbst.

Anders ist es mit der andern Seite, der der politischen Travestirung. Die Art, wie der Verfasser sich da verhält, erinnert weniger an den Akakia Voltaire's, der mit lachendem Munde nicht lustig, sondern nur hämisch ist, als an Aristophanes' Art, etwa in jener Komödie, in der zwei biedere Athener, daheim gelangweilt, auswandern und zufällig Gründer eines Vogelreiches zwischen Himmel und Erde werden, das Menschenkinder aller Art anlockt, auch Vögel zu werden, und die Götter, die in dem streng blockirten Olymp dem Verhungern nahe sind, zu capituliren nöthigt; ein wundersames Spiel wie ein schwimmendes Luftbild, wie eine Fata Morgana, in der aller Ecken und Enden die tagtäglichen Zustände und Mißstände daheim durchschimmern und hineingreifen.

Aehnlich eine phantastisch sublimirte Spiegelung der politischen Zustände und Mißstände der Staatenwelt, wie sie vom preußischen Standpunkt aus gesehen sich darstellen mochten, geben die utopischen Ungeheuerlichkeiten dieser drei Briefe. Und daß Preußen in diesen drohenden Schrecknissen die materia peccans ist, daß Preußen in einer völlig unpolitischen Kleinigkeit, statt den Vorstellungen unbetheiligter großer Mächte Gehör zu geben, vielmehr mit einer eiligst geschlossenen Defensivallianz deren gerechte Indignation herausfordert, ist in der verkehrten Welt dieses Fastnachtstückes noch nicht einmal das Verkehrteste.

Also um zweier Menuetten willen, die der preußische Hof auf dem Carneval nicht spielen lassen will, ist Europa in Gefahr eines furchtbaren Krieges und Preußen in der des Unterganges, ohne es selbst zu ahnen. Liegt etwas Analoges in der politischen Situation dieser Monate?

III.

Daß Friedrich II. Schlesien erworben hat, verzeihen ihm die großen Mächte nicht, selbst Frankreich nicht, mit dem er doch „in Allianz steht"; selbst England nicht, das in dem Dresdener Frieden dies Opfer von Oesterreich gefordert hat, um Preußen von Frankreich zu lösen; noch weniger vergißt Maria Theresia, daß um Schlesien die Macht Oesterreichs gemindert, die Macht Preußens gemehrt ist; noch weniger verschmerzt Rußland, daß das um Schlesien verstärkte Preußen die Politik Peter's des Großen, das Vordringen der Russen in Polen und nach Deutschland fortzusetzen, unmöglich macht.

Den zweiten Frieden, den vom December 1745, hatte Friedrich II. mit der

Kesselsdorfer Schlacht in dem Moment erzwungen, wo Rußland sich zum Vormarsch nach Ostpreußen anschickte und Frankreich im Begriff war, mit Oesterreich den Frieden ohne Preußen zu schließen; der mit diesem Auftrag nach Dresden gesandte Graf Harrach ließ Maria Theresia mit Preußen ohne Frankreich abschließen.

Gewiß in der Absicht, sobald irgend sich dazu die Gelegenheit biete, Schlesien wiederzunehmen; wie auch von Sachsen wenige Tage vor dem Abschluß mit Preußen nach Petersburg geschrieben worden ist, daß die Intention sei, einen allenfalls aus Noth einzugehenden Frieden nicht länger zu halten, als bis er mit Sicherheit gebrochen werden könne.

Daß der Wiener Hof in demselben Sinne den Dresdener Frieden geschlossen, zeigt die Defensivallianz mit Rußland, die, wenige Wochen nach dem Dresdener Frieden, schon Anfang März 1746 im Entwurf fertig war und am 2. Juni 1746 vollzogen wurde, die „ganz unschuldige" Petersburger Defensivallianz, ohne alle geheimen und Secretartikel, wie aller Orten, auch in Berlin, auf das Heiligste versichert wurde; und doch meldete in eben diesen Junitagen der englische Gesandte in Petersburg, daß der principale Zweck dieser Allianz gegen Preußen gerichtet sei.

Ich unterlasse an dieser Stelle die Darlegung dieser Coalitionspolitik gegen Preußen; in immer neuen Combinationen und Anläufen bricht sie hervor, und Friedrich weiß in rastloser Achtsamkeit und Voraussicht dessen, was sie wollen können, sie abzuwehren, mit nur lauer Unterstützung Frankreichs, das am wenigsten aus Interesse für Preußen handelt. Denn Frankreich will den europäischen Frieden und muß ihn wollen, weil es vollkommen in sich zerrüttet ist und meint, nur in Anlehnung an Preußen sich den Frieden sichern zu können. Im Uebrigen voll Neid und Mißtrauen gegen Friedrich und einverstanden mit dem Wiener Hofe und England, daß man, wie der Ausdruck war, die „Unabhängigkeit der großen Mächte" den kleineren Potenzen gegenüber herstellen müsse.

Zuerst 1749 und 1750 ist es wiederholt die schwedische Frage, mit der man Preußen auf die Mensur zu zwingen sucht. Dann ergreift Georg II. 1750 den Plan, die Wahl des kleinen Erzherzogs Joseph zum römischen Könige durchzusetzen, ohne Preußen und trotz Preußens, wie es mit der Wahl seines Vaters 1745 so herrlich geglückt war. Den ersten Wahlstoß 1750 versteht Friedrich II. geschickt zu pariren; 1752 ist Georg II. wieder in Hannover, nun entschlossen, zum Ziel zu kommen. Das Werk unterstützen wird es, daß 1749 Rußland in Wien eine polnische Königswahl zu Gunsten des Prinzen Karl von Lothringen angeboten hat, daß Rußland, der Partei der Czartorysli's sicher, nach dem Grodnoer Reichstag 1752 diese Wahl durchzusetzen russische Truppen in das Gebiet der Republik einrücken läßt. Dann ist die preußische Grenze von Memel bis Ratibor und die untere Weichsel von Thorn bis Danzig zur Disposition der Russen, und einen Conflict herbeizuführen wird nicht schwer sein.

Und zugleich waren allerlei deutsche Controversen im vollen Zuge, mit denen man nach Reichsrecht die Schlinge um Preußens Nacken werfen konnte: die ostfriesische, in welcher der Reichshofrath für Hannover, ohne Preußen zu hören, entschieden hatte; die mecklenburgische, in welcher der Kaiser und der Reichshofrath, dem Interesse Hannovers oder dem mecklenburgischen Adel zugewandt, die preußische

Erbfolge nach Erlöschen des wendischen Hauses zu verdunkeln oder doch möglichst werthlos zu machen verstanden; — die Sache der Gräfin Bentinck und ihrer Güter an der Jahde, die nach widersprechenden Entscheidungen aus Wien sich an Preußen als Condirector des westphälischen Kreises um Schutz bittend gewandt und denselben erhalten hatte; viele andere mehr. Daneben die endlosen Forderungen und Ansprüche des Wiener Hofes und die Conferenzen über den Handelstarif und die schlesische Schuld, so klar gleich die Normirung dieser beiden Bestimmungen in dem Frieden von 1745 war; so lange diese beiden Artikel nicht erledigt waren, konnte man in Frage stellen, ob dieser Friede von 1745 schon perfect sei.

In ähnlicher Weise entzog sich der Dresdener Hof der Erfüllung des Artikels, der in Betreff der sächsischen Steuerzettel, deren Auszahlung und Verzinsung schon seit langen Jahren höchst liederlich, meist mit neuen Steuerzetteln bewirkt wurde, für Zettel im Besitz preußischer Unterthanen die regelmäßige Baarzahlung ausbedungen hatte. Der Dresdener Hof suchte sich mit dem non possumus der völligen Mittellosigkeit durchzulügen und sich für den großen Moment bereit zu halten, der auf Seiten der Coalition für ganz nahe gehalten wurde.

Zum zweiten Male war König Georg II. im Herbst 1752 ohne die verheißene Königswahl nach London zurückgekehrt; jene Wahl, in der der Stolz der englischen Nation ihr Werk und ihren Machteinfluß auf die continentale Politik anerkannt zu sehen erwartet hatte. Noch empfindlicher traf es ihr Selbstgefühl, daß sich Friedrich II. erlaubte, in Betreff der gekaperten preußischen Kauffahrer Entschädigung zu fordern, als wenn das englische Seerecht nicht von aller Welt respectirt werden müsse, — ja sich erlaubte, die demnächst fälligen Reste der schlesischen Hypothekenschuld, die er im Frieden übernommen, mit Beschlag zu belegen, um eventuell aus diesen Summen die nach den Erhebungen seines Kammergerichts den preußischen Kauffahrern zustehenden Entschädigungen auszuzahlen.

Es war in London die äußerste Aufregung; man sprach vom Blockiren aller preußischen Häfen, Aufbringen aller preußischen Kauffahrer u. s. w. Aber Hannover stand einem Ueberfall offen, und im Schloß zu Hannover lag Georg's II. reichgefüllter Schatz. Bevor man Preußen züchtigen konnte, mußte da erst Fürsorge getroffen werden.

Es hatte jetzt größere Schwierigkeit, als vor dem Fiasco der Wahl Joseph's und dem des Grodnoer Reichstages. Der Wiener Hof war unzufrieden mit England, unzufrieden mit Sachsen, stellte in Zweifel, ob seine Verträge mit Sachsen noch zu Recht beständen. Am russischen Hofe trug es der junge Favorit, Iwan Schuwalow, über den Kanzler davon; der Gedanke war, Rußland müsse mit Frankreich gehen. Dem Kanzler warf man, und mit Recht, vor, daß er die Zarin in immer neue und nutzlose Unternehmungen treiben wolle und daß dem ein Ende gemacht werden müsse. Die Zarin ging nach Moskau, ohne Bestuschew und Pretlack. Der Großkanzler stand dicht vor seinem Sturz.

Dem völligen Zerfall der Coalition vorzubeugen, gab es nur ein Mittel, und die Stimmung in England schien rabiat genug, es bei der Nation durch-

zuſetzen. Der ruſſiſche Geſandte in London forderte zu gemeinſamem Schutz der ſchwer bedrohten Sachſen auf; der öſterreichiſche ſprach in gleichem Sinne. Entſchloß ſich England zu einem guten Subſidienvertrag mit Rußland, ſo konnte man mehr als Hannover ſchützen. Man konnte — Vorwände genug ließen ſich finden oder erfinden — von allen Seiten zugleich über Preußen herfallen und es definitiv abthun.

Nur daß die Verhandlungen mit dem weit entlegenen Moskau Wochen und Monate währen konnten! Es galt, die Differenzen mit Preußen ſo lange hinzuhalten. Das engliſche Miniſterium beſtellte eine Commiſſion von Kronjuriſten zur Unterſuchung und Beantwortung der preußiſchen Denkſchrift, ließ, um Frankreich zu beſchwichtigen, in Paris um gütliche Vermittlung dieſer Differenzen mit Preußen bitten.

Einſtweilen wurden die ungeheuerlichſten Gerüchte über Preußens Gewaltpläne verbreitet. Graf Brühl meldete nach Moskau, daß Friedrich II. Curland, Weſtpreußen, Danzig nehmen wolle. Von Wien wurde auf Grund von Ausſagen eines früheren mecklenburgiſchen Geheimeraths als poſitiv verbreitet, daß Friedrich II. die anhaltiniſchen Rechte auf Lauenburg gekauft habe, demnächſt Lauenburg und Hannover überfallen, auch Bremen und Verden nehmen werde, unter dem Vorwand, daß für den Schwedeneinfall von 1674 Oſtfriesland nicht Entſchädigung genug geweſen ſei. In England wußte man für ſicher, daß Friedrich eine Landung des Prätendenten in Schottland mit einem Truppencorps unterſtützen werde, daß Dr. Archibald Camron, auf den bereits gefahndet wurde, ſein Agent dort ſei, daß in Hannover der Durchmarſch von 40,000 Mann Preußen angeſagt ſei. Aus Groningen wurde nach dem Haag gemeldet, daß in Oſtfriesland Quartier für 5000 Mann beſtellt ſei, die demnächſt einrücken würden, und ein Bericht des holländiſchen Geſandten in Berlin, den ſofort die holländiſchen Zeitungen abdruckten, meldete, daß 10,000 Huſaren bei Halberſtadt zuſammengezogen würden.

So voll ſchreckhafter Gerüchte war der Anfang von 1753. Sie waren ſämmtlich ohne Grund, erfunden, um die Gemüther zu erhitzen und die Verſtändigung zwiſchen Wien, Moskau, London, Dresden zu beſchleunigen.

Der wirkliche Schrecken kam, als Friedrich II. wie gewöhnlich im Februar die Befehle für die Truppenübungen des nächſten Jahres erließ: im Mai Manöver in Schleſien, Ende Juni Reiſe des Königs nach Preußen, Revue der Truppen dort, im September großes Lager bei Spandau und zwölf Tage lang mannigfache Manöver. „Grundfalſche und exaggerirte Gerüchte“, wie Friedrich ſie nennt, ſteigerten die Angſt; in Hannover begannen die Wohlhabenden zu flüchten, und die Hofhaltung alles Werthvolle einpacken zu laſſen, um es nach der Feſtung Stade zu retten.

„Es entlarvt ſich ihre Furcht,“ ſchreibt der Prinz von Preußen dem König (am 20. Febr.), „mit einer preußiſchen Armee kämpfen zu ſollen: immerhin ein gutes Zeichen, daß unſere Feinde uns fürchten, unſere Freunde uns reſpectiren.“ Sorgenvoller war der König; er antwortete: „Es gibt hundert Neider Preußens und hundert Gelegenheiten, die uns zu thun machen können; um ſo mehr müſſen wir auf unſerer Hut ſein und unſere Widerſtandsfähigkeit erhöhen; ich ſage

nicht, daß der Krieg nahe ist, aber ich kann mit Gewißheit sagen, daß er kommen und daß Alles von den Conjuncturen abhängen wird."

Die nächsten Tage brachten ihm intercipirte Depeschen, die zeigten, wie sich die Coalition zu sammeln begonnen habe, der Wiener Hof mit dem Dresdener ausgeglichen sei, Bestuschew und Pretlack wieder in voller Gunst von der Zarin nach Moskau berufen seien, die Verhandlung über den Subsidientractat mit England begonnen, Rußland seine Forderungen gestellt habe. In denselben Tagen erhielt Friedrich II. die nach dem Original copirte Abschrift der geheimen und Separatartikel der Petersburger Allianz von 1746; namentlich der vierte war doch ärger als er für möglich gehalten.

Er wollte den Frieden, während seine Gegner ihn sichtlich zum Kriege zu reizen suchten: er am wenigsten hatte Anlaß zu thun, was die Coalition hoffte und wünschte. Und wenn sie Dutzende von kleinen Irrungen, Reichspedanterien, Rechtschicanen, diplomatischen Insolenzen und Schwärme von Lügen obenein wider ihn losließen, solchen Futilitäten begegnete er jeder nach Gebühr und an gehöriger Stelle, jeder für sich, damit sie sich nicht in einander filzten. In Hannover ließ er amtlich und in den stärksten Ausdrücken (1. März) erklären, daß er für jetzt nicht die geringste Ursache habe, den hannoverschen Landen übel zu wollen. In London beruhigte diese Erklärung keineswegs, sie wurde als eine Drohung gedeutet, es erging Befehl nach Hannover, den Schatz nach Stade zu flüchten, 20,000 Mann schleunigst fertig zu machen. Aus einem Schreiben der österreichischen Hofkanzlei ersah er, daß die Kaiserin-Königin ein Lager von 4000 Mann bei Eger zusammenziehe, von wo aus diese Armee mit den 20,000 Mann Hannoveranern und Sachsen leicht werde cooperiren können. Der englische Gesandte in Moskau hatte, wie Funcke an Brühl meldete, dringend um Zusendung der Vollmacht des Abschlusses des Subsidientractats gebeten.

„Sachsen und Hannover stehen wie vor dem Rachen des Wolfes." Noch ehe diese Vollmacht kam, befahl die Zarin, die Armee in Livland auf 75,000 Mann zu verstärken, 60,000 Mann Recruten auszuheben. Man brannte dort vor Ungeduld, Preußen niederzuwerfen, bevor es seinen Nachbarn noch furchtbarer werde, oder, wie der Ausdruck in einem etwas späteren Beschluß des Conseils (vom 15. Mai) lautete, den Friedrich las, „an Preußen, um es auf seinen alten und bescheidenen Zustand zurückzuführen, in dem es für Rußland nicht so gefährlich und so zur Last sein wird, den Krieg zu erklären und zu beginnen." Und diesen Beschluß hatte die Zarin angenommen, ihn als ihr politisches Testament bezeichnet.

Um dieselbe Zeit (13. April) erfolgte in Regensburg die Annahme des hannoverschen Antrages auf Ablehnung des preußischen Recurses wegen Ostfrieslands; das demgemäß nach Wien gesandte Reichsgutachten erhielt nach wenigen Tagen die kaiserliche Bestätigung; damit war die Sache rechtskräftig entschieden, und der Reichshofrath konnte sofort das Executionsverfahren gegen Preußen verhängen; wenn Friedrich sich nicht fügte, die Reichsacht und den Reichskrieg.

Preußen war in höchster Gefahr. Wenigstens schien es so. Schon Ende Februar 1753 hatte der König dem Prinzen von Preußen geschrieben: „Unser Lager von Spandau, das den Majestäten von Großbritannien und Sachsen den Kopf ver-

dreht, ist ihnen schon auf 90,000 Mann gewachsen, und ich hoffe, daß man es zwischen jetzt und September auf 150,000 Mann bringen wird. Wenn diese Leute Einsicht hätten, so würden sie nicht die Narren sein, mir zuzutrauen, daß ich einen Krieg anfangen könnte aus heiler Haut, ohne Sinn und Verstand. Die Meinung von meiner Klugheit muß sehr gering sein, daß sie so alle Dummheiten glauben, die das Gerücht von mir sagt. Gerüchte, heißt es im Sprichwort, sind die Orakel für die Thoren; ich lache über sie.“

IV.

Dies „je me moque des on-dit“ ist gleichsam das Motto zu den trois lettres au public.

Die öffentliche Meinung war in wachsender Aufregung. Schlag auf Schlag, zumal seit Hannover sich bedroht glaubte, gab es neue „wichtige“ oder „sehr wichtige“ Nachrichten: daß Baiern seine Armee verdoppele und dem Wiener Hofe zur Verfügung stelle, daß Schweden seine Truppen in Pommern um 10 Mann auf die Compagnie vermehre, daß Dänemark der schwedischen Festung Landscrona gegenüber Hafen und Festung baue, ein bedeutendes Heer bei Roschild zusammenziehe, daß Cassel in höchst wichtigen Verhandlungen mit Preußen stehe, daß der Wiener Hof außer dem Lager bei Eger ein zweites, besonders für die nach dem großen Plan des Fürsten Liechtenstein neu formirte Artillerie, bei Tein, ein drittes bei Ollmütz angeordnet habe, natürlich „nur zur Uebung“ — Nachrichten, welche auch in dem großen Publicum die Spannung, die Neugier, die angenehmen Schauer naher Gefahr immer höher trieben, auch Handel und Wandel zu drücken begannen, schon da, wo man sich, wie in Holland, nur mit Noth und Mühe über dem Wasser hielt, die peinlichste Unruhe weckten. Auf Anlaß jener Nachrichten über die preußischen Verhandlungen mit Cassel sagt der Mercure hist. et pol.: „Was, immer nur wichtige Verhandlungen? Wohl, wenn es hier solche gibt, so wird es auch anderer Orten dergleichen geben, desto besser für die Ruhe Europa's. Schöne Schlußfolgerung, werden unsere Unglückspropheten sagen.“

Mag die Stadt Aix wegen der zwei Menuetten, die einer ihrer Musiker in zehnjähriger Arbeit zu Stande gebracht hat, sich beleidigt fühlen, wie kann der König von Fez darin einen ihm persönlich angethanen Affront sehen, und der Hospodar der Wallachei sich verpflichtet fühlen, mit der Stadt Aix gemeinsame Sache zu machen, weil er auch eine Akademie der Musik hat, freilich für französische, nicht für italienische Musik? Nicht um einen Deut besser motivirt ist es, wenn England für Sachsen einspringen will, weil der Schatz von Hannover am Dresdener Hofe mit mehreren Millionen Vorschüssen ein gutes Pfandgeschäft gemacht hat, oder wenn Rußland über die Republik Polen, da angeblich Danzig, Westpreußen und Curland in Gefahr ist, die schützende Hand halten will, damit die Zarin und ihr Großkanzler endlich einmal wieder Subsidien ziehen können, 3 Mill. Thaler, so ist ihre bescheidene Forderung.

Allerdings hat ein „gewisser Hof“ eine Defensivallianz mit der Republik San Marino geschlossen, eine ganz unschuldige, rein defensive, wie die Petersburger von 1746 sich der Welt angekündigt hatte; aber das ganze Gift liegt in dem

articulus secretissimus, den der Nouvelliſt in dem zweiten Brief mittheilt. Und was für ein furchtbares Gift! Wenn derſelbe, beim Schreiben immer mehr ſich erwärmend, meldet, daß der „perfide Monarch“, wie er den von Fez, der „Fürſt sans foi et sans loi,“ wie er den Hospodaren nur noch nennen werde, in ihrem aufgeregten Eifer für die Muſik von Aix auch Chuli-Chan, den Großmogul, den Kaiſer von Japan gegen Preußen in Action zu bringen hoffen, ſo ähnelt das — natürlich mit verwechſelter Koſtümirung — dem glorreichen Wachsthum derſelben unſchuldigen Allianz von 1746, wie ein Ei dem andern.

„Die Meinung von meiner Klugheit,“ ſchreibt Friedrich II., „muß bei meinen Gegnern ſehr gering ſein, daß ſie ſo alle Dummheiten glauben, die mir das Gerücht zuſchreibt.“ Wie nur denken ſie ſich ihn, die Art ſeines Staats und ſeines Regiments, wenn ſie ihn mit ſolchen Projecten und Klitterungen, mit ſolchen diplomatiſchen Spinneweben, die ſie um ihn ziehen, zu binden gedenken? Die „Briefe“ beſchreiben es. In England werden Conſeilſitzungen gehalten, in denen es oft hart hergeht; in Wien Conferenzen der Miniſter, gelegentlich auch mit befreundeten Diplomaten, oft in Gegenwart der Kaiſerin und des Kaiſers. Bartenſtein macht dann wohl die Zuſammenſtellung deſſen, worin ſie einig ſind, und das wird dann nach Genehmigung der Kaiſerin das systema, „wonach ſich künftig allezeit zu halten.“ Am ruſſiſchen Hofe treten die „großen Conſeils“ unter Zuziehung auch wohl von beſonders notablen Perſonen zuſammen und die Zarin hört theilweiſe mit zu, läßt ſich ſchließlich vom Großkanzler das Ergebniß vorlegen, das derſelbe in wichtigen Fällen von ſeinem getreuen Secretär Wulkow ſchon vor der Verhandlung hat abfaſſen laſſen, da, ſo berichtet ein anderer Vertrauter, der ſächſiſche Geſandte Funcke, an Graf Brühl, „die während des Conſeils wie Kraut und Rüben unter und über einander fallenden Aeußerungen dieſes polniſchen Aufgebots (pospolite ruszenie), wie der Großkanzler es bezeichnet habe, zu vereinen und in einen Reim zu faſſen nicht möglich wäre.“ Ungefähr ebenſo ſchildern die lettres au public die Vorgänge der preußiſchen Conſeilſitzung, in der am erſten Tage die Menuettiſten und Antimenuettiſten auf das heftigſte und ohne Ergebniß zanken, am folgenden Tage von den halben Maßregeln, die vorgeſchlagen werden, keine die Majorität erhält, worauf dann „une espèce de manifeste“ gedruckt wird, „où l'on expose les raisons“ u. ſ. w., wie es ja preußiſche Art iſt, mit ſolchem „exposé des raisons“ wichtige Ereigniſſe einzuleiten. Daß ſo nicht in Preußen berathen und beſchloſſen wird, weiß die Welt; „es iſt unmöglich,“ ſchreibt der öſterreichiſche Geſandte von Berlin an den Kaiſer 22. November 1749, „das Geringſte davon zu erfahren, da die Sachen ſo geheim gehalten werden, daß der ganze Hof, der Miniſter Graf Podewils ſelbſt mit eingeſchloſſen, meiſtentheils und lange Zeit hindurch der Pläne und der Anknüpfungen unkundig bleibt, die der König in Abſicht oder im Werk hat, wenn die oder die Conjunctur eintritt.“

Auf ſolcher lächerlich verſchobenen Grundlage bauen die lettres au public den weiteren Nonſens auf, in deſſen Einzelzügen hier und da die realen Dinge, die ſie arabeskenhaft verſchnörkeln, zu erkennen ſind.

Wenn Graf Gronsfeld von Diepenbroik von den „10,000 Huſaren, die bei Halberſtadt unter General von Bredow zuſammengezogen werden“, nach dem Haag

berichtet hat, so lassen die lettres bei demselben Halberstadt, in dem dortigen „Seehafen", einen Theil der preußischen Kriegsflotte sich bereit halten: derselben Flotte, mit der Graf Bernstorff seinen König für die maritime Sicherheit Dänemarks besorgt zu machen verstanden hat. Und für den Fall, daß Graf Gronsfeld beim Lesen der lettres nicht gemerkt haben sollte, warum Halberstadt in denselben erwähnt wird, ersucht Podewils ihn amtlich, doch gefälligst im Haag nachforschen zu lassen, aus welcher Quelle so grobe Lügen über die 10,000 Husaren in die holländischen Zeitungen gekommen seien.

Wenn es von dem Vertrage mit San Marino heißt, er werde veröffentlicht werden, also sei es nicht der Mühe werth, ihn zu lesen, so weiß die politische Welt, daß 1746 der Wortlaut der Petersburger Allianz an die Höfe und in den Zeitungen obenein mitgetheilt worden, der so inhaltsleer war, daß man mit der ehrlichsten Miene von der Welt sie für ganz unschuldig ausgeben konnte, indem man Stein und Bein schwur, daß nicht das Geringste von geheimen und Separatartikeln dabei sei. Jetzt hatte Friedrich II. die Copie der Geheimartikel, unter denen der vierte, der von Preußen handelt, „das ganze Gift" der unschuldigen Allianz enthält. Nicht gerade durch Courier, „der ein Zitherspieler war und einen Kroaten ritt", braucht Puebla die lettres au public nach Wien geschickt zu haben; mit seinem Schreiben vom 12. März schickte er die beiden ersten an den Hofkanzler in zwei Exemplaren und bemerkt, „der Verfasser solle der König sein, und man glaube, daß sie einige Zeit hindurch fortgesetzt werden sollen." Die Ulfeld und Bartenstein hatten schon Grund, sich an der Nase zu zupfen, wenn sie aus dieser Sendung sahen, daß der König ihre Secretartikel von 1746 kannte, dessen Travestie, wie wirr in ihr auch die Striche und Farben durch einander gezogen sind, das Urbild genug verräth, selbst mit der Leistung der Bundeshilfe „längstens innerhalb zweier oder äußersten Falls dreier Monate", selbst mit der Verdoppelung der Bundeshilfe, wenn die einfache nicht ausreichen sollte. Und mehr noch, wenn der Bulletinschreiber in Sanssouci das als nahe und unfehlbar voraussagt, was seine Gegner trotz aller Verträge und Garantien hoffen und erstreben, so fügt er hinzu: „es ist unmöglich, daß ein gewisser Hof so vieler vereinter Kraft widerstehen könne, und kann man daher hoffen, daß der glückliche Tag kommen wird, wo wir ihn unter der Wucht seiner Feinde erliegen sehen. Welche Freude werden wir bei diesem so lange erwarteten Ereigniß haben, wie werden Eure Neuigkeitsmacher befriedigt sein, endlich ihre Voraussagungen erfüllt zu sehen, und wie dankbar werden sie den beiden Memetten sein: dont l'un est en mineur."

Wenn der Ambassadeur von Fez sich des Secretartikels bemächtigt hat, als der von San Marino, mit ihm bei dem Ambassadeur der dreizehn Cantone dinirend, den Artikel mit dem Schnupftuch aus der Tasche zog und dabei zur Erde fallen ließ, so wird auch das in den vertrautesten Wiener Kreisen einen säuerlichen Nachgeschmack zurücklassen, in Erinnerung an einen Vorgang in Berlin, der seiner Zeit ihnen Verlegenheit genug gebracht hat. In Kürze schreibt darüber Prinz Louis von Braunschweig an seinen Bruder, den Herzog Karl, Wien 4. März 1750: „Der russische Hof will durchaus Händel haben mit dem schwedischen Hofe, malgré dem kaiserlichen Hofe, England und Holland; um dazu

zu gelangen, hat die Zarin den kaiserlichen Minister (Graf Bernes) treuherzig gemacht, an Puebla (in Berlin) eine Beischrift zu schicken, solche dem russischen Gesandten am preußischen Hofe (Graf Keyserlingk) zuzubringen, als wenn der schwedische Gesandte (Wullsjenstjerna) sie verloren hätte, worin gestanden haben soll, daß der König vor den Thronfolger in Rußland eine Rebellion machen wolle; Puebla hat sich zu solcher infamen That nicht gebrauchen lassen, hat es aber hieher in Chiffre gemeldet; der König von Preußen hat solches dechiffrirt und Copie davon nach dem englischen und französischen Hofe gesandt." Nur nach dem französischen, und zwar durch den französischen Gesandten in Berlin, der unvorsichtig genug war, diese Sendung mit der Post über Hannover zu befördern; dort wurde sie intercipirt, das Schreiben Puebla's abgeschrieben, nach London, von dort nach Wien gesandt; da war man äußerst betreten, verbot dem Puebla, der angefragt hatte, ob er Folge leisten solle oder nicht, nach dem Wunsch der Zarin, d. h. des Großkanzlers Bestuschew, zu verfahren.

Ob sich in der Krankheitsgeschichte des Ambassadeur von Fez irgend ein wirklicher Vorgang spiegelt, oder ob etwa Ritter Williams in den peinlichen letzten Tagen seiner Gesandtschaft in Berlin sich als Kranker vom Hofe fern hielt, oder der Herr Groß, der Vertreter Rußlands, in ähnlicher Lage eine damals ganz neumodische electrische Cur am großen Zeh gegen seine Colique versuchte, muß dahingestellt bleiben.

Um so unzweideutiger ist in dem articulus secretissimus die Bestimmung über das Aequivalent in Geld für die preußische Escadron, die der Republik San Marino zugesichert wird: „700 Lires zahlbar in der Münzsorte, die dem gazetier de Cologne vor 10 Jahren ausgezahlt worden ist, und von der die Republik einen wundervollen Gebrauch gegen ihre Feinde wird machen können." Dieser gazetier, Professor Roderique in Cöln, hatte in seiner „gazette de Cologne" 1741 arge Nachrichten gegen Preußen verbreitet, und da er sich weigerte, auf die Forderung des preußischen Residenten in Cöln zur Berichtigung auch die preußischen Nachrichten aufzunehmen, hatte Friedrich II. dem Gesandten 100 Ducaten zugestellt, mit dem Auftrag, „den Zeitungsschreiber mit einer Tracht Prügel zur Raison zu bringen." Ein handfester Cölner that es für 50 Ducaten und mit bestem Erfolg, wenn auch nicht, ohne daß noch mehr als einmal die Drohung nöthig wurde, die noch übrigen 50 Ducaten zur Verwendung zu bringen. Da Roderique von dem österreichischen Residenten in Cöln mit Nachrichten versorgt wurde, auch aus Wien und, wie man aus dem groben Stylus imperii vermuthete, direct von Bartenstein Zusendungen erhielt, da man ferner in Wien schon durch Roderique's nothgedrungene Entschuldigung, daß er nach richtig empfangenen Prügeln auch aus den Berliner Zeitungen Berichte neben den österreichischen gebe, von der Züchtigung unterrichtet sein mußte, bei der der arme Roderique nur der Sack war, der geschlagen worden, so war man in Wien völlig in der Lage, auch diesen Passus des articulus secretissimus richtig zu verstehen.

Endlich „die wirklichen Elephanten", die da kommen und furchtbares Unheil anrichten werden. Diese Elephanten sind eine Reverenz für den Dresdener Hof, wo nach dem Mercure hist. et pol. 1753, März, p. 293 „le spectacle magnifique du nouvel opéra de Selim" (oder vielmehr Soliman) Furore machte, ein Spec-

takelstück mit überreichen Aufzügen von Türken, Persern, Mohren, zu Fuß und zu Roß, mit Bären, Tigern, Dromedaren, Elephanten; „die Pferde und die Kameele,“ schreibt der Dresdener Brief im Mercure, „waren so vortrefflich dressirt, daß sie trotz der Janitscharenmusik und der zahllosen Lichter nicht scheu wurden; die Elephanten, Tiger, Löwen, Leoparden wurden von Pferden und Hunden dargestellt, die so ausgezeichnet maskirt waren, daß die Zuschauer überrascht von der Wirklichkeit der Dromedare und Rosse fast auch wirklich Elephanten zu sehen glaubten.“ Geld genug bei den erschöpften sächsischen Finanzen hatte dies staunenswürdige Theaterstück gekostet, man sagt über 100.000 Thaler. Friedrich II. schreibt dem Prinzen von Preußen 15. Februar 1753: „Soliman hat der sächsischen Armee eine Reduction von 10 Reitern auf die Compagnie und von allen Grenadiercompagnien, die Rutowski's ausgenommen, gebracht; ich würde selbst Dido und Sulla hinausgeworfen haben, wenn ich um ihretwillen Einen Feldwebel in der Armee hätte abdanken müssen“; und am 18. Februar: „ein Elephanten- und Kameelführer hat sich mir für die Oper angeboten; ich habe ihm erwidert, daß man hier die Astrua und Corestini seinen Thieren vorzöge; ... ich habe nicht Lust den König von Sachsen nachzuahmen, nicht einmal in seinen Theaterstücken.“

Der letzte Brief, der eine Art Epilog ist, hat wenigstens ein Moment von Interesse für uns. Immerhin in derselben ausgelassenen parodischen Form wie die beiden ersten predigt er eine weise Lehre, die das Schreiben des fingirten preußischen Ministers Graf Zopenbrug, in Antwort auf die Beschwerde des ersten Senators der Republik San Marino, in den Worten ausspricht: „vom Papst und Kaiser bis zum Bischof von Constanz und dem Fürsten von Zippelzerbst gibt es keinen Regenten, den das Publicum nicht achten müßte; mag er mächtig oder schwach, mag er Feind oder Freund sein, das macht keinen Unterschied; die Wohlanständigkeit fordert, daß, wenn man von ihnen spricht, es immer in den schicklichen Formen geschehe; die großen Fürsten ehren sich selbst in ihres Gleichen.“

V.

Wenn Friedrich II. diese lettres au public veröffentlichte, in solcher Form veröffentlichte, daß man ihn als den Verfasser derselben erkennen mußte, so hat er nicht bloß einer übermüthigen Laune oder seiner literarischen Eitelkeit den Zügel schießen lassen, sondern wie Alkibiades, wenn er seine Wachtel fliegen ließ, die Absicht gehabt, eine Wirkung damit zu erzielen.

Ob die Briefe und wie sie gewirkt haben, gestatten die Ueberlieferungen, die vorliegen, nicht zu erkennen.

Wir sehen, die politischen Verhältnisse lagen in der Zeit, da diese drei Pamphlete erschienen, bedenklich genug; daß der englisch-russische Subsidientractat eingeleitet wurde, gab den sächsischen, hannöverschen, österreichischen Truppenzusammenziehungen eine sehr ernste Bedeutung.

Wenn Friedrich's II. Gegner gedachten, ihn bange zu machen, so irrten sie sich. Auf den militärischen und politischen Mummenschanz, mit dem sie auf ihn anrückten, antwortete er zunächst damit, daß er ihnen hell ins Gesicht lachte.

„Ein gewisser Hof,“ sagt der zweite Brief, „denkt an nichts als an Be-

lustigungen, an nichts als an Bälle und Festlichkeiten; er lebt in der Sorglosigkeit, die großen Katastrophen vorauszugehen pflegt." Wenn der so schrieb, dem man diese große Katastrophe zugedacht hatte, zu der man ihn in aller Heimlichkeit und der frommen Miene aufrichtigster Friedensliebe mit den nöthigen Wolfsgruben und Fangeisen zu umstellen bemüht war, so mußten seine weisen Gegner, wenn sie seine unliebsame Satire lasen, inne werden, daß er Witterung habe von ihren Anschlägen und Vorbereitungen, die bei Weitem noch nicht fertig waren; daß es nicht gerathen sei des Bären Fell zu theilen, ehe man noch so weit war die Jagd zu beginnen; daß er keineswegs von der übermüthigen Sorglosigkeit und Hastigkeit sei, auf welche die ihm zugedachte Katastrophe berechnet war, und daß, wenn er vor den Augen der Welt ihrer unschuldigen Defensivpolitik so abgeschmackte Motive unterschob, er vielleicht doch noch mehr von ihren Heimlichkeiten wisse, als er merken lasse.

Für Friedrich II. genügte es, wenn seine satirischen Platzpatronen die Gegner stutzen machten. Und wenn er gegen sie statt den Degen, wie sie wollten und hofften, den Fuchsschwanz zog, auf sie und ihre literarischen Panduren einzuhauen, so wird auch wohl das Publicum gemerkt haben, daß es mit den interessanten Schrecknissen eines europäischen Krieges noch nicht so weit sei, wie man es glauben machen wollte[1]).

Die Hauptsache freilich war, daß hinter dem Fuchsschwanz und den Platzpatronen eine starke Armee und ein Monarch stand, dessen scharfer, entschlossener, vielseitiger Geist immer neue Mittel wußte, den Krieg, den er nicht wollte, zu vermeiden, den Friedensstand, der dem Interesse seines Staates und Volkes entsprach, zu erhalten.

Er wurde erhalten. In Wien wurde an Ulfeld's und Bartenstein's Stelle der behutsamere Graf Kaunitz berufen, der zunächst um Frankreichs willen zu calmiren suchte.

Der Kaiser gab dem Reichstagsbeschluß wegen Ostfriesland keine weitere Folge; England verhängte weder Blockade noch sonstige Repressalien; der Dresdener Hof zahlte auf der Frühlingsmesse die für preußische Unterthanen fälligen Termine, und Bestuschew's Subsidienforderung war unverschämt genug, um selbst Georg's II. Eifer abzukühlen.

Das Uebrige thaten die Manöver des großen Lagers bei Spandau. Sie waren das Staunen der Welt.

---

[1]) Denina schreibt in seinem „Essai sur la vie et le règne de Frédéric II" (Berlin 1788) p. 131: „Ce ne fut que l'an 1753, qu'il put avoir des avis assurés du traité secret de Pétersbourg et des intrigues non interrompues des trois cours, pour se ménager le moment favorable de tomber sur lui. D'après ces avis le roi écrivit, les lettres au public, conçues d'une manière énigmatique, qui parurent successivement par cahiers. Le public ne les comprit que quelque temps après."

Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Cholera.

Von

Wilhelm Fließ.

I.

Am Morgen des 19. Auguſt 1817 wurde Dr. Robert Tytler in Jeſſora, einer etwa zwanzig Meilen nordöſtlich von Calcutta gelegenen Stadt, von einem indiſchen Collegen ans Krankenbett eines Mannes berufen, der in der vorauf-gegangenen Nacht ganz unerwartet von einem ſchweren, unter ungewöhnlichen Symptomen einhergehenden Leiden befallen war. Ein heftiges Abweichen, deſſen mildere Vorboten ſchon durch einige Tage hin den ahnungsloſen Patienten be-läſtigt hatten, leitete die bedrohliche Scene ein. Bald folgte ſtürmiſches Erbrechen, bei dem ohne große Beſchwerden, doch unaufhörlich eigenthümliche, flüſſige, faſt farb- und geruchloſe, mit weißlichen Flocken durchſetzte Maſſen von derſelben reiswaſſerähnlichen Beſchaffenheit entleert wurden, wie ſie die vorgängigen Darm-abſonderungen darboten. Hatte ſchon der ſtetige, quälende Durſt, der um ſo un-ſtillbarer ſich erwies, als die genoſſenen Getränke ſofort wieder auf demſelben Wege den Körper verließen, auf dem ſie ihm zugeführt waren, hatten ferner die äußerſte, mit Angſtgefühl und Beklemmung gepaarte Hinfälligkeit den Kranken in den peinlichſten Zuſtand verſetzt, ſo wurde ſein Leiden noch durch Waden-krämpfe vergrößert, die ſtundenlang, nur von kleinen Pauſen unterbrochen, an-hielten und die grauſame Marter bis aufs Höchſte ſteigerten. Schwer gepeinigt ſchrie der Kranke auf; aber bald nahm ſeine Stimme einen heiſeren, rauhen, papiernen Klang an; gleichzeitig ſanken ſeine Augen tief in ihre Höhlen zurück, ſie ſchienen trocken und glanzlos zu ſein. Die Naſe war ſpitz, die Wangen hohl, die Lippen blau, die Haut an den Händen runzelig, wie die einer Waſchfrau. Als der engliſche Arzt kam, ſah er einen Sterbenden: den Puls erloſchen, den Herzſtoß unfühlbar. Wohl aber empfand die betaſtende Hand eine Eiſeskälte an der ſchiefergrauen, mit ſpärlichem, kühlem Schweiß bedeckten Körperoberfläche des apathiſch daliegenden Patienten. Jede zufällig aufgehobene Hautfalte blieb ſtehen: die natürliche Elaſticität der Haut war gänzlich verloren. Daneben fiel dem ärztlichen Beobachter auf, daß faſt ſämmtliche Körperſecrete, Speichel, Thränen, Harn, längſt verſiegt waren. Und trotz aller dieſer ſchweren Zeichen

antwortete der Kranke, wiewohl langsam und widerwillig, doch noch auf jede Frage des Arztes ganz klar, und mitten in diesem Zustande vollen Bewußtseins stockte plötzlich der Athem — für immer.

Was für eine seltsame Krankheit war das, welche dem europäischen Arzte mit einem Male gegenübertrat? Einen Augenblick zauderte Dr. Tytler mit seinem Urtheil; dann entschied er sich für eine Vergiftung, auf die ihm die wahrgenommenen Symptome am meisten zu passen schienen. Es ging ihm dabei umgekehrt, wie dem berühmten französischen Diagnostiker Louis, welcher 1849 seinen Clienten, den Herzog von Choiseul, den man wegen Ermordung seiner Frau kurz zuvor verhaftet hatte, an der Cholera gestorben sein ließ, obwohl es bald bekannt wurde, daß hier eine Arsenikvergiftung vorgelegen hatte. Ein Umstand mußte jedoch Dr. Tytler stutzig machen: er erfuhr, daß noch siebenzehn andere Einwohner ebenso erkrankt und schnell gestorben waren. Das hinderte ihn, seinen Bericht an die vorgesetzte Behörde sogleich abzusenden. Und wirklich, er brauchte nicht lange zu warten, um sich von der vollständigen Haltlosigkeit seiner ursprünglichen Diagnose zu überzeugen. Die mit rapider Schnelligkeit um sich greifende Epidemie hatte bereits in den nächsten zwei Monaten 10,000 Einwohner Jessora's dahingerafft und die Thore der Stadt mit reißender Eile überschritten.

In Calcutta, wo schon Ende September die Seuche ihre Verheerungen anrichtete, erkannte man, daß die übel berüchtigte Krankheit „Mordeshi" hereingebrochen war. Das erstaunte Europa sollte nun, wenn auch zunächst nur aus der Ferne als unbetheiligter Zuschauer, Kunde erhalten von dem Verlauf dieser furchtbaren Krankheit, der Cholera, welche zwar früher schon in Indien existirt, doch jetzt zuerst ihren epidemischen Charakter offenbart hatte. Ihre erste Wanderung, in den Jahren 1817—1823, beschränkte sich auf asiatischen Boden. In einer, im Ganzen nordwestlichen Richtung war sie durch das gesammte Asien und dessen Inselreich geschritten, hatte keiner Hindernisse geachtet, war über die höchsten Gebirge hinweggegangen, hatte die reißendsten Ströme und tiefsten Meere durchwatet, überall hin Tod und Verderben bringend, bis 1823, mit ihrem Erlöschen in Orenburg, der erste Seuchenzug zu Ende ging, nachdem die europäischen Grenzen nur eben gestreift waren.

Die Ruhe, welche auf diese erste Choleraphase folgte, sollte nicht allzu lange währen. Gegen Ende des Jahres 1826 zeigte sich das Sterben wieder in Calcutta und wüthete daselbst auch im folgenden Jahre. Das Volk glaubte, die Verhinderung der durch den Ritus gebotenen Menschenopfer hätte den göttlichen Zorn und damit die furchtbare Strafe heraufbeschworen. Aber die Cholera setzte ihren begonnenen Marsch fort, trotzdem der religiöse Fanatismus dem Todesengel noch freiwillige Opfer bot; 1828 klopfte sie bereits wieder an die Pforten Europa's. Sie wich indessen aus Orenburg bei Eintritt der Winterkälte. 1830 sahen die Bewohner derselben Grenzfestung die Seuche zum dritten Male in ihren Mauern. Jetzt aber schritt sie nach Nischni-Nowgorod weiter, wo sie im August trotz aller Cordons und aller Quarantänemaßregeln ankam. Bereits in den Winter von 1830 31 fällt die berühmte, vom October bis April währende Epidemie von Moskau, wo die Krankheit ungeachtet der ihr ungünstigen strengen Kälte entsetzlich hauste. Das eigentliche Bürgerrecht in Europa erwarb sich die Cholera jedoch

erst 1831. Im Frühjahr herrschte sie mit besonderer Intensität in Mekka und Medina, wurde durch die Pilger nach Aegypten verbreitet, und durchbrach in Kairo den dreifachen Cordon, den Ibrahim Pascha um seinen Harem gezogen hatte. In Rußland zwang die Seuche immer größere Kreise in ihren Machtbereich. Sie trat in Petersburg auf, wo sie einen gefährlichen Volksaufstand hervorrief. Gleichzeitig verbreitete sie sich aus dem Süden des Reiches in zwei westlichen Zügen. Südwestlich wurde das Moldaugebiet, nordwestlich Polen ergriffen. Die preußische Grenze wurde zuerst bei Kalisch überschritten. Dann gelangte die Cholera auf einem zweiten Wege von Riga aus nach Mitau und von hier nach Danzig. Ost- und Westpreußen, Schlesien waren bald durchwandert; dem Laufe der Oder folgend ging die Seuche via Cüstrin und Frankfurt a. O. nach Berlin, wo sie am 31. August 1831 ihren Einzug hielt. Hier hatte Johann Nepomuk Rust, ein verdienter Arzt, der indessen wegen seiner etwas gewaltsamen therapeutischen Mittel beim Publicum ziemlich gefürchtet war, einen großen, aber nutzlosen Sperrcordon eingerichtet. Es ist nicht wenig bezeichnend für den unverwüstlichen Humor der hauptstädtischen Bevölkerung, daß seine fruchtlosen Bemühungen ihm damals eine Caricatur mit der Unterschrift: „passer rusticus, der gemeine Landsperling", einbrachten. Im October desselben Jahres war die Krankheit schon von Hamburg aus nach England gelangt, 1832 hatten Frankreich und Nordamerika, ja selbst Mexiko von der Seuche zu leiden, in den folgenden Jahren breitete sie sich nicht nur über Europa weiter aus, sondern ging 1835 sogar nach Nordafrika, nahm Malta, wo der fünfunddreißigste Theil der Einwohner ihr erlag, in furchtbaren Tribut und endete erst 1837 auf der ganzen von ihr befallenen Linie, nachdem sie in diesem Jahre wiederum in Berlin gewesen war.

Der nun folgende Waffenstillstand dauerte bis 1846. Dann begann die dritte Invasion, welche von 1846 bis 1863 währte. Auch in dieser Phase kam die Cholera wieder aus Indien und eroberte sich, indem sie in den Jahren 1849/50 und 1853/55 deutliche Maxima erkennen ließ, ein Gebiet, das die ganze nördliche Hemisphäre umfaßte und außerdem noch südlich vom Aequator in der alten Welt bis zum 25°, in der neuen bis zum 30° S. Br. reichte. 1848 war die Cholera in Berlin, 1849 hielt sie ihr neunmonatliches Heerlager in Paris ab.

Der vierte Choleraüberfall, in dessen Gefolge die Seuche von 1865 bis 1875 pandemisch auftrat, unterscheidet sich in zwei Momenten wesentlich von seinen Vorgängern. Zunächst war der Weg der Seuche ein ungewöhnlicher. Früher ging sie auf dem Landwege von Indien, über Afghanistan, Persien und das asiatische Rußland nach Europa. Diesmal wurde sie von der Küste Arabiens, wohin der Schiffsverkehr aus Bombay sie importirt, und einige indische Pilger sie weiter verbreitet hatten, auf dem Seewege nach Europa theils über Malta und Marseille eingeschleppt, theils über Alexandrien und Constantinopel fortgetragen. Die Zeit, welche hierzu nöthig war, — und das ist das zweite Unterscheidungsmerkmal, — betrug nicht, wie früher, mehr als Jahresfrist, sondern wurde durch einige Wochen repräsentirt. In dieser Pandemie, welche 1866 mehr preußische Soldaten tödtete, als die Kugeln der Feinde vermochten, wurden alle Welttheile, mit Ausnahme Australiens, überzogen.

Der fünfte Einbruch der Cholera, welcher gegenwärtig noch nicht überwunden ist, begann im vorigen Jahre. Wenigstens wurde damals erst die Seuche, die schon früher bösartig in Indien herrschte, nach Damiette verschleppt und gestaltete sich dadurch zur Geißel für das Pharaonenland, dem sie 30,000 Menschen raubte. Daß die Seuche sich in Aegypten localisirte und erlosch, ist ebenso noch in aller Gedächtniß, wie der Vorgang der erneuten Invasion der Cholera aus Hinterindien, welche in diesem Sommer nach Südfrankreich stattgefunden hat.

Während dieser fünf Pandemien hat die Cholera, außer dem Continent Australiens, alle Erdtheile berührt; nur verhältnißmäßig geringe Länderstrecken blieben von ihr verschont, theils weil aus zufälligen Ursachen die Infectionsträger nicht dorthin gelangten, theils weil sie für die Infection selbst keinen günstigen Boden gewährten.

II.

Zu einer Zeit, wo die Kunde vom „Cholerabacillus" längst Gemeingut aller Gebildeten geworden ist, dürfte es überflüssig sein, hier die Gründe zu erörtern, aus denen die Cholera den Infectionskrankheiten beigezählt werden muß. Vielmehr drängen sich zwei andere Fragen ganz in den Vordergrund unseres Interesses. Wie haben wir uns die Genesis der Krankheitserscheinungen zu denken, als deren letzte Ursache der Bacillus anzusehen ist? Und ferner: mittelst welcher Vehikel tritt der Bacillus seine Wanderung durch die Welt an, wie bringt er verderbenbringend in den Körper des Einzelnen? Sehen wir zunächst, in wie weit uns der gegenwärtige Stand der Lehre vom Cholerabacillus auf unsere Fragen Antwort ertheilen kann.

Robert Koch, der Leiter der im vorigen Jahre vom Reiche nach Aegypten und Indien ausgesandten Commission zur Erforschung der Cholera, vermochte den organisirten Infectionsträger der Seuche mit Hilfe derselben Methoden aufzufinden, die ihm bei der Entdeckung des Tuberkelbacillus so glücklich unterstützt hatten. Es sind das vor allem die Reincultur der Mikroben auf festem Nährboden und die fortgeschrittene Technik der mikroskopischen Untersuchung.

Man hatte schon früher vielfach versucht, die Mikroorganismen „reinzuzüchten", indem man ein kleines Stück des Körpergewebes, in welchem Mikroorganismen enthalten waren, in eine Nährlösung, z. B. in Hühnerbouillon, brachte und nun erwartete, daß dieselben sich hier unter dem Einfluß einer geeigneten Temperatur weiter vermehren sollten. Dann wollte man durch sorgfältige Auslese und weitere Aussaat der gewucherten Mikroben diese schließlich isoliren. Das Verfahren hatte nur einen, allerdings fundamentalen Fehler. Die organisirten Keime blieben nicht an einer Stelle der Nährflüssigkeit, sondern vermischten sich sehr schnell unter einander, und der dann aufwachsende Pilzrasen bildete eine bunte Mosaik aus allen möglichen Mikrobenarten. An eine wirkliche Sonderung der einzelnen von einander war dabei gar nicht zu denken. Koch führte deshalb den *festen* Nährboden in die Technik der Mikroben-Züchtung ein, und das war ein folgenreicher Fortschritt. Denn nun war eine solche Vermischung der Keime ausgeschlossen. Jeder einzelne derselben vermehrte sich genau an dem Orte seiner Aussaat, und man sah bald, daß dadurch Merkmale geschaffen wurden, die auch

dem unbewaffneten Auge des Kenners es leicht machten, aus der Form und Farbe und dem sonstigen Verhalten einer Pilzcolonie die Diagnose zu stellen, ob nur eine oder mehrere Arten, und welche, den Pilzhaufen zusammensetzten.

Die mikroskopische Technik hatte in der Bacterienuntersuchung nach zwei Richtungen hin belangreiche Fortschritte zu verzeichnen. Man lernte die Thatsache kennen, daß die Mikroorganismen sich leicht durch Anilinfarbstoffe färben und so von ihrer Umgebung bequemer unterscheiden lassen. Sodann gab man das sonst allgemein geltende Princip, durch Abblendung der Randstrahlen mittelst eines sogenannten Diaphragmas das Object deutlicher zu machen, für die Aufsuchung der Bacterien im mikroskopischen Präparate auf. Vielmehr suchte man noch durch einen besonderen Lichtzerstreuungsapparat das die Bacterien enthaltende Object gleichsam in Licht zu ertränken, so daß auf dem nahezu gleichmäßig helleren Hintergrund die gefärbten kleinen Wesen um so deutlicher hervortraten.

Mittelst dieser in ihren Grundzügen eben angedeuteten Methoden begann Koch das Suchen nach den Infectionsträgern der Cholera. Er fand in der Darmwand von frischen Choleraleichen und im Darminhalt von Cholerakranken eigenthümliche, kommaähnlich gestaltete Organismen, welche gerade dort, wo der Krankheitsproceß am intensivsten zu sein pflegt, also im unteren Ende des Dünndarms, ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Die Menge, in der sie in den Darmdejectionen enthalten waren, entsprach genau dem Krankheitsstadium. Im Anfange des Anfalls war sie gering, auf der Höhe derselben äußerst beträchtlich, so daß die Ausleerungen dann fast Reinculturen bildeten; gegen das Ende hin verringerte sich ihre Zahl wieder auf ein Minimum. Die Kommabacillen kamen nur im Darm Cholerabefallener vor und wurden niemals in anderen Leichen oder in den Entleerungen anderer Kranken beobachtet. Andererseits wurden sie bei Cholerakranken auch niemals vermißt. Sie können nicht zufällige Darmparasiten sein, welche durch die Choleraerkrankung nur eine günstige Gelegenheit zur Vermehrung gefunden haben, weil sie dann bereits vorher im Darm gewesen sein müßten. Ja es schließt diese Annahme die Consequenz ein, daß sie im Darm eines jeden Menschen sich aufhalten müßten, weil man sie bei jedem Cholerakranken sowohl in Aegypten, als auch in Indien und neuerdings auch in Frankreich fand. Eine so regelmäßige Combination ist wohl ohne jene Consequenz nicht denkbar. Nun aber wissen wir bereits, daß es trotz vielfacher Bemühungen nie gelungen ist, die Kommabacillen anderswo als im Darm oder den Dejectionen eines Cholerakranken zu entdecken. Es bleibt also nichts übrig, als diese Art Bacillen für die Erzeuger der Cholera anzusehen. Für die Richtigkeit dieses Schlusses gäbe es einen positiven und letzten Beweis, wenn es gelänge, durch Impfung mit den reingezüchteten Bacillen die Cholera künstlich beim Thier hervorzurufen. Nun hat man zwar die Bacillen durch Reincultur zu isoliren vermocht. Aber eine erfolgreiche Ueberimpfung auf Thiere hat man nicht zu Stande gebracht. Das liegt daran, daß gegenwärtig kein Thier bekannt ist, welches spontan die Cholera acquiriren kann. Wahrscheinlich gibt es auch gar kein solches Thier. Denn in jenen Gegenden Niederbengalens, wo die Cholera einheimisch ist, hätte doch sonst einmal eine Thier-Cholera zuverlässig beobachtet werden müssen. Sorgfältige Erkundigungen über diesen Gegenstand haben aber stets ein negatives

Resultat ergeben. Es scheint somit die Cholerakrankheit ein trauriges Vorrecht des Menschen zu sein. Obwohl unter diesen Umständen die letzte positive Form der Beweisführung von der specifischen Natur des Cholerabacillus vorweg ausgeschlossen zu sein schien, hat der Zufall jedoch eine Beobachtung anzustellen erlaubt, welche fast den Werth des Experimentes besitzt. Bei der Untersuchung einer kleinen Localepidemie, welche die Umwohner eines Tanks — so heißen die über ganz Bengalen verbreiteten unzähligen Tümpel, aus denen die Hüttenbewohner ihr Trink- und Nutzwasser beziehen — ergriffen hatte, ergab es sich, daß alle Erkrankten das Tankwasser genossen hatten. Letzteres aber war durch die Choleradejectionen des ersten tödtlich verlaufenen Falles stark verunreinigt und trotzdem von den Bewohnern in der gewöhnlichen Weise zum Baden, Waschen und Trinken benutzt worden. Die bacterioskopische Untersuchung des Wassers erwies, daß dasselbe in reichlicher Menge den Kommabacillus der Cholera mit allen seinen charakteristischen Eigenschaften enthielt. Es konnte hier um so weniger einem Zweifel unterliegen, daß wirklich diese Bacillen die Cholera verursacht haben, als die Erkrankungen sich ausschließlich auf die Umwohner dieses Tanks, die von dem bacillenhaltigen Wasser genießen konnten, beschränkten.

Nach allem dem ist der Kommabacillus ohne Frage der Erzeuger der Cholera, vorausgesetzt natürlich, daß er sichere Unterscheidungs-Merkmale besitzt, an denen er stets und mit Bestimmtheit wiedererkannt wird. Solche Merkmale sind seine gekrümmte Form, nach welcher er den Namen des „Kommabacillus" erhalten hat, seine lebhafte Eigenbewegung, welche es bewirkt, daß man den Bacillus fortwährend mit großer Geschwindigkeit durch das Gesichtsfeld des Mikroskops schießen sieht; ferner sein Bestreben, stets an den Rand des Nährgelatinetropfens zu gehen, wenn man ihn in einem solchen gezüchtet hat; endlich ist für ihn sein weiteres Verhalten in der Gelatine-Reincultur in hohem Grade charakteristisch. Er bildet dort Anfangs geschlossene, farblose Colonien, die so aussehen, als seien sie aus kleinen, stark glänzenden Glasbrocken zusammengesetzt: später verflüssigen diese Colonien die Gelatine und breiten sich dort zu mäßigem Umfange aus. Diese Eigenschaften würden allein hinreichen, um die Cholerabacillen von jeder ähnlichen Art zu unterscheiden. Das Vorhandensein der Gesammtheit aller dieser Merkmale schließt aber jeden diagnostischen Irrthum mit apodiktischer Sicherheit aus.

Es sind außerdem noch einige Lebenseigenschaften des Cholerabacillus ermittelt worden, welche für die Beurtheilung seines Wirkens von hoher Wichtigkeit sind. Man kann sie dahin zusammen fassen, daß der Bacillus Säuren und Trockenheit haßt. Er wächst nur in alkalischen Nährlösungen, und die geringsten Spuren von Säuren, die auf andere Bacillen keinen merklichen Einfluß besitzen, hemmen seine Entwicklung ganz auffallend. Außerdem aber vermehrt er sich nur auf feuchtem Nährboden (feuchter Wäsche, feuchten Nahrungsmitteln, ganz besonders auf feuchter Erde) und eine dreistündige Austrocknung vernichtet schon sein Leben für immer. Schließlich ist zu bemerken, daß widerstandskräftigere Dauerformen des Cholerakeimes mit anderen Existenzbedingungen, als sie der Bacillus hat, nicht entdeckt worden sind. Und man hat nach ihnen redlich gesucht, nicht bloß um ein Analogon zum Milzbrandgift, wo Dauerformen, sogen. Sporen,

neben den Bacillen existiren, für das Choleragift zu finden, sondern, weil die bisherige Lehre von dem Zustandekommen der Cholerainfection das Vorhandensein einer solchen Dauerform fast gebieterisch erheischte.

III.

Auf welchem Wege dringt der Kommabacillus, mit dessen Biographie wir jetzt vertraut sind, in den Körper ein, wie erzeugt er die Krankheit? Wir trennen diese Fragen von derjenigen der Verbreitungsweise des Choleragiftes über eine große Anzahl von Menschen hin. Der Bacillus soll zunächst in unserer Umgebung uns reichlich zur Verfügung stehen. Wo ist die Pforte, durch welche er seinen gefährlichen Einzug in den Körper hält?

Nach dem Stande unserer gegenwärtigen Kenntniß sind wir gezwungen, den Verdauungscanal als das regelmäßige, wenn nicht ausschließliche Einfallsthor des Choleraparasiten anzusehen. Denn in den Luftwegen und innerhalb der Blutbahnen hat man ihn, bisher wenigstens, gänzlich vermißt. Daß er aber dort in Gestalt einer noch unbekannten Dauerform existire und als solche durch das Blut zum Darm gelange, wo er sich erst zum Koch'schen Bacillus entwickelte, ist eine zur Zeit unbewiesene und, wie uns scheint, unnöthige und unwahrscheinliche Hypothese. Unnöthig ist sie, weil ein etwa in der Luft enthaltener Bacillus nicht erst auf dem Umwege durch die Luftröhre in die Lungen, von da in das Blut und so schließlich in den Darm zu gelangen braucht, sondern direct mit der in gar nicht unbeträchtlicher Menge *verschluckten* Luft in den Magen und Darm einwandern kann. Unwahrscheinlich ist jene Annahme, weil der Bacillus von der Darmoberfläche in die Tiefe wuchert, und nicht, wie es nach der Lage der Blutgefäße zu schließen wäre, die umgekehrte Richtung einschlägt. Dieses Unwahrscheinlich heißt freilich nicht Unmöglich. Ja wir werden später einen Fall kennen lernen, wo die Frage der Blutinfection uns in der That nahe tritt.

Sobald der Kommabacillus durch den Mund und die Speiseröhre in den Magen gekommen ist, geht er unfehlbar zu Grunde, wenn der Magensaft in normaler Weise stark sauer reagirt. Das zeigt der Umstand, daß man bei Thieren, die mit Cholerabacillen gefüttert waren, dieselben niemals im Darm fand; das erläutert ferner die Thatsache, daß Menschen mit gestörter Magenverdauung ganz besonders leicht von der Cholera befallen werden, und steht endlich im Einklang mit dem directen Versuch, wonach die meisten der bekannten Säuren selbst in minimalen Quantitäten den Cholerabacillen erheblich schaden.

Wenn aber eine ausreichende Quantität der lebenden Bacillen unversehrt den Magen passirt und den Darm erreicht hat, so finden sie hier, wo durch den Zufluß der Galle vom Zwölffingerdarm nach abwärts alkalische Reaction herrscht, die ausgezeichneten Bedingungen für ihr Fortkommen. Sie siedeln sich vorzüglich dort an, wo in Folge der Nähe der den Dünndarm vom Dickdarm trennenden Darmklappe der umgewandelte Speisebrei am längsten verweilt, d. h. in dem unteren Theile des Dünndarms. Hier vermehren sie sich, dringen in die schlauchförmigen Drüsen ein, bahnen sich theilweise einen Weg zwischen den an die Oberfläche grenzenden Epithelzellen und der Drüsenhaut, und dringen

in schweren Fällen in die Tiefe bis zur Muskelhaut des Darmes. Dabei verschonen sie ebenso wenig die anderen nicht zu jenen Drüsen gehörenden Gebilde der Darmschleimhaut. Insbesondere werden die lymphatischen Darmplatten von ihnen vielfach angegriffen. Die erste Folge der Bacterieninvasion ist, daß die Epithelzellen, welche in ihrer Gesammtheit eine die ganze Innenfläche des Dünndarms auskleidende Schicht bilden, massenhaft vernichtet werden und sich abstoßen. Die zahlreichen und feinen, dem Darmcanal nahe gelegenen Blutgefäße werden so ihrer schützenden Decke beraubt, und nun steht wenig mehr im Wege, daß die flüssigen Bestandtheile des Blutes aus den Adern heraus- und in den Darm hineintreten, wo sie mit den abgeschilferten Epithelzellen zusammen jene berüchtigten Reiswasserstühle bilden, die für die Cholera so charakteristisch sind. Die massenhaften Entleerungen bringen bald eine Wasserverarmung des Blutes und in Folge davon auch eine Austrocknung der Gewebe mit sich. Daher verliert die Haut ihre Elasticität und schrumpft zusammen, daher fallen die Wangen ein, wird die Nase spitz, büßt das Auge seinen Glanz ein, werden die Stimmbänder trocken und die Sprache heiser und tonlos; daher versiegen die Absonderungen: Thränen, Speichel, Schweiß und Harn, daher entbehren die Nerven des zu ihrer Existenz nothwendigen Wassers und zeigen vor ihrem Absterben heftige Reizerscheinungen, die sich durch die so schmerzhaften Muskelkrämpfe ausdrücken. Daher endlich wird das Blut selbst immer consistenter, die Circulation und mit ihr der Gaswechsel stocken, es findet eine Sauerstoffverarmung und Kohlensäureüberladung statt, welche dem Blute ein heidelbeerfarbiges Aussehen verleihen; der Kranke wird „veilchenblau", cyanotisch. Das Herz vermag die verdickte Blutsäule um so weniger in die fast unelastischen Arterien mit Nutzen zu werfen, als auch ihm der zu seinem Leben nöthige Sauerstoff mangelt. Es arbeitet immer schwächer und schwächer, um endlich stille zu stehen. Der Kranke ist pulslos. Die Symptome der asphyktischen Cholera sind vollzählig.

Obwohl unzweifelhaft der Wasserverlust des Körpers die wesentliche Rolle beim Zustandekommen der Cholerasymptome spielt, so kann doch nicht geleugnet werden, daß dieses Erklärungsmoment in einigen Fällen uns im Stiche läßt. Denn es werden auch zuweilen bei ganz leichten Choleradiarrhöen Unterdrückung der Harnsecretion und Wadenkrämpfe beobachtet, ohne daß die Flüssigkeitsverarmung des Körpers eine irgend nennenswerthe wäre. Hier scheint zur Erklärung das Vorhandensein einer Blutinfection erforderlich, ein Postulat, das man im Hinblick noch auf eine andere wichtige Thatsache nicht umgehen kann, auf die Choleraerkrankung des Fötus bei Durchseuchung der Mutter. Da der fötale Organismus nur durch den Blutkreislauf mit dem mütterlichen in directer Stoffwechselcommunication steht, so können Infectionsträger auch nur auf dem Wege der Circulation zu ihm gelangen. Man wird also zu untersuchen haben, ob im kindlichen Darme ebenfalls Kommabacillen sich finden. Im bejahenden Falle liegt eine Infection vom Blute aus vor; im verneinenden würden wir zu der Hypothese gedrängt werden, daß die Bacillen einen chemisch wirkenden Stoff produciren, welcher seinerseits die eigentlichen Veränderungen im Körper des Cholerakranken erzeuge.

Bei der Discussion des Choleravirus ist es erforderlich, einen Blick auch auf die Mittel zu werfen, durch welche der Organismus die eingeführte Schädlichkeit zu eliminiren sich bestrebt.

Es ist nicht zu verkennen, daß das Reactionsmittel des Körpers auf das Choleragift eine brüske Flüssigkeitsausscheidung ist. Das tritt besonders hervor, wenn man einen Blick auch auf eine andere Form der Cholera, den Schweißfriesel, wirft, welchen man wegen seiner äußerst nahen Beziehung zur Seuche selbst auch „Choléra cutané ou sudoral" genannt hat. Das räumliche und zeitliche Zusammentreffen von Cholera und epidemischem Schweißfriesel ist besonders von französischen Forschern sehr häufig beobachtet worden, und diese haben um so weniger Bedenken getragen, beide Krankheiten genetisch zu identificiren, als oft die Erkrankungsform alle Zeichen der Cholera darbot, nur daß statt der fortwährenden Ausleerungen aus Magen und Darm, die hier ganz fehlten, Tag und Nacht andauernde, unversiegbare Schweiße auftraten. Auch hier ist der Nachweis der Kommabacillen noch nicht versucht. Wenn es aber, wie ausgezeichnete Epidemiologen dies thun, erlaubt ist, einen genetischen Zusammenhang zwischen diesen beiden Seuchenformen anzunehmen, so muß als ganz auffällig erscheinen, daß in beiden Fällen das Choleragift den Körper veranlaßt, durch massenhafte Wasserausscheidung und dadurch herbeigeführte Gewebeaustrocknung zu reagiren. Ob dadurch den Cholerabacillen, welche Trockenheit nicht vertragen, die Existenz erschwert, oder ob ein durch sie erzeugtes Gift aus dem Körper schnell hinausgeschafft werden soll, ist zur Zeit eine noch offene Frage.

Ebenso wenig läßt sich eine stricte Antwort auf die wichtige Frage geben, ob die vielbesprochene, sporadisch vorkommende, keine Spur von Uebertragbarkeit zeigende Cholera nostras, deren schwere Form jedoch klinisch eine sichere Unterscheidung von der Cholera asiatica nicht zuläßt, ätiologisch mit der aus Indien stammenden verwandt sei. Auch hier ist nach dem Kommabacillus noch nicht geforscht. Ja mehr als das: man weiß noch nicht einmal, ob das einmalige Ueberstehen der Cholera nostras (auch vom Schweißfriesel weiß man das nicht) immun, seuchenfest gegen die Cholera asiatica macht, ob also sich die beiden Krankheiten etwa wie die Schutzblattern zu den echten Pocken verhalten. Eine Eigenschaft theilt jedenfalls die asiatische Seuche mit den Blattern: die einmalige Erkrankung gewährt auch bei ihr dem Individuum in der Regel Immunität gegen späteres Befallenwerden. Diese Immunität scheint auch bis zu einem gewissen Grade vererbt werden zu können. Wie wäre es sonst zu erklären, daß in der Gangesebene, wo die Seuche jahraus jahrein wüthet, von den Europäern dreizehnmal mehr an der Cholera sterben, als von den Eingeborenen? Auch hier besteht eine Analogie mit den Pocken. Der traurige Fall, der sich 1880 ereignete, wo die gesammten acht Personen einer Eskimotruppe in Folge einer gewöhnlichen Pockenimpfung starben, beweist, daß jenen Naturvölkern ein weit geringerer Grad der Widerstandsfähigkeit ihrer Gewebe zukommt, als unseren Säuglingen, die eine gewisse Immunität von ihren durch die Seuche selbst geimpften Vorfahren überkommen haben.

IV.

So wichtig die bisher erörterten Punkte der Lehre von der Cholera auch für das Verständniß des Krankheitswesens sind, so geben sie allein uns doch noch keinen Aufschluß über das, was die öffentliche Gesundheitspflege in vorderster Reihe interessirt: über die Verbreitungsart der Seuche. Nur wenn man genau unterrichtet ist, auf welche Weise sie ihren Lauf durch die Welt nimmt, was ihr Fortschreiten begünstigt und was es hindert, kann man ein Urtheil darüber gewinnen, wo der Hebel anzusetzen sei, damit die Cholera aus ihrer gemeingefährlichen Position verdrängt werde.

Die Localisten und die Contagionisten heißen die beiden Parteien, welche mit starrer Ausschließlichkeit je eine einzige Möglichkeit der Seuchenverschleppung annehmen. Die Contagionisten leiten die Verbreitung der Cholera von etwas ab, was vom Cholerakranken, die Localisten von etwas, was von der Cholera-localität stammt und ausgeht. Eine vorurtheilsfreie Betrachtung kann unseres Erachtens nicht leugnen, daß die Summe der gegenwärtig bekannten Thatsachen, ohne daß man ihnen Gewalt anthäte, weder durch die eine noch durch die andere der beiden Theorien allein erklärt werden kann.

Max von Pettenkofer, welcher die localistische Lehre begründet und ausgebaut hat, schreibt der Bodenbeschaffenheit die Disposition für die Choleraverbreitung in erster Linie zu. Nur wenn der Boden porös, mit organischen Stoffen durchsetzt und wenn er außerdem richtig durchfeuchtet sei, könne er eine Brutstätte für das Choleragift abgeben. Der Verkehr käme nur in sofern in Betracht, als er den Cholerakeim in den betreffenden Boden hineingelangen lasse. Hier aber müsse der Keim erst „reifen", um seine Ansteckungsfähigkeit zu gewinnen. Der „reife" Keim, der also immer aus dem Boden stammt, könne dann sowohl durch Objecte (feuchte Nahrungsmittel, Wäsche ꝛc.) als durch die Bodenluft in unseren Körper einwandern und hier die Krankheit hervorrufen. Ohne eine solche Reifung im Boden seien die Choleraprovenienzen ganz unschädlich. Es käme also darnach den frischen Ausleerungen des Cholerakranken keinerlei inficirende Kraft zu, wie viele Kommabacillen sie auch enthalten mögen. Ebenso wenig sei der directe Umgang mit dem Kranken irgendwie gefahrbringend. Es erkrankten nicht mehr Aerzte und Spitalswärter an der Seuche, als Leute aus anderen Berufsclassen, und diese wenigen Infectionen seien lediglich vom Boden abzuleiten. Darnach müßten, wenn das Spital auf siechfreiem Grund aufgeführt wäre, niemals Aerzte und Wärter Beute der Seuche werden, wofür allerdings die Localisten bisher den Nachweis schuldig geblieben sind. Ebenso ist, wenn die Schädlichkeit ausschließlich vom Orte stammen soll, nicht bloß die vom Cholerakranken beschmutzte, sondern auch die in derselben Wohnung aufbewahrte reine Wäsche schädlich. Daß sich aber durch diese bereits Jemand inficirt habe, ist auch noch nicht dargethan. So wenig fundirt wie die eben berührten Punkte, sind auch die übrigen Consequenzen, die man lediglich aus localistischen Principien gezogen hat. So sollte sich die Cholera niemals auf Schiffen epidemisch fortpflanzen können. Die Leute, welche auf hoher See erkrankten, hätten den Keim vom Lande mitgenommen. Nun aber hat man

Schiffsepidemien von vierwöchentlicher Dauer kennen gelernt, bei welchen die Erklärung, der Keim stamme vom Lande, deswegen völlig im Stiche läßt, weil die Incubationsdauer der Cholera nach Pettenkofer's eigener Angabe höchstens drei Wochen betragen könne. Aber noch mehr. Es ist ganz gewiß unvereinbar mit der localistischen Theorie, wenn ein von einem cholerafreien Lande kommender Lootse sich durch bloße Berührung mit dem Schiff inficirt. Und das ist thatsächlich vorgekommen. Der betreffende Lootse hatte das von Rotterdam aus durchseuchte Schiff „England" nicht betreten, sondern nur mit seinem Boote dicht an die Schiffswand angelegt und seine Legitimationspapiere dem Capitän in der Weise übermittelt, daß er sie in einen vom Bord in das Boot hinabgelassenen Korb gab. Dann ward er vom Schiff ins Schlepptau genommen und führte es in den Quarantänehafen von Halifax (April 1866). Nicht nur der Lootse und einer seiner Begleiter bekamen zwei Tage darauf die Cholera, sondern jeder derselben theilte sie der eigenen Familie mit. Solche Fälle beweisen unzweifelhaft, daß die Erklärung durch die localistische Theorie allein nicht gelingt.

Ganz anders gestaltet sich der Werth dieser Theorie, wenn man den Boden nicht als die ausschließliche, sondern nur als eine besonders gute Brutstätte für das Choleragift gelten läßt. In diesem Falle ist es mit der Despotie des Bodens allerdings vorbei, aber derselbe bleibt immer noch der wesentlichste Factor der Infection.

Welchen maßgebenden Einfluß er bei der Seuchenverschleppung ausübt, zeigt evident die Thatsache der örtlichen Immunität. Es gibt Städte, die mitten in vielfach durchseuchten Gebieten liegen, und in denen doch niemals die Cholera epidemisch um sich gegriffen hat. Falun, Versailles, Grünberg in Schlesien, Cheltenham, Martinique sind einige aus der großen Menge derselben willkürlich herausgehobene. Der Untergrund solcher Städte widerspricht in irgend welcher Beziehung einer der Forderungen der Porosität, der Imprägnirung mit organischer Materie, oder der mittleren Durchfeuchtung (wobei Wasser und Luft in den Poren sein muß), und darum gibt er ein äußerst ungünstiges Medium für die Vermehrung der Keime und für die epidemische Verbreitung der Cholera ab. Der Umstand, daß die von der Seuche ergriffenen Orte sich nicht so sehr um die Hauptverkehrsstraßen, sondern nach geographischen Oertlichkeiten (Fluß- und Entwässerungsgebieten) gruppiren, spricht ebenfalls für die Wichtigkeit der örtlichen Disposition.

Eine genaue Zusammenstellung der Choleratodes- und Erkrankungsfälle hat aber gelehrt, daß es auch eine zeitliche Dispofition geben müsse, insofern der Spätsommer und der Anfang des Herbstes die bei Weitem größte Zahl derselben aufzuweisen hat. Wahrscheinlich fördert die Hitze die Zersetzung der organischen Stoffe im Boden und bietet dem Choleragift ein desto besseres Nährmaterial. Auch diese zeitliche Disposition schließt nur ein begünstigendes, nicht ein unbedingt nothwendiges Moment der epidemischen Verbreitung ein. Denn die furchtbaren Winterepidemien von Moskau (bei — 20° C.) und von Orenburg (bei — 30° C.) lehren die Möglichkeit des Gegentheils.

Die strengen Contagionisten, welche nur eine Ansteckung durch den persönlichen und sachlichen Verkehr zulassen wollen und den Einfluß der örtlichen und

zeitlichen Disposition leugnen, sind ebenso schlimm daran, wie die Localisten sans phrase. Sie können die Thatsache der Immunität gewisser Orte ebenso wenig erklären, wie sie im Stande sind, die notorisch große Seltenheit der Schiffsepidemien plausibel zu machen. Glücklicher Weise nehmen die meisten der Forscher, welche die Möglichkeit der unmittelbaren Ansteckung zulassen, eine gewisse Mittelstellung ein, indem sie den Begriff der Contagion erweitern. Sie supponiren eine directe Ansteckung von Mensch zu Mensch und eine indirecte, bei der sich zwischen dem Erkrankten und dem von diesem angesteckten Individuum noch ein Vehikel einschiebt, das sowohl der Boden, als irgend ein sachlicher Gegenstand sein kann. Sie fragen ganz richtig, warum denn der Boden, der ja nur vermöge physikalischer Eigenschaften zum Choleraträger wird, allein sich zum Vehikel qualificire, und ob nicht vielmehr jeder andere Gegenstand, welcher dieselben günstigen Bedingungen für die Entwicklung des Cholerakeimes biete, nicht den gleichen Werth für die Seuchenverschleppung beanspruchen dürfe. In den Grundmauern einer feuchten Kellerwohnung, in durchfeuchteter Zwischendeckenfüllung, deren Schädlichkeit neuerdings Emmerich so grell beleuchtet hat, in feuchter und zugleich schmutziger Wäsche findet der Bacillus ganz analoge und für seine Entwicklung günstige Verhältnisse vor. Auf schleimigen und feuchten Nahrungsmitteln, auf verdorbenen Früchten, in Milch kann der Kommabacillus so gut gedeihen, wie in Nährgelatine. Warum soll er dort weniger schädlich sein? Oder spricht etwa die Erfahrung dagegen, daß Flüssigkeiten die Choleraübertragung vermitteln können? Im Gegentheil. Es ist die Gefährlichkeit des fiechhaften Trinkwassers erwiesen. Für London hat John Simon gezeigt, daß in den Häusern, welche mit verunreinigtem Themsewasser gespeist wurden, 13 pro Mille der Bewohner an Cholera starben, während aus denjenigen, die reines Themsewasser benutzten, nur 3,7 pro Mille der Seuche erlagen. Im Jahre 1866 stellte sich das Verhältniß so, daß von den Leuten, welche das schlechte Wasser der East London Water Company benutzten, 63 bis 111 : 10,000 starben; im übrigen London betrug die Choleramortalität nur 2 bis 12 : 10,000! Beispiele, daß mit Schließung eines inficirten Brunnens Localepidemien sofort aufhörten, lassen sich häufen. Aber ein classisches Exempel für die Gefährlichkeit des Wassers sind die bereits früher erwähnten localen Tankepidemien, bei deren einer Koch im Wasser direct den Cholerabacillus in reichlicher Menge nachgewiesen hat. Ob in diesem Falle der Bacillus durch das Trinken direct incorporirt ist, oder ob er beim Baden etwa an der Hand haften blieb und dann auf Umwegen zum Verdauungscanal kam — der Weg von der Hand zum Mund ist nicht weit — bleibt sich der Hauptsache nach völlig gleich. Daß ferner Cholerawäsche einer der schlimmsten Träger des Ansteckungsstoffes ist, war seit lange bekannt. Drasche hat das noch durch eine beträchtliche Zahl sehr genau beobachteter Fälle belegt. Koch that durch den Versuch dar, daß gerade Wäsche ein ganz hervorragend geeigneter Nährboden für den Kommabacillus sei. Das sind alles Thatsachen, die in unzweideutiger Weise für das wirkliche Vorkommen der Choleraübertragung durch Contagion sprechen. Sobald aber diese letztere auch nur einmal beobachtet ist, läßt sich die Möglichkeit derselben nicht abstreiten, und eine praktische Hygiene wird mit ihr zu rechnen haben.

V.

Da man bisher die Cholera als eine Krankheit ansah, gegen welche die Bestrebungen des Arztes am Krankenbette vollkommen fruchtlos seien, so hat man den ganzen Schwerpunkt ihrer Bekämpfung in die Prophylaxe verlegt. Man suchte nach Maßregeln, um ihre epidemische, bezw. pandemische Verbreitung zu hindern, und, wenn das nicht gelungen war, wollte man wenigstens den Einzelnen vor der Erkrankung schützen. Naturgemäß hängen die Abwehrmaßregeln von den jeweiligen Anschauungen der Forscher über die Verbreitungsart der Seuche ab und sind daher der Reihe nach, je nach dem Ueberwiegen der contagionistischen oder der localistischen Lehren, bald strenge Sperren, Quarantänen und Desinfectionen gewesen, bald ein einfaches Revisionssystem, das nur den wirklich Cholerakranken den Eintritt in die seuchenfreie Oertlichkeit verwehrte. In dem Maße, als man auf Sperren Verzicht leistete, hat man für thunlichste hygienische Verbesserung des Bodens, für seine „Assanirung", gesorgt und gegenwärtig, durch Kenntniß der Lebenseigenschaften des Cholerabacillus, noch einige neue Gesichtspunkte in der Prophylaxe gewonnen.

Es kann Niemandem, der die Cholerafrage einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, entgangen sein, daß gerade die Auffindung des Koch'schen Bacillus sehr dazu beigetragen hat, die contagionistische Lehre zu kräftigen und dadurch denjenigen Maßregeln Vorschub zu leisten, welche durch zweckmäßige Ueberwachung des Verkehrs die Choleragefahr zu mindern sich bestreben. Da die Seuche stets von Indien zu uns gekommen ist und dabei entweder das kaspische oder das rothe Meer zum Einfallsthor gewählt hat, so sind dort *strenge* Quarantänen zu etabliren, wie das schon die Wiener internationale Sanitätsconferenz, welche vom 1. Juli bis zum 1. August 1874 tagte, bestimmt hat. Zur Durchführung solcher Quarantänen ist natürlich ein einheitliches Zusammengehen der betheiligten Regierungen nöthig. Hierdurch allein ließe sich auch ein Druck auf die Engländer ausüben, welche um ihrer Handelsinteressen willen eine wirksame Prophylaxe am Suezcanal bis jetzt verhindert haben. „Möge man sich," so führte R. Virchow im Juli dieses Jahres in der „Nation" aus, „bei der Conferenz, die gegenwärtig in London die ägyptischen Verhältnisse erörtert, daran erinnern, wie schwere und für ganz Europa bedrohliche Fehler in sanitärer Beziehung am Suezcanal gemacht werden; hier vor allem ist die Sperre zu etabliren und zwar eine wirksame, strenge und für Alle gleichmäßige Sperre, um der asiatischen Seuche den Zugang durch dieses Wasserthor Europa's abzuschneiden."

Es ist leicht einzusehen, daß eine Quarantäne nur da von durchgreifendem Nutzen sein kann, wo der Zugang ausschließlich durch den Seeverkehr gegeben ist. Dieser läßt sich vollständig überwachen. Nicht so der Landverkehr. Hier macht der Schmuggel, der immer bei Unterbrechung der regelmäßigen Verbindungen in hoher Blüthe steht, alle Vorkehrungen illusorisch. Je schwerer es indessen ist, den Gang der Cholera zu Lande zu unterbrechen, um so mehr sollte man darauf bedacht sein, ihren Import zu Wasser durch unnachsichtlich strenge Ueberwachung des Seeverkehrs zu verbinden. Ob für den Fall, daß die Cholera bereits in den Grenzen Europa's haust, das ärztliche Inspectionssystem, nach welchem

Digitized by Google

nur die Cholerakranken vom Bord zu entfernen sind, während das Schiff, die Mannschaft und deren Gebrauchsgegenstände nach vollzogener Desinfection, die Waaren aber im Allgemeinen sofort zum freien Verkehr zuzulassen sind, sich als ausreichende Schutzmaßregel bewähren wird, dafür fehlt augenblicklich noch die genügende Zahl von Erfahrungen.

In Indien selbst die Cholera zu unterdrücken oder sie auch nur auf Indien zu beschränken, scheint zur Zeit unmöglich, obwohl eine von Koch gelegentlich gethane Aeußerung, wenigstens in letzterer Beziehung, große Hoffnungen erweckt hat.

Mit dem Bestreben, den Import des Cholerakeimes zu verhindern, hat die Prophylaxe jedoch erst einen Theil ihrer Aufgabe erfüllt. Sie muß auch im Bewußtsein von der Unvollkommenheit ihrer Mittel zur Erreichung dieses Zieles noch einen anderen Punkt ins Auge fassen: die Entziehung des Nährbodens für den Bacillus.

Wir wissen, daß sich zersetzende organische Stoffe nicht bloß die für den Landwirth kostbare Humuserde abgeben, sondern auch die besten Nährmaterialien für Mikroorganismen aller Art und nicht am wenigsten für den Cholerabacillus sind. Sie müssen daher auf alle Weise von unserem Hauswesen ferngehalten werden, sei es, daß sie sich als Fäcalien zeigen, die in Abtrittsgruben längere Zeit verweilen und die Luft verpesten oder gar durch undichte Stellen in der Auskleidung jener Gruben ins Erdreich dringen, den Boden imprägniren und in die Brunnen gelangen; sei es, daß sie als Wirthschaftsabfälle in den Wohnungen liegen bleiben und hier für die Bacillen willkommene Nahrung abgeben. Kann nach der einen Richtung durch Canalisation und die mit ihr verbundene Versorgung der Städte mit gutem, siechfreiem Trinkwasser außerordentlich viel geleistet werden, so ist doch die allgemein durchzuführende Beseitigung des hygienischen Unrathes aus dem Wohnhause mit fast unübersteigbaren Schwierigkeiten verknüpft. Denn die Erreichung des letzten Zieles ist nicht denkbar ohne Hebung der socialen Lage des Proletariates, das stets der wahre Quartiermeister der Cholera gewesen ist. Indessen mit der Größe des Zieles wächst die Intensität unserer Bemühungen.

Auch die beste Prophylaxe hat bisher die Verschleppung der Cholera nicht verhindern können. Daher ist die Aufgabe, Mittel zur Beschränkung einer vorhandenen Epidemie zu finden, eine sehr dringende. Es wird sich dabei wesentlich um Verhinderung der unmittelbaren Ansteckung, der Contagion, handeln. Denn abgesehen von der Befolgung größter Reinlichkeit, die immer am Platze ist, sind die Vorkehrungen, die sich aus der localistischen Anschauung ergeben, also die Sorge für die Assanirung des Bodens, nicht erst zur Zeit der Epidemie zu treffen.

Seitdem man in den Kommabacillen die Ursache der Choleraerkrankung kennen gelernt hat, erscheint die Forderung unabweisbar, den Kranken, welcher in seinen Darmentleerungen jene Bacillen massenhaft nach außen befördert, durch strengste Isolation von seiner Umgebung abzuschließen. Wir dürfen uns durch keinerlei Einwände, daß ja Aerzte und Wärter nicht mehr befallen werden, als andere Berufsclassen, davon zurückhalten lassen, die unmittelbare Gefährlichkeit der Dejectionen und damit diejenige des Kranken anzunehmen und in Folge

dessen den letzteren von jedem Verkehr abzusondern. Am zweckmäßigsten wird dies in Isolirspitälern geschehen, nach denen der von der Seuche Ergriffene zu bringen ist. Selbstverständlich schließt diese Forderung eine sorgfältige Regelung des Krankentransportwesens in sich. Die gesunden Bewohner des Hauses, in dem Cholerafälle vorkommen, sind am besten auf zwei Wochen zu entfernen. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß eine Hausepidemie nicht länger als etwa vierzehn Tage dauert. Wahrscheinlich verliert der Bacillus hier auf ähnliche Weise seine inficirende Kraft, wie das Getreide „ausartet", welches auf demselben Boden immer wieder ausgesäet wird. Während dieser Evacuation des Cholerahauses wird Lüftung und Desinfection desselben vorzunehmen sein. Bei der erwiesenen Schädlichkeit aller Choleraprovenienzen ist jede Berührung mit denselben zu vermeiden. Cholerawäsche darf deshalb ohne vorherige Desinfection nicht behandelt, Nahrungsmittel und unter diesen das wichtigste, das Wasser, dürfen ohne vorgängige Vernichtung aller etwa ihnen anhaftenden Keime nicht genossen werden. Die Siedhitze, welche beim Kochen erzielt wird, leistet hier die gewünschten Dienste.

Es liegt nicht im Zwecke dieser Arbeit, eine vollständige Uebersicht über die zu ergreifenden Maßregeln zu geben. Nur die Richtung, welche die praktischen Folgerungen unserer jetzigen theoretischen Anschauungen über die Natur- und die Lebenseigenschaften des Choleragiftes für unser Thun und Lassen vorschreiben, sollte hier angedeutet werden. Aber eben deswegen haben wir noch mit einigen Worten auf eine Maßregel einzugehen, deren wir schon wiederholt Erwähnung thaten: auf die Desinfection.

Alles, was vom Cholerakranken kommt, soll desinficirt werden. Das schien schon den Aerzten, welche in der ersten Choleraepidemie thätig waren, ein selbstverständliches Axiom. Später ist man immer mehr davon zurückgekommen, da man die Nutzlosigkeit aller Desinfections-Mittel und -Methoden einzusehen glaubte. Allein die neuere Zeit hat, besonders durch die Bemühungen der Chirurgen, welche nach Lister's Vorgang den organisirten Trägern der Wundinfectionskrankheiten so erfolgreich den Krieg erklärten, eine große Zahl von Stoffen kennen gelehrt, deren bacterientödtende Kraft durch das Experiment wie durch den praktischen Erfolg zweifellos festgestellt ist. Die Karbolsäure und das Sublimat nehmen unter ihnen den ersten Rang ein. Die Entdeckung des Kommabacillus gab die Mittel an die Hand, ihren Einfluß auf die Tödtung des Choleragiftes direct zu prüfen. Und da hat man sie probat gefunden. Es wurde aber ferner eruirt, daß Säuren die Entwicklung des Cholerabacillus, der nur in alkalischer Nährlösung gedeiht, auffallend hindern und daß dreistündige Austrocknung sein Leben gänzlich erlöschen macht. Die erstere Beobachtung führt zur Bevorzugung der sauren Desinfectionsmittel — schon Pettenkofer hatte Essigdämpfe in den Choleralocalitäten zu verbreiten gerathen — die letztere läßt die Erzeugung von Trockenheit zur Vernichtung der Bacillen und zur Verhütung eines weiteren Umsichgreifens der Epidemie sehr vortheilhaft erscheinen. Auch hier hat M. v. Pettenkofer bereits früher (1873) in seiner vortrefflichen Schrift „Was man gegen die Cholera thun kann" das Verfahren der Austrocknung solcher Gegenstände empfohlen, durch welche eine Seuchenverschleppung stattfinden könne.

Digitized by Google

Jetzt scheint der Autor etwas anderer Meinung zu sein, indem er gegen den Nutzen der Trockenheit, der bekanntlich R. Koch bei seiner Anwesenheit in Toulon sehr das Wort geredet hat, neuerdings die Thatsache anführt, daß in Niederbengalen während der trockenen und heißen Jahreszeit die meisten, während der nassen und heißen die wenigsten Cholerafälle vorkämen. Auch Pasteur hat Koch's Ansicht leidenschaftlich bekämpft. Die fast immer nur halbtrockenen Keime würden leicht in die Luft gelangen und nun erst recht Gelegenheit zur Infection bieten. Daß so etwas möglich ist, darf als sicher gelten. Denn in der Luft existiren thatsächlich viele Partikelchen, welche viel schwerer als die Bacterien sind. Zudem hat der Versuch die Anwesenheit entwicklungsfähiger Keime in jeder Luft, besonders aber in staubiger, erwiesen. Allein das Experiment lehrte auch, daß die Mikroorganismen ein großes Senkungsbestreben haben. Denn eine horizontal liegende, zur Hälfte mit erstarrter Nährgelatine erfüllte Röhre, durch die man mit mäßiger Geschwindigkeit einen Luftstrom durchsaugte, ließ in dem letzten Viertel ihrer Länge keine Culturen erkennen. Es waren also dort keine Keime mehr auf den Nährboden herabgefallen, sondern dieselben hatten sich bereits früher gesenkt. Ein analoges Verhalten müssen die Cholerabacillen darbieten. Denn es ist keine Thatsache bekannt, welche dafür spräche, daß die Cholera auf größere Strecken hin durch die Luft fortgepflanzt würde. Allein ebenso wahrscheinlich ist es auch, daß die Cholerabacillen durch Luftströmungen vom Boden so weit emporgetragen werden können, daß sie in die Athmungsluft eines an demselben Orte stehenden Menschen sich mischen. Da die Luft den Mund passirt, so können die Bacillen der Mundflüssigkeit oder den dort verweilenden Speisen beigemischt werden und so in den Magen kommen; oder es kann das Quantum verschluckter Luft die Infectionsträger in den Verdauungscanal befördern. In diesem beschränkten Sinne ist die Luft ebenfalls als Infectionsträger anzusehen. Alles, was die Beimischung der Keime zur Luft hindert, ist daher vortheilhaft. Den letzteren Zweck aber erfüllt eine künstliche Befeuchtung des Bodens, wie sie die Straßenbesprengung bewirkt, ganz gewiß. Freilich gibt sie wiederum dem Cholerabacillus günstige Existenzbedingungen, und darum wird sie von Koch bekämpft. Aber fragen wir, ist es nicht vielleicht besser, den Bacillus am Boden leben zu lassen, als ihm den Weg in den Körper zu bahnen und so zu bewirken, daß dort sein Lebensproceß sich vollziehe? Auf gut assanirtem Boden, zumal in gepflasterten oder mit Macadam versehenen und wohlgereinigten Straßen wird der Bacillus keine günstigen Fortpflanzungsbedingungen vorfinden. Er wird wachsen, sich aus Mangel an Nahrung dürftig oder gar nicht vermehren und schließlich bald absterben, wie eine Pflanze stirbt, die man auf ausgeglühtem Sande durch Begießen mit destillirtem Wasser anfangs auch zur Keimung und zum kümmerlichen Wachsthum gebracht hat. Die Pettenkofer'sche Ausführung von dem Maximum der Cholerafälle in Niederbengalen bei trockenem, von dem Minimum derselben bei nasser Witterung würde mit der eben ausgeführten Anschauung übereinstimmen. Auch scheint die hygienische Bedeutung der reichlichen Verwendung des Nutzwassers im Haushalte zum Aufscheuern, Abwaschen ꝛc. einen analogen Sinn zu haben. Jedenfalls ist aber die logische Berechtigung der

Schlußfolgerung, daß man in Cholerazeiten die Straßen nicht sprengen dürfe, weil nur Trockenheit den Bacillus tödtet, in starken Zweifel gestellt.

Anders steht es mit der Verwendung trockener Hitze als Desinfectionsmittel für bestimmte Gegenstände. Hier hat das Experiment Koch's die Nützlichkeit dieses schon früher geübten Verfahrens einfach bestätigt und erklärt. Ebenso hat er die desinfectorische Wirksamkeit des heißen Wasserdampfes (von 100° C.) durch den directen an der Reincultur des Cholerabacillus angestellten Versuch erwiesen. Gerade seinen Bemühungen wird es zu verdanken sein, daß man zu den Desinfectionsmaßregeln, die jetzt in rationeller Weise gehandhabt werden können, da sie auf dem sicheren Boden des Experimentes ruhen, in Zukunft mehr Vertrauen faßt. Dann werden sie sich auch als recht wirksam zeigen.

Die großen Fortschritte, die man in neuerer Zeit in der Herstellung von Impfstoffen gemacht hat — wir dürfen nur an die Milzbrandvaccine Pasteur's erinnern — drängen bei der Besprechung der Prophylaxe einer Infectionskrankheit unwillkürlich die Frage auf, ob nicht auch bei ihr die Möglichkeit einer Schutzimpfung vorhanden sei? Die Cholera theilt ja mit den Pocken und dem Milzbrand die Eigenschaft, daß ihr einmaliges Ueberstehen seuchenfest macht. Deshalb ist theoretisch gegen die Möglichkeit einer Schutzimpfung gar nichts einzuwenden. Es spricht vielmehr die bei den Bewohnern der Gangesebene beobachtete „Cholera-Acclimatisation" durchaus dafür. Wie man aber eine Abschwächung des geformten Choleragiftes zu Stande bringen, wie man vor Allem den Grad der Virulenz der einer Abschwächungsprocedur ausgesetzten Bacterienvegetation feststellen solle, da der erfolgreiche Thierversuch bei der Cholera von vorneherein ausgeschlossen scheint, das Alles ist zur Zeit auch nicht annäherungsweise zu sagen. Nur nochmals muß es bei dieser Gelegenheit betont werden, daß die Frage, ob Cholera nostras seuchenfest für Cholera asiatica mache oder nicht, dringend ihrer Entscheidung harrt. Die bloße Betonung des Factums, daß die Nostrasform keine Neigung zu epidemischer Ausbreitung besitze, spricht ebenso wenig gegen einen genetischen Zusammenhang beider Erkrankungen, wie die ebenfalls mangelnde epidemische Verbreitung der Schutzblattern gegen einen Zusammenhang dieser mit den wahren Pocken. Sollte sich eine ursächliche (ätiologische) Verknüpfung der beiden Choleraformen herausstellen, dann würden allerdings die Aussichten für eine etwaige prophylaktische Impfung wesentlich günstigere.

Wenn bei der Discussion des eben erwähnten Gegenstandes im besten Falle ein Wechsel auf die Zukunft gegeben werden konnte, so sind wir doch in der Lage, eines anderen schon in früheren Jahrzehnten bekannten und als erfolgreich erprobten Prophylacticums zu gedenken: der Vermeidung von Verdauungsstörungen. Koch hat die Schädlichkeit derselben dadurch ausreichend erklärt, daß bei ihnen leicht die normale, stark saure Reaction des Magensaftes geändert wird. Während die Bacillen im sauren Magensafte zu Grunde gehen, sind sie im Stande, einen Magen ungefährdet zu passiren, welcher keinen oder eine nur geringe Menge oder einen abnorm zusammengesetzten Magensaft producirt. Sobald sie aber im Darm sind, finden sie die günstigste Gelegenheit zur Infection. Diese Thatsachen weisen nicht nur auf die Wichtigkeit eines gesunden

Magens in Epidemiezeiten hin, sie lassen vielleicht auch die Empfehlung der Salzsäure in geringer Quantität — eine Uebersäurung des Magens ist ebenfalls schädlich — als eines guten Prophylacticums begründet erscheinen. Der Nutzen des Opiums liegt in seiner Fähigkeit, manche Formen von Darmkatarrhen zu beseitigen, deren Anwesenheit der Cholerainfection Vorschub leistet.

VI.

Man sagt gewöhnlich, daß mit der Erkenntniß der Krankheitsursache auch die Hoffnung auf erfolgreiche Behandlung wächst. Wir glauben, daß das auch für die Cholera zutrifft, wenngleich wir von vorneherein davor warnen müssen, Hoffnungen und Aussichten für Thatsachen anzusehen.

Die Cholerabehandlung hat zwei Aufgaben zu lösen: sie soll die in den Darm eingedrungenen Bacillen rechtzeitig tödten und, wenn ihr das in nicht ausreichendem Maße gelungen ist, soll sie versuchen, der drohenden Wasserverarmung des Blutes und der Gewebe vorzubeugen.

Das erste Ziel, die causale Behandlung zu verwirklichen, kann nur auf Grund der Kenntniß von den Lebensbedingungen des Cholerabacillus gelingen. Wir erinnern uns der Thatsache, daß der Bacillus nur in alkalischen Lösungen wächst, daß er in sauren aber im Wachsthum zurückgehalten wird und sogar zu Grunde geht. Können wir diese Eigenschaft des Bacillus für seine Tödtung im Darm verwerthen? Im ganzen Darm des Cholerakranken herrscht alkalische Reaction, nicht weil die Galle, wie in der Norm, den sauren Speisebrei alkalisch gemacht hätte — Galle gelangt während des Choleraanfalls gar nicht in den Darm — sondern weil die aus dem Blut stammende Flüssigkeit, die zum wesentlichsten Theil die Dejectionen bildet, auch die alkalische Reaction des Blutes besitzt. Gelänge es nun, die Reaction des Darminhaltes und damit diejenige der Darmwandung zur sauren zu gestalten, so wäre jedenfalls ein wichtiger Schritt zur Tödtung der Bacillen gethan. Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieser Forderung entgegenstellen, sind rein technischer Natur und daher voraussichtlich überwindliche. Wenn man die saure Flüssigkeit durch Eingießungen vom Mastdarm aus in den unteren Theil des Dünndarms bringen will, so gelingt das bei Gesunden unschwer. Der Verschluß der Darmklappe kann nachgewiesener Maßen auch rückwärts aufgehoben werden. Bei den fast fortwährenden Ausleerungen des Cholerakranken dürfte diese Art der Application nur ausnahmsweise zum Ziele führen. Je früher man allerdings sie versuchte — womöglich schon bei der Choleradiarrhöe —, desto größeren Erfolg würde sie versprechen. Man kann ferner, gestützt auf die Beobachtung, daß das Erbrechen erst später als die stürmischen Darmentleerungen auftritt, es unternehmen, vom Magen aus Säuren in den Darm zu bringen. Da man die Auffaugungsverhältnisse desselben während des Choleraanfalls nicht kennt, so müßte der Versuch entscheiden, ob man die sauren Flüssigkeiten vortheilhafter einfach trinken läßt oder ob man geeignete Säuren in fester Form gibt, vielleicht in dünne Keratin- (Hornstoff-)Kapseln eingeschlossen, die sich erst in dem alkalischen Darminhalt lösen würden. Endlich, wer weiß, ob nicht unsere mit berechtigter Kühn-

heit fortschreitende chirurgische Technik es wagen dürfte, in die freigelegte und geöffnete Dünndarmschlinge direct die geeigneten Mittel einzuführen?

Unter diesen Mitteln nimmt neben den Säuren das giftige Sublimat den ersten Platz ein. Das Experiment muß lehren, ob eine so geringe Menge dieses Medicamentes, daß sie dem Menschen nicht schadet, genügt, um die Bacillen zu tödten. Für diesen Fall könnte das Sublimat selbst auf irgend einem Wege an den Ort der Erkrankung gebracht werden. Wenn nicht, so ist der Versuch mit dem unschädlicheren Calomel, dem einfach gechlorten Quecksilber angezeigt, das sich im Darme höchstwahrscheinlich ganz langsam in Quecksilberdoppelchlorid, also in Sublimat verwandelt. Man will bereits von der Calomelmedication gute Erfolge beobachtet haben.

Möglich ist es, daß sich noch andere wirksame Stoffe durch das Experiment an der Reincultur und durch Controle am Krankenbette ermitteln lassen. Jedenfalls haben wir jetzt eine Vorstellung von der Richtung, welche der therapeutische Versuch nehmen muß, um Erfolg zu versprechen.

Ist es nicht mehr thunlich, die Beseitigung der Krankheitsursache in Angriff zu nehmen, so muß man bestrebt sein, wenigstens den Folgeerscheinungen der Cholerainfection ihre verderbliche Wirkung für den Organismus zu rauben. Eine jede Infectionskrankheit, das war der Satz, den die Wiener Schule bei ihrer „expectativen Therapie" entdeckte, heilt von selbst, wenn nur der Kranke nicht inzwischen stirbt. Die Paradoxie dieses Ausspruches ist eine scheinbare. Er will lediglich den cyclischen Ablauf der Infectionskrankheiten betonen, will sagen, daß die Heilung durch die Reaction unseres Körpers selbst, nicht durch äußeres Zuthun zu Stande komme; daß indessen sehr oft Folgen oder Begleiterscheinungen der Krankheit den Organismus zu Grunde richten, und daß, wenn man diese schädlichen Folgen beseitigen könne, man dem Körper die Gelegenheit zur Ueberstehung des Leidens gebe. Beim Typhus war die abnorm hohe Körpertemperatur die accidentelle Schädlichkeit. Als man das erkannt und in der Herabminderung des Fiebers eine Hauptaufgabe der Typhusbehandlung gesehen hatte, rettete man zahlreiche Kranke, die früher unfehlbar dem Tode verfallen gewesen wären. Bei der Cholera ist der Wasserverlust des Blutes der Mittelpunkt, um den sich die Mehrzahl der Störungen gruppirt. Es wird also unser Streben sein, diesem Wasserverlust zu begegnen.

Das aussichtsreichste Verfahren hierzu ist die Eingießung von Kochsalzlösung in eine geöffnete Vene. Der Versuch am Thiere, wie am Menschen, wo man das Verfahren bei gefährlichen Blutverlusten mit glänzendem Resultate anwandte, hat die Unschädlichkeit des regelrecht vorgenommenen Eingriffs vielfach constatirt. Es gelingt nach den Experimenten des Verfassers, mittelst dieser Methode der „Kochsalzinfusion", um deren Ausbildung sich H. Kronecker große Verdienste erworben hat, Thiere am Leben zu erhalten, denen mehr als fünf Sechstheile ihrer Blutmenge entzogen waren. Dieses Factum zeigt, daß der Verblutungstod nicht wegen zu geringer Menge der noch vorhandenen Blutbestandtheile eintritt, sondern nur, weil nicht genügend Flüssigkeit in den Adern verbleibt, um den regelmäßigen Gang der Circulation zu gestatten. Ein excessiver Flüssigkeitsverlust des Blutes ist aber gerade bei der Cholera zu bekämpfen. Daher ist auch bei

ihr die Anwendung der Kochsalzinfusion, die seit Jahren bereits vielfach angerathen ist, durchaus rationell und dringend zu empfehlen. Die Ausführung dieses Heilverfahrens ist eine so einfache, daß bei einiger Vorübung jeder Arzt im Stande ist, mit Leichtigkeit es zu handhaben. Man nimmt übrigens am besten eine etwa 0,7 procentige, natürlich keimfrei gemachte Kochsalzlösung. Gewöhnliches oder gar destillirtes Wasser würde als heftiges Reizmittel für die Körpergewebe schädlich sein, während die Kochsalzflüssigkeit vom erwähnten Gehalte sich vollkommen indifferent den Zellen unseres Organismus gegenüber erweist. Eine rein theoretische Erwägung aber können wir bei Erwähnung dieser symptomatischen Therapie nicht zurückhalten. Da der Körper auf die Cholerainfection mit Wasserverlust reagirt und durch diesen sich der Bacillen — sie sterben durch Trockenheit! — zu erwehren versucht, so entsteht die Frage, ob nicht durch Erfüllung der symptomatischen Heilanzeige, der causalen, mit anderen Worten: ob nicht durch die künstliche Durchfeuchtung der Gewebe der vielleicht für die Elimination des Krankheitskeimes vortheilhaften Trockenheit unzweckmäßiger Weise entgegengearbeitet wird. Die Erfahrung macht hoffentlich dieses „teleologische" Bedenken gegenstandslos. Allein es mußte ausgesprochen werden.

Wir glauben es wahrscheinlich gemacht zu haben, daß gegenwärtig die Heilaussichten bei jener Krankheit günstigere sind, von der man den Ausspruch wagen konnte, daß, wer nicht an ihr gestorben sei, auch keine Cholera gehabt habe. Skeptiker werden uns den Vorwurf des unverbesserlichen therapeutischen Optimismus nicht ersparen. Aber gehörte Lister zu den Zweiflern, als er es unternahm, die überall befindlichen mikroorganischen Träger der Wundinfection von jeder Wunde auszuschließen und durch die „Operationen unterm Baldachin" Hunderttausende vom sicheren Untergange zu retten? In der Wissenschaft vor Allem wird das Unzulängliche zuweilen Ereigniß; und wir geben auch für die Cholera-therapie diese Hoffnung nicht auf.

Berlin, 1. August 1884.

Zweifel.

Von

Anna Charlotte Edgren.

Aus dem Schwediſchen von **L. von Burg** [1]).

Es gibt vielleicht viele Stockholmer, welche die Katharinen-Oſterkirchenſtraße nicht einmal kennen. Sie liegt hoch oben auf den Bergen und ſchlängelt ſich maleriſch den ſteilen Abhang entlang bis an den Stadtgarten. — Heute war dort lebhafter Verkehr. Elegant gekleidete Spaziergänger erſtiegen die letzte Hallen-Treppe, Glockengeläute erklang, und ein großer Miethſchlitten nach dem andern eilte auf dem kleinen gebahnten Wege zwiſchen den hohen Schneewänden vorwärts. Hie und da lagen an dem Bergabhang kleine niedrige Häuſer, als ob ſie hinaufgeklettert wären. Von dieſen hat man eine ſo ſchöne Ausſicht, daß manches Schloß ſie ſich wünſchen könnte. Tief unten liegt der Salzſee, der Thiergarten, die Schiffbrücke, die ganze berühmte Einfahrt in Stockholm. Aller Wahrſcheinlichkeit nach dachte keiner der Bewohner daran, dieſe Herrlichkeit zu genießen, welche die Vorüberfahrenden ſo feſſelte. Dahingegen verſammelten jene ſich eifrig am Fenſter und vor den Thoren, um einen Schimmer des vorbeieilenden Reichthums und Wohlſtands zu ſehen, der in ihren Augen das wahre Glück des Lebens ausmacht.

---

[1]) Obige Novelle iſt, ſoviel wir wiſſen, die erſte, mit welcher die in ihrer ſkandinaviſchen Heimath bereits ſeit Jahren bekannte und geſchätzte Verfaſſerin vor ein deutſches Publicum tritt. Frau Anna Charlotte Edgren iſt 1849 in Stockholm geboren und ſtammt aus der literariſch hochgebildeten Familie Leffler. Ihr Vater war Schulrector und Reichstagsabgeordneter, ihre Mutter, Guſtava Mittag, Tochter eines Probſtes; einer ihrer Brüder iſt Profeſſor der Philologie an der Univerſität Upſala, der andere, der ausgezeichnete Mathematiker Mittag-Leffler, Profeſſor an der wiſſenſchaftlichen Hochſchule zu Stockholm. Ihr Gemahl iſt Secretär des Ober-Statthalters ebendaſelbſt. Frühe ſchon war Frau Edgren ſchriftſtelleriſch thätig, ſowohl als Bühnendichterin, wie als Novelliſtin. Ihre Schauſpiele ſind nicht nur mit Erfolg über die Bühnen ihrer Heimath gegangen: eines derſelben, „Die Elſe", hat auch in deutſcher Ueberſetzung bei ſeiner Aufführung auf dem Hamburger Thalia-Theater (1883) Beifall geerntet. Ihr novelliſtiſches Hauptwerk bis jetzt iſt die Sammlung kleinerer Erzählungen, welche (1882 und 1883) unter dem Titel „Aus dem Leben" in drei Bänden erſchien; dieſer Sammlung iſt, mit Bewilligung der Verfaſſerin, die Novelle entnommen, welche wir hier in deutſcher Uebertragung unſern Leſern mittheilen. Die Redaction der „Deutſchen Rundſchau".

Es war nicht zum ersten Male, daß sie das Schauspiel genossen. Es hatte sich an mehreren Sonntagen wiederholt, seitdem der berühmte Prädikant hin und wieder in der kleinen Capelle der Diaconissen-Anstalt predigte. An solchen Tagen war die Capelle gedrängt voll, und oft bestand die Gemeinde aus Leuten, die früher die Kirche nicht besuchten. Sonst pflegten die Frauen die Mehrzahl in der Kirche zu bilden, jetzt sah man ungewöhnlich viel Männer, sogar Anhänger gewisser philosophischer Schulen, die das Christenthum verleugneten. Das Gerücht war nämlich verbreitet, daß die Predigten dieses Mannes Alle angingen, welcher Art ihr religiöser Standpunkt auch sein möge; daß er ebensowohl den Verstand anrege, als zum Herzen spreche. Sein Ernst sei so groß, seine Beredtsamkeit so überzeugend, daß die Verneinung ihr Haupt weniger hoch trüge und selbst die Gleichgültigen nachdenklich würden.

Unter Andern, welche den Berg in einem geschlossenen Schlitten an jedem Sonntage hinauffuhren, wenn Pastor Adrian predigte, befanden sich auch Ellinor und ihre Mutter. Ellinor war in den letzten Jahren nicht mehr zur Kirche gegangen. Sie war längst überzeugt, daß die Mysterien der Religion nur Bedeutung für Kinder und ungebildete Menschen hätten, aber nicht im Stande seien, völlig entwickelte, selbständig denkende Menschen zu befriedigen.

Die Lust am Disputiren trieb sie zuerst an, den jungen Prediger zu hören. Die Bewunderung ihrer Freunde kam ihr so unkritisch vor, daß sie sich danach sehnte, ihnen all' die schwachen Punkte, den Mangel an Logik und gesunder Vernunft, die sie als selbstverständlich voraussetzte, beweisen zu können.

Ihre jüngere Schwester Tea begleitete sie das erste Mal. Beide Schwestern waren von dem Skepticismus und der negativen Richtung der Zeit angesteckt, aber ihre Ausgangspunkte waren verschiedener Art. Tea war kritisch, weil es sie amüsirte, sich zu moquiren, und weil sie die Lacher immer auf ihrer Seite hatte. Sie zeichnete mit Geschick Caricaturen und sah sich gern nach Gegenständen dafür um. Ellinor dahingegen wünschte nichts Sehnlicheres, als ihre Kritik einem Etwas gegenüber entwaffnet zu sehen, das wirklich Bewunderung verdiente. Tea's satyrische Begabung war für Alle, ihre nächsten Freunde ausgenommen, ein Geheimniß. Sie wußte, daß scharfer Verstand bei einer Frau in den Augen der Männer eine Gabe sehr zweifelhaften Werthes sei, und da sie gern gefallen wollte, so wandte sie im Gesellschaftsleben ihren guten Kopf nur dazu an, zu verbergen, daß sie überhaupt einen besaß. Ellinor dahingegen war immer bereit, sich in einen Kampf für ihre Ueberzeugung einzulassen und ihre Persönlichkeit einzusetzen für Alles, wofür sie Hochachtung hatte.

Trotz dieser Verschiedenheit waren die beiden Schwestern einander herzlich zugethan. Ellinor war um mehrere Jahre älter und hatte sich der Entwicklung ihrer Schwester fast mütterlich angenommen. Sie war sehr stolz auf sie und ihr gegenüber sehr schwach. Sie bewunderte ihre Schönheit, die sie unvergleichlich fand. In ihrer Coquetterie sah sie nur natürliche Anmuth, und ihre Satyre, die von Einigen gleichbedeutend mit Mangel an Herz aufgefaßt ward, galt ihr als der Ausdruck unwiderstehlicher Lebhaftigkeit.

Auf dem Heimwege von der Kirche waren sie jedoch nicht einig gewesen, und zu Hause wandten sie sich an die Mutter.

„Es ist nicht der Mühe werth, daß Du hingehst, um Den zu hören," sagte Tea. „Du bist viel zu schwach, um dergleichen zu vertragen. Er ist der vollendete Bußprediger. Er würde Dich bald davon überzeugen, daß Du die allerärgste und elendeste Sünderin bist."

„Es ist ein wahrer Kunstgenuß, ihn zu hören," sagte Ellinor. „Sein Aeußeres ist edel, geradezu hübsch, seine Stimme hat einen besonderen Wohlklang — es ist ein Tonfall darin, der unwillkürlich zum Herzen geht und mich an Schwarz erinnert, wenn er den Hamlet spielt. Seine Predigten sind nicht im Mindesten schwülstig, wie ich geglaubt hatte; sie sind künstlerisch durchgearbeitet und dabei doch so kräftig und derbe — bisweilen sogar von überraschender Originalität. Du mußt das nächste Mal mitfahren, wenn er predigt."

Dagegen hatte Frau Arvidson nichts einzuwenden. Da sie sehr passiver Natur und gewohnt war, in allen Dingen ihren Töchtern zu folgen, besonders Ellinor, so war sie in der letzten Zeit auch nicht mehr in der Kirche gewesen. Aber in ihrer sanften Natur lag eine gewisse ideale Sehnsucht, die sie sehr empfänglich für religiöse Eindrücke machte. Sie würde sich glücklich gefühlt haben, wenn die Umstände ihr erlaubt hätten, eine Märtyrerin zu werden. Es war ihr aber nur Glück und Wohlergehen zu Theil geworden. Ihre einzige Betrübniß war jetzt, unverstanden durchs Leben zu gehen. Ihr verstorbener Mann hatte niemals ihre poetische, feine, gefühlvolle Natur verstanden, ihre Kinder eben so wenig, denn Tea war zu weltlich, Ellinor zu kritisch. Die Schwestern lebten so einig mit einander, daß die Mutter sich überflüssig fühlte. Sie ertrug diese Einsamkeit, wie sie jede andere ihr auferlegte Prüfung im Leben getragen haben würde. Sie wußte nicht, was es heiße, für etwas zu kämpfen, über eine Ungerechtigkeit erbittert zu werden, oder sich über eine fehlgeschlagene Hoffnung zu grämen.

Der ästhetische Genuß, den Ellinor anfänglich von Adrian's Predigten gehabt hatte, vertiefte sich bald zu einem ethischen Eindruck. Der eigentlichen Glaubenslehre gegenüber verhielt sie sich skeptisch; aber desto stärker fühlte sie sich durch die großen und hohen Aufgaben gefesselt, welche diese Lebensanschauung dem Pflichtgefühl, der Liebe und Opferwilligkeit des Menschen stellt. Das tägliche Leben mit seiner Kleinlichkeit, seiner Oberflächlichkeit und seinem ängstlichen Jagen nach materiellen Zielen kam ihr so armselig und gering vor im Vergleich mit der hohen Idealität dieser christlichen Selbstverleugnung. Und dieser junge Mann, über dessen strenge Züge sicher nie ein Lächeln geflogen, der, wie sie wußte, ein Leben voll Entbehrungen führte, schien ihr so groß und wie aus einem Stücke, wenn sie an die genußsüchtigen Weltmenschen dachte, von denen sie bis jetzt umgeben gewesen. Sie sehnte sich danach, seine Bekanntschaft zu machen und ihre Gedanken mit ihm auszutauschen. Da sie stets gewohnt war, ihre Wünsche zu befriedigen, so beschloß sie ohne das leiseste Bedenken, ihn um eine Unterredung zu bitten.

Die Predigt war beendet, die Orgel spielte den letzten Gesang, als Ellinor sich plötzlich erhob, ihrer Mutter zuflüsterte: „Ich komme gleich wieder," und eilig durch die Kirche in die Sakristei ging. Es waren schon Mehrere darinnen;

Digitized by Google

junge Mädchen, welche weinten, eine ältere einfach gekleidete Frau mit traurigem Ausdruck, ein Arbeitsmann mit seinem zwölfjährigen Sohn, der zitternd vor dem Prediger stand, während dieser ihm den Text zu lesen schien. Ellinor dachte an Tea, welch' herrliche Caricatur sie wohl von der eleganten Weltdame mit dem etwas vornehmen Lächeln zwischen diesen demüthigen, durch die Autorität des Predigers gebeugten Wesen gezeichnet haben würde. Als sie den raschen, forschenden Blick sah, mit dem Adrian sie betrachtete, fühlte sie ihre schiefe Lage. Sie zog ihre Visitenkarte hervor, etwas leichthin bemerkend: „Wenn es dem Herrn Pastor nicht allzu ungelegen ist, so würden meine Mutter und ich Ihnen sehr dankbar für einen Besuch sein."

Fast schien es, als ob er ihre Worte nicht verstanden habe. Er sah erst die Karte an, dann warf er einen prüfenden Blick auf ihre Person, von den hohen Absätzen bis zum Seidenpelz und dem großen Rembrandthut mit der wehenden Feder. Dann antwortete er trocken:

„Ich mache nur Berufsbesuche. Wünschen Sie mich in Glaubenssachen zu sprechen, mein Fräulein?"

„Eigentlich nicht! Ich möchte gern mit dem Herrn Pastor über meine Zweifel sprechen."

Er wandte sich halb von ihr ab und suchte einige Papiere zusammen, die zerstreut auf dem Tische lagen.

„Für einen Jeden, der mich zu sprechen wünscht," sagte er kurz, „bin ich jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr in meiner Wohnung zu treffen."

Er rollte die Papiere zusammen, steckte sie zu sich und nahm seinen Hut, um fortzugehen. Aber Ellinor war fest entschlossen, ihren Willen durchzusetzen.

„Entschuldigen Sie, wenn ich zudringlich erscheine," sagte sie in ihrem zuvorkommendsten Ton. „Aber meine Mutter ist sehr kränklich und geht fast nie aus. So zeitig am Morgen würde es ihr geradezu eine Unmöglichkeit sein."

Er legte seinen Hut wieder weg und nahm ein Notizbuch zur Hand, in dem er alsdann blätterte. „Ich will sehen, ob ich morgen Abend kommen kann," sagte er. „Aber es kann sein, daß ich erst spät fertig werde." Er verneigte sich flüchtig, ohne sie anzusehen, und ging rasch weiter. Als er an die Thür kam, stand er einen Augenblick still, um dem weinenden jungen Mädchen einige freundliche Worte zu sagen. Sein Gesicht bekam einen ganz andern Ausdruck, als da er mit der vornehmen Dame gesprochen.

Der kritische Geist erwachte wieder bei Ellinor. Sie bemerkte in seiner Stimme den halb überlegenen, halb mitleidigen Ausdruck, der sich für einen Seelenhirten ziemt, wenn er mit den verirrten Lämmern spricht. „Was für Schauspieler sind doch die Prediger! Sie haben so sehr das Bedürfniß zu imponiren, daß sie sich nur unter Denen wohl befinden, die zu ihren Füßen kriechen. Einen aufrecht getragenen Kopf dulden sie nicht neben sich."

Mit einem gewissen Gefühl des Unbehagens, fast des Verdrusses erstieg Adrian die prachtvoll decorirten Treppen in dem Hause in der Tradgardsstraße, in dem Frau Arvidson mit ihren Töchtern wohnte. Aeußerst selten besuchte er

die Häuser der Reichen. Seine ganze Wirksamkeit war den Armen und Geringen gewidmet, und es war sehr gegen seinen Willen, daß seine Predigten vorzugsweise die gebildeten Classen ansprachen. In Stockholms schmutzigsten Straßen, in Armuth und Noth aufgewachsen, war er ein geborener Demokrat. Er verdammte den Luxus nicht bloß als unvereinbar mit der christlichen Selbstverleugnung, sondern er haßte denselben mit dem natürlichen unbewußten Haß, der auf dem harten Boden der nothgedrungenen Entbehrungen erwächst.

Während er ein tiefes Mißtrauen hegte gegen alle geistigen Regungen in den Classen, die in der erschlaffenden Luft des Ueberflusses und des Genusses leben, war er doch selbst eine zu tief angelegte Natur, um sich auf den Standpunkt der Volksredner zu stellen. Er verstand nicht einmal die Menschen, unter denen er aufgewachsen war, und ward auch von ihnen nicht verstanden. Es war ein bitterer Conflict in seinem Leben. Er sah sich gerade zur Wirksamkeit in den unteren Classen berufen, deren Noth und sittliche Verkommenheit ihm bekannt und betrübend war. Aber seine ganze geistige Begabung zog ihn zur gebildeten Classe mit dem reicheren geistigen Leben.

Durch seine Herkunft gehörte er auch beiden Classen an, aber sein Vater hatte ihn niemals anerkannt und sein einziges Erbe war sein Taufname Adrian, den er in Ermangelung eines Familiennamens als Zunamen führte. Als ein junges, hübsches und unschuldiges Bauermädchen war seine Mutter nach Stockholm gekommen, um sich einen Platz zu suchen. Es ging ihr, wie es so mancher Andern ergangen. Nachdem sein Vater sie verlassen hatte, war sie tiefer und tiefer gesunken und zuletzt gestorben.

Adrian verstand es nicht, den elektrischen Glockenapparat außen vor der Thür in Bewegung zu setzen, und mußte daher lange stehen und anklopfen. Als er endlich in das Entrée eingelassen war, stolperte er über ein Bärenfell, und als eine kleine geputzte Jungfer, der die Haare ganz über die Stirn hingen, fragte, wen sie melden sollte, antwortete er kurz: „Es ist nicht nöthig, ich werde erwartet," und öffnete selbst die Thüre zum Salon.

Der Comfort, den sein Auge hier erblickte, trug nicht dazu bei, ihn milder zu stimmen. Es war ein großes, tiefes Zimmer, nur durch eine Lampe auf dem Tisch erleuchtet, deren Schein, durch einen rothgelben Schirm gedämpft, den dunkelrothen Sammetmöbeln eine reiche und fast glühende Farbe verlieh. Dicke wollene Gardinen verhüllten die Fenster, lose Decken lagen vor allen Sitzplätzen auf dem üppigen Smyrna-Teppiche. An der einen Ecke des Sophas gegen das Fenster stand ein hoher, mit wattirter Seide bezogener Schirm, als ob man vor Allem fürchte, auch nur von dem leisesten kalten Hauch berührt zu werden. In dem niedrigen Sopha saß Frau Arvidson tief in die Kissen gesunken, eine gestickte Decke über ihre Füße gebreitet, und auf dem Tisch vor der Lampe befand sich ein Schirm, der ihre Augen gegen den allzu warmen Schein beschützen sollte.

Mitten im Zimmer stand Ellinor in einer Toilette, die wenig zur Wohnung zu passen schien. Sie sollte den Abend auf einen Ball gehen, hatte jedoch ihre Toilette so viel als möglich hinausgeschoben. Als der Pastor allzu lange warten ließ, beschloß sie mit Rücksicht auf ihn einen so einfachen Anzug zu

wählen, als nur irgend anging. Einen Schmuck und einige Blumen hatte sie auf ihrem Toilettetisch liegen lassen und stand jetzt im Salon vor dem Spiegel in einem einfarbigen mittelhellen Atlaskleide, das ganz hoch war, mit Aermeln bis an die Ellenbogen, von denen die breiten Spitzen bis auf die Hände fielen.

Sie wandte sich rasch um, ging Adrian mit einer Entschuldigung entgegen, daß man vergessen habe, ihn zu melden, und stellte ihn dann ihrer Mutter vor. Diese erhob sich halb und reichte ihm ihre Hand, was er indeß nicht zu bemerken schien. Er verneigte sich steif, und setzte sich auf Ellinor's Aufforderung in einen Lehnstuhl; als er aber bemerkte, wie tief man in denselben hinein sank, erhob er sich rasch, stellte sich hinter den Stuhl und legte die Hände auf die Lehne.

„Sie haben eine Unterredung mit mir gewünscht?" sagte er, sich an Frau Arvidson wendend.

Diese sah ganz erschrocken bei der directen Anrede auf und warf ihrer Tochter einen ängstlichen Blick zu, die auch gleich das Wort nahm. „Meine Mutter wünscht eigentlich, der Herr Pastor möchten mir beweisen, daß Ihre Religion besser ist, als die meine. Aber, Herr Pastor, wollen Sie nicht sitzen?" fügte sie hinzu, indem sie lächelnd einen geschnitzten Holzstuhl hervorzog.

„Wie ist denn Ihre Religion, mein Fräulein?" fragte er kühl, als er sich setzte.

„Meine Religion ist — Zweifeln!" sagte sie in etwas herausforderndem Tone.

„Um den Ausgangspunkt unsers Gesprächs zu wissen, muß ich Sie bitten, mein Fräulein, sich etwas deutlicher auszudrücken und mir vor allen Dingen zu sagen, woran Sie zweifeln."

„An Allem. Es gibt nichts zwischen Himmel und Erde, was nicht zu Zeiten Gegenstand meines Zweifels gewesen ist."

Adrian runzelte die Stirn und erhob sich. „In diesem Falle," sagte er scharf, „habe ich hier nichts zu thun. Ich kann mich Keinem gegenüber verständlich machen, der an Allem zweifelt. Wir sprechen nicht einmal dieselbe Sprache."

Er wandte sich, um zu gehen, blieb aber stehen, als eine schwache, klagende Stimme aus der Sophaecke hinter dem Schirm sagte:

„Ach, Herr Pastor, da können Sie hören, was ich erdulden muß! Solche Aeußerungen muß ich von einer Tochter hören, die ich so sehr liebe, und ich vermag nicht, auf sie einzuwirken. Sie werden begreifen, Herr Pastor, wie sehr es eine Mutter schmerzen muß!"

„Ich räume ein, daß meine Aeußerung vielleicht etwas übertrieben war," sagte Ellinor sanft und küßte der Mutter die Hand. „Aber Pastor Adrian ist auch etwas intolerant, scheint mir. Haben Sie denn nie selbst erfahren, was Zweifeln heißt, da Sie nicht wissen, daß ein Zweifler mehr zu beklagen, als zu verdammen ist?"

Adrian hatte jetzt seine ganze Sicherheit wiedergefunden und warf einen zornigen und verächtlichen Blick auf das leichtsinnige junge Mädchen, die mit Spott auf den Lippen über die höchsten und heiligsten Dinge sprechen wollte.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, lassen Sie uns keine Komödie spielen," sagte er beinahe hart. „Verlangen Sie, daß ich einen Zweifel *beklagen* soll, der so wenig ernstlich gemeint ist, daß Sie mit übermüthigem Lächeln ein so ent-

ſetzliches Wort auszuſprechen vermögen, als dieſes iſt: Ich zweifele an Allem! Ja, mein Fräulein, auch ich weiß, was Zweifeln heißt; aber ich weiß, daß ein ernſtliches Zweifeln die Röthe von den friſcheſten Wangen verſcheucht und das Lächeln den ſpottenden Lippen nimmt."

In dieſem Augenblick ward die Portière zur Seite gezogen und eine bezaubernde Erſcheinung zeigte ſich in der Thür. „Jetzt iſt der Wagen da, Ella," ſagte eine weiche, einſchmeichelnde Stimme.

Ellinor hatte ſich bei Adrian's letzten Worten erhoben und ſtand jetzt, gegen das Kamingeſimſe gelehnt, mit der Hand unter dem Kinn ſo in Gedanken vertieft, daß ſie die Schweſter nicht gleich bemerkte. Tea ſchritt weiter vor in voller Balltoilette. Lächelnd und erröthend bat ſie um Entſchuldigung, daß ſie die Unterhaltung unterbrochen, aber ſie habe nicht gewußt, daß der Herr Paſtor gekommen ſei, weil ſie die Glocke nicht gehört habe; ob Ella ſo freundlich ſein wolle, ſie vorzuſtellen? Sie ward etwas verlegen, als Adrian ſie nur anſtarrte, ohne ein Wort zu ſagen. Sie ging zu ihrer Mutter und küßte ſie.

Adrian's Blick folgte ihr. Sie war ſehr hübſch, als ſie ſich in dem röthlichen Lampenſchein über die Mutter beugte und deren Kopf mit beiden Händen umfaßte. Das reine Profil hob ſich mit roſiger Contur gegen den dunkeln Schirm ab, und das Haar, von derſelben dunkeln Bronzefarbe wie die Seide des Schirmes, ſchmolz faſt mit dieſer zuſammen. Eine blaßrothe Camelie lag tief unten auf der ſchweren Flechte, und die andere ſchien auf das weiße Seidenkleid gefallen zu ſein, welches eine Nüance vom blaſſeſten Roſenroth hatte.

Adrian's Blick ſog all' dieſe Schönheit mit einem unbewußten Genuß ein, während er gleichzeitig Verdruß über das nicht ganz Unbewußte in der Anmuth fühlte, womit das junge Mädchen vor ſeinem ſcharfen Blick erröthete. Ja, ſie war ſehr hübſch, geradezu bezaubernd; aber ſie war doch nur ein Kind der Sünde, rettungsloſer verloren, als die gefallenen Weſen in den dunkeln Quartieren, in denen er die Verſöhnungslehre zu predigen pflegte, weil ſie keine Sündenlaſt fühlte und nur ſo das neue Leben geboren werden kann.

„Ich gehe heute Abend nicht auf den Ball," ſagte Ellinor, die peinliche Pauſe unterbrechend. „Du mußt zu unſerer Tante fahren, liebe Tea, und ſie bitten, Dich mitzunehmen."

„Ich bitte," fiel Adrian ihr ins Wort, „laſſen Sie ſich durch mich nicht verhindern. Ein Ballſaal ſcheint mir gerade der richtige Ort für junge Damen zu ſein, um ihre Zweifel und Gewiſſensſcrupel zu beſchwichtigen." Tea erhob ihre dunkeln geſchweiften Augenbrauen und warf ihm einen bezwingenden Blick zu — einen Blick voll unſchuldiger, ſchüchterner Verwirrung, dem bis jetzt noch kein Mann widerſtanden hatte. Dann eilte ſie aus dem Zimmer. Ihr leichter Schritt ward nicht auf dem dicken Teppich gehört; man hörte nur das Rauſchen der Seide und bemerkte einen ſchwachen Veilchenduft — und die Portière fiel hinter ihr zu.

Ellinor, die bis jetzt in Gedanken geſtanden, hob plötzlich den Kopf und ſagte lebhaft: „Es iſt unrecht, zu ſpotten, wenn man zu überzeugen vermag. Spott iſt nur ein Armuthszeugniß, ich weiß es aus eigner Erfahrung — eine leicht zu führende Waffe, zu der man ſeine Zuflucht nimmt, wenn man

nur niederreißen will, ohne Anderes aufzubauen. Aber Sie, der Sie so glücklich sind, einen positiven Lebensinhalt zu besitzen — Sie sollten eine Seele nicht mit Spott zurückweisen, die Sie vielleicht gewinnen könnten."

„Ich muß Sie inständig bitten, mein Fräulein, einen Augenblick inne zu halten," unterbrach er sie. „Die größten und bedeutungsvollsten Worte gleiten mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit über Ihre Lippen, daß mir fast der Athem stockt. Ein positiver Lebensinhalt! eine Seele, die gewonnen werden könnte! — ein Zweifel, der sowohl Himmel als Erde umfaßt! Das Alles ist etwas Alltägliches und Einfaches für Sie. „Ich gehe heute Abend nicht auf den Ball — meine Schwester muß ohne mich fahren — ich gebe dem lieben Gott meine Seele diesen Abend nicht — er muß sich ohne mich behelfen." — Aber Eins muß ich Ihnen sagen, mein Fräulein: auf die Weise, wie Sie glauben, gewinnt man keine Seelen. Die Seelen, welche in einer Stunde der Beredtsamkeit dadurch gewonnen werden, daß man ihre Gefühle und ihre Phantasie erregt, sind im Reiche Gottes entbehrlich. Die Seelen, deren Gott zu seinem Werke bedarf, werden langsam gewonnen, durch jahrelange Leiden und Demüthigungen; die werden erst durch gänzliche Vernichtung des eignen Ich's gewonnen, durch ein schonungsloses Brechen des eigenmächtigen Willens. Ach, glauben Sie mir, es ist keine so leichte Sache, seine Seele ganz Gott hinzugeben, daß man solch einen Schritt plötzlich, mitten in den Tagen des Ueberflusses und des Glückes, thun könnte! Und wenn ich nun mit Ihnen spräche, wie ich sprechen könnte, wenn ich die Abgötter stürzen wollte, denen Sie huldigen — Intelligenz, Gelehrsamkeit, schöne Künste und wie sie alle heißen mögen — wenn ich Ihnen die tiefe Selbstsucht eines solch' ästhetischen Genußlebens, wie Sie es führen, zeigen wollte — die Nichtigkeit der in Ihren Augen so hohen Ziele, denen Sie nachstreben — das Oberflächliche, dann das Niedere selbst in dem edelsten Leben, das ohne Gott gelebt wird —, wenn ich den Schönheitsschleier zerrisse, der Ihnen die Wahrheit verbirgt, — dann glaube ich wohl, daß es mir gelingen würde, Sie tief zu erschüttern. Ich glaube wohl, daß ich so sprechen könnte, daß Sie, ehe ich Sie verließe, auf den Knieen im Staube vor dem Gott lägen, an den Sie jetzt nicht glauben" — er hielt inne, denn in dem Augenblick begegnete ihm der volle, offene Blick aus einem Paar strahlender Augen, deren ungewöhnliche Klarheit noch durch die eigenthümliche Blässe erhöht ward.

„So thun Sie es doch," rief Ellinor aus, „geben Sie mir Etwas, woran ich glauben kann, und kein Opfer soll mir zu schwer sein!"

In seinem Auge blitzte es auf, und wider seinen Willen näherte er sich ihr um einen Schritt. „Ich könnte versucht sein, Sie beim Wort zu nehmen," sagte er lebhaft. „Nichts in der Welt ist so verlockend für mich, als meinen persönlichen Einfluß, meine Beredtsamkeit anzuwenden, um die Menschen zu bekehren."

„Und ist das nicht gerade Ihr Beruf und Ihre Aufgabe?" fragte sie.

„Nein, im Gegentheil, meine Aufgabe ist zurückzustoßen, zu verscheuchen — diese plötzlichen und unvorbereiteten Bekehrungen, die nur durch einen Gefühlsrausch entstehen, — denn es ist besser, Gott niemals in seinem Herzen erkannt zu haben, als sich selbst mit halber Bekehrung zu betrügen."

„Wenn Sie so denken, so verstehe ich Ihre Predigten nicht," wandte Ellinor

ein. „Da thun Sie ja gerade, was Sie können, um Herz und Phantasie zu entflammen."

„Thue ich es?" rief er aus. „Ja, ich weiß, daß es eine große Versuchung für mich ist, der ich nur allzuoft unterliege. Ich möchte immer am liebsten ruhig, einfach, nüchtern sprechen, wie es sich für einen so hohen Gegenstand ziemt. Ich will so ungern die einfache hohe Wahrheit des Bibelwortes verdunkeln durch die banalen Ergießungen rein menschlicher Beredtsamkeit — und dennoch — es hat für mich etwas geradezu Bezauberndes, eine ganze Schar von Menschen bei meinen Worten erbeben und zittern zu sehen — zu wissen, daß ich sie in ihren zartesten Gefühlen erfassen, ihre geheimsten und ihnen selbst verborgensten Gedanken aufdecken, ihre Selbstzufriedenheit in dem innersten Grunde erschüttern kann. Ja, wenn der Dämon der Beredtsamkeit mich völlig erfaßt, so vergesse ich, wessen Diener ich bin, so daß ich mich schwer gegen Gott versündige in dem Augenblick, wo ich das Gewissen Anderer am tiefsten erschüttere."

Nach diesem eigenthümlichen Selbstbekenntniß entstand eine längere Pause.

Ellinor ging in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab. Es hatte ihr tiefstes Interesse erregt, daß sie so unvorbereitet einen Einblick in die Seelenkämpfe und Verwicklungen einer dem Anschein nach durchaus einheitlichen Persönlichkeit erhalten hatte. Frau Arvidson saß wie gewöhnlich ganz stumm. Sie sprach nie, wenn sie nicht angeredet ward, und man wußte oft nicht recht, ob sie dem Gespräche folge oder in der dunkeln Sophaecke eingeschlafen sei. Adrian beobachtete Ellinor. Sie war lange nicht so hübsch wie die Schwester. Sie war von höherem Wuchs, sehr schlank, aber etwas zu mager. Das Gesicht war eigenthümlich farblos mit einem durchsichtigen weißen Teint, großen hellen Augen und eingerahmt von hellem matten Haar, das sich wenig von dem Grundton des Gesichts abhob. Aber anstatt der Ueppigkeit der Formen und Farben besaß sie die Schönheit der Proportionen und die Reinheit der Linien, die unbewußt das Auge fesseln. Wie schön fiel der Faltenwurf des glänzenden seegrünen Atlaskleides um die hohe schlanke Gestalt! —

In dem Augenblick, als die Schleppe des Kleides dicht an ihm vorüberstrich auf dem Teppich, bemerkte er einen glänzenden Gegenstand längs der Falten des Kleides auf den Fußboden gleiten. Er nahm ihn auf und sah, daß es ein goldenes Armband war.

Er hielt es vorsichtig mit den äußersten Fingerspitzen, als ob er befürchte, es zu zerbrechen, und überreichte es ihr. Sie nahm es ihm nicht aus der Hand, sondern streckte den Arm aus, damit er es ihr befestigen solle.

Er sah sie mit dem Ausdruck der größten Bestürzung und Verlegenheit an. Ein wunderliches Erzittern überfiel ihn, als er mit einem scheuen Blick den ausgestreckten Arm betrachtete, dessen blendende Weiße durch die Spitzen schimmerte, welche in reichen Falten vom Ellenbogen hernieder fielen.

Sie bemerkte seine Verlegenheit und zog den Arm augenblicklich zurück, während ein tiefes Erröthen sich über ihre Züge ergoß.

„Verzeihung!" sagte sie. „Ich vergaß, wer vor mir steht. Ich war so erfüllt von meinen eigenen Gedanken."

Das Blut strömte wieder zum Herzen zurück und er fühlte sich ruhig. Er

legte das Armband auf den Tisch und nahm seinen Hut, um zu gehen. Sie hielt ihn auf.

„Sie wissen also keinen Rath für mich?“ fragte sie.

„Einen Rath?“ wiederholte er mechanisch. Seine Gedanken waren in diesem Augenblick von dem früheren Gegenstand ihrer Unterhaltung weit entfernt. Er sammelte sich wieder und sagte mit einer Stimme, die von unterdrückter Gemüthsbewegung zitterte: „Einen Rath? Ich! Nein, ich kann Ihnen keinen Rath geben. Ein Jeder muß seinen eigenen Kampf selbst durchkämpfen. Nur durch unabläßigen Kampf und unaufhörliche Rückfälle geht der Weg zur Wahrheit.“

Er drückte ihre Hand mit auffallender Heftigkeit, verneigte sich vor dem Schatten in der dunkeln Sophaecke und entfernte sich.

Den ganzen Abend blieben Mutter und Tochter zusammen sitzen, ohne ein Wort zu wechseln.

Frau Arvidson grübelte darüber, daß ihre Töchter sie so vernachläßigten. Die Eine war auf einem Balle, und die Andere nahm so wenig Notiz von ihr, daß sie stundenlang in demselben Zimmer sitzen konnte, ohne mit ihr zu sprechen. Diese Gedanken verschafften ihr eine Art Genuß. Der Pastor hatte erwähnt, daß man seinem eignen Willen entsagen solle — ja, gab es Jemanden, der das verstand, so war sie es.

Ellinor's Gedanken flogen hin und her. Vergeblich suchte sie dieselben auf den Gegenstand zu richten, der heute Abend den Inhalt ihres Gesprächs ausgemacht. Eine Art unbestimmter Träumerei, die ihr sonst fremd war, bekam Gewalt über sie und erfüllte ihr Gemüth mit einem vagen Gefühl des Glücks. Nach und nach sammelten sich die flatternden Gedanken um ein einzelnes bestimmtes Bild. Es war Thorwaldsen's Petrus in der Frauenkirche in Kopenhagen, das mit seltsamer Deutlichkeit wieder vor ihre Erinnerung trat. Sie hatte diesen Petrus mit den edlen Zügen, dem strengen Ernst und dem glühenden Eifer immer als ein hohes Kunstwerk betrachtet.

Ein Wunder war heute geschehen. Der Marmor gewann Leben, Petrus stieg von seinem Piedestal und seine Gestalt hob sich lebhaft ab von der dunkelrothen Tapete in dem Salon ihrer Mutter.

Als Adrian das elegante Haus in der Tradgardsstraße verließ, ging er gleich in einige der elendesten Quartiere in Hoitabergen. Hier in den Wohnungen des Elends fand sein Gemüth Ruhe. Hier trat ihm nicht die Versuchung nah, durch seine Beredtsamkeit oder durch seinen psychologischen Scharfsinn zu glänzen. Die Naturen, mit denen er hier zu schaffen hatte, waren nicht so complicirt. Die Sünde hatte in den meisten Fällen sie so in ihrer Gewalt, daß es nur galt, ihnen die einfachsten Gebote der Sittlichkeit zu predigen, und zwar so nüchtern, als nur möglich.

Aber zum ersten Male im Leben konnte er nicht seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Missionsarbeit richten, die er sich zur wichtigsten Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Er war zerstreut und seine Phantasie täuschte ihn mit verlockenden weltlichen Bildern. Einen Augenblick sah er in dem schmutzigen

kellerartigen Raum, in dem er sich befand, eine schön geformte Gestalt in einem weißen Seidenkleide stehen und sich über das bleiche Kind in der schmutzigen Wiege lehnen. Die Haare lockten sich über der Stirn und eine Blume war auf das Kleid hernieder gefallen. Dann verwandelte sich der ganze Raum in einen prachtvollen Salon, durch einen eigenthümlich zauberhaften Schein erleuchtet, der dem Reflex des Sonnenunterganges glich.

Adrian strich sich über die Stirn und suchte mit einer kräftigen Anstrengung sich von dieser Traumwelt loszumachen, die solche Gewalt über ihn bekommen; aber als er sich erhob und die dargebotene Hand der armen Frau ergriff, fuhr er zusammen, denn er spürte ganz deutlich den Druck einer feinen weichen Hand, die niemals durch harte Arbeit geschädigt, und er sah ein Paar strahlende, seelenvolle Augen, die mit unverkennbarer Bewunderung zu ihm aufsahen.

Er ging nach Hause, las noch bis spät in die Nacht hinein, aber die Bilder seiner Phantasie wollten nicht weichen.

Es war die erste Berührung mit der Verfeinerung und Schönheit des Lebens, die ihren Samen in sein Gemüth gelegt.

Den folgenden Sonntag saß Ellinor wieder auf ihrem gewöhnlichen Platze in der kleinen Capelle, und des Predigers Augen hafteten oft gegen seinen Willen an dem emporgewandten Gesicht mit dem eifrig suchenden Blick und der eigenthümlich bleichen Farbe. Die gewöhnliche Versuchung ergriff ihn diesmal stärker, als je. Die reichsten Quellen seines Herzens und seiner Phantasie öffneten sich, es hämmerte in seinen Schläfen, es wogte in seinem Herzen, und es war ihm, als ob alle Schleusen gesprengt würden.

Aber er beherrschte sich mit gewaltsamer Anstrengung, und seine Rede klang gedämpft und einförmig. Es war heute kein Feuer in seinem Blick, nicht das Steigen und Sinken der sonst so wohlklingenden Stimme, die jedes Herz zum Zittern zu bringen verstand. Er beschränkte sich auf eine trockene Auslegung des vorgeschriebenen Textes. Als die Leute die Kirche verließen, sagte man allgemein, daß Pastor Adrian sich noch nie so unvortheilhaft gezeigt habe. Ellinor empfand ein Gefühl der Freude, daß sie die Einzige war, welche den Grund seiner ungewöhnlich kalten Darstellungsweise faßte; sie wußte, daß, während die Gemeinde sich über die schlechte Stimmung des Redners beklagte, er selbst dem Herrn dankte für den Sieg, den er über sich gewonnen.

Ellinor war heute allein zur Kirche gegangen und zu Fuß. Es war ein ungewöhnlich heller Wintertag mit klarem Sonnenschein und starken Schatten auf dem frischgefallenen Schnee. Sie zögerte etwas auf dem Bergabhang außen vor der Kirche mit der schönen Aussicht über die schneebedeckten Berge und den dunkeln Tannenkranz. Als sie dann die Treppe hinunter ging auf die niedere Terrasse, hörte sie, daß Jemand hinter ihr seinen Schritt beschleunigte, und als sie sich wandte, kam zu ihrer großen Verwunderung Adrian gerade auf sie zu.

„Sind Sie heute allein hier?“ fragte er.

„Ja, meine Mutter fühlte sich so schwach, daß sie mich nicht zu begleiten wagte.“

„Haben Sie Eile nach Hause zu kommen?“

Digitized by Google

Sie sah ihn fragend an.

„Hätten Sie vielleicht Lust, mich auf einem Besuch bei einer armen Familie hier in der Nachbarschaft zu begleiten?"

Sie antwortete bereitwillig „ja". Er führte sie den steilen Berg hinunter, dessen Abhang so schroff war, daß er ihr die Hand reichen mußte, um ihr behilflich zu sein. Als sie vorsichtig und suchend den Fuß vorstreckte, mußte er unwillkürlich bemerken, daß derselbe eine ungewöhnlich hübsche Form mit hohem Span hatte. Im Augenblick brach er das Schweigen, welches er bisher beobachtet, mit der Frage: „ob sie jemals wirkliche Noth in der Nähe gesehen habe?" „Nein, eigentlich nicht. Sie pflege ab und zu einige Arme zu besuchen, aber das wären meistens verschämte Arme, die Unterstützung von ihrer Mutter bekämen."

Schweigend setzten sie ihre Wanderung fort und erreichten bald ein verfallenes hölzernes Haus, das auf einem Abhang lag, so daß sie, um dahin zu gelangen, eine Treppe ansteigen mußten, die mehr einer Leiter glich. Aber obgleich die Stufen durch den Schnee sehr uneben und glatt waren, so mußte Ellinor diese doch ohne Beistand erklimmen. Adrian lief voraus, und ohne sich nach ihr umzusehen, ging er in eine kleine niedrige Thür hinein, die schief in ihren Angeln hing. Ellinor folgte ihm.

Sie kamen in einen niedrigen Raum, der eigentlich nur eine Holzscheuer war und in dem jetzt ein Bett und eine Truhe das Ihrige thaten, demselben das Ansehen eines Zimmers zu verleihen. Im Bette lag eine Frau so bleich und abgezehrt, daß die großen dunkeln Augen, die Zeugniß geschwundener Schönheit ablegten, einen beinahe unheimlichen Eindruck machten, als das einzig Lebende in diesem bereits dem Tode verfallenen Antlitze. Ein zwölfjähriges Mädchen in zerlumptem Kleide stand faullenzend mitten im Zimmer. Zwei kleinere Kinder waren auf einen alten Kasten gekrochen, um dort einen heftigen Kampf auszukämpfen. Mit den kleinen Händen fuhren sie einander in die ungekämmten Haare, und Thränen, welche Bosheit und physischer Schmerz hervorriefen, entströmten ihren Augen. Das eine Kind, ein kleines Ding von sechs Jahren, stieß gerade einen derben Fluch mit seiner dünnen Kinderstimme aus, als die Fremden eintraten.

Der Kampf hörte augenblicklich auf, und während die Thränen noch von den Wangen liefen, starrten die Kleinen neugierig die Eintretenden an.

Ellinor gab Jedem der Kinder eine kleine Silbermünze, um sich Eßwaaren zu kaufen. Sie krabbelten von ihrem Kasten herunter und zur Thür hinaus, sich ins Ohr flüsternd, was sie für das viele Geld Alles kaufen könnten.

Aber Adrian sandte ihr einen mißbilligenden Blick zu und sagte: „Ich habe Sie nicht hierher geführt, damit Sie Almosen geben sollten. Ich wünschte, daß Sie heute Etwas lernten, was Sie nicht so leicht vergessen werden."

Er ging ans Bett, und auf seinen Wink folgte sie ihm.

„Wie geht es Ihnen heute?" fragte er die Kranke.

„Ach, er ist eben hier gewesen," sagte sie, und ein gehässiger Ausdruck trat in die sterbenden Züge. „Er nahm die Uhr dort von der Wand — es war das Letzte, was ich hatte — die wollte er nun verpfänden, um sich von dem

Gelde zu berauſchen. Dann ſchlug er die Dirne dort — ſehen Sie nur, welch' einen Striemen ſie über dem Auge hat."

„War es Ihr Mann?" fragte Ellinor aufgebracht.

„Mein Mann? — ach nein, es war der Andere," antwortete das Frauenzimmer mit jenem dem Laſter eignen Cynismus, der ſich nicht bedenkt, ſeine eigne Erniedrigung dem erſten Beſten zu offenbaren. „Er konnte das Mädchen niemals leiden, ſage ich Ihnen — er hat nie etwas Anderes gethan, als ſie geſchlagen, bald hier und bald da."

„Iſt Ihr Mann todt?" fragte Ellinor.

„Todt? Nein, er lebt im beſten Wohlſein. Er war in den letzten Tagen hier und ſchalt — er wollte natürlich ſehen, ob er Etwas erwiſchen könnte. Der Einzige, der gut gegen mich geweſen, das war der Vater des Mädchens, obgleich es nun ſchon lange her iſt, daß ich Etwas mit ihm zu thun hatte."

Ellinor wandte ſich mit einem Gefühl des Widerwillens ab. Sie ging zu dem Mädchen und verſuchte mit ihr zu ſprechen, fand ſie aber ſo dumm und ſchlaff, daß ſie ſie kaum dazu bewegen konnte, die einfachſten Fragen zu beantworten.

„Dem Mädchen gönne ich übrigens jeden Schlag, den ſie bekommt," hörte ſie nun die Mutter ſagen. „Hat ſie nicht die halbe Nacht umher flankirt, und mir gelingt es nicht, ſie zum Geſtändniß zu bringen, wo ſie geweſen iſt?"

Das Mädchen verſuchte eine Einwendung, aber die Mutter gebot ihr Schweigen. „Lüge jetzt nicht auch dem Prediger etwas vor. Biſt Du je etwas Anderes als eine wilde Dirne geweſen?"

„Stille," unterbrach Adrian ſie. „Denken Sie lieber an die Dinge, die Sie ſich ſelbſt vorzuwerfen haben. Sind Sie ihr je mit gutem Beiſpiel vorangegangen? Wie haben Sie Ihre Mutterpflichten gegen ſie erfüllt, Sie, die Sie Ihrem rechtmäßigen Manne entlaufen ſind und ein elendes ſündhaftes Leben führten?" —

„Meinem Mann entlaufen?" wandte ſie ein. „Nein, das habe ich nicht gethan. Als ich krank und elend darnieder lag, lief er davon. Und der Andere, der Vater des Mädchens, war, wie ich ſagte, immer gut gegen mich, bezahlte die Miethe, als mein Mann mich verließ. Er hat die ganze Zeit bei uns gewohnt, und wenn Fahlgren mich ſchlug, ſagte er ihm, daß es eine Schande ſei. Ja, das ſagte er. Sollte ich nun nicht zur Vergeltung gut gegen ihn ſein?"

Ellinor fühlte ſich durch die beklommene Luft im Zimmer und den Widerwillen, den dieſe Scene ihr erregte, einer Ohnmacht nahe, öffnete eilig die Thür und ging auf die Treppe hinaus. Sie hörte Adrian drinnen Abſchied nehmen mit dem Verſprechen, bald wieder zu kehren, und der Weiſung an das Mädchen, in einer Stunde zu ihm zu kommen.

„Ich bin ſehr zu Kopfſchmerzen geneigt," entſchuldigte ſie ſich, als er heraus kam; „ich kann durchaus keine ſchlechte Luft vertragen."

„Wie groß mag wohl der Theil der Menſchheit ſein, der reine und friſche Luft in ſeinen Wohnungen hat?" fragte er plötzlich. „Haben Sie je darüber nachgedacht, daß Sie und Ihres Gleichen einen verſchwindend kleinen Bruchtheil der Menſchheit ausmachen?"

Digitized by Google

Es war Ellinor nicht fremd, über diesen Gegenstand nachzudenken. Gleich allen vorgeschritteneren Geistern des neunzehnten Jahrhunderts hatte auch sie über die sociale Frage gegrübelt.

„Ja, darüber habe ich oft nachgedacht," sagte sie. „Nichts spricht in meinen Augen mehr gegen den Glauben an einen allgütigen Gott, als gerade dies, daß die meisten Menschen nur zu Leiden jeglicher Art geboren werden, während die kleinere Minderzahl die Früchte ihrer Arbeit und Entbehrungen genießt. Ist es Ihnen so gewiß, daß Gott es also geordnet hat? Sie meinen, daß die Menschen oft in ihren Lastern und Sünden die Ursache ihres Elends zu suchen haben? Aber wie kann ein Mensch für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden, wenn er, wie z. B. diese Frau drinnen, so unklare Begriffe von Recht und Unrecht hat? Sie versteht es ja nicht einmal, daß sie sündigt, und die Verhältnisse zwingen sie mit fast unwiderstehlicher Macht."

„Es ist wahr," fiel er ihr lebhaft ins Wort, indem er mitten auf der Straße stehen blieb, „und deshalb weiß ich, wer die größere Verantwortung trägt, als diese armen, der Sünde anheim gefallenen Wesen. Es sind die, welche ein selbstsüchtiges Genußleben führen und die alle Thüren und Fenster verschließen, damit auch nicht ein Hauch der unreinen Atmosphäre des Elends zu ihnen dringe. Und fragen Sie mich, wer in meinen Augen die größere Verantwortung vor Gott hat, Sie oder die Frau da drinnen?" —

Ellinor unterbrach ihn. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," erwiderte sie und begann weiter zu gehen. „Ich fühle auch, daß wir wenigen Privilegirten größere Verantwortung den Andern gegenüber haben."

„Aber die Aufgabe ist so groß und umfassend — und fordert so große Opfer, daß man zurückweicht," fuhr er fort. „Ja, die Selbstsucht ist es, welche die Wurzel und der Ursprung des sogenannten socialen Uebels ist. Wenn die Menschen nur einmal dahin kommen könnten, ihr irdisches Eigenthum als Darlehn zu betrachten, das ihnen zur Verwaltung für das allgemeine Beste anvertraut ist . . . ."

„Aber das ist ja der reine Socialismus!" wandte sie ein.

„Ja, das ist der Socialismus, den Christus selbst gelehrt hat. Und da liegt die Lösung der socialen Frage so klar und einfach, daß ein Kind sie verstehen kann, obgleich so viele Gelehrte vergebens darüber gegrübelt haben. Das Eigenthum soll zum Besten Aller dienen und soll von Einigen zum Nutzen und Frommen Aller verwaltet werden. Diejenigen, welche es nur zu ihrem eignen Vortheil verwenden, sind Diebe, welche die ganze Menschheit bestehlen."

„Ich weiß nicht, was die National-Oekonomen zu solch' einer Theorie sagen würden," bemerkte Ellinor in ihrer alten schelmischen Weise. „Die Erfahrung lehrt uns, daß es zuletzt doch der Erwerbstrieb, der die Triebfeder zu fast aller Entwicklung, allem Fortschritt ist."

„War der Erwerbstrieb auch die Triebfeder zu den Predigten der ersten Christen und ihrem Märtyrerthum?" fragte er mit leuchtenden Augen.

„Nein, das kann man natürlich nicht behaupten, aber" —

„Lassen Sie uns ja nicht Christenthum und Wissenschaft vermischen," fuhr er fort. „Es ist ein unheilvolles Mißverständniß, das nur zu oft in unserer Zeit stattfindet. Die Wissenschaft hält sich nur an Erfahrung und Vernunft. Die Größe

des Christenthums liegt gerade darin, so erhaben über alle menschliche Vernunft zu sein, daß es sich vor unsern natürlichen Augen wie die reinste Vernunft ausnimmt. Und wie unvernünftig es auch scheinen mag, so steht doch fest, daß die Welt niemals besser werden wird, bevor wir nicht Alle gelernt haben, daß wir nichts um unserer selbst willen besitzen, sondern daß wir es nur bekommen, um zu entsagen, nur gewinnen, um zu verlieren."

„Glauben Sie denn, daß jeder Genuß, jede Freude im Leben unerlaubt sei?"

„Genuß — ja, gewiß — aber Freude, das ist etwas ganz Anderes. Die wahre Freude wird nur durch Leiden gewonnen — und diese Leiden sind unser gemeinsames Erbtheil, dem Keiner sich ungestraft entziehen kann. Es ist eine große Verirrung zu glauben, wie Sie vorhin bemerkten, daß Einige zum Genuß des Lebens, Andere nur zum Leiden geboren sind. Keiner ist geboren, um zu genießen, Alle aber zum Leiden, so lange es Sünde in der Welt gibt."

„Es gibt aber doch auch Genüsse, welche veredelnd einwirken, Kunst, Poesie, Musik, alles Schöne! Hat Gott nicht das Schöne geschaffen, damit wir es genießen sollen?"

„Ja, das ist die gewöhnliche Einwendung, welche man immer zu hören bekommt. Ich will nicht die Bedeutung der Kunst und des Schönen im Leben in Abrede stellen; sind Einem aber erst einmal die Augen geöffnet über den Krebsschaden, an dem die Menschheit verblutet, so ist man bald nicht mehr im Stande, die Schönheit vor all dem Grauenhaften zu sehen, welches deren Erscheinen verdunkelt. Wenn ein Mensch dem Ertrinken nahe ist, so ist man zunächst auf seine Rettung bedacht, will nicht den schönen Anblick der schäumenden Wasserwogen genießen — und so lange der größte Theil der Menschheit in Laster und Elend vergeht, so lange hat die kleine Minorität der glücklicher Gestellten an etwas Anderes zu denken, als sich durch den Genuß des Schönen zu veredeln. Erst, wenn alle Menschen auf Erden im Stande sind, Gottes Wort zu verstehen, und ihr Leben danach zu gestalten — erst dann darf man daran denken, die Mittel zur höheren intellectuellen Entwicklung zu gebrauchen, die Gott uns gegeben hat."

„O, Sie fordern ja eine grenzenlose Selbstverleugnung!" rief sie aus. „Wenn das ein Christ sein heißt, dann habe ich nicht den Muth es zu werden; denn so unerhörte Anforderungen würden mich zermalmen."

„Dann würden Sie nicht die Erste sein!" antwortete er mit rauhem Tone. „Aber lieber mögen hunderttausend Menschen zu Grunde gehen, als daß das Geringste von den ideellen und absoluten Forderungen des Christenthums abgelassen werde."

Ellinor hatte jetzt angefangen zu grübeln, und ihre Freunde waren sehr unruhig über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen. Ihre literarischen und künstlerischen Interessen traten stark in den Hintergrund, und sie beschäftigte sich fast ausschließlich mit religiösen Fragen. Sie hatte sich eine ganze Literatur der Religions-Philosophie angeschafft und studirte Tag und Nacht. Da sie eine consequente Natur war, so konnte sie nichts halb thun, ihre Lebensanschauung nicht verändern ohne harten Kampf und ernstliche Selbstprüfung.

Adrian kam um diese Zeit ziemlich häufig zu Arvidson's, und Tea scherzte viel über seinen Einfluß auf Ellinor.

„Wer hätte gedacht, daß ein solcher Romanheld, wie sie in den englischen Miß-Romanen vorzukommen pflegen, so viel Einfluß auf Ellinor gewinnen würde? Ich weiß am besten, wie oft wir zusammen über diese langweiligen Tugendbilder gelacht haben, die immer so streng und so erhaben über alle menschlichen Gefühle sind. Eine Scene aus diesen moralischen Romanen ist mir noch im Gedächtniß geblieben. Der Held führt seine Braut am Hochzeitsabend in die neue Heimath. Die Braut will froh und vergnügt hineinlaufen, um sich Alles drin anzusehen; da hält er sie mit ernster Miene zurück und sagt: ‚Bevor wir die Schwelle dieses Hauses überschreiten, müssen wir Gott bitten, unseren Einzug zu segnen', damit legte er die Hand auf ihren Kopf und zwang sie, nieder zu knieen." Tea gab diese Scene mit Tonfall und Mienenspiel wieder, und alle jungen Mädchen lachten.

„So wird Herr Adrian es auch wohl mit Ella machen, wenn er sie wirklich dahin bringt, ihn heirathen zu wollen," fuhr Tea fort.

„Wenn er dann doch wenigstens auf dem Lande wohnte!" bemerkte eine der Freundinnen trocken. „Denn auf der Straße auf die Kniee zu fallen —"

„Und weiter heißt es noch in dieser Erzählung," fuhr Tea fort, „daß später am Abend, als seine junge Frau auf einem Schemel zu seinen Füßen saß — das ist die einzige Stellung, müßt Ihr wissen, die sich so erhabenen Herren gegenüber ziemt — und ihn mit liebevollem Blick ansah — er sie mit dem Bibelwort zurechtwies: Liebe Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern." Tea ahmte den salbungsvollen Ton, den sie für diese Worte passend fand, ausgezeichnet nach.

In demselben Augenblick bemerkte sie, daß Ellinor in der Thür gestanden, die ins andere Zimmer führte, und Alles gehört hatte. Sie sprang auf, schlang den Arm um der Schwester Hals und rief aus: „Ja, liebe Ella, so wird Dein Loos, wenn Du ihn nimmst!"

Ellinor schob sie leise zurück und trat ins Zimmer.

„Wenn Du ihn nimmst!" wiederholte sie. „Ich weiß nicht, wie Du auf den Einfall kommst. So viel ich weiß, ist von dergleichen nie die Rede gewesen. Aber Du thust Unrecht, Dich über ihn lustig zu machen, denn es ist etwas Großartiges in seiner Lebensanschauung und in einem Leben wie das seinige."

„Ja, meinetwegen gern!" rief Tea aus. „Ich respectire seine Größe — in der Ferne — aber Gott bewahre mich davor im täglichen Leben!"

„Und ich würde nichts lieber wünschen, als im täglichen Leben unter dem Einflusse des Geistes zu stehen, der ihn beseelt."

„Du bist nicht wieder zu erkennen," sagte Tea und legte ihre Hand zärtlich in die ihrer Schwester. „Du bist so überspannt und romantisch geworden in Deinen alten Tagen. Du, die Du sonst so vernünftig warst und so kritisch!"

„Es ist ein ganz natürlicher Entwicklungsgang. Wenn Du älter wirst, theure Tea, wirst Du auch die Erfahrung machen, daß es schwieriger ist, das wirklich Große zu verstehen, als es zu kritisiren."

„Das wirklich Große! Welch' hochromantische Worte in Deinem Munde!

Du machſt mir Angſt, liebſte Ella. Jetzt glaube ich in vollem Ernſt, daß Du daran denkſt, Dich dieſem Bußprediger zu vermählen. Ich ſehe Dich ſchon im Geiſte am Herde ſtehen, Armenſuppen kochen mit Graupen darin. Aha! Ich kenne nichts Schrecklicheres als ſolche Graupenſuppen! Dann gehſt Du natürlich auch mit einem groben ſchwarzen Kleide ohne Garnirungen — wer weiß, vielleicht ſogar mit einer weißen Nachtmütze wie die Diakoniſſen, — ſo —"

Tea glättete ihr Haar mit den Händen, band ein Taſchentuch um den Kopf und ſchlug die Augen ehrbar nieder.

„Ich bin ganz überzeugt, daß dieſer große Mann eine Menge höchſt unangenehmer Alltagsſünden hat," fuhr ſie fort. „Daß er geizig, iſt über allen Zweifel erhaben. Ich glaube kaum, daß er ſich ſatt ißt, und Du kannſt ganz überzeugt ſein, daß Du nicht über einen einzigen Pfennig Deines eigenen Geldes disponiren darfſt. Despotiſch iſt er auch — erſchreckend despotiſch. Haſt Du ihn nicht beobachtet, wenn er die Stirn runzelt und die Lippen zuſammen preßt? Wenn Du nur den leiſeſten Verſuch machſt, Deine Freiheit bei der größten Kleinigkeit zu verfechten, ſo kannſt Du ſicher darauf rechnen, daß er Deinen Widerſtand gleich mit dem Bibelwort zum Schweigen bringt: die Weiber ſeien unterthan ihren Männern als den Herren."

Die Freundinnen brachen in lautes Gelächter aus. Ellinor wollte ſie unterbrechen, aber Tea legte ihr ſcherzend die Hand auf den Mund und fuhr fort:

„Ich glaube auch, daß er ſehr verdrießlich iſt und daß dieſe ſublime Strenge, die ſich in der Ferne ſo gut ausnimmt, ſich im täglichen Zuſammenleben als die allerungemüthlichſte Bärbeißigkeit herausſtellt. Wenn Ihr Kinder bekommt — ja entſchuldige, liebe Ella, aber man muß eben an Alles denken — und das Kleine würde in der Wiege weinen, ſo wird er verlangen, daß Du ihm die Ruthe gebeſt, damit die ſündige Natur ausgepeitſcht wird; denn Du darfſt ja nicht vergeſſen, daß das kleine neugeborene Kind, das noch nicht einmal getauft iſt, die vollſtändigſte Incarnation aller Sünden und Verbrechen iſt, die hier auf Erden begangen, ſeitdem Eva in den Apfel biß."

Dieſe muthwillige Satire traf Ellinor tief.

„Wenn man Alles recht bedenkt, ſo haſt Du vielleicht Recht," ſagte ſie, indem ſie ſich an die Lampe ſetzte und in einigen Büchern zu blättern begann. „Die chriſtliche Lebensanſchauung hat ihre Größe, aber auch ihre dunklen Seiten, die nicht leicht für Diejenigen zu faſſen ſind, die ſich nicht von Kindheit auf dahineingelebt haben. Die ängſtliche Scheu vor dem Genuſſe der Schönheit des Lebens — die Lehre von der tiefen Verderbniß der menſchlichen Natur, von der ewigen Strafe und vor Allem die Forderung der abſoluten Unterwerfung und des Gehorſams als der höchſten menſchlichen Tugenden — das ſpricht mich in Wahrheit nicht an, die ich Selbſtändigkeit und Freiheit über Alles liebe... Was dünkt Euch, meine Freunde," fuhr ſie plötzlich in einem anderen Tone fort, „wollen wir nicht ein wenig in Holger Drachmann's Gedichten leſen? Es iſt ſo viel Wahrheit und Naturfriſche in dem Genuß des Schönen im Leben, wie er es beſingt! Es wird mir, glaube ich, gut thun, es zu leſen."

Im Frühjahr ward Frau Arvidson schwächer als gewöhnlich, und Ellinor litt an Schlaflosigkeit, weshalb der Arzt eine Luftveränderung anrieth. Es ward beschlossen, im Mai in die Schweiz zu reisen und den Winter in Algier zuzubringen. Es war lange der Wunsch der Töchter gewesen, ins Ausland zu gehen, um die Naturschönheiten und die Kunstschätze des Südens kennen zu lernen, aber der Mangel alles Unternehmungsgeistes der Mutter hatte jedes Vornehmen der Art gehindert. Jetzt hatte Ellinor ihre ganze Energie für diese Reise eingesetzt, und wie immer beugte sich Alles vor ihrem Willen. Die Reise hatte für sie eine ganz andere Bedeutung, als eine bloße Zerstreuung; sie wollte sich von einem Seelenkampfe befreien, der ihr zu schwer geworden. Der persönliche Einfluß, den Adrian auf sie ausübte, wuchs mit jedem Tage; aber je mehr sie sich zu einem unwiderruflichen Entschluß getrieben fühlte, desto stärker wurden ihre Zweifel und ihre Einwände gegen eine Lebensanschauung, die ihre ganze Persönlichkeit zum Opfer forderte.

Sie hoffte zu größerer Klarheit mit sich selbst zu gelangen, wenn sie auf einige Zeit von ihm getrennt würde, und sie ward noch mehr dazu angetrieben durch eine halb unbewußte Sehnsucht, noch einmal in vollen Zügen des Lebens Schönheit und Freude zu genießen, bevor sie den Weg der Selbstverleugnung betrat, den sie in dunkeln Umrissen als ihre künftige Lebensbahn erkannte.

Die Reise war sehr rasch beschlossen, und Adrian hatte noch nicht davon sprechen hören, als Ellinor am Nachmittage des zweiten Pfingsttages in die Diaconissenanstalt ging, um seine Abschiedsrede an die Confirmanden zu hören, welche Tags zuvor zum Tisch des Herrn gegangen waren.

Es war Ende Mai, aber der Winter hatte lange angehalten und das Frühjahr war spät gekommen. Die Bäume standen noch blätterlos da, was einen unnatürlichen Eindruck machte, weil sich plötzlich große Wärme eingestellt. Ellinor war ganz ermüdet, noch ehe sie in der glühenden Nachmittagssonne all' die kleinen Hügel erstiegen. Als sie schließlich am obersten Plateau angelangt war, auf dem die kleine Capelle stand, stellte sie sich in den Schatten der Mauer, um sich abzukühlen. Adrian wollte eben in die Kirche gehen, und da es noch zeitig war, stand er still, um mit ihr zu sprechen.

„Sind Sie den weiten Weg bei der Hitze gegangen?" fragte er.

„Ja, ich fahre fast nie mehr," sagte sie. „Ich habe angefangen mich vor allzu großer Bequemlichkeit zu hüten — es gewährt mir eine Art Befriedigung, mich anzustrengen."

Sie sah wirklich so ermattet aus, als sie da so halb gegen die Mauer gelehnt stand, daß ihm die große Veränderung in ihren Zügen seit ihrer Bekanntschaft zum ersten Mal auffiel. Er sah, daß ihr Teint seine frische reine Weiße verloren hatte, gelblich geworden war, ähnlich dem Strich um ihren Hals. Er sah, daß diese Veränderung ihrem Aeußeren nicht vortheilhaft war, denn das helle Haar und die hellen Augen stellten große Anforderungen an den Teint; aber in dem Augenblick, wo er bemerkte, daß die Schönheit, welche sein Blut früher erregt hatte, geschwunden war, fühlte er sein Herz von wärmeren Gefühlen für sie erfüllt, als je zuvor.

„Ich glaube, Sie sind krank!“ rief er aus mit einem Ausdruck der Angst in seiner Stimme, der ihr Herz klopfen machte.

„Ja, ich bin in der letzten Zeit nicht recht wohl gewesen,“ sagte sie und schlug die Augen nieder. „Es ist vermuthlich nur die Frühlingsluft, die mir zu stark ist — ich schlafe so schlecht.“

„Aber Sie müssen etwas für Ihre Gesundheit thun! Haben Sie nicht mit einem Arzte gesprochen?“

„Ja, er hat mir gerathen zu reisen. Und daher haben meine Mutter und wir Schwestern beschlossen, nach dem Süden zu gehen und dort ein Jahr zu bleiben.“

Sie sah mit einem etwas unruhigen Blick zu ihm auf. Sie hatte fast das Gefühl, damit ein Unrecht gegen ihn zu begehen, was ihn verwunden könne.

Er ließ auch sogleich ihre Hand los, die er einen Augenblick vorher ergriffen hatte, und die stark gezeichneten Augenbrauen zogen sich schmerzlich zusammen.

„Ja so!“ sagte er halb für sich. „Ja, das ist vielleicht auch das Beste. — Darin haben Sie Recht,“ sagte er laut mit Bitterkeit. „Darin haben Sie vollkommen Recht. Es ist Ihnen Bedürfniß, die Eindrücke zu verwischen, die Sie im Winter bekommen. Sie bedürfen der Zerstreuung, des Amüsements. Es paßt sich nicht, allzu sehr in den Ernst des Lebens sich zu vertiefen — dann bekommt man blasse Wangen und matte Augen. Es ist besser, die mahnenden Gedanken durch Vergnügungen und Zerstreuungen zu verjagen; dann kehren der gesunde Schlaf und die Lebensluft wieder.“

„Das ist es eben, was ich mir selbst gesagt habe,“ antwortete sie. „Ich habe mir selbst gesagt, daß es feige sei, zu fliehen, gerade wenn man den Kampf aufgenommen hat. Aber wenn man deutlich fühlt, daß der Kampf die Kräfte übersteigt — daß man früher oder später in demselben untergehen muß —“

„Es ist besser, in dem Kampfe unterzugehen, als sich wie ein Ueberläufer zu retten!“ rief er aus, und es blitzte in seinen Augen von unterdrücktem Leiden. „Aber ich hätte mir sagen müssen, daß es so kommen würde. Keiner hat Muth auszuharren, wo der Streit am heftigsten ist. Alle, alle werden zuletzt abtrünnig!“

Ohne sie weiter anzusehen, ging er an ihr vorüber in die Kirche hinein.

Ellinor fühlte, wie ihre Kräfte anfingen, sie zu verlassen. Die Mattigkeit nahm überhand, sie sank auf einen Stein an der Kirchenmauer und blieb dort sitzen, mit den Händen vor ihrem Antlitz. Sie hatte nicht die Kraft, in die Kirche zu gehen, nicht den Muth, noch weiter von dieser fürchterlichen Lehre zu hören, die so viel mehr forderte, als der menschliche Wille zu geben vermochte. Ein Fenster über ihrem Kopfe stand offen, so daß man deutlich den Gesang in der Kirche hören konnte. Die Musik wirkte beruhigend auf ihr erregtes Gemüth, und nach und nach versank sie in eine Art Halbschlummer, und leichte Traumbilder umschwebten ihre Sinne. Ihr träumte, daß sie nur schlafe. Sie war auf ihrer langen Reise nach dem Süden — die See lag spiegelklar vor ihr, und an den Ufern standen Bäume, die in der warmen Frühjahrssonne Knospen trieben. Die Luft war erfüllt von Musik gleich Orgeltönen. Und sie lag auf dem Verdeck eines Schiffes, auf einem Sopha mitten in der Sonne und schlief — schlief! O, wie wohl das that nach den vielen durchwachten Nächten!

Digitized by Google

Aber eine klare, glockenreine Stimme ward über Land und Meer gehört. Die Musik schwieg, und regungslos lauschte die ganze Natur diesen Worten: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, und wer es verliert um meinetwillen, der wird es erhalten."

Langsam öffnete sie ihre Augenlider und sah sich um. Da, tief unter ihren Füßen, erzitterte das Wasser in der Gluth der Abendsonne. Das Meer war mit Fahrzeugen bedeckt, und dem Festtag zu Ehren hatten alle Böte geflaggt. Kleine Dampfschiffe, mit Lustreisenden überfüllt, kreuzten sich überall, und in der Abendstille drangen Töne einer munteren Tanzmusik von dem Hasselberg her quer über die Fähre und brachen sich dann an der Kirchenmauer. Da kam ein großes Dampfboot mit Flaggen, bunten Wimpeln und knospenden Zweigen geschmückt. Es hatte Musik an Bord, und gerade, als es unter ihren Füßen vorbeiglitt, ward mit Hüten und Taschentüchern geweht und ein fröhliches Hurrah! angestimmt. Es war Freude über das ersehnte Kommen des Frühlings, die all' diese Menschen in Bewegung setzte. Der tiefe Ernst des Lebens, der Fluch, der auf der Natur liegt, der Menschheit Sünden und Leiden existirten nicht für sie an diesem strahlenden Frühlingstage. — Genießen und Vergessen, das war des Tages Losung.

Ellinor sah sich um. Die Confirmanden traten gerade aus der Kirche. Fast alle hatten geweint, und einige thaten es noch. Sie hatten strenge ermahnende Worte gehört über die Leichtfertigkeit und die Selbstsucht, die in ihren Herzen wohnten, über die Versuchungen, die ihnen bevorständen, über die Vielen, die da berufen, und die Wenigen, die da auserwählt sind. In diesem Augenblick war vielleicht Keiner unter ihnen, dessen Herz nicht von den ernstesten Vorsätzen bewegt war und mit Zittern an die böse Welt dachte, in die sie nun eintreten sollten. In diesem Augenblick hatte die Natur keine Schönheit, die Sonne keinen Glanz, der Lenz keine Knospen für sie. Wenig sind der Auserwählten! Sollte wohl Einer von ihnen zu diesen Wenigen gehören? Sie blieben in der Kirchenthür stehen, um noch einen Abschiedsblick ihres Lehrers zu erhalten, zu dem sie alle mit der Bewunderung und Liebe aufsahen, die so natürlich für junge Mädchen in diesem Entwicklungs-Stadium ist.

Ellinor stand hinter der doppelten Reihe von ihnen, als Adrian mit einem freundlichen Gruß an ihnen vorbeiging. Er sah sie nicht gleich, aber indem er die Treppe zur untersten Terrasse herunter ging und sich zum letzten Abschiedsgruß umwandte, begegneten sich ihre Blicke, und gegen seinen Willen blieb er auf der Stufe stehen und sah sie mit einem Ausdruck an, den sie nicht recht verstand. Er zog den Hut ab und ging weiter. Als sie einige Minuten später in den Hof der Diaconissen-Anstalt trat zwischen alle jungen Mädchen, sah sie ihn im Schatten der Mauer stehen mit dem Hut in der Hand. Er war blaß und trocknete sich die Stirn mit seinem Taschentuch. Sie wollte an ihm vorübergehen, er hielt sie aber auf und reichte ihr die Hand.

„Ich werde Sie nicht sehen, bevor Sie reisen," sagte er; „wollen Sie mir nicht Lebewohl sagen?"

„Ich reise nicht," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und etwas zitternder Stimme.

Er setzte rasch den Hut wieder auf und steckte das Tuch in die Tasche.

„Ja so!“ sagte er und athmete tief auf, dann fügte er rasch und mit gedämpfter Stimme hinzu: „Begleiten Sie mich bis auf die unterste Terrasse hinunter. Lassen Sie mich einige Worte mit Ihnen reden!“

Sie gingen über den hübsch bepflanzten Hofplatz, der jetzt in tiefem Schatten lag. Das helle Grün der Rasen stach gegen die hohen alten Lindenbäume ab, die noch den dunkelbraunen Farbenton hatten. Einige Reconvalescenten des Krankenhauses gingen langsam in den Gängen auf und ab, einige Kinder des Asyls liefen dort spielend umher, und ein paar Diaconissen mit dem sanften rührenden Ausdruck, den man gewöhnlich unter der weißen Mütze findet, gingen vorüber, sich ehrerbietig vor dem Prediger verneigend. „Dienet dem Herrn mit Freuden!“ stand in großen Buchstaben über dem Hause, in welchem sie ihre Schlaf- und Lehrzimmer hatten.

Adrian führte Ellinor auf einen kleinen Absatz hinunter, der fast frei in der Luft über dem Garten zu hängen schien, und tief unten lag die Meeresbucht. In diesem untersten Garten lag das Magdalenenstift. Sie sahen einige dieser armen gefallenen Wesen, ganz junge Mädchen, auf einer Bank sitzen und halblaut lesen. Sonst war Alles weit umher stille. Auch sie standen einige Zeit still und betrachteten die Baumkronen tief unter ihnen, deren Knospen schwollen, so daß man sie wachsen zu sehen wähnte.

„Wenn ich Diaconissin würde!“ rief Ellinor aus, von der Stimmung ergriffen, welche an diesem schönen Pfingstabend über der hübschen Anstalt ruhte.

„Diaconissin — Sie! Dazu passen Sie sicher nicht. Sie sollten in grober Kleidung gehen — Sie sollten schwere Arbeiten verrichten — mit diesen feinen Händen?“ fügte er fast zögernd hinzu und warf einen halb verlegenen Blick auf ihre Hand, die unbedeckt auf der Mauer lag.

Sie zog sie rasch und fast erschreckt zurück, beugte sich über die Mauer und sagte: „Glauben Sie denn wirklich, daß schöne Kleider solche Wichtigkeit für mich haben — daß ich besorgt um meine feinen Hände bin — daß ich —“

Mit leidenschaftlichem Ausdruck unterbrach er sie: „Aber für mich bedeuten sie unendlich viel. Ich bin so besorgt für Ihre Hände, daß ich es nicht ertragen könnte, sie verunstaltet zu sehen — ich würde diesen feinen Wuchs nicht durch plumpe Kleidung entstellt sehen mögen, dies helle Haar von einer einfachen Mütze bedeckt —“

Die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung hinderte ihn fortzufahren. Im nächsten Augenblick ward sie kräftig von seinen Armen umfangen, und sein warmer Athem umwehte ihr Kinn.

Dieser Ausbruch war so plötzlich, so unvorbereitet gekommen, daß Ellinor wie betäubt war. Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter und brach in Thränen aus.

„Fürchte nichts!“ flüsterte er und zog sie näher an sich. „Kein Opfer soll von Dir gefordert, keine Last Dir auferlegt werden. Ich werde Alles für uns Beide tragen.“

Sie befreite sich aus seiner Umarmung und sah mit ihrem klaren Blick zu ihm auf. „Nein, so kann ich meine Aufgabe nicht auffassen,“ sagte sie. „Hast

Du mir nicht oft gesagt, daß der eine Mensch dem anderen nicht helfen könne, sondern daß Jeder seinen Kampf selbst ausfechten müsse?"

„Aber Du siehst so bleich und matt aus," sagte er sanft und streichelte ihr das Kinn. „Du kannst nicht so viel ertragen — weshalb solltest Du Deinen Fuß an den Steinen auf Deinen Wegen stoßen, wenn ich die Kraft habe, Dich zu tragen?"

„Ich bin nicht so schwach, wie Du glaubst," sagte sie und legte ihren Arm in den seinen, indem sie weiter gingen. Sie gingen stumm über den großen Hof, der jetzt leer war, und kamen in die Osterstraße, in der kein Mensch zu sehen war. Mit unsicheren Schritten gingen sie weiter; er verfiel in Gedanken, die Hand sank herunter und er begann so rasch zu gehen, daß sie ihm kaum zu folgen vermochte.

„Ich habe Dich belogen," sagte er plötzlich, ließ ihren Arm fallen und blieb ihr gegenüber stehen. „Ich habe gelobt, Dich gegen Leiden und Kampf zu schützen und Dir alle Bürde abzunehmen. Ich werde mein Wort nicht halten können."

„Ich verlange es ja auch nicht," sagte sie, „ich bin ja bereit, selbst zu kämpfen."

„Aber Du weißt nicht, wie hart der Kampf werden kann. Du weißt nicht, daß ich, weit davon entfernt, Dir den Kampf zu erleichtern, Dir denselben nur noch schwerer machen werde. Du weißt nicht, wie viel ich von Dir fordern werde — wie viel ich fordern *muß*. Es ist besser, Du trittst zurück, so lange es noch Zeit ist."

„Aber es ist nicht mehr Zeit," sagte sie mit schwachem Lächeln. „Es ist schon zu spät."

„Ist es denn abgemacht, daß Du und ich Mann und Weib werden sollen? Ist es so? Ist das die Folge von dem, was heute zwischen uns vorgefallen ist? Mann und Weib? Wir Beide! Ich, geboren und erzogen zur Entsagung, zum Leiden, zur Sorge und zum Kampf — Du zum Glück, zum Genuß, zum Sonnenschein und zur Schönheit? Und gerade das, was ich an Dir liebe — denn ich liebe Deine Weltlichkeit, ich liebe Dich gerade so, wie Du da stehst in dieser eleganten Kleidung, mit all' dem Liebreiz der Verfeinerung, die über Deinem ganzen Wesen ruht — und gerade dies muß ich unterdrücken, ich muß Dich zwingen, das Feierkleid des Weltlebens abzulegen — ich muß Dich Deines Lebensmuths, Deiner Gemüthsruhe, Deiner freien selbständigen Persönlichkeit berauben — eine solche Gewaltthat muß ich begehen gegen mein eigenes Weib und gegen das, was ich am meisten an ihr liebe. — Nein, reise, wie Du Dir anfänglich vorgenommen hattest; es ist weit besser, und laß mir die Erinnerung an Dich, so wie ich Dich jetzt sehe, laß mich diese Erinnerung lieben — dazu habe ich Erlaubniß, aber Dich so in meiner Nähe behalten — das darf ich nicht."

„So bekehre mich, wenn Du kannst," sagte sie. „Glaub' mir, ich verlange nichts Besseres. Der Würfel ist gefallen, und ich kann nie wieder zu meinem vorigen Leben zurückkehren."

„So verzeihe mir, wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, nicht glücklich machen werde!" sagte er und legte ihren Arm wieder in den seinen.

Frau Arvidſon's Reiſe ward aufgeſchoben, weil Ellinor's Hochzeit zuvor gefeiert werden ſollte. Es waren nicht viele Vorbereitungen nothwendig, denn die Verlobten intereſſirten ſich wenig dafür, ihr Haus gemüthlich und hübſch einzurichten. Sie machten keine Viſiten und faſt keine Einkäufe. Adrian's Wohnung war auf das Einfachſte eingerichtet, aber nach Beider Anſicht enthielt ſie Alles, was ſie bedurften. Die Wände waren faſt alle mit Büchern bedeckt; es war der einzige Luxus, den Adrian ſich erlaubt hatte, und Ellinor erklärte, daß ihr dieſe ſowohl Gemälde wie Teppiche erſetzten. Sie wollte nicht einmal die Möbel ihres eigenen Boudoirs mit in ihre neue Heimath nehmen. Dieſe waren für ihre neuen Verhältniſſe zu elegant, und von dem Augenblick an, in dem ſie am erſten Frühlingstage des Jahres ihre Hand in die ſeinige gelegt, hatte ſie beſchloſſen, gänzlich mit den alten Gewohnheiten zu brechen. Mit fieberhafter Unruhe ſtieß ſie jeden Zweifel von ſich; ſie hatte nicht länger den Muth zu grübeln, kaum zu denken, denn ſie fühlte, daß ihm angehören und zweifeln ſchlimmer als der Tod wäre. Sie verſuchte den Himmel gleichſam mit Sturm zu nehmen; ſie *wollte* glauben, ſie *mußte* glauben, und deshalb glaubte ſie.

Auch Adrian lebte in dieſen Wochen in einem Gefühlsrauſch, aber ganz anderer Art. Kampf und Selbſtverleugnung waren Vorſtellungen, die ihm von ſeiner Kindheit an vertraut; aber an ſeinem dunkeln Himmel war jetzt die Sonne plötzlich hervorgebrochen, und er ſah ſtrahlende Farben von Gold und Purpur in den zarteſten Nüancen ſich verſchmelzen zwiſchen durchriſſenem Gewölk.

Die Trauung ward in der kleinen Capelle der Diaconiſſen-Anſtalt vollzogen. Auf den Zügen des Bräutigams lag ein Ausdruck faſt zitternden Glückes während der heiligen Handlung. Er fühlte eine gewiſſe Scheu bei dem Gedanken, daß der höchſte Grad irdiſchen Glücks ihm zu Theil werden ſolle, und es war ihm, als ob ihm die Kehle zugeſchnürt würde. Aber gleichzeitig fühlte er, daß ein ganzes Leben voll Entſagung und ſelbſtauferlegter Pein nun mit all' ſeinen innerſten Forderungen hervortreten, daß der natürliche Anſpruch an Glück, der ſich bei jedem Menſchen findet, nun um ſo gewaltſamer und gebieteriſcher ſich geltend machen werde, weil er ſo lange unterdrückt worden.

Als er ſeine Braut vom Altar führte, fühlte ſie, daß ſeine Hand zitterte; ſie ſah mit ihrem offenen fragenden Blick zu ihm auf und begegnete einem ſo leidenden und bewegten Ausdruck, daß ihr angſt ward und ſie ſeine Hand fahren ließ. Sie begriff, daß in der Tiefe ſeiner Natur eine Welt von Gefühlen gähre, deren Gewaltſamkeit in einem faſt erſchreckenden Gegenſatz zu ſeiner gewöhnlichen Selbſtbeherrſchung ſtand.

„Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe."

Dieſe Worte ſangen und jubelten in ihm, als er ſein Weib in ſeine einfache Wohnung führte. „Wer iſt derſelbe König der Ehren?" fährt der Pſalmiſt fort.

Und in ſeinem Herzen lautete die Antwort: „Es iſt die Liebe! Es iſt das Glück! Es iſt des Lebens Schönheit und Freude."

Aber ſein Gewiſſen war zu wach, zu gequält und überangeſtrengt, um ihm das längere Verbleiben in dieſer Stimmung zu geſtatten. Der Kampf ward von

Digitized by Google

Neuem aufgenommen und ward jetzt härter und erbitterter denn je zuvor. Er konnte sich niemals ganz seinem Glücke hingeben. Er mußte ja immer auf seiner Hut sein, daß nicht Fleisch und Welt ihn in ihre Netze zogen, und jede Stunde des Glückes ward durch bittre Gewissensbisse und schwere Kämpfe erkauft. Sein Weib verstand ihn je länger je weniger. Die Heftigkeit in seinen Gefühlen war ihr eben so fremd und unbegreiflich, wie die unnatürliche Kälte und Strenge, die diese ablösten. Das tief innere Glück, das sie von ihrer Verbindung mit einem Mann erhofft, der so viel Großartiges in seinem Charakter und solch ideale Hoheit in seinen Lebensanschauungen hatte, sah sie jetzt nur noch als einen Traum an, und ihre Ehe vermochte nicht, ihr eine einzige Stunde ruhiger Freude zu gewähren.

Der Sommer war ungewöhnlich trocken und warm gewesen, und alle Bäume und Grasflächen in der Nähe der Stadt waren dürr und staubig. Das Wasser in der Wasserleitung war lauwarm und die Lebensmittel auf dem Markt halb verdorben. Ungesunde Dünste erfüllten die Straßen, und heftige Fieber wütheten in der Stadt.

Ellinor hatte noch nie einen Sommer in der Stadt verlebt. Gleich allen wohlhabenden Stockholmern hatte sie den Sommer für eine ausschließlich dem Genuß bestimmte Zeit gehalten, und gleich allen Andern hatte auch sie manches Mal die Bemerkung gemacht, daß man in unserem Klima mit dem langen Winter wohl der knapp zugemessenen Sommermonate bedürfe, um in den Schönheiten der Natur zu schwelgen.

Frau Arvidson und ihre Töchter pflegten den Sommer in irgend einem Bade an der Küste zuzubringen, und Ellinor's größtes Vergnügen hatte dann darin bestanden, ihre Tage in einem Segelboot oder in einer Bergluft am Strande zu verträumen. Noch nie war ihr der Genuß der Großartigkeit des Meeres, der reinen, belebenden Luft, der hübschen Farbentöne über den Klippen verkümmert worden durch den Gedanken an die Vielen, welche ihren Sommer in den schmutzigen engen Gassen einer Stadt zubringen mußten. Für sie war der Aufenthalt in der Stadt im Sommer ein leerer Begriff, geradezu eine Unmöglichkeit, an die sie nie gedacht hatte. Jetzt war es Anfang September, und sie hatte sich im Laufe des ganzen Sommers auch nicht einen einzigen Tag der Erholung und Ruhe gegönnt.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, als sie langsam mit müden Füßen heimging. Sie kam aus einer weit entfernten Armenschule, wo sie einige der verwahrlosesten Kinder der Gemeinde in Religion unterrichtete, solche Kinder, die man nicht gern in den bessern Freischulen aufnahm. Es war keine erquickliche Aufgabe, die sie da übernommen. Die Kinder waren schmutzig und zerlumpt und erfüllten die Schulstube mit einer erstickenden Atmosphäre von Unreinlichkeit. Oft waren sie durch Krankheit oder Mißhandlung entstellt, so daß es Ellinor förmlich Ueberwindung kostete, sie anzusehen oder ihnen die Hand zu reichen. Besonders abstoßend erschien ihr ein armer Knabe, der einen widerlichen scrophulösen Ausschlag hatte; sie konnte ihn kaum anblicken ohne Uebelkeit zu empfinden, und wenn sie eine Frage an ihn richtete, so sah sie aus dem Fenster oder in ihr

Buch, und nie konnte sie sich entschließen, ihn zu streicheln oder ihm ein freundliches Wort zu sagen, obgleich er aufgeweckter war als die übrigen Kinder. Sie machte sich bittere Gewissensbisse darüber, daß sie nie mit Freudigkeit an ihre Arbeit ging, sondern im Gegentheil mit innerem Unwillen.

Hätte sie nur zu glauben vermocht, daß ihre Arbeit irgend welchen Nutzen stiften würde; daß sie ein einziges dieser Kinder retten und es zu einem gesitteten, nützlichen und glücklichen Mitglied der Menschheit machen könne! Aber es war gerade ihre schwerste Prüfung, daß sie kein Vertrauen in ihre Arbeit setzte. Sie glaubte nicht, daß die Macht der Religion die natürliche Anlage, schlechte Beispiele und die Versuchungen der Armuth überwinden könne. Je tiefern Einblick sie in die Noth und das Elend der Menschheit gewann, desto stärker ward sie von einer pessimistischen Lebensanschauung ergriffen, die alle Hoffnung auf Verbesserung des Unglücks der Gesammtheit ausschloß. Der Uebergang von ihrem früheren glücklichen, sorgenfreien Zustand zu dem neuen Leben mit seiner schweren Verantwortung, den großen Ansprüchen und den schonungslosen Enthüllungen war zu stark für sie gewesen. Sie war nahe daran, zu unterliegen.

Sie ging an diesem Sonntag-Nachmittage langsam, ganz in Gedanken vertieft. Sie hatte in den letzten Monaten so viel gegrübelt, daß sie sich jetzt entkräftet fühlte. Sie konnte ihre Gedanken nicht länger um einen bestimmten Gegenstand sammeln, sondern ließ sie nach Belieben umher wandern. Sie verwunderte sich selbst, wohin sie geriethen, wenn sie so nach freier Wahl umherschweifen durften. Wenn sie die Schule verließ, so fühlte sie immer das Bedürfniß, an etwas Hübsches zu denken. Sie dachte jetzt an ihre Schwester Tea und die neuen Sommertoiletten, die sie in ihrem letzten Briefe beschrieben. Welch' eigenthümliche Farbenzusammenstellung in dem neuen Foulardkleide, das sie sich gekauft! Aber es stand ihr gewiß gut. Tea hatte jetzt angefangen, das Haar aufgelöst zu tragen. Sollte das Haar nicht fast zu lang bei ihrem Wuchs sein?

Der Künstler, von dem sie so viel schrieb — ja, der interessirte sich augenscheinlich für sie. Wenn die Beiden ein Paar würden! —

Wie das Leben in Paris interessant sein mußte! Wer doch dahin könnte! Erst an Bord eines der großen Dampfschiffe, da unten, an der Schiffbrücke. Das Fahrzeug lichtet die Anker, eine frische Brise weht. O welcher Genuß schon diese Luft einzuathmen! Es erhebt sich ein Sturm, ein prächtiger Sturm! Das Schiff hebt und senkt sich. Die Brust hebt und senkt sich mit tiefem Athemzuge, man spürt Salz auf der Zunge, frisches Seewasser überspritzt das Gesicht. Dann kommt man nach Lübeck. Welch' interessante, stimmungsvolle alte Stadt! Die Eisenbahntour ist vielleicht etwas ermüdend — es geht ja aber so rasch mit dem Nachtzuge!

Als Ellinor die Thür ihres Hauses öffnete, war sie bereits in Paris angekommen und Tea empfing sie auf dem Perron. Sie ging rasch in ihr Zimmer, rollte die Gardinen herunter, der Nachmittagssonne halber, die gerade herein schien, nahm ihr schweres Kleid ab, zog ihren weißen Pudermantel an und begann ihre Haare aufzulösen. Wie, wenn sie es auch so aufgelöst trüge wie Tea! —

Digitized by Google

Da fiel ihr Blick auf einen Brief, der auf ihrem Toilettetisch lag. Er war von Tea's Hand, aber der Poststempel war schwedisch. Sie würde sie also in kurzer Zeit wieder sehen!

Eine große Neuigkeit! Tea hatte sich mit dem jungen Maler verlobt. Diese Verlobung ward die Veranlassung, daß sie den Winter nicht im Süden zubrachten. Sie waren jetzt auf der Heimreise begriffen; da sie aber gehört, daß so viele Krankheiten in Stockholm herrschten, wollten sie gern einige Wochen an der Westküste zubringen. Ellinor möchte ihnen doch die Freude machen, zu ihnen zu kommen; sie bedürfe gewiß der Erfrischung. Ihre Briefe zeigten gedrückte Stimmung, und Tea hatte von einem Bekannten gehört, der gerade von Stockholm gekommen war, daß sie sehr elend und angegriffen aussähe.

Tea schloß mit einer herrlichen Schilderung des Aufenthalts am Meer in dieser Jahreszeit. Es sei gerade ein wohlthuender Regen gefallen, der die ganze Natur gleichsam wiedergeboren habe. Und dann die wundervollen Nächte mit Septembermondschein und dem Leuchten des Meeres! Und die frischen Segelfahrten auf dem Meere! —

Adrian hatte den Abendgottesdienst in der Capelle gehalten und dann im Gefängniß eine Stunde bei einem Verbrecher zugebracht, den er vergebens zum Geständniß zu bewegen sich bemühte. Er war niedergeschlagen und traurig, als er nach Hause kam und ging, ohne seine Frau aufzusuchen, gleich in sein Zimmer. Er suchte am liebsten die Einsamkeit, wenn er in dieser Stimmung war.

Aber Ellinor hatte ihn kommen hören. Er saß an seinem Schreibtisch, den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in seine Hände gestützt, als die Thür rasch aufging und sie sich in derselben zeigte.

Adrian sprang mit dem Ausruf auf: „Was soll dies bedeuten?"

Sie stand dort so, wie er sie am ersten Abend in ihrem Hause gesehen. Das seegrüne Atlaskleid fiel weich nieder über die schlanke Gestalt. War es die eigenthümlich schillernde Farbe des Zeuges oder der Schein der untergehenden Sonne? Ihre Augen hatten denselben Glanz wie früher, ihr Teint dieselbe durchsichtige Klarheit.

Er betrachtete sie stumm. Die ganze Poesie, welche ihre erste Liebe umgeben, erwachte wieder in ihm. Er vergaß die schweren Stürme, das Mißtrauen, welches sich eingeschlichen, wenn der Eine den Andern nicht mehr verstand, wenn der Eine zu streng und fordernd, der Andere zu schwach und zu zweifelnd war — er dachte nicht mehr daran sie zu fragen, weshalb sie in dieser Kleidung da vor ihm stände, die so wenig zu ihrer einfachen Häuslichkeit paßte. Er ging zu ihr und nahm ihre Hand fast mit derselben Blödigkeit, wie er sie an dem Abend empfand, als er ihr das Armband befestigen sollte — er küßte ihr Arm und Hand und liebkoste mit seinen beiden Händen das volle, helle, glanzlose Haar, das ihr frei über die Schultern fiel.

Ellinor nahm diese Liebkosungen ganz passiv mit abwesender Miene hin. Es war zum ersten Male, daß er sie so gleichgültig bei seinen Liebkosungen sah, und zuletzt ward es ihm klar, daß etwas Fremdes zwischen sie getreten.

„Was bedeutet dies Alles?" rief er aus und ließ ihre Hand fahren. „Weshalb hast Du Dich wie zu einem Fest angekleidet? Und weshalb —"

„Es bedeutet, daß ich mich ſehne," rief ſie mit ſchmerzlicher Heftigkeit aus, „daß ich mich fort von hier ſehne — daß ich der Selbſtverleugnung und des Kampfes überdrüſſig bin — daß ich das Leben genießen, wieder jung, hübſch, frei und glücklich ſein will!"

Sie reichte ihm Tea's Brief, den er durchlief.

„Ich muß reiſen," rief ſie. „Ich ſehne mich ſo, daß ich faſt den Verſtand verliere, wenn ich nicht hinaus komme und friſche Luft einathme. Ich fühle, daß ich alle Bande zerreißen könnte, Alles über Bord werfen, das Glück des ganzen Lebens verſpielen, dazu meiner Seele Seligkeit nur für einen einzigen Tag in einem Segelboote an Tea's Seite, angeweht von dem friſchen Hauch des Meeres und um mich herum die große ſtille Natur."

Ihre Heftigkeit erſchreckte ihn. Er ſah, daß es gefährlich werden könnte, ſich ihrem Wunſche zu widerſetzen. Wie gern würde er nachgegeben haben, aber er wagte es nicht. Er hatte ſchon lange eingeſehen, daß er ihr gegenüber den unglücklichen Mißgriff begangen, den er ſonſt zu vermeiden ſich beſtrebte — nämlich durch ſeinen perſönlichen Einfluß einen Menſchen zum Glauben zu bringen, ohne daß der Glaube auf des Herzens freier Wahl und dem eignen Entſchluß beruhe. Aber da es nun einmal ſo weit gekommen war, konnte er ihr nicht die Freiheit einräumen, noch einmal zu wählen. Sie durfte nicht zurückfallen, ſie mußte feſtgehalten und im Glauben gefördert werden, koſte es, was es wolle. Und deshalb durfte er ihr den Weg nicht erleichtern, denn nur durch Opfer geht der Weg zur Wahrheit. Auch dann nicht, wenn dieſe Grübeleien ihre Geſundheit angreifen, ja ſelbſt ihr das Leben oder den Verſtand koſten ſollten; er durfte nicht auf leichtſinnige Weiſe ſie durch andere Eindrücke zu zerſtreuen ſuchen, im Gegentheil, es mußte durchlebt und vollendet werden in ſeinen äußerſten Conſequenzen, damit ſchließlich die Aneignung des wahren perſönlichen Glaubens ermöglicht werden könne. Selbſtverleugnung und Forſchung, das war ja der Weg, der zuletzt zum Ziele führen mußte, wenn man ihn getreulich wandelt. Wenn nur keine ſchwache Empfindſamkeit ihr in falſcher Liebe die Bürde abnähme, ſo würde und müßte das Gewicht derſelben ſie zuletzt hin zu den Füßen des Kreuzes treiben. Er ſah ſie an mit dem ihm eigenthümlichen ſchmerzlichen Zuſammenziehen der Augenbrauen, welches den ſonſt ſo ſtrengen Zügen einen Ausdruck von Schwachheit verlieh.

„In Deiner augenblicklichen Stimmung kann ich Dich unmöglich reiſen laſſen," ſagte er. „Ich kann nicht zugeben, daß die Zerſtreuungen einiger Wochen Alles wieder zerſtören, was Du dieſen Sommer ſo mühſam gewonnen."

„Was habe ich denn gewonnen?" rief ſie aus. „Es iſt nicht allein meine Geſundheit und meine Seelenruhe, die Du aufs Spiel ſetzeſt, wenn Du mir zu reiſen verwehrſt — es iſt auch das, was Du fördern willſt: meinen Glauben, meine Liebe — Alles."

„Glaubſt Du denn, daß gerade dies weniger aufs Spiel geſetzt wird, wenn Du zum Weltleben zurückkehrſt?" ſagte er ſtrenger.

„Du verbieteſt mir alſo, zu reiſen?" rief ſie in einem Ton, der faſt herausfordernd klang. „Du machſt Deine Herrſchaft als Ehemann geltend? Du ſagſt rein heraus: Ich verbiete Dir zu reiſen? Iſt es ſo?"

„Ich hoffe, Du wirst mich nie dazu zwingen, eine solche Sprache zu gebrauchen," antwortete er, schmerzlich berührt durch den Ton ihrer Worte. „Du wirst es selbst einsehen, wenn Du erst ruhiger geworden bist —"

„Du hoffst, daß ich Dich nicht zwingen werde, eine solche Sprache zu gebrauchen," sagte sie ihm nachäffend. „Du hältst Dich also in jedem Falle für berechtigt mir zu sagen: Ich verbiete, ich befehle? Und Du rechnest darauf, mich gehorsam zu finden nach der Forderung der Schrift? Aber darin irrst Du Dich. Ich glaube nicht länger an die Schrift —, wonach ich mich sehne, ist Aufruhr zu machen — gegen Dich, gegen Gottes Wort, gegen all' die Bande und Fesseln, die mich drücken."

Sie stürzte hinaus und in ihr Schlafzimmer, wo sie heftig weinend aufs Sopha sank.

Sie saß lange in der Nacht auf und erwartete, daß ihr Mann kommen und ein Wort an sie richten werde; jedoch er kam nicht. Er brachte die ganze Nacht an seinem Schreibtisch zu. Es war Etwas, was nicht so ganz selten geschah.

Ellinor entschlummerte zuletzt auf dem Sopha, aber mit Tagesanbruch erwachte sie, sprang auf und öffnete ein Fenster. Es war eine erdrückende Stille in der Luft; die ganze Natur schien zu endlosem Warten verurtheilt und sehnte sich nach dem Säuseln eines einzigen frischen Windhauchs, nach einem einzigen Tropfen Regen.

Ihr Entschluß war jetzt gefaßt. Sie packte ihre Kleider in den Koffer und holte längst vergessene Schätze, als Schmuck, Spitzen und Handschuhe, aus den Schiebläden.

Als es gegen sechs Uhr war, schickte sie das Mädchen fort, eine Droschke zu holen.

Da ihres Mannes Zimmer am andern Ende des Flurs lagen, so hatte er nichts von ihrem Vorhaben bemerkt; aber gerade als sie in ihrem Reiseanzug mit niedergelassenem Schleier aus ihrem Zimmer ging, traf sie mit ihm zusammen.

Er stutzte und fragte, wohin sie zu reisen gedenke?

„Ich sagte es Dir ja gestern," antwortete sie mit abgewandtem Gesicht.

Er runzelte die Stirn und erblaßte. Heftige Worte traten ihm auf die Lippen, aber er beherrschte sich, kehrte sich rasch ab und wollte zurück in sein Zimmer gehen.

Da ging sie ihm nach, legte bittend ihre Hand auf seine Schulter und sah ihn hinter dem Schleier mit ernsten Augen an.

„Vergib mir, wenn ich Unrecht thue," sagte sie. „Aber ich fühle die Nothwendigkeit, fort zu gehen. Deine Hand ruht zu schwer auf mir. Du leitest mich so, daß ich meine Wege nicht klar vor mir sehe. Ich glaube, ich werde Dich und was Du verlangst besser verstehen, wenn ich eine Zeit lang nicht unter Deinem unmittelbaren Einflusse stehe."

Er schlang plötzlich seinen Arm um sie und zog sie heftig an sich.

„Verstehst Du denn nicht, daß ich befürchte Dich zu verlieren?" rief er aus. „Glaubst Du nicht, daß ich es sehe, wie Du sachte, aber sicher mir entgleitest? Glaubst Du nicht, daß ich das Schreckliche davon fühle, Dich lieber vom Glauben abfallen als für mich verloren zu sehen?"

„Ich würde nicht ohne Dich leben können," ſagte ſie herzlich, „aber das Leben mit Dir ſtellt größere Anforderungen an meine Kräfte, als ich zu erfüllen vermag. Wenn ich zurückkomme, ſo bin ich vielleicht ſtärker geworden." Sie riß ſich aus ſeinen Armen und eilte in die Droſchke, die draußen wartete. —

Mit klopfendem Herzen ſtieg ſie ins Eiſenbahn-Coupé. Bald nachdem der Zug in Gang gekommen war, fingen die Gardinen am offenen Fenſter an zu flattern. Sie beugte ſich vor, um die Gardine zu erfaſſen, und fühlte etwas Naſſes auf ihrer Hand. Gleich darauf fing es an zu ſäuſeln und zu rieſeln und dann — dann brach es los. Welch' herrlich erquickender Regenſchauer! Sie blickte hinaus, die letzte Spur der Stadt war verſchwunden, rund herum ſah man nur Wald und See, Wieſen und Bäume, deren Grün gleichſam vor ihren Augen wieder geboren wurde. Sie war im Damen-Coupé allein; ſie erhob ſich und athmete tief auf. Gottlob, der ſchreckliche Druck war von ihrem Herzen genommen, ſie fühlte ſich wieder frei und jung und flog mit der Eile des Schnellzugs zum Leben und zum Glücke zurück.

Wie hübſch Tea ausſah, als ſie dort an der Schiffsbrücke ſtand und der Schweſter zuwinkte! Die Sonne hatte ihren hellen Teint etwas gebräunt, aber zum Erſatz demſelben eine Friſche gegeben, die zu betrachten Ellinor eine beſondere Freude war, wenn ſie denſelben mit ihrer eigenen gelblich blaſſen Farbe verglich.

Das aufgelöſte Haar ſtand ihr wirklich ausgezeichnet; ob ſie es nun kürzer geſchnitten oder ſelbſt größer geworden war — gleichviel, jetzt paßte es gerade ſehr gut zu ihrer Taille. Ja, ſie war wirklich gewachſen, und ihre Geſtalt hatte ſich zur vollen weiblichen Reife entwickelt.

Das Dampfſchiff machte einige langſame und plumpe Manöver, um zu landen, und Ellinor ſtand inzwiſchen mit ihrem Fernglas vor den Augen und ſtudirte jede Einzelheit in der Schweſter Erſcheinung.

Wie ihre Augen tief und ſtrahlend geworden!

Und dann ihre Kleidung! Welche eigenthümliche Zuſammenſtellung von ſich widerſprechenden und doch einander ergänzenden Farben! Wie ſie da ſo ſtand, mit ihrem Sonnenſchirm und Taſchentuch winkend, lächelnd, erröthend und hie und da einen verſtohlenen Kuß ihrer Schweſter ſendend, erſchien ſie Ellinor als die Verkörperung aller Schönheit und Fülle des Lebens. Es lag mehr als ſchweſterliche Zärtlichkeit in der Umarmung, mit der ſie ſie begrüßte, als ſie endlich ans Land gekommen war.

Im eifrigen Geſpräch, Hand in Hand, legten ſie den anmuthigen Weg nach der Villa zurück, die Frau Arvidſon gemiethet hatte. Sie lag ſehr hoch mit der Ausſicht aufs Meer. Im Schatten einer tiefen Veranda fanden ſie die Mutter, und Ellinor umſchlang ſie mit einer ſolchen Zärtlichkeit, wie ſie ihr ſonſt nie bewieſen. Dann ſetzte ſie ſich auf einen Schemel zu ihren Füßen, legte ihren Kopf in ihren Schoß und umſchloß Tea's Hände mit den ihrigen. Sie war in wunderbar weicher Stimmung und fühlte ſich unbeſchreiblich glücklich.

Tea und die Mutter wechſelten bedeutungsvolle bedauernde Blicke, als ſie ſahen, wie ſchwach und entkräftet ſie war.

Aber da sie die Ursache davon in ihrer unglücklichen Ehe suchten, so schwiegen sie. Tea hatte von Anfang an nichts Anderes erwartet; sie hatte mit Bestimmtheit vorausgesetzt, daß Adrian ein schlechter Ehemann sein würde.

Natürlich that man alles Erdenkliche, um die Kranke zu pflegen und zu erheitern. Tea holte einen Fächer, ihr die heiße Stirn zu kühlen; Frau Arvidson brachte Früchte, eiskalten Champagner und Sodawasser. Sie hatten die Rollen getauscht. Früher war Ellinor die Beschützerin und Pflegerin sowohl ihrer Schwester als auch ihrer Mutter gewesen; aber jetzt fühlte sie sich so ermattet und empfand ein nie gekanntes Bedürfniß, sich verziehen und pflegen zu lassen.

Gegen Abend kam Tea's Verlobter, ein wohlgewachsener junger Mann, in weißem Anzug von Leinewand, einem weichen Filzhut und langem etwas lockigem, hellen Haar und Bart. Er begrüßte Ellinor mit einem gewissen herablassenden Wohlwollen, das sie Anfangs verwunderte, aber dessen Ursache sie bald verstand. Tea schlug am nächsten Tage eine Segeltour vor, und da Ellinor nicht aufgelegt schien, daran Theil zu nehmen, sagte Bernhard mit scherzhaftem Ernst: „Liebe Tea, morgen ist ja Sonntag; Du mußt einsehen, daß Deine Schwester nicht mitgehen kann — was würde ihr Mann dazu sagen? Gottes schöne Natur an einem Sonntage zu genießen, würde eine Todsünde sein. An solchem Tage muß man eingeschlossen in der Kirche sitzen und selbst, wenn man nicht umhin kann in der beklommenen Luft einzuschlafen, so ist es doch in jedem Falle nothwendig." —

„Bernhard!" unterbrach Tea ihn vorwurfsvoll und fügte flüsternd hinzu: „Hast Du Dein Versprechen vergessen, sie in Ruhe lassen zu wollen?"

Ellinor verstand sofort die Sachlage: der Mutter und Schwester mitleidige Theilnahme und die schlecht verhohlene Geringschätzung des jungen Künstlers. Sie wußte aus eigner Erfahrung, wie man draußen in der Welt einen Menschen ansieht, der Pietist geworden — fast wie einen Geisteskranken; mit einem solchen spricht man nicht über die Gegenstände, welche mit seiner fixen Idee in Verbindung stehen. Einmal war eine ihrer Freundinnen plötzlich bekehrt worden. Sie war eine eifrige Freidenkerin gewesen und ward nun fanatisch religiös. Wie sehr beklagten sie Alle! Ja Ellinor selbst hatte sie fast gering geschätzt um ihrer Inconsequenz und Oberflächlichkeit willen, die ihr nicht gestatteten, sich selbst treu zu bleiben. Und jetzt hatte sie sich eben so inconsequent erwiesen; sie war ihren alten Idealen untreu geworden und hatte eine Lebensanschauung angenommen, welche ihrer Natur fremd war.

In der letzten Zeit fühlte Ellinor sich so angegriffen von der starken Seeluft, daß sie fast den ganzen Tag in der Veranda zubrachte. Aber nach Verlauf einer Woche glückte es Tea, sie zur Theilnahme an einer Segeltour zu bereden, welche alle noch anwesenden Badegäste gemeinschaftlich unternahmen. Man wollte am Morgen aussegeln, an einer hübschen bewaldeten Insel landen, um dort zu Mittag zu essen und am Abend zurückkehren.

Die kleine Flottille bot einen festlichen Anblick dar unten am Hafen in der Morgenbeleuchtung. Flaggen und Wimpel wehten von allen Masten, eine frische Brise schwellte die Segel, die gerade aufgespannt wurden, und am Landungsplatze wimmelte es von leichten, bunten Sommertoiletten. Ellinor hatte sich von Tea

Digitized by Google

bereden lassen ein Kleid anzuziehen, welches sie ihr aus Paris mitgebracht hatte und das dort in fast übertriebenem Grade modern war. Als sie auf der Brücke stand, machte sie den Eindruck einer Weltdame. Die jungen Herren ließen sich vorstellen, scherzten mit ihr und fanden sie piquant. Sie war an dem Tage wirklich ausgelassen und vergnügt. Sie nahm Theil an allen Spielen und war bei der Anordnung der Mahlzeiten eine der Thätigsten.

Wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, blieb man länger aus, als anfänglich bestimmt war. Als Alle zur Rückkehr wieder an Bord waren, hatte der Wind sich gelegt, die Segel hingen schlaff und es schien keine Aussicht vorhanden, vor Sonnenaufgang nach Hause zu kommen. Die meisten Böte waren zwar klein und konnten gerudert werden; aber es waren nicht Leute genug vorhanden und die Herren schienen nicht aufgelegt, sich anzustrengen.

Es war ein Boot mit einem Verdeck dazwischen. In diesem nahmen die Aelteren und Schwächlichen Platz. Die Jugend vertheilte sich in die kleinen Böte, alle sehr munter gestimmt bei der Aussicht, eine Nacht auf der See zuzubringen.

Tea zog Ellinor mit sich in ein Boot hinein, in welchem der jüngste und munterste Theil der Schar versammelt war. Man besprach das Programm der Nacht. Ein Jeder sollte das Seinige dazu beitragen, die Gesellschaft zu unterhalten. Einer sollte singen, ein Anderer die Flöte blasen, ein Dritter ein Gedicht declamiren, ein Vierter ein Märchen erzählen, ein Fünfter eine improvisirte Vorlesung halten. Tea sollte Caricaturen zeichnen nach Sujets, welche die Andern aufgeben würden.

Da Letzteres geschehen mußte, so lange es hell war, erhielt Tea die erste Nummer auf dem Programm und bald cirkulirten unter stürmischer Munterkeit eine Menge kleiner Papierstückchen mit den carikirten Bildnissen aller möglichen bekannten Personen, wobei die Gesellschaft in den andern Böten nicht übergangen wurde.

Ellinor hatte keine bestimmte Aufgabe übernehmen wollen; sie wollte es auf die augenblickliche Eingebung ankommen lassen.

Es war eine vollständig klare Nacht. Sie sahen die Sterne glänzen und verschwinden, den Mond auf- und untergehen, sie sahen die Morgenröthe und den Sonnenaufgang, all' diese Phänomene der Nacht und des Tages, welche die Mehrzahl der Gesellschaft vielleicht niemals im Zusammenhange beobachtet hatte.

Als die Nacht weiter vorschritt, ward die Gesellschaft stiller; eine gewisse poetische Stimmung trat an die Stelle der früheren Munterkeit. Gesang, Vorträge und Märchen erhielten ein ernsteres Gepräge.

Ellinor's etwas erkünstelte Munterkeit war ganz geschwunden. War es Ermüdung oder verfiel sie wieder in ihre Gedanken? Sie saß stumm in sich selbst versunken da und starrte ins Wasser.

Es war die dunkelste Zeit der Nacht, kurz vor Sonnenaufgang. Die Luft, welche die ganze Zeit ungewöhnlich milde gewesen, ward plötzlich kühl; es fror die Damen in ihren dünnen Kleidern und sie rückten dicht aneinander, sich mit den Armen umfassend. Der Himmel war bezogen, Mond und Sterne unsichtbar; rings umher sah man nur dunkle Wasser. Die weniger Romantischen der

Gesellschaft sehnten sich in aller Stille nach ihrem warmen Bett. Jetzt war es Bernhard's Aufgabe, für die Unterhaltung zu sorgen und die Stimmung zu beleben. Er erhob sich, um seinen Vortrag zu halten.

„Sonne, Mond und Sterne," begann er mit komischem Pathos, „entziehen uns in diesem Augenblick all' ihr Licht. Eine natürliche Verstimmung hat uns darob ergriffen. Und hier stehe ich in der verwegenen Absicht, durch mein Wort das Dunkel zu verscheuchen, welches uns in diesem Augenblick umgibt. Meine Damen und Herren! Wenn man Jemanden vermißt oder sich nach ihm sehnt, was kann man da Besseres thun, als von dem Ersehnten sprechen und daher lassen Sie uns ein wenig über Sonne, Mond und Sterne sprechen und lassen Sie uns auch den Wind in unsere Gedächtnißrede einflechten, der uns seine Hilfe bei unserer Fahrt versagt hat. Glauben Sie ja nicht, daß ich jetzt eine astronomische Vorlesung halten will! Wenn ich sage, daß wir über Sonne, Mond und Sterne sprechen wollen, so sind das nur symbolische Ausdrücke — ich meine eigentlich, lassen Sie uns über das Schöne sprechen! Ueber Genuß, Freude, Glück und — hm — über Liebe! Es ist ein weitgreifender Gegenstand und ich beabsichtige auch nicht eine Abhandlung darüber zu liefern. Lassen Sie uns nur über einen Punkt uns einigen" — dabei fiel sein Blick auf Ellinor — „daß es eine Thorheit sein würde, wenn wir nicht jede Gelegenheit zu unschuldigem Genuß benützen wollten — ich sage unschuldigem, meine Damen — der sich im Leben darbietet. Die Weisen haben viel über die Kunst des Goldmachens gegrübelt. Weshalb? Weil sie einsahen, daß den Meisten die Genüsse des Lebens allzuschwer zugänglich seien, daß man der Menschheit daher keine größere Wohlthat erweisen könne, als dem Genuß eine allgemeinere Verbreitung zu geben. Diese Begriffe von Pflicht, Entsagung und dergleichen sind eigentlich nur dazu da, damit die Menschen sich mit irgend etwas trösten können, da das Glück leider nicht für Alle ausreicht. Aber das Glück ist jedenfalls das eigentliche Ziel des Lebens, dem Alle zustreben, ein Jeder auf seine Art. Das Glück, welches ich für meine Person über Alles schätze, ist der Schönheit und der Liebe Glück. Es leben Sonne, Mond und Sterne und Wind! Es leben Aufklärung, Liebe, Schönheit und Fortschritt! Hurrah!" —

Er schwenkte seinen Hut in der Luft und die andern Herren stimmten mit in seinen Hurrahruf ein. Die Damen machten ein etwas bedenkliches Gesicht und Tea sah mit unruhigem Blick zu Ellinor hinüber.

Jetzt hatten Alle ihren Antheil zur Erheiterung der Gesellschaft beigetragen; nur Ellinor fehlte noch. Man drang von allen Seiten in sie, ihren Beitrag zu liefern.

Mit Anstrengung schien sie sich aus ihren Träumen zu reißen.

„Ich bin wirklich in Verlegenheit," sagte sie. „Ich fühle es als meine Schuldigkeit, mich nicht meinen Pflichten gegen die Gesellschaft zu entziehen — und doch — mir fällt in diesem Augenblicke auch nicht ein Stückchen Poesie oder ein Märchen ein, womit ich die Gesellschaft unterhalten könnte. Ich habe freilich wohl ein Citat im Kopf, welches mich die ganze Nacht beschäftigt hat, aber ich glaube, daß es außer mir keinen der Anwesenden interessiren wird."

„Ist es vielleicht ein Bibelspruch?" bemerkte Bernhard in einem Tone, den

er sich vergeblich bemühte, ernsthaft erscheinen zu lassen; die Schelmerei lugte hervor.

„Nein, kein Bibelspruch," antwortete sie ruhig. „Aber es ist doch eins dieser geflügelten Worte, die man niemals ganz vergessen kann. Ich dachte an Ibsen's „Brand". Erinnern Sie sich der Scene, wo Agnes sich entschließt, das Weltleben zu verlassen und ihm zu folgen? Brand sagt zu ihr:

„Denke, daß ich strenge bin,
Alles oder Nichts verlange,
Sicher gibt mein harter Sinn
Niemals nach des Mitleids Drange.
Heißt's bei mir doch: auch das Leben
Wird als Opfer hingegeben,
Kommt man anders nicht ans Ziel."

Sie sagte die Verse mit leiser, etwas zitternder Stimme und niedergeschlagenen Augen her. Aber, als sie geendet hatte, sah sie plötzlich mit leuchtenden Augen in die Höhe, lehnte ihren Kopf zurück gegen das Segel und sagte aufwärts blickend und fast wie für sich gesprochen: „Das erscheint mir groß! Das Genießen kann seine Schönheit haben — das Opfer ist noch schöner!" —

Es ward stille im Boot. Bernhard bezeigte Lust, sich in einen Streit einzulassen, ward aber von Tea zurückgehalten. Die Andern sahen Ellinor erstaunt an. Einen Augenblick vorher war sie ganz wie Eine von ihnen gewesen, und nun mit einem Male war sie ihnen so fremd!

Eine gewisse Verstimmtheit und Müdigkeit bemächtigte sich Aller. Etliche Damen entschlummerten, den Kopf gegen die Schulter der Nachbarin gelehnt, die Herren zogen sich nach vorn und zündeten sich eine Cigarre an, um sich etwas zu ermuntern.

Aber plötzlich erwachten Alle und Leben und Bewegung kam in die Gesellschaft. Die Morgenröthe begann sich zu zeigen und dem Sonnenaufgang folgte eine frische Brise, die auf einmal das Boot auf die eine Seite warf. Kurz darauf eilte die ganze kleine Flottille mit schwellenden Segeln nach Hause, die Musik erklang von Neuem, man begrüßte sich aus den verschiedenen Böten und rief Hurrah und bald waren Schelmerei und Munterkeit wieder geweckt.

„Wie schön, daß Du gestern mit uns warst," sagte Tea ihrer Schwester, als sie in ihrem Schlafzimmer angelangt waren, um zu versuchen, einige Stunden zu schlafen. „Du siehst so heiter aus! Ich bin überzeugt, daß Du Dich amüsirt hast?"

Ellinor antwortete nicht. Sie flocht gerade das lange Haar der Schwester, welches durch den Wind ganz verwirrt worden. Sie blieb mit dem Ende der einen Flechte in der Hand gedankenvoll sitzen. Plötzlich beugte sie sich über die vor ihr knieende Schwester, lehnte den Kopf an den ihren und rief aus: „Gott lasse Dich glücklich werden, geliebte Schwester! Ich glaube und hoffe, daß man auf vielen Wegen zu ihm kommen kann. Der Eine geht durch Sonnenschein und Glück — der Andere durch Dunkel und Kampf und nur die Wahl ist uns nicht gestattet. Gott wählt für uns und gegen seinen Beschluß vermögen wir nichts."

„Und Du, Ella," sagte Tea, indem sie sich zu ihr wandte, den Arm auf der Schwester Kniee legte und ihr ins Gesicht sah. „Hast Du denn aller Hoffnung auf Glück entsagt?"

„Ja, Tea; den Weg, den ich betreten habe, verläßt man nicht ungestraft. Ich glaubte einen Augenblick, daß mir die Wahl noch frei stände — aber heute habe ich eingesehen, welch' unübersteigliche Kluft mich von meinem früheren Ich trennt. Ich versuchte es, mich der Lust und der Freude hinzugeben, aber ich vermochte es nicht. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie alt und fremd ich mich zwischen Euch fühlte! Laß Andere das Leben genießen und in ihrer Sorglosigkeit glücklich sein! Für Den, der einmal in die grundlose Tiefe der Forschung und des Wahrheitsdurstes geblickt — für Den, Tea, gibt es kein Zurücktreten. Leichtsinn oder Verzweiflung — das sind die einzige Alternative, welche das Leben bietet. — Aber ich will Dich lieber leichtsinnig als verzweifelt sehen, liebste Tea," setzte sie sanft hinzu und küßte sie auf die Stirn. „Für mich, die ich einmal angefangen habe, aus dem Becher der Verzweiflung zu trinken" — sie stieß Tea von sich, erhob sich und machte wenige Schritte mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen — „für mich gibt es keine andere Möglichkeit, als ihn bis zum letzten zu leeren." Sie blieb eine Weile in derselben Stellung stehen und das lange helle Haar fiel über die Stirn bis auf den Leib.

„Ella," sagte Tea betrübt.

Rasch erhob sie den Kopf, strich das Haar zurück und reichte Tea die Hand. „Betrübe Dich nicht meinetwegen," sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Vielleicht finde ich auf dem Grunde des Bechers drei echte Perlen: Glaube, Hoffnung und Liebe."

Dem warmen Sommer folgte eine Regenzeit, die nicht enden zu wollen schien. Die Schleusen des Himmels waren geöffnet und der Regen strömte bei Tag und bei Nacht.

Arvidsons waren nach Stockholm zurückgekehrt und das Brautpaar lebte unaufhörlich in Gesellschaften oder machte Visiten. Tea hatte ihren Schwager niemals gemocht, aber jetzt noch weniger als sonst, weil ihr Bräutigam eine lebhafte Abneigung gegen denselben empfand und seine Nähe so viel als möglich vermied. Er behauptete, daß schon sein Eintreten einen Druck auf die Gesellschaft ausübe und die Atmosphäre zu schwer fast fürs Athemholen mache. Es entstand dadurch ein etwas kühleres Verhältniß zwischen den Schwestern und nach ihrer Rückkehr trafen sie in den ersten Wochen nur wenig zusammen.

Es schien nicht, daß der Aufenthalt an der Küste günstig auf Ellinor's Gesundheit gewirkt habe; sie fühlte sich gedrückter denn je, und man konnte sich kaum noch verhehlen, daß sie an einer schleichenden Krankheit dahin siechte. Eines Tages, als Adrian vom Gottesdienst heimkehrte, den sie aus Kraftlosigkeit nicht besuchen zu können erklärt hatte, fand er sie in ihrem Bette.

Es war eine kleine Gesellschaft bei Arvidsons von einigen von Tea's Freunden und etlichen jungen Malern, Kameraden ihres Bräutigams. Sie waren gerade beschäftigt einige Tableaux zu stellen, die bald in einer Privatvorstellung auf dem großen Theater zum Besten eines wohlthätigen Zwecks aufgeführt

werden ſollten. In vollem Koſtüm und in pittoresken Stellungen ſtanden ſie mitten im Zimmer, als Adrian ganz unerwartet eintrat.

Bernhard murmelte Etwas zwiſchen den Zähnen über dieſe unwillkommene Unterbrechung. Tea ſenkte ihr Scepter, welches ſie in der Hand hielt und ging ihm entgegen.

„Lieber Adrian, es kam mir nicht in den Sinn, daß Du an einem Sonntage zu uns kommen würdeſt, ſonſt hätten wir dies nicht arrangirt. Aber Du brauchſt Dich ja nicht umzuſehen — willſt Du ins Cabinet gehen, ſo will ich es der Mutter ſagen laſſen, daß Du hier biſt."

„Ich muß ſofort mit ihr ſprechen," unterbrach er ſie in heftigem Tone.

„Darf ich Dich nicht erſt den Damen vorſtellen," ſagte Bernhard. „Du mußt nämlich wiſſen, daß Du Dich in ſehr vornehmer Geſellſchaft befindeſt. Hier haſt Du die Königin der Elfen, die ſchöne Titania ſelbſt und hier — aber vielleicht gedenkſt Du der Vorſtellung beizuwohnen und überraſcht zu werden."

Adrian konnte ſeine Gemüthsbewegung nicht beherrſchen.

„Ich muß augenblicklich mit meiner Schwiegermutter ſprechen!" rief er aus. „Wo iſt ſie?"

Er öffnete ohne Weiteres die Thür des Schlafzimmers von Frau Arvidſon und trat hinein.

„Er iſt der uncivilisirteſte Menſch, den ich je geſehen habe," rief Bernhard aufgebracht aus. „Wenn Sie nun am nächſten Sonntag in die Kirche gehen, meine Damen, ſo können Sie darauf zählen, durch eine donnernde Strafpredigt über Entheiligung des Sonntags erbaut zu werden."

Es währte ziemlich lange, bis Tea zurückkehrte. Sie war mit Mantel und Hut bekleidet.

„Meine Mutter und ich müſſen gleich fort," ſagte ſie, nur mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend. „Ella iſt gefährlich erkrankt."

Sie hatte einen heftigen Fieberanfall, als ſie kamen. Der Arzt, den Adrian auf dem Wege zu ihnen geholt hatte, war vor ihnen angekommen.

„Es iſt wohl eine ſehr ſtarke Erkältung," fragte Frau Arvidſon, welche die fixe Idee hatte, daß alle Krankheiten von Erkältung herrühren.

„Ach, Sie mit Ihren Erkältungen!" rief der nicht gerade übertrieben höfliche Arzt aus. „Sie iſt entkräftet, das iſt die Sache. Bleichſucht im höchſten Stadium; ſie hat kaum einen Tropfen Blut im ganzen Körper, ja, entkräftet iſt ſie."

„Entkräftet," wiederholte Frau Arvidſon, die ſehr ängſtlich war, dem Doctor zu widerſprechen, aber doch gern eine Erklärung dieſes ſo harten Wortes haben wollte. „Ich kann das nicht verſtehen."

„Wie, das können Sie nicht verſtehen?" Er wandte ſich zu ihr um. „Haben Sie denn vergeſſen, wie es ſchon im Frühjahr mit ihr ſtand? — kein Schlaf, keine Eßluſt — ſagte ich nicht ſchon damals, daß ſie überangeſtrengt und wie nothwendig es ſei, daß ſie fortkomme und ſich etwas zerſtreue? Aber was thaten ſie ſtatt deſſen? Sie ließen ſie heirathen, und noch dazu einen ſolchen Mann! Und dann blieb ſie den ganzen Sommer in dieſem ungeſunden

Stockholm — und ging umher bei den Armen und saß jeden Sonntag in der Kirche und dann wundern Sie sich, wenn ich sage, daß sie entkräftet sei?"

„Aber jetzt hat sie doch einige Wochen an der Westküste zugebracht," erdreistete sich Frau Arvidson einzuwenden. „Und das hätte ihr doch gut thun müssen, dächte ich. Sie war zu dünn gekleidet, als sie am Donnerstag bei uns war und deshalb befürchte ich, sie könnte sich erkäl—"

Sie hielt mitten im Worte inne, veranlaßt durch eine ungeduldige Geste des Arztes. „Wäre sie nicht an der Westküste gewesen, so hätte sie sich vielleicht länger aufrecht gehalten," wandte er ein. „Können Sie nicht verstehen, daß gerade dieser plötzliche Luftwechsel die Entkräftung veranlaßt? Hätte sie ein ganzes Jahr abwesend sein können — und am liebsten ganz vom Manne geschieden, so würde sie sich vielleicht erholt haben."

„Vielleicht sich erholt haben" — wiederholte Frau Arvidson erbleichend. „Halten Sie den Zustand für so ernst?"

„Ja, er ist so ernst, wie er nur irgend sein kann; sie hat ja keine Spur von Kraft, auf die man sich verlassen kann."

Mit diesen wenig tröstlichen Worten ging der schroffe, aber als Arzt unermüdliche Mann.

Er kam mehrere Male am Tage wieder. In den ersten Tagen litt die Kranke viel. Sie hatte fortwährend Erbrechen und Fieberanfälle, die mehrere Stunden anhielten. Außerdem hatte sie Nervenschmerzen in allen Gliedern und das Einzige, was ihr Linderung verschaffte, war ein leises, ununterbrochenes Reiben. Adrian konnte bisweilen eine ganze Stunde auf den Knieen vor ihrem Bett liegen und ihr Hände und Arme reiben, auch zwischen den Schultern sie streichen, wo die Schmerzen sich am stärksten festgesetzt hatten. Sie hatte eine Menge Einfälle und Launen und es hielt schwer, ihr etwas recht zu machen. Bald klagte sie, daß seine Hände zu kalt wären, bald rieb er zu rasch und konnte die schmerzhafte Stelle nicht finden. Niemand als die Mutter durfte ihr die Medicin reichen; wollte die Wartefrau es thun, so behauptete sie, daß sie die verkehrte Flasche genommen. Tea sollte den ganzen Tag am Fußende des Bettes sitzen in hellen und hübschen Toiletten, die sie immer zu wechseln bat. „Morgen will ich Dich in Blau sehen, Blau steht Dir am Besten — dann mußt Du auch einmal das neue gestickte Kleid anziehen."

Als die Mutter einmal schwarz gekleidet war, weinte sie und sagte, sie wolle nicht, daß sie nach ihrem Tode Trauer tragen sollten — sie könne die schwarze Kleidung nicht leiden. Bisweilen sprach sie auch von ihrem Grabe — sie sollten viele Blumen darauf legen und Bäume herum pflanzen — keine Tannen oder Cypressen, die wären so dunkel, sondern Espen; „die haben so hübsche Farben im Herbst und dann liebe ich so sehr das allmälige Entfärben der Blätter — es gleicht einem Herzen, das klopft und klopft und niemals Ruhe findet."

Adrian versuchte verschiedene Male, ihre Gedanken auf ernstere Gegenstände zu lenken, aber sie schrak davor zurück und wollte ungern mit ihm allein sein. Ihre Sprache und ihre Gedanken wurden immer unklarer. Das Fieber trat mehrere Male am Tage ein; alsdann sprach sie die ganze Zeit, aber ihre Um-

gebung konnte es nicht verſtehen. Inzwiſchen hatte ſie Anfälle von Todeskälte, die durch kein Mittel zu bewältigen waren. Dann klagte und jammerte ſie die ganze Zeit mit dem Taſchentuch zwiſchen den Zähnen. Bisweilen kamen ganz plötzlich Augenblicke von Klarheit und Ordnung in ihrem Gedankengang. Einmal, als ſie lange gelegen und vor ſich hingeſtarrt hatte, rief ſie plötzlich ganz laut: „Auch das Leben, das Leben wird — —!"

Die Gedanken ſchienen ſich wieder zu verwirren, ſie ſah ihren Mann ängſtlich fragend an.

„Wie war es doch? — Was folgt darauf?"

Mit halb vor Gemüthsbewegung erſtickter Stimme ſagte ſie dann:

„Auch das Leben
Wird als Opfer hingegeben,
Kommt man anders nicht ans Ziel."

Der Doctor trat gerade ein, als ſie dieſe Worte ſprach. Als er die Kranke verließ, verlangte er in heftigem Tone Adrian zu ſprechen.

„Darf ich fragen, Herr Paſtor, iſt es Ihre beſtimmte Abſicht, ihren Tod herbeizuführen? Dann ſprechen Sie es lieber aus — alsdann waſche ich meine Hände in Unſchuld und ſetze meinen Fuß nicht mehr in dieſes Haus."

„Was meinen Sie, Herr Doctor?" —

„Was für erbauliche Sachen ſind es, mit denen Sie ſie zu zerſtreuen ſuchen? Was für ein Grabgeſang war es, den ſie recitirte, als ich herein kam?"

„Ihre Seele beſchäftigte ſich mit großen und wichtigen Fragen. Das kann und will ich nicht hindern."

„Ihre Seele! — Nun, man kann es ja nennen, wie man will. Das Gehirn iſt durch das Fieber überhitzt, es iſt von großer Wichtigkeit, daß die Gedanken nicht ſo unaufhörlich arbeiten. Sie müſſen ſcherzend über ſolche Dinge hinweg gehen. Sprechen Sie über alles mögliche Leichte und Gleichgültige; genug, ſorgen Sie dafür, daß ſie nicht nachdenkt. Vor allen Dingen laſſen Sie ſie nicht ahnen, wie gefährlich ihr Zuſtand iſt — wir müſſen ſuchen, ſie ſo lange als möglich guten Muthes zu erhalten."

„Zu einer ſolchen Lüge gebe ich niemals meine Zuſtimmung," antwortete Adrian.

„Aber ich als Arzt gebe niemals meine Zuſtimmung zu Ihren Tollheiten," rief der Doctor aus. „Ich verbiete auf das Beſtimmteſte jedes aufregende Geſpräch."

„Kein Gebot der Welt wird mich hindern, ihr gegenüber meine höchſte Pflicht zu erfüllen," antwortete Adrian todtenbleich und ſtirnrunzelnd.

Der Arzt wandte ſich an Tea, die dem Wortwechſel der beiden Männer zugehört und ſehr verſucht war, ſich hinein zu miſchen, um den Doctor zu unterſtützen.

„Ich zähle auf unſer kleines Fräulein in dieſer Sache," ſagte er, ſie vertraulich am Kinn faſſend. Er vergaß immer, daß ſie nicht mehr das kleine Mädchen war, das er auf ſeinen Knieen hatte reiten laſſen.

„Wir werden nicht zugeben, daß unſere Schweſter beunruhigt wird, nicht wahr?"

Digitized by Google

„Ich werde es verhindern, so viel ich irgend kann," rief sie mit Nachdruck aus und warf ihrem Schwager einen herausfordernden Blick zu.

Dieser würdigte sie keiner Antwort, sondern wandte ihr den Rücken und ging hinaus.

„Ich habe diese Art Heiligen schon früher an Todtenbetten gesehen," sagte der Doctor aufgebracht. „Sie sind ganz unzugänglich, wie alle Menschen, die an einer fixen Idee leiden. Eine Seele — eine unsterbliche Seele! das ist ihre Monomanie."

„Aber, Herr Doctor, an eine unsterbliche Seele müssen wir doch Alle glauben? Sonst wäre der Tod ja etwas Entsetzliches."

„Ja, wer bestreitet denn, daß der Tod etwas Erschreckendes ist?" sagte der Doctor rasch. „Aber eben deshalb sollen wir ihn nicht noch entsetzlicher machen, als er ohnehin schon ist, und nicht dem armen Geschöpf die Stille und Ruhe der letzten Tage stören."

Es war in der Morgenstunde bei Tagesanbruch. Die Kranke hatte eine ungewöhnlich ruhige Nacht gehabt. Das Fieber, das wie gewöhnlich am Abend sehr heftig gewesen, war jetzt in der Nacht gesunken und Ella hatte einige Stunden ruhig geschlafen. Tea hatte von Mitternacht an gewacht und Adrian forderte sie jetzt auf, einige Stunden zu schlafen. Sie wagte aber nicht fortzugehen. Sie erwartete, daß ihre Schwester mit vollem Bewußtsein erwachen werde und wollte sie alsdann nicht mit ihrem Manne allein lassen. Sie blieb deshalb sitzen, obgleich die Augen ihr zufielen und der Kopf auf die Brust sank.

Adrian hatte sich auf das Sopha gelegt und war eingeschlafen, als eine scharfe Stimme vom Bette her rief: „Etwas Wasser!"

Tea sprang sogleich auf und reichte es ihr.

„Wo ist Mutter?"

„Sie legte sich nieder, als sie sah, daß Du so gut schliefst."

„Das freut mich. Arme Mutter! Sie verträgt nicht viel. Habe ich Fieber?"

„Ich glaube es nicht. Du bist so kalt anzufühlen."

„Ja, mich friert; Du hättest mir kein Wasser geben sollen. Wo ist Mutter?"

„Sie liegt im Zimmer nebenan. Soll ich sie rufen?"

„Nein, nein, wo ist Adrian?"

In demselben Augenblicke fühlte Tea eine Hand auf ihrer Schulter; als sie aufsah, stand Adrian neben ihr, verborgen durch einen großen Schirm, der ans Kopfende gesetzt war.

„Erzeig' mir den Gefallen, hinauszugehen," flüsterte er. „Ich will allein mit ihr sein." Tea erhob sich aus ihrer knieenden Stellung am Bette, um zu antworten; aber er ergriff sie bei der Hand und zog sie aus dem Zimmer.

„Nein, Adrian," rief sie aus, als sie draußen waren, „Du darfst sie jetzt nicht aufregen. Du mußt ja einsehen, wie gefährlich es werden könnte."

„Ich kann, ich darf es nicht hinausschieben, sage ich Dir. Es kommt vielleicht keine Gelegenheit wieder. Wie kann ich sie unvorbereitet ins ewige Gericht gehen lassen?"

„Ist ihr Leben denn nicht eine hinreichende Vorbereitung gewesen? Wenn

sie nicht vorbereitet ist, die so viel Entsagung geübt, so viel gekämpft hat, so weiß ich nicht —"

„Komme doch nicht mit dieser wohlfeilen Moral in einer Stunde wie diese, und glaube doch nicht, daß man Gott mit solchen Dingen versöhnt! Meinst Du denn, daß irgend ein Menschenleben, wie rein es auch in unseren Augen erscheine, vor dem Heiligen bestehen könne? — Was er fordert, ist Glauben, Glauben und Liebe — und das ist es gerade, was ihr fehlt."

„Und Du bildest Dir wirklich ein, es ihr schenken zu können?" sagte Tea, vor Angst und Aerger weinend. Sie hielt den Thürdrücker fest, um sein Eintreten zu verhindern.

„Ueberlaß das meinem eigenen Gewissen!" sagte er und legte seine Hand auf die ihre. Er war blaß und die Thränen traten ihm in die Augen. „Bist Du denn nicht überzeugt, daß ich sie schonen möchte," stammelte er mit bebenden Lippen.

Tea hatte nie so tiefes Gefühl an ihm wahrgenommen, sie ließ den Thürdrücker fahren und trat zur Seite. Er ging hinein und schloß die Thür hinter sich zu.

Ellinor bemerkte seine Gemüthsbewegung sofort. Sie sah ihn mit klarem, weit geöffnetem Blicke an und sagte: „Werde ich jetzt sterben?"

Er setzte sich auf die Kante des Bettes. Sie hatte gerade einen Anfall von Kälte. Er lehnte sich zurück in die Kissen, umschloß sie mit seinen Armen und legte ihren Kopf an seine Schulter — es war ihm auf diese Weise bisweilen geglückt, den Anfall zu mildern.

Sie wiederholte ihre Frage, aber diesmal mit leiserer Stimme. „Werde ich jetzt sterben?"

„Wenn es Gottes Wille ist — fürchtest Du den Tod?"

„Nein," sagte sie und legte den Kopf schwerer auf seine Schulter, indem sie die Augen schloß; „ich bin so müde!" —

Er zog sie näher an sich heran und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen. „Du hast also keine Zweifel mehr?"

„Nein," sagte sie, und schlug die Augen auf, mit dem früheren Glanz im Blicke. „Jetzt werden bald alle Räthsel gelöst."

„Aber Du glaubst doch, daß Christi Blut Dich von allen Sünden gereinigt hat?"

„Ich bedarf jetzt keines Glaubens mehr — das Wissen wird ja bald mein Theil."

„Nein, nein, so darfst Du nicht sprechen. Gott will, daß wir hier glauben sollen, um dort zu schauen. Hier müssen wir unsere Wahl treffen."

Sie schloß ihre Augen wieder und ein schmerzlicher Ausdruck flog über ihr Gesicht, der ihm einen Stich ins Herz gab.

„Ich kann nicht mehr," sagte sie in klagendem Tone; „ich bin so müde, — so müde!" —

Es klang wie ein Appell an sein Erbarmen und er fühlte sich auch nicht im Stande, weiter zu gehen. Ein heftiges Zittern fuhr durch ihren Körper und

die Zähne schlugen zusammen. Sie nahm die Decke dicht an sich heran und reckte die Hand aus, um zu klingeln, zog sie aber wieder zurück.

„Ich will keine Wärmflasche haben," sagte sie. „Das Fieber kommt gleich — es wird diesmal kein schlimmer Anfall von Kälte sein, ich bin schon warm, obgleich mich friert — fühle nur."

Sie legte ihre Stirn an sein Kinn und er fühlte, wie heiß dieselbe brannte, obgleich sie noch vor Kälte zitterte. — Nach einigen Augenblicken würde das Bewußtsein vielleicht wieder geschwunden sein, sagte er sich; er mußte noch einen Versuch machen, ihr zuzureden.

„Willst Du nicht versuchen, den einen Gedanken festzuhalten," sagte er mit großer Zartheit und Liebe in der Stimme, wie wenn er suchte, die strengen Worte zu mildern, die er auszusprechen gezwungen war; „es gibt keine Erlösung ohne Glauben."

Das Blut stieg ihr wieder zum Gehirn.

„Weshalb gibt Gott mir denn diesen Glauben nicht," sagte sie; „ich kann ihn ja nicht selbst ergreifen — und wie habe ich ihn darum gebeten, wie habe ich gelitten, mich selbst verleugnet, mich gequält, ihn zu finden! Dein Gott ist ein blutdürstiger, rachgieriger, herzloser Gott, und ich liebe ihn nicht."

Sie richtete sich im Bette auf und das Fieber brannte in ihren Augen. Ihre Worte wurden undeutlich und ihre Augen irrten ängstlich und suchend im Zimmer umher. „Wo ist er — wo ist er — ich sehe ihn nicht — bitt' ihn, herein zu kommen — weshalb kommt er nicht — er kommt nie, wenn ich ihn rufe. — Mutter! Mutter!" schrie sie plötzlich auf in großer Angst. „Weshalb kommt Mutter nicht, wenn ich sie rufe? Tea — Adrian! Weshalb verlaßt Ihr mich alle?"

Tea stürzte bei ihrem Rufe herbei. Die Schwester saß aufrecht im Bett und zupfte an der Decke, unaufhörlich, ganz mechanisch, aber immer undeutlicher die letzten Worte wiederholend, die ihr im Bewußtsein geblieben: „Er kommt niemals, wenn ich ihn rufe — er kommt nie — ich rufe — kommt — ich rufe nie — er kommt ..." Zuletzt sank sie ermattet in die Kissen und lag still mit geschlossenen Augen.

Tea lag weinend auf den Knieen an ihrem Bette.

„Hast Du ihr nun den Glauben und die Liebe gegeben, die ihr fehlten?" konnte sie sich nicht enthalten zu sagen.

Adrian sank bei diesen Worten zusammen.

„Mach' mir keine Vorwürfe," sagte er mit gesenktem Kopfe. „Ich bin hart genug für meinen blinden Hochmuth gestraft. Glauben und Liebe — das ist gerade, was mir selbst fehlt — und ich wollte es Andern geben!" Er fiel auf die Kniee und rang die Hände. „O Gott, ich habe ja nicht einmal so viel Glauben gehabt, um anzunehmen, daß Du Dein Werk ohne mich vollbringen könntest! Ich forderte Opfer von Andern und habe mein eigenes Ich nicht opfern können. Ich wollte Alles thun und Dir nichts überlassen. Ich bin so umstrickt von geistlichem Hochmuth gewesen, daß ich mich fast für einen Propheten des Herrn hielt, der unter Tausenden auserlesen, Gottes Werke auf Erden zu verrichten. Ja, ich habe mich zum Herrn über Gott gemacht; denn war er

nicht in seiner Menschengestalt die Milde und Liebe selbst, der ohne ein strafendes Wort der reuigen Sünderin vergab? Und ich — anstatt sie in ihres Gottes Hand zu lassen, wollte in eigenmächtiger Selbstgerechtigkeit ihr den Kelch der Erlösung reichen. Und so habe ich sie in die größte Sünde getrieben — in die einzige Sünde, die nicht vergeben werden kann — in den Haß gegen Gott! . ."

Als der Arzt kam, fand er den Zustand bedeutend verschlechtert und das Ende nahe, was er der Schwester mittheilte.

Adrian hatte sich eingeschlossen und betete mit schmerzlicher Inbrunst, daß ihm die Möglichkeit gegeben werde, seine Sünde wieder gut zu machen, daß sein Weib das Bewußtsein wieder erhalte, nur so lange, bis er ihr zugeflüstert: „nicht Gott ist hart und lieblos; nur ich war es. Nimm Deine bösen Worte zurück und flieg' in die Arme Deines barmherzigen Erlösers!"

Die ganze folgende Nacht saßen sie alle Drei in stummer Sorge an Ella's Bette und warteten auf das Dunkle, Geheimnißvolle, Unabweisbare, das sich jetzt nahete. Sie strengten sich bis zum Aeußersten an, um die Worte im Zusammenhang aufzufassen, die sie hin und wieder sprach; aber es waren abgebrochene Worte ohne Zusammenhang.

Plötzlich kam ein Augenblick des Bewußtseins in ihre Züge. Sie sah alle Drei an und nannte sie beim Namen: Mutter — Adrian — Tea, und dann noch einmal: Adrian. Sie heftete jetzt ihren Blick fest und bestimmt auf ihn; es war, als ob ihr ganzes früheres Ich wieder zurückgekehrt sei in diesem Moment; es war ganz ihr alter Blick, dieser klare, seelenvolle, weitgeöffnete Blick, der gleichsam die unendliche Ferne durchdringen zu wollen schien.

„Richtet mich auf!" sagte sie. Er stützte sie und sie saß einen Augenblick aufrecht. Das lange helle Haar wallte über die Kissen, die Fieberröthe auf den Wangen verbarg, wie eingefallen sie waren.

Sie sah täuschend jung und lebensvoll aus in diesem Augenblick, und ein leises Lächeln umspielte ihren Mund.

„Er kommt vielleicht doch," hörten sie sie jetzt sagen mit einer bekräftigenden Bewegung des Kopfes.

Das war Alles. Was sie später noch sagte, konnten sie nicht mehr verstehen. Ein Nebel umflorte ihre Augen und sie fiel schwer in die Kissen zurück.

Es war wie eine Offenbarung gewesen, dieser seelenvolle Ausdruck in den Augen, die klar und deutlich ausgesprochenen Worte. — Ach, hätte er nur glauben dürfen, daß diese Worte bezeichneten, was zu hören er sich so herzlich gesehnt! Aber es hatte fast ausgesehen, als ob sie diese Worte nur ausgesprochen hätte, getrieben durch das unklare Bewußtsein, eine Aeußerung gethan zu haben, die sie wieder gut machen müsse.

Gegen Morgen begann der Todeskampf. Als der Arzt kam, fand er sie alle auf den Knieen am Bette liegen. Die Mutter weinte still, Adrian hatte die Hände fest auf die Augen gepreßt und Tea sprach das Vater Unser unter strömenden Thränen.

Sie erhoben sich, als der Arzt kam, und dieser ging ans Bett, beugte sich über sie und horchte.

„Es ist vorbei!" sagte er.

Digitized by Google

Die Mutter stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Adrian lief aus dem Zimmer mit den Händen vor der Stirn. Sie war die Einzige, welche er jemals auf Erden geliebt. Er hatte sie im Leben nicht glücklich gemacht und ihr im Tode Trost und Hoffnung genommen.

Nach einer kleinen Weile kam er wieder herein und da war Alles still da drinnen. Die Mutter hatte sich wieder gefaßt, hatte der Tochter die Augen zugedrückt und die Hände gefaltet, und Tea, welche ihren Schwager jetzt besser, als früher verstand und Erbarmen mit ihm fühlte, führte ihn näher ans Bett und sagte: „Sieh, wie ruhig und glücklich sie aussieht! Wie eine Verklärte liegt sie da!"

Es war ihnen allen, als ob eine überirdische Schönheit ihren Schein über Ellinor's Antlitz gebreitet. Ein Funken von Hoffnung flog über Adrian's Züge; er wandte sich an den Arzt, der noch da war. „Haben Sie oft Todte mit so verklärtem Ausdruck gesehen?" fragte er. „Sicher muß Gottes Finger sie noch in der letzten Stunde berührt haben."

Aber der Arzt hatte seinen Unmuth gegen den Mann noch nicht überwunden, der nach seiner Ansicht das Ende durch seinen Fanatismus beschleunigt. Seine Antwort lautete deshalb hart und schonungslos. „So sehen die Meisten im Tode aus. Sogar bei den Selbstmördern kann man die Züge so ruhig und milde sehen. Der Tod macht keinen Unterschied — er schenkt Allen Ruhe!"

Adrian sank wieder auf einen Stuhl und zum ersten Male hörte man ihn schluchzen. „O Gott, nimm diesen Kelch von mir! Ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen."

Als Tea nach Hause zurückkehrte und ihren Verlobten wieder sah, fühlte sie, daß sich eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen geöffnet hatte. Es ward ihr klar, daß sie unmöglich ihr Leben an einen Mann fesseln könne, dem der Ernst fehlte. Sie löste das Bündniß, schloß sich in ihr Zimmer ein und nahm keinen Besuch entgegen. Die große Frage, welche der Tod unbeantwortet gelassen, brannte in ihrer Seele, und die zwei verschiedenen Lebensanschauungen, die sie am Todtenbett vernommen hatte, bekämpften sich in ihrem Innern.

„Ohne Glauben und Liebe keine Erlösung," hieß es auf der einen Seite; und auf der andern: „der Tod macht keinen Unterschied — er schenkt Allen Ruhe."

Der Tod der Prinzeß Charlotte von England.

Die „Deutsche Rundschau“ brachte in ihrem Maiheft die Fortsetzung eines Romans „Unter uns“ von Ossip Schubin. Darin wird S. 166 erzählt, daß ein Herr sich nicht zu entschließen vermag, einem Bekannten in einer Lage, die für diesen compromittirend werden kann, den Staar zu stechen, weil er fürchtet, eine Indiscretion zu begehen. Darüber heißt es:

„Wenn der General sich nicht entschließen konnte, dem blinden Sterzl die Binde von den Augen zu nehmen, so war es, weil er an einer echt Stockmarischen Abneigung litt, sich in Sachen zu mischen, die ihn nichts angingen. Ganz wie der berühmte Baron Stockmar würde er sich nie erlaubt haben, einem Freund, für den er allenfalls sein Herzblut vergossen hätte, das Leben zu retten durch eine Indiscretion. Die Angst Indiscretionen zu begehen, ist bekanntlich die einzige Form der Feigheit, welche in der großen Welt für verdienstlich gilt.“

Warum gerade der Baron Stockmar hier herbeigezogen ist, wird jeder Leser sich fragen, die meisten wohl um so mehr, als sie aus dem Gesagten gar nicht verstehen können, wo denn Stockmar solche Beweise krankhafter, sich als Feigheit charakterisirender Discretion gegeben haben soll, die hier als gewissermaßen sprüchwörtliche, typische Stockmar'sche Eigenthümlichkeit behandelt wird. Verstehen wird den Ausfall nur der, welcher die Artikel gelesen hat, die der verstorbene St. René Taillandier in den Jahren 1876—1879 in der „Revue des deux Mondes“, erst unter dem Titel: „Le médecin de la Reine Victoria“, dann unter dem Titel: „Le conseiller de la Reine Victoria“, veröffentlicht hat. Es waren Artikel, in denen er meine „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn von Stockmar“, mit der Tendenz, meinen Vater möglichst zu verunglimpfen, unbefangen und rücksichtslos ausplünderte. Aus diesen Artikeln hat St. René Taillandier dann ein zweibändiges Buch unter dem Titel: „Le roi Léopold et la Reine Victoria. 1878.“ zusammengestellt, ein merkwürdiges Gemisch von Kenntniß und Urtheil mit der ärgsten Unkritik und Flüchtigkeit in Behandlung der Thatsachen und Verschrobenheit in deren Auffassung.

Der erste jener Artikel der „Revue“ (1. Januar 1876) war betitelt: „La Princesse Charlotte“. In demselben war, hauptsächlich unter Benutzung der „Denkwürdigkeiten“, erzählt, wie sich Stockmar, damals Arzt des Prinzen Leopold von Coburg, des Gemahls der Prinzeß Charlotte, während deren Schwangerschaft und ihres mit dem Tode endenden Wochenbetts, verhielt. Das Resultat aber, das St. René Taillandier aus dem in den „Denkwürdigkeiten“ Mitgetheilten zieht, ist: Stockmar habe die Behandlung der Prinzeß durch die englischen Aerzte für falsch gehalten; er habe jedoch, um jeder unangenehmen Friction auszuweichen und aus Furcht vor aller Verantwortlichkeit, jede Bethätigung seiner Ansicht vermieden; er habe mithin, gibt St. René Taillandier zu verstehen, aus cynischem und feigem Egoismus es abgelehnt, das Seinige zu thun, um die Gemahlin seines Herrn vom Tode zu retten.

Offenbar hatte O. Schubin jenen Artikel von St. René Taillandier gelesen, und die Anklage gegen meinen Vater in dem Roman „Unter uns“ wird als eine Remi-

Digitized by Google

niscenz aus jenem Artikel wenigstens verständlich, wobei es sich sonderbar fügt, daß gleichzeitig eine Dame, Luisa Saredo, in einem Artikel über „La Principessa Carlotta d'Inghilterra" der „Nuova Antologia" vom 15. Mai sie gleichfalls wieder vorbringt.

Die Dinge, um die es sich handelt, gehören zur Geschichte der Prinzeß Charlotte, einer historischen Persönlichkeit, und so mag es erlaubt sein, hier die Thatsachen und das Urtheil darüber gegen die von dem französischen Schriftsteller herrührenden Verdrehungen richtig zu stellen.

Prinzeß Charlotte, die Tochter des Regenten, nachmals Königs Georg IV. von England, und der unglücklichen Caroline von Braunschweig, vermählte sich am 2. Mai 1816 mit dem Prinzen Leopold von Coburg, dem späteren ersten König der Belgier. Sie starb am 6. November 1817 nach der Geburt eines todten Knaben.

Stockmar, bis dahin ein bescheidener Coburgischer Militärarzt, war kurz vor der Vermählung des Prinzen dessen Leibarzt geworden. Als solcher hatte er mit der ärztlichen Behandlung der Prinzeß nichts zu thun. Während er aber Anfangs in Fällen, wo deren Leibarzt nicht sogleich gerufen werden konnte, der Prinzeß hier und da verschrieben hatte, machte er es sich zum strengen Gesetz, von dem Augenblicke der Schwangerschaft an, allen und jeden Antheil an der Behandlung der hohen Dame zu vermeiden. Der Leibarzt der Prinzessin war der berühmte Dr. Baillie; als Accoucheur ward der Erste seines Fachs, Sir Richard Croft, zugezogen. Stockmar glaubte in der Behandlung der Prinzeß durch die englischen Aerzte nach Verlauf des ersten Drittels der Schwangerschaftperiode Fehler zu entdecken. Sie kamen alle darauf hinaus, daß man damals in England die Methode hatte, den Organismus der Schwangeren durch Blutentziehung, abführende Mittel und eine nicht kräftige Diät herabzustimmen. Stockmar war nun zwar weit entfernt — er sagt es ausdrücklich „Denkwürdigkeiten" S. 102 — einen tödtlichen Erfolg dieser seines Erachtens fehlerhaften Methode vorher zu sehen; allein als Diener des Prinzen Leopold hatte er offenbar die Pflicht, seine abweichende Ansicht, soweit es möglich war, zum Heile der Prinzessin geltend zu machen. Er gesteht in seinen Briefen offen, daß er sich für die Sache keinen Erfolg davon versprach, wenn er *direct* gegen die englischen Aerzte aufgetreten wäre. Wie konnte, bei der Geringschätzung alles Continentalen, die vor siebenzig Jahren in England noch stärker war als heute, die Meinung eines obscuren deutschen Arztes gegen englische ärztliche Autoritäten und herrschende Ansichten ins Gewicht fallen?

Stockmar hat also diesen Weg, seine Pflicht gegen seinen Herrn und dessen Gemahlin zu thun, als für die Sache aussichtslos, gar nicht versucht. Und dies ist nun der cynische, feige Egoismus, den ihm St. René Taillandier vorwirft. Dabei wird nur die wesentliche Thatsache übersehen, daß Stockmar, um seine abweichende medicinische Ansicht zur Geltung zu bringen, einen *andern* Weg einschlug, den man, wie die Dinge lagen, für den *zweckmäßigen* halten muß. Wem war am meisten an der Erhaltung der Prinzessin gelegen? Offenbar dem Prinzen. Wer war am ersten in der Lage, auf die englischen Aerzte einzuwirken? Offenbar der Prinz. Es war also das Zweckdienlichste, wenn Stockmar seine Bedenken dem *Prinzen* vortrug, und *das hat er gethan*. „Als ich," schreibt er „Denkwürdigkeiten" S. 102, „als täglicher Beobachter Fehler in der Behandlung zu bemerken glaubte, hielt ich dem Prinzen eine lange Vorlesung und ersuchte ihn, meine Bemerkungen den Leibärzten der Prinzessin bekannt zu machen." —

Ueber das Resultat fehlt uns jede Nachricht. Jedenfalls hat Stockmar's Schritt auf die thatsächliche Behandlung der Prinzeß keine praktische Wirkung geübt. Drei Dinge sind möglich. Entweder der Prinz theilte Stockmar's Auffassung nicht, oder er hat es aus andern Gründen nicht zweckmäßig gefunden, mit den englischen Aerzten darüber zu verhandeln, oder er hat dies gethan, aber ohne Erfolg. Wie dem auch sei; Stockmar hat seine Pflicht gethan: er hat seine Ansicht an *der* Stelle ausgesprochen, wo der meiste Erfolg zu hoffen war. Was bleibt hiernach von dem feigen Egoismus übrig, der aus Furcht sich irgendwie zu compromittiren, wo es gilt ein Leben zu retten, sich lieber völlig passiv verhält?

Daß Stockmar seine Pflicht gethan, war damals offenbar die Ansicht des Mannes, dem die Erhaltung der Prinzeß am meisten am Herzen lag, und der alle einschlagenden Verhältnisse genau, gewiß genauer als St. René Taillandier kannte — nämlich des Prinzen Leopold. Der unwiderlegliche Beweis dafür liegt darin, daß, wie in den „Denkwürdigkeiten" und danach auch bei St. René Taillandier selbst ausführlich zu lesen, Stockmar's Verhältniß zu seinem Herrn gerade von dem Tode von dessen Gemahlin an ein besonders inniges und vertrautes wurde. „Am Todtenbett selbst," erzählt Stockmar in seinem Tagebuch („Denkwürd." 105) „drückte er mich an sich und sagte: ich bin nun ganz verlassen; versprechen Sie mir immer bei mir zu bleiben."

Wie stellt sich schließlich das Urtheil über die Ursachen des Todes der Prinzessin?

Der Sectionsbericht hat mir vorgelegen; ich habe ihn einem erfahrenen deutschen Arzte mitgetheilt. Er urtheilte, es sei daraus über die Ursache des Todes nichts zu entnehmen. Das sonst vorhandene Material über die Frage ergibt auch keinen sicheren Schluß.

Nicht unwahrscheinlich klingt die Annahme, daß in Folge der der Entbindung vorausgegangenen herabstimmenden Behandlung die Kräfte dem fünfzigstündigen Kampf von den ersten Wochen bis zur Geburt des todten Kindes nicht gewachsen waren. Künstliche Hilfe aber lehnten die englischen Aerzte ab, weil sie das Princip hatten, damit unter allen Umständen zurückzuhalten, so lange die Natur die Entbindung bewirken könne. Es ist mir zufällig bekannt, daß die Mutter des Prinzen Leopold, Herzogin Auguste von Coburg, den vorerwähnten beiden Umständen zusammen (Behandlung vor der Geburt, Unterlassung künstlicher Hilfe) den Tod ihrer Schwiegertochter zuschrieb. Im Allgemeinen aber gelangte man schon damals zu keinem unbestrittenen Resultat über die Ursache des Todesfalls.

Wer will nun gar jetzt, nach fast siebenzig Jahren, mit Zuversicht über den Fall urtheilen? Wer kann übersehen, daß die Wissenschaft der Gynäkologie und Geburtshilfe seit 1817 bedeutende Fortschritte gemacht hat? Gibt es doch Erscheinungen des Wochenbetts, die in ihrer tödtlichen Bedeutung überhaupt erst später gewürdigt worden sind. Es ist also keineswegs ausgeschlossen, daß die eigentliche Todesursache eine damals noch gar nicht verstandene und bekannte war, die mit den erwähnten Umständen nichts zu thun hatte.

Der Geburtshelfer Sir R. Croft verfiel, wie in den „Denkwürdigkeiten" S. 108 zu lesen, seit dem Tode der Prinzeß in einen Zustand der tiefsten, an Geisteszerrüttung grenzenden Beängstigung und Aufregung und brachte sich am 14. Februar darauf ums Leben. Ein Menschenkenner wird daraus nicht die Gewißheit folgern, daß Croft sich bestimmter, von ihm begangener Versehen zweifellos bewußt war. Er wird nicht mehr sagen, als was Stockmar's Tagebuch in einem Croft gewidmeten Nachruf ausspricht: „Armer Croft! Als das Unglück geschehen war, erwachten gewiß Zweifel in Dir, ob Du es nicht habest anders machen sollen, und diese Zweifel, mit der Unmöglichkeit, das Publicum, selbst wenn Du unschuldig warst, von Deiner Unschuld zu überzeugen, sie wurden Deine Hölle!"

Berlin. Ernst v. Stockmar.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Der äußere Verlauf des Sommers 1884 ist von demjenigen früherer Jahre wenig verschieden gewesen. In allen wesentlichen Punkten finden wir das uns gewohnt gewordene, von Woche zu Woche den Rahmen wechselnde Bild wieder. Auf die politische Winter- und Frühlingsarbeit ist die Zeit der Abspannung und Ermüdung gefolgt, welche die Parteipresse mit den herkömmlichen Plänkeleien und mit Hinweisen auf die Nothwendigkeit rechtzeitiger Einrichtung auf die Wahlen auszufüllen sucht. Die Justiz und die öffentlichen Unterrichtsanstalten sind den Parlamenten in die Ferien gefolgt, die niemals rastende Verwaltungsmaschine hat mit der Ausführung der beschlossenen und der Vorbereitung von neuen Gesetzgebungsarbeiten vollauf zu thun, die große Mehrheit der Bevölkerung aber sucht sich mit den öffentlichen Angelegenheiten so rasch wie immer möglich abzufinden. Der politische Horizont ist anscheinend unbewölkt geblieben, das zur Grundlage des Weltfriedens gewordene freundschaftliche Einverständniß zwischen dem deutschen Reiche und dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaate durch eine Begegnung unseres Kaisers mit dem Kaiser Franz Joseph und durch die vielbesprochne Varziner Reise des Grafen Kalnoky neu besiegelt worden; die in den beiden Hauptstädten des Westens versammelten Parlamente vermögen trotz des Geräusches, das ihre Berathungen begleitet, den auf ihnen lastenden Ueberdruß an der unaufhörlichen Wiederholung der nämlichen Formeln nicht zu verleugnen und die Besorgnisse vor dem Umsichgreifen der in Südfrankreich erschienenen Seuche haben sich, nachdem sie die Schwankungen der Krankheitsziffer eine Weile mitgemacht, trotz der Ausbreitung des Uebels über den Norden des ängstlich gehüteten Italien, wieder beruhigt. Der an den Grenzen der Kulturwelt drohenden kriegerischen Gefahren sind wir nachgerade so gewohnt geworden, daß sie die Friedenszuversicht kaum mehr zu stören vermögen, und daß die Frage nach den Einwirkungen chinesisch-französischer und britisch-ägyptischer Verwicklungen auf das europäische Concert außerhalb der zunächstbetheiligten Kreise nur noch aus Rücksicht auf das Herkommen wiederholt wird. Seit den großen Umwälzungen der siebziger Jahre in die Wirbel der großen Politik gezogen, sind wir derselben nachgerade ebenso gewohnt geworden, wie unsere Nachbarn.

Damit hängt zusammen, daß die große Haupt- und Staatsaction des letzten Monats, die Auflösung der in London abgehaltenen ägyptischen Conferenz, nirgend in Europa einen tiefer gehenden Eindruck gemacht hat. Trotz oder wegen der Unsicherheit der ägyptischen und sudanesischen Zustände thun Engländer und Franzosen, als ob mit den Versuchen zu einer Verständigung über die finanzielle Zukunft des Nillandes lediglich eine politische Anstandspflicht erfüllt worden sei. Diesseit wie jenseit des Canals prävalirt die Empfindung der Befriedigung darüber, daß man die Hände frei behalten hat und daß die Frage nach dem künftig für die vicekönigliche Regierung zu bestellenden Vormunde offen geblieben ist über allen entgegenstehenden Erwägungen

und den naheliegenden Besorgnissen vor einem schließlichen gewaltsamen Zusammenstoß. Auf französischer Seite sieht man es als Erfolg an, daß die von Mr. Gladstone vorgeschlagene Herabsetzung des Zinsfußes des nicht privilegirten Theils der ägyptischen Staatsschuld an der Parteinahme der festländischen Mächte für die Auffassung des Pariser Cabinets gescheitert ist, und daß Frankreich und Europa sich alle Rechte vorbehalten haben; während die Londoner Presse das entscheidende Gewicht auf die wiedererlangte Freiheit der britischen Action, auf die Beseitigung des im Mai dieses Jahres getroffenen englisch-französischen Abkommens und auf die Ablehnung des Vorschlages legt, im Falle fortgesetzter Verlegenheiten der ägyptischen Staatscasse eine gesammteuropäische Controle Platz greifen zu lassen. Beide Theile thun, als habe die Conferenz ihre intimsten Wünsche und Gedanken errathen, indem sie die aufgeworfene Frage unbeantwortet ließ. — Nach britischer Auffassung versteht die Antwort auf dieselbe sich von selbst. Reichen die Mittel zur vollen Verzinsung der ägyptischen Schuld nicht aus, so werden (wie die „Pall Mall Gazette" bereits vor drei Wochen ausführte) die Betheiligten nehmen, was sie bekommen und sich der thatsächlichen Zinsreduction im eigenen Interesse fügen: ohne daß es politischer Zugeständnisse von Seiten Mr. Gladstone's bedurft habe, werde auf solche Weise tacite und mühelos erreicht sein, was mit der Einberufung der Conferenz mühsam und geräuschvoll erreicht werden sollte. Frankreichs Berufungen darauf, daß der Gang der bisherigen Verhandlungen dem eigenmächtigen Vorgehen Englands einen Riegel vorgeschoben und fernere Beschlußfassungen über die Geschicke von Mehemed Ali's Erbe den europäischen Großmächten anheim gestellt habe, setzt man jenseit des Canals ein höhnisches Achselzucken entgegen: man verläßt sich darauf, daß Niemand Neigung und Fähigkeit verspüren werde, einem energischen britischen Vorgehen in den Arm zu fallen! Deutschland pflege sich an Dingen, die seine Interessen nicht berührten, überhaupt nicht zu betheiligen, — Oesterreichs Orientpolitik habe in Saloniki ihre natürliche Grenze und Rußland sei in Asien viel zu eifrig beschäftigt, um sich durch Vorgänge in Afrika das Concept verrücken zu lassen. An der Isolirung der französischen Republik aber sei dadurch, daß die übrigen Mächte den englischen Vorschlägen nicht zustimmten, kein Haar breit geändert worden. In China, Anam und Madagaskar engagirt, sei Frankreich nicht in der Lage, auf den Gang der ägyptischen Dinge irgend welchen Einfluß üben zu können, — greife England nur zu, so werde das übrige, lediglich an der Freiheit des Suezcanals interessirte Europa, den vollendeten Thatsachen gegenüber dieselbe Politik des Gehenlassens befolgen, welche im Sommer 1882 beobachtet worden. Die Folgen der Auflösung des vieljährigen westmächtlichen Einverständnisses würden auf Frankreich, nicht auf England zurückfallen, das die Wahrheit des Wortes zu beweisen wissen werde, nach welchem „der Starke am mächtigsten allein ist."

Zu der unsichern und lahmen Haltung, welche die Regierung Gladstone's den ägyptischen und sudanesischen Schwierigkeiten gegenüber bisher bewiesen hat, will diese entschiedene Sprache so wenig stimmen, daß dieselbe vorerst keinen rechten Eindruck zu üben vermag. Es wird darauf ankommen, ob den stolzen Worten die entsprechenden Thaten folgen. Die Entsendung eines Ober-Commissars, der neue Informationen über die bereits ein halbes Dutzend Male untersuchte und bis zum Ueberdruß erörterte Lage in Kairo und Alexandrien einziehen soll und die Bewilligung einer zur Befreiung Gordons bestimmten Geldsumme können für solche Thaten nicht gelten, weil sie sich lediglich als Versuche zur Wiedergutmachung schmählicher Versäumnisse darstellen, — weitere Entschließungen dürften aber erst gefaßt werden können, wenn die allgemeine Lage sich deutlicher übersehen läßt, als das gegenwärtig der Fall ist. Die Zukunft der englisch-ägyptischen Politik wird einerseits von der Entscheidung des chinesisch-französischen Streites, andererseits von dem Ausgang der in England selbst entbrannten Parteikämpfe bedingt sein. — Allzu günstige Zeichen sind es bisher nicht gewesen, welche die auf das Geheiß des Ministeriums Gladstone begonnene radicale Agitation gegen den Oberhaus-Beschluß in Sachen der Wahlreform-Bill begleitet haben. Von einer Anzahl kleiner, wenig beachteter Veranstaltungen abgesehen, ist es bei dem e i n e n Entrüstungs-

Meeting geblieben, das am Montage nach der entscheidenden Abstimmung der Pairs zu London in Scene gesetzt wurde und das in der herkömmlichen Weise verlief, ohne die Ruhe der Lords irgend gestört zu haben. Während der folgenden Wochen bildete die ägyptische Angelegenheit den fast ausschließlichen Gegenstand der öffentlichen Erörterung und trat die Beschäftigung mit der Wahlreform vollständig in den Hintergrund. Kein Zweifel, daß dieselbe nach Beginn der parlamentarischen Ferien mit verdoppelter Stärke wieder aufgenommen und daß von den Bright, Chamberlain und Genossen ein neuer Ansturm gegen die einzige von dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse unberührt gebliebene Institution Alt-Englands versucht werden wird. Für ebenso ausgemacht darf man ansehen, daß die verlangte Reform des Oberhauses fortan auf der britischen Tagesordnung bleiben und trotz der Fragwürdigkeit ihrer Nützlichkeit schließlich in der einen oder der anderen Form durchgesetzt werden wird. Höchst zweifelhaft erscheint dagegen, ob Mr. Gladstone und dessen Collegen diesen Triumph der demokratischen Idee über die einzige überhaupt noch vorhandene Aristokratie erleben und von demselben Vortheil ziehen werden. Zunächst liegt die Sache so, daß die Tories sich rühmen dürfen, consequentere Vorkämpfer der Wahlreform zu sein, als ihre liberalen Gegner und daß es schwer halten wird, der Forderung einer mit der Erweiterung des Wahlrechtes verbundenen Neuvertheilung der Wahlsitze einen reactionären Charakter anzuheften. Das an und für sich durchaus unenglische Begehren des Radicalismus, der beschleunigten Durchsetzung einer einzelnen Maßregel zu Liebe mit Verfassungs-Umgestaltungen vorzugehen, ließe sich allenfalls rechtfertigen, wenn die Lords die Wahlreform-Bill als solche verworfen hätten. Da das nicht zutrifft, die Annahme dieses Gesetzes vielmehr von einer Vorbedingung abhängig gemacht worden ist, deren Berechtigung die Regierung selbst anerkannt hat, handelt es sich lediglich um eine Frage des Datums, genauer gesagt, um eine Frage der Reihenfolge.

Ueber die Verhandlungen der zur Verfassungsrevision einberufenen französischen Nationalversammlung hat die Pariser Presse sich so deutlich ausgesprochen, daß Beurtheilern des Auslandes das Wort vorweg genommen worden ist. Die Maßlosigkeiten, in denen die Ultras von Links und Rechts sich in einer Angelegenheit überboten, deren schließliches Resultat von vorn herein feststand, werden dem Ministerium Ferry zu einer Befestigung seiner Position verhelfen, die demselben gegönnt werden kann. Daß die Verfassungs-Revision nach der durch den Senat vorgenommenen Streichung des Artikel 8 der Vorlage zu einem Messer ohne Klinge und Stiel geworden, vermögen freilich auch die eigenen Anhänger nicht zu bestreiten. Unter den gegebenen Verhältnissen kommt es darauf aber schlechterdings nicht an. Wo die Beweise für die Nothwendigkeit einer abermaligen Abänderung des vor noch nicht zehn Jahren erlassenen Staatsgrundgesetzes so vollständig fehlen wie in dem modernen Frankreich, erscheint es im Gegentheil völlig gerechtfertigt, wenn man die künstlich aufgeregte öffentliche Meinung mit einer möglichst geringen Abschlagszahlung zu beruhigen, das eingebildete Bedürfniß durch ein bloßes Schaugericht zu stillen versucht. Nachdem die Mehrheit der im Herbste 1881 erwählten Deputirten die Thorheit begangen hatte, sich auf eine Verfassungs-Veränderung zu verpflichten, muß ihr geradezu als Verdienst angerechnet werden, wenn sie das zu übler Stunde abgegebene Versprechen so wohlfeil wie immer möglich einzulösen sucht. Ob die Masse der urtheilslosen Wähler ihrer Urtheilslosigkeit durch Gehorsam gegen die Einflüsterungen der Opposition oder durch den Glauben daran, daß ihr der Wille wirklich gethan werde, ein zweites Zeugniß ausstellen wird, dürfte aber auch in diesem Falle von Umständen abhängen, die mit der Sache selbst nichts zu schaffen haben. Die Zukunft des Ministeriums Ferry ist bedingt durch den ferneren Gang der Entwicklungen in Aegypten und Hinterasien und durch die Gestalt, welche die allgemeine europäische Politik annehmen wird. — Erst wenn die Erregung über das unwürdige Gaukelspiel der Congreßverhandlung vorüber ist, wird man in den weiteren Kreisen der französischen Gesellschaft eine Einsicht in die Bedeutung des zweiten August 1884 gewinnen und verstehen lernen, daß der Bruch mit England einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Republik eingeleitet hat. Bisher sind die publicistischen Erörterungen darüber, ob man Angesichts der Feindseligkeit des Ver-

bündeten von 1853 nicht am besten thun würde, ein verbessertes Verhältniß zu dem verhaßten Gegner von 1870 zu suchen, bloße Spielereien, publicistische Effectstücke gewesen, mit denen man die Pariser unterhalten und die Londoner ärgern wollte. Hinter die ernste Seite der Sache wird man indessen bald genug kommen. Will das Geschick, daß der abermalige Thronwechsel in Anam und die immer bedrohlicher werdende Verwicklung mit China kriegerische Conflicte herbeiführen und daß England sich diese direct zu Nutzen macht, so *muß* die französische Republik sich wohl oder übel zu einer veränderten politischen Frontstellung entschließen. Mit den großen Continentalmächten auf den richtigen Fuß kommen und sich mit Deutschland verständigen sind heut' zu Tage gleichbedeutende Begriffe. Auf die bekannten Auslassungen des „Figaro" Gewicht zu legen oder dem Wahne zu huldigen, als werde die an die Franzosen gerichtete Aufforderung „sich über Elsaß-Lothringen zu beruhigen und sodann die Weltherrschaft mit uns zu theilen", irgend welche Wirkungen üben, — muß selbstverständlich der Gutgläubigkeit des publicistischen Dilettantismus überlassen bleiben. Weder ist daran zu denken, daß der seit vierzehn oder — wenn man will seit achtzehn — Jahren in Frankreich aufgesammelte Groll mit *einem* Windstoß weggeblasen werden könnte, noch hat es irgend welchen Sinn von einer zwischen Frankreich und Deutschland getheilten „Weltherrschaft" zu reden. Uns, die wir die Erhaltung des Friedens auf die Fahne der mit Oesterreich abgeschlossenen Alliance geschrieben haben, hat nach der „Weltherrschaft" niemals gelüstet und am wenigsten nach einer solchen, die mit Frankreich getheilt werden müßte. — Darum bleibt aber nicht minder wahr, daß der Bruch des Nothankers einer Alliance mit England, Frankreich nicht nur von der Möglichkeit eines Losbruchs nach Osten ausgeschlossen, sondern in die Lage gebracht hat, um jeden Preis einen Ausweg aus seiner bisherigen Isolirung suchen zu müssen. So lange französische und englische Interessen einander an drei verschiedenen Punkten, in Aegypten, in Hinterasien und auf Madagaskar feindlich gegenüber stehen, kann kein französischer Staatsmann an die Wiederaufnahme einer festländischen Action denken, — keiner sich daran genügen lassen, daß man zu den übrigen europäischen Mächten äußerlich auf dem Friedens-Fuße steht. Die Republik wird sich mit ihren festländischen Nachbarn wenigstens halbwege verständigen müssen, wenn sie in dem entbrannten Streite mit England nicht von Hause aus den Kürzeren ziehen will. Bei dem engen Zusammenhang der ägyptischen Frage mit dem großen orientalischen Problem spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Angelegenheit für Jahre hinaus auf der Tagesordnung bleiben und daß der einmal vorhandene Riß sich in demselben Maße vertiefen und verbreitern werde, in welchem Frankreichs coloniale Bedrängnisse sich vermehren. Dafür aber liegen die verschiedensten Anzeichen vor. Die gewaltsame Beseitigung des zweiten zur Annahme des Vertrages von Hué gepreßten Anamitischen Herrschers hat den Werth dieses Abkommens auch in der Schätzung der Pariser Politiker erheblich herabgedrückt und die Befürchtung nahe gelegt, daß der Bruch mit China zu einer abermaligen Erhebung in Tonking das Signal geben werde. Heute, wo das französisch-englische Tafeltuch in aller Form zerschnitten ist, stellen die mit einem chinesischen Kriege verbundenen Gefahren sich aber dreifach größer dar, als vor Jahresfrist, wo Marquis Tseng seine ersten Einwendungen gegen die Verwandlung Anams in einen Vasallenstaat der Republik erhob. — In der neueren Geschichte Frankreichs hat das Einverständniß mit England eine zu große Rolle gespielt, als daß der Verzicht auf dasselbe den aus der Schule Gambetta's hervorgegangenen Pariser Staatsmännern nicht außerordentlich hart angekommen sein sollte; seit der verhängnißvolle Entschluß einmal gefaßt worden, ist die alte nationale Antipathie dafür mit einer Schärfe erwacht, die die Betheiligten selbst nicht erwartet hatten. Man ist bereits gegenwärtig im Begriff, sich in eine Leidenschaftlichkeit hineinzureden, die nicht stärker sein könnte, wenn Mr. Gladstone für das himmlische Reich direct Partei ergriffen und auf die Zerreißung des Vertrages von Tientsin unmittelbar hingewirkt hätte. Was bleibt da übrig, als die *letzten* Gedanken der um die elsässisch-lothringischen Brüder trauernden Nation nur symbolisch zum Ausdruck zu bringen, die Verwirklichung des Hannibal-Schwurs ad meliores fortunas zu vertagen und sich's gefallen zu lassen, daß die

Loyalität des Feindes, dem dieser Schwur gegolten, einen Rückhalt bildet gegen das Uebelwollen der bisherigen Freunde? Es läßt sich einmal nicht ändern, daß dieselbe Macht, gegen welche vor zehn Jahren die Mißgunst aller europäischen Völker gerichtet war, gegenwärtig von allen Seiten umworben wird und daß es für das A und O aller modernen Staatskunst gilt, sich mit dem Lenker der deutschen Geschicke auf einen leidlichen Fuß zu stellen. Diese Nothwendigkeit hat Denen, die an der Spitze Frankreichs stehen, längst eingeleuchtet, noch aber hat sich Niemand gefunden, der den Muth und die Fähigkeit besäße, derselben gerade ins Gesicht zu sehen.

Zu eingehenderer Beschäftigung mit der durch das Scheitern der Londoner Verhandlungen geschaffenen neuen Frage, hat man in dem vollauf mit inneren Kämpfen beschäftigten Lande bis jetzt allerdings kaum die Zeit gehabt. Keine einzige Partei ist fähig gewesen, sich auch nur einen Augenblick über das gemeine Fractionsinteresse zu erheben. Während die Masse der Bevölkerung vollauf durch wirthschaftliche Sorgen in Anspruch genommen ist, die Fractionen der Mehrheit an Nichts als die Utilisirung der Verfassungsrevision für ihre Sonderzwecke denken, die Orleanisten sich darauf gefaßt machen, ihre vom Kriegsdienste bereits ausgeschlossenen Oberhäupter auch noch der Befähigung zur Uebernahme von bürgerlichen Staatsämtern entkleidet zu sehen, hat der Legitimismus sich in den Augen der Nation vollends den Rest gegeben. Alles was unter den Auspicien Chambord's an legitimistischer Thorheit geleistet worden, haben die um den Grafen d'Audigné gescharten „spanischen Weißen" durch ihre Kundgebungen zu Gunsten des „Hauses Anjou" weit überboten. Das an und für sich bedeutungslose Possenspiel, das am letzten Julisonntage in dem Saale der Pariser geographischen Gesellschaft aufgeführt wurde, verdient als Beitrag zur zeitgeschichtlichen Psychologie immerhin einige Bemerkung. Binnen weniger Jahre ist die Partei, die im Sommer und Herbst 1873 größere Aussichten auf die Leitung der Staatsgeschicke besaß, als irgend eine ihrer Nebenbuhlerinnen, so vollständig um allen politischen Menschenverstand und alle Zurechnungsfähigkeit gekommen, daß sie den wahren Vertreter des legitimen Erbrechts und der nationalen Tradition nicht mehr in Frankreich selbst, sondern unter der Nachkommenschaft des verkommensten aller heimathlosen Prätendenten der Neuzeit, des spanischen Infanten Don Juan suchen zu müssen glaubt! — War der Legitimismus bisher „ein geschäftiges Spiel mit wesenlosen Vorstellungen", ein Vorwand für die Enthaltung des konservativen französischen Adels von aller ernsthaften Thätigkeit gewesen, so wird er jetzt, wo dieser Vorwand in Wegfall gekommen ist, nur noch unter den directen Hemmnissen für die Consolidation des Landes zählen, nur eine anspruchsvolle aufgeputzte Form des Anarchismus darstellen. — In das Geschick des Legitimismus scheint auch dasjenige der übrigen monarchischen Parteien verflochten zu werden. Die Orleans haben seit Jahr und Tag kaum mehr den Versuch angestellt, sich der Nation in die Erinnerung zu rufen und die dazu genommenen Anläufe der Napoleoniden sind völlig unbeachtet geblieben. Bezeichnend genug ist es, daß die gefährlichste aller Feindinnen, welche die Republik überhaupt hat, daß die clericale Partei sich seit geraumer Zeit auf legitimistische und monarchische Velleitäten nicht mehr einläßt, sondern mit der herrschenden Staatsform Frieden zu schließen sucht. Die richtige Witterung für das, was der eigene Nutzen erheischt, hat man auf dieser Seite zu allen Zeiten besessen.

Die Zeittafeln der osteuropäischen Länder haben während der letzten Wochen Vorgänge von bleibender Bedeutung nicht zu verzeichnen gehabt. Der Versuch der ottomanischen Pforte, sich zur alleinigen Inhaberin des Postregals innerhalb der türkischen Reichsgrenze zu machen, ist ebenso rasch vergessen worden, wie die Kunde von einer in Warschau entdeckten nihilistischen Verschwörung. Das Schweigen der St. Petersburger und Moskauer Presse über diese Angelegenheit kann als indirecter Beweis dafür angesehen werden, daß es sich (wie im vorigen Jahre bei Gelegenheit der gegen das russische Fräuleinstift zu Warschau eingeleiteten Untersuchung und wie früher in Finnland und in Livland) um revolutionäre Umtriebe innerhalb der russischen Colonie handelt, die mit nationalen Bestrebungen der einheimischen Bevölkerung nichts gemein haben. — Ob den in St. Petersburg neuerdings erlassenen, an und für sich höchst

anerkennenswerthen Vorschriften über Beschränkung der Weiber- und Kinderarbeit, Einführung von Fabrikschulen und strengere Beaufsichtigung des Fabrikwesens, bleibender Ersatz und Einfluß auf die Stimmungen und Verhältnisse der arbeitenden Classen beschieden ist, wird von der Art der Ausführung dieses Gesetzes abhängen, das ziemlich gleichzeitig mit einer Verordnung über die Errichtung kirchlicher Gemeindeschulen erlassen worden ist. Von den durch die ungeheuren Entfernungen bedingten Schwierigkeiten abgesehen, erscheint die gegenwärtige Lage einer in das innere Leben der russischen Industrie eingreifenden Reform wenig günstig zu sein. Die über die thatsächlichen Verhältnisse immer gut unterrichtete „Moskauer Zeitung" Katkow's hat vor etwa 14 Tagen eine Schilderung russischer Gewerbe- und Handelszustände entworfen, die nicht bloß Grau in Grau, sondern Schwarz in Schwarz gemalt ist, nichts desto weniger aber von den Berichten bestätigt werden, welche deutsche und englische Zeitungen über die Aussichten der Nischni-Nowgoroder Messe veröffentlichten. „Fast täglich," so heißt es a. a. O. „kann man hören, daß diese oder jene Firma ihre Zahlungen eingestellt hat, und mit einem so traurigen Ende schließen jetzt solide Firmen ihre Thätigkeit ab, Firmen, an deren Zahlungsfähigkeit bis zur letzten Minute Niemand zweifelte, denen noch Viele am Vorabende des Krachs Waaren für Hunderttausende von Rubeln anvertraut hätten. Jeder Tag bringt schlechte Nachrichten, und es ist keine Hoffnung vorhanden auf baldige Erlösung aus dieser traurigen Lage, in der sich jetzt unsere ganze Landwirthschafts- und unsere übrige Production befindet. Unsere Märkte sind mit Waaren überschüttet, die Händler machen nicht nur keine neuen Einkäufe, sondern können sogar ihre früheren Einkäufe nicht losschlagen; trotz der Ermäßigung der Preise finden sich keine Käufer, und inzwischen nahen die Zahlungstermine für die von den Fabrikanten bezogenen Waaren heran, und es steht wieder eine Reihe von Bankerotten in Aussicht. Die Lager der Fabrikanten sind trotz der allgemeinen Einschränkung der Production überfüllt mit Waaren und doch steht die Möglichkeit, diese Lager leeren und die angehäuften Waarenvorräthe verkaufen zu können, noch nicht bald zu erwarten, da die niedrigen Getreidepreise, die die Kosten der Production kaum decken, wenig Hoffnung dafür lassen, daß der Hauptconsument unserer Waaren, das Landvolk, genügende Mittel besitzen wird, um die Producte der Gewerbethätigkeit in größeren Massen einzukaufen." — Diese trostlose Schilderung datirt von der Mitte des Julimonats alten Stils, die eigentliche Katastrophe soll aber noch bevorstehen. Am 5./17. d. M. nimmt die große Nischni-Nowgoroder Messe ihren Anfang und von dieser fürchtet man, sie werde den noch übriggebliebenen Hoffnungen auf Befestigung des Credits den Todesstoß geben und die Bankerottliste auf das Doppelte ihres bisherigen Umfanges bringen. Daß die eigentliche Wurzel des Uebels in dem Rückgange der russischen Landwirthschaft zu suchen ist, hat die „Moskauer Zeitung" durchaus zutreffend hervorgehoben. Von Versuchen, dieser wirksam zu Hilfe zu kommen, ist aber nirgend mehr die Rede. An die allmonatliche Veröffentlichung umfangreicher Verzeichnisse zum Zwangsverkauf gestellter Landgüter hat man sich vielmehr ebenso gewöhnt, wie an die Entdeckung immer neuer Unterschleife und Veruntreuungen. Augenblicklich ist die öffentliche Meinung mit der Entscheidung der Anklagen gegen die große russische Eisenbahncompagnie beschäftigt, die zur Herausgabe von 26 Millionen genöthigt werden soll, welche der Staatscasse angeblich vorenthalten worden sind. Der Tod des vieljährigen Leiters der Eisenbahn-Enquête-Commission und Verfassers des Entwurfs eines neuen Eisenbahngesetzes, Graf Baranow, gewinnt unter solchen Umständen besondere Bedeutung. Alles wird darauf ankommen, wer Baranow's Nachfolge in der Leitung des Wirthschafts-Departements des Reichsraths und der Enquête-Commission übernimmt, und ob der Wechsel der Personen auch in diesem Falle einen Wechsel in den Verwaltungsgrundsätzen bedingt. Da der bestimmende Einfluß bei einer kleinen Zahl ausschließlich nach politischen Rücksichten handelnder Würdenträger liegt und der Finanzminister Bunge unter diese nicht zählt, macht man sich darauf gefaßt, daß mit den neuen Personen auch dieses Mal ein neues System aufgebracht und die Arbeit von Jahren in Frage gestellt werden wird.

Mit der Rolle, welche die wirthschaftlichen Fragen zur Zeit in St. Petersburg spielen, hängt es zusammen, daß die russische auswärtige Politik bei ihrer bisherigen Zurückhaltung verharrt und daß man sich daran gewöhnt hat, die sonst im Vordergrunde der Interessen stehenden orientalischen Dinge eine Weile sich selbst zu überlassen. Von den zu Anfang des Frühjahrs vielbesprochenen neuen Erwerbungen in Mittelasien ist seit längerer Zeit nichts mehr zu hören gewesen und auf der Londoner Conferenz hat der russische Botschafter sich begnügt, mit den Vertretern der beiden mitteleuropäischen Regierungen gemeinschaftliche Sache zu machen. Für die auswärtige Politik gilt dasselbe „quieta non movere", das den innern russischen Fragen gegenüber beobachtet wird. Man begnügt sich damit, in den gewohnten Geleisen weiter zu fahren und Alles zu vermeiden, was die allmälig eingetretene Beruhigung der Gemüther stören oder die Thatenlust der von der allgemeinen Ermüdung ergriffenen Nationalpartei wecken könnte. Selbst der Ministerwechsel in Bulgarien, der der serbischen Hauptstadt gemachte Besuch des Carlowitzer Patriarchen Anjelicz und die neueren Vorgänge in Oesterreich-Ungarn haben in Petersburg und Moskau weniger Eindruck gemacht, als in den übrigen europäischen Hauptstädten. Nachgerade scheint man sich von der Richtigkeit des Satzes überzeugt zu haben, den der russische Literar-Historiker Pypin in seiner „Geschichte der slawischen Literaturen"[1]) aufgestellt hat: daß die den slawischen Stämmen Oesterreichs gemachten Zugeständnisse für den politischen, auf staatliche Einheitsbestrebungen gerichteten Panslawismus eher Verlust als Gewinu bedeuten, und daß die Anziehungskraft, welche Rußland bis zum Jahre 1879 auf Czechen, Slowenen und Slowaken übte, in demselben Maßstabe abnimmt, in welchem diese Raçen sich häuslich einzurichten und föderalistische Provinzialpolitik zu treiben beginnen. Uns, die wir die österreichischen Entwicklungen unter anderem Gesichtspunkte zu beurtheilen gewohnt sind, wird das freilich nur einen halben Trost gewähren können. Wenn das Westslawenthum mit dem österreichischen Staatsgedanken Frieden schließt, so erscheint zwiefach bedenklich, daß das Deutsch-Oesterreicherthum sich demselben mehr und mehr entfremdet. Wird die Abstinenz-Politik, zu welcher die Deutschen Böhmens ihre Zuflucht nehmen, in größerem Stile fortgesetzt und in den übrigen Kronländern von gemischter Bevölkerung nachgeahmt, so kann die Folge davon nur sein, daß die Partei der österreichischen Reichseinheit zu einer Nationalpartei herabsinkt, die von andern partieularen Fraetionen nicht mehr verschieden ist und mit der Zeit dem Loose derselben verfallen muß. Der Rückhalt, den das Verhalten der Deutsch-Oesterreicher an der Zustimmung eines Theils der Presse und Bevölkerung des deutschen Reichs hat, ist in Wirklichkeit werthlos, weil auf Fictionen gegründet, die früher oder später zusammenbrechen müssen. Jede Betrachtung der Geschichte der letzten Jahre lehrt, daß die deutsche Reichspolitik in der Erhaltung der Habsburgischen Monarchie *als solcher* ihr Interesse sieht und sehen muß, und daß dieses Interesse von der inneren Einrichtung des Kaiserstaats völlig unabhängig ist. Früher oder später wird sich auch das deutsche Volk davon überzeugen, daß dieser Standpunkt der einzige mögliche ist, und daß unsere Sympathien für die Sache der Stammesgenossen jenseit der böhmischen Grenze ihre ganz bestimmte Grenze haben. Halten die Deutsch-Oesterreicher ihre Führerschaft für unentbehrlich, so müssen sie das durch Leistungen, nicht durch Ansprüche bewähren. Die hinter dem „passiven Widerstande" verschanzte Politik des „Nichts oder Alles" stellt sich als das wohlfeilste, aber zugleich gefährlichste aller überhaupt vorhandenen Auskunftsmittel dar, weil sie erfahrungsmäßig zum Einrosten der Leistungsfähigkeit und zum Wachsthum der Ansprüche führt. In letzter Instanz wird auch für uns nur diejenige österreichische Partei Recht *behalten*, die die Fähigkeit beweist, dem deutschen Reiche seinen werthvollsten Verbündeten zu *erhalten*.

[1]) Geschichte der slawischen Literaturen von Pypin und Spassowitsch. Deutsch von T. Pech, Leipzig 1884. 3 Bände (Der die großrussische Literatur behandelnde Band fehlt noch, weil die russische Ausgabe auf Schwierigkeiten gestoßen ist).

Kunst und Kunstgeschichte.

Anleitung in 60 Minuten Kunstkenner zu werden. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, J. Guttentag. 1884.

In allen Kreisen geistiger Production, die das Urtheil des Publicums in ausgedehnter Weise herausfordern, werden Leute sich erheben, denen es gelingt, auf dieses Urtheil bestimmenden Einfluß zu haben. Diese Leute unterscheiden sich in solche, die etwas von der Sache verstehen, und solche, die nichts von der Sache verstehen. Die letzteren werden alle Mühe anwenden, vielmehr zu den ersteren gerechnet zu werden, und eins der zunächst liegenden Mittel hierfür ist, daß sie die Sprache dieser ersteren erlernen und gebrauchen. Oft ist dieses Verfahren von Erfolg begleitet und fordert den Spott derer heraus, die die Oberflächlichkeit eines mit leeren Worten operirenden Kritikers durchschauen.

Solche inhaltslose Wortsäer (wie die Apostelgeschichte sagt) jedoch zu bessern oder abzuschrecken, gibt es kein Mittel, da sie es oft sind, die sich am lautesten beklagen. Es hätte auch keinen praktischen Nutzen, sie zu beseitigen, da das allgemeine Bedürfniß die leergewordenen Stellen bald mit wahrscheinlich gleichen Persönlichkeiten besetzen würde. Erfahrene Weltbürger wissen, daß zahlreiche Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft sich weder mit Predigen noch mit Gewalt beseitigen lassen.

Nichtsdestoweniger versucht hier und da Jemand, der den Unfug nicht länger mit anzusehen zu dürfen glaubt, seine Stimme zu erheben. Will er dies durchaus nicht unterlassen, so wird die wirksamste Form der Strafpredigt immer die der harmlosen Satire sein. Jedermann wird Lichtenberg's Schriften auch heute noch mit Vergnügen lesen, weil die bitteren Dinge von ihm in gutmüthiger Form gesagt worden sind. Lichtenberg war ein Schüler der Engländer, die die Kunst, das Publicum durch Spott auf seine Schwächen aufmerksam zu machen und dabei Gutmüthigkeit, wenn sie fehlt, wenigstens zu heucheln, wohl am besten verstanden haben und noch verstehen. Auf dem Gebiete der deutschen Kunstkritik war der beste Satiriker oder Humorist der nun fast schon dreißig Jahre verstorbene J. H. Detmold, dessen 1833 zuerst erschienene „Anleitung zur Kunstkennerschaft" den liebenswürdigsten Spott enthält, mit dem dilettantischer Enthusiasmus lächerlich gemacht werden könnte. Der Verfasser unserer kleinen Schrift scheint ein Schüler Detmold's zu sein. Seine Absicht ist, Niemand zu ärgern. Er hat ein kleines Lexikon von Redensarten zusammengestellt, wie sie innerhalb der Kunstkritik in Curs sind, und erklärt sie in seiner Weise. Schaden kann es nie, darauf hinzuweisen, daß Worte heute im Gebrauch stehen, welche im Munde vieler Leute inhaltslos sind und daß nicht nur vom Publicum oft oberflächlich geurtheilt, sondern auch von den Künstlern oft oberflächlich gearbeitet werde. Auch dies nämlich scheint der uns unbekannte anonyme Verfasser andeuten zu wollen.

Er würde sein Werk vielleicht noch etwas reichhaltiger haben gestalten können. Unter dem Artikel „Beiwort" geißelt er die heute beliebte Methode, mit gewissen Adjektiven den Grad des Lobes auszudrücken, das man spendet, und zugleich die persönlichen Erwartungen zu verrathen, die man mit dem Erfolge der Kritik verbindet. Der Verfasser sagt, Seite 24:

„Nur Anfänger, Unbekannte und persönliche Feinde werden als „Herr" bezeichnet. Sonst ist die Stufenleiter folgende:

„Mitleidige Schonung: der fleißige....
Lächelnde Anerkennung: der begabte....
Laue Verehrung: der bekannte....
Warmes Lob: der stimmungsvolle....
Compliment auf unsichere Gegenleistung: das geistsprühende....
Compliment auf sichere Gegenleistung: der geniale....
Fieberhitze des Enthusiasmus: Unser...."

Dieser Artikel könnte mehr enthalten. Wie z. B. erklärte der Verfasser „geschätzt"? Wie denkt er über „rühmlichst bekannt"? Ueber „berühmt"? Ueber „feinsinnig"? Wie über „Meister"? Wie über Verwendung des bloßen Namens ohne Beiwort? (Er selbst erwähnt S. 43 einige Namen von Künstlern, die er ohne alles Beiwort drucken läßt, als seien es wohlbekannte Persönlichkeiten, obgleich Schreiber dieses sie hier zum ersten Mal findet.) Die Erklärung von „Herr" scheint nicht ganz ausreichend. Die Kritik gebraucht das Wort zuweilen ohne Nebensinn da, wo sie um ein anderes Beiwort verlegen ist und doch einen gewissen Respect bezeugen will. Auch die Erklärung von „genial" ist nicht zutreffend. Man wird es bei gewissenhaftem Gebrauche meist auf Leistungen, seltener jedoch auf Persönlichkeiten bezogen finden („geniales Werk" kommt häufig vor, „genialer Meister" nur in Ausnahmefällen), während es bei durchschnittlichem Gebrauche eher dem Handwerker als dem Künstler zu Theil wird. Geniale Tapezierer, Decorationsmaler, Tanzcomponisten ꝛc. finden sich in Menge, man bezeichnet damit bestechende Erfindungsgabe bei Verzicht auf Prüfung der Leistungen in Betreff ihrer Durcharbeitung und Dauerhaftigkeit. Maler, die schlichthin als „genial" bezeichnet werden, pflegen etwas nach der decorativen Seite zu neigen. Auch „unser" ist nicht leicht zu erklären. „Unser X" ist jedenfalls ein Künstler, der bei Festessen und dergl. zu finden sein wird, wo er sich sein Adjektivum durch persönliche Liebenswürdigkeit verdient. Die Qualität der Leistungen kann unter Umständen dabei Nebensache sei.

Wenn wir bedenken, wie rasch die Sprache in den intimern Bedeutungen der Worte wechselt, so hat die „Anleitung in 60 Minuten u. s. w.", ohne daß es vielleicht von ihrem Verfasser beabsichtigt war, auch sprachlich wissenschaftlichen Werth. Wie dankbar würden wir ähnliche, wenn auch nur scherzhaft gemeinte Wörtererklärungen wiederentdecken, die über vergangene Zeiten Auskunft gäben. Man vergleiche die in Schiller's und Goethe's Briefwechsel gebrauchten ästhetischen Redegebräuche mit den heute im Schwang gehenden: wie wenig davon übrig blieb und wie manches, als Stichwort der Zeit betrachtet, heute schon undeutlich zu werden beginnt.

In dem Artikel „Doppelurtheil" bespricht der anonyme Autor unserer Schrift die verschiedene Methoden, Lob und Tadel zugleich auszusprechen. Wie oft man in die Lage komme, so urtheilen zu müssen, weiß Jedermann. Die vom Verfasser vorgeschlagenen Wendungen, sich hier herauszuziehen, erscheinen auch in diesem Artikel, dessen Wichtigkeit nicht zu leugnen ist, nicht reichlich genug. Bekannt und oft wiederholt z. B. ist Goethe's für solche Fälle berechnete Wendung: „Das (Bild, Buch, Gedicht, Musikstück u. s. w.) macht seinen Effect". Hiermit ist auch heute noch Jeder zufrieden, selbst diejenigen sind es, denen man den Sinn der Wendung zuvor erklärt hat. Wir glauben auch der Verfasser der „Anleitung in 60 Minuten Kunstkenner zu werden", wird nichts dagegen haben, wenn wir mit der Bemerkung abschließen, daß seine Schrift ihren Effect mache.

Leonardo, Michelangelo, Andrea Palladio. Studii artistici di Camillo Boito. Seconda Edizione. Milano, U. Hoepli. 1883.

Gite di un artista di Camillo Boito. Milano, U. Hoepli. 1884.

Der Verfasser gibt im ersten Buche, das, wie die zweite Auflage beweist, Anklang gefunden hat, die Eindrücke wieder, die ihm aus der Betrachtung der Werke der beiden großen zuletzt genannten Künstler, sowie aus der Lectüre ihrer schriftlich hinterlassenen Gedanken zugeflossen sind. Das über Palladio Gesagte, geht, streng genommen, nur Vicentiner an. Boito will kein Historiker und Forscher, sondern nur ein Künstler sein, der sich über Kunst und Künstler auch seinerseits auszusprechen erlaubt. Offenbar schreibt er speciell für das mailändische Publicum, dem die mit scharfen Accenten ausgestatteten Sätze ohne Zweifel eine angenehme Lectüre sind.

Des Verfassers zweites Buch enthält Reisebriefe, großentheils aus Deutschland ge-

schrieben. München in seiner classischen Periode unter König Ludwig wird beurtheilt, auch Berlin nicht übergangen, von wo aus Boito die Mosaik-Gemälde A. v. Werner's im untern Tempel der Siegessäule eingehend beschreibt, auch mit wohlwollenden Bemerkungen, die dem deutschen Kaiserthume gelten, nicht zurückhält. Der Ton der Widmung des Buches an eine unbekannte Dame, die den Verfasser aufgefordert hat, diesen Band in die Welt zu senden, läßt uns in Boito einen Schriftsteller erkennen, der sich seiner Stellung bewußt und seines Erfolges, wo er die Stimme erheben will, sicher ist. Bei dem gesunden Urtheil, das aus beiden Büchern spricht, können wir Mailand nur Glück wünschen, einen so soliden Kunstgelehrten zum Mitdirector der öffentlichen Meinung erhoben zu haben.

La Mente di Michelangelo di David Levi. Milano, Brigola-Ditta. 1883.

Während Boito Michelangelo unter zwei Generalgesichtspunkten: einmal als Dichter und sodann als Künstler betrachtet, — wobei es ihm weder auf Vollständigkeit, noch auf Chronologie ankommt (eine Behandlungsweise, die unsern vollen Beifall hat) — geht Levi systematischer zu Werke. Er sucht Michelangelo's gesammte Thätigkeit als Ausfluß einer eigenthümlichen Individualität zu umfassen. Sein elegant gedrucktes Buch ist in sechs Theile und einen Epilog geschieden.

Der erste Theil ist der Sistinischen Capella gewidmet. Der zweite trägt den Titel: Michelangelo als Mensch (oder Mann, uomo), als Sohn und als Bürger; der dritte ist überschrieben: Vittoria Colonna; der vierte behandelt Michelangelo als Künstler; die Ueberschrift des fünften Theiles lautet: die Werke (und beginnt mit einer Betrachtung darüber, daß Michelangelo gleich Goethe sein Zeitalter beherrscht habe); der sechste ist benannt: il pensatore e l' Eresiarcha dell' Arte: der Denker und große Kunstketzer; der Epilog zieht noch einmal Michelangelo's gesammte Entwicklung in Betracht. Das Buch ist gut geschrieben, aber unseres Bedünkens etwas zu stark mit Citaten beschwert.

Boito's und Levi's Beurtheilungen Michelangelo's bieten das Erfreuliche, daß sie mit Sorgfalt verfaßt sind und nichts von sogenanntem Kunstgeschwätz enthalten. Die Autoren haben das ästhetische Bedürfniß eines gebildeten Publicums im Auge. Mailand, die Heimath des liebenswürdigen Salvatore Farina, der sich mit so viel Glück die eigene Welt geschaffen hat, in der er so behaglich zu Hause ist und in der er uns so behaglich mit einwohnen läßt, scheint unter den heutigen italienischen Städten am besten die Bedürfnisse der Gegenwart zu erkennen und zu befriedigen. Selbst der Fremde, der die Stadt nur ein paar Wochen besucht, empfindet das. Man hat in Mailand nicht die schweren classischen Vergangenheiten hinter sich, die die Florentiner Autoren wie kostbare unbequeme Schleppen sich nachziehen. Weiter als auf Alessandro Manzoni geht die mailändische Literatur nicht zurück. Es kommt den lombardischen Autoren auch bei der Sprache mehr auf inneres Leben als auf classische Eleganz und Richtigkeit an. Es fehlt ihnen auch trotz der noch so wohl erinnerlichen österreichischen Zeiten der unglückselige Neid auf deutsche Gelehrsamkeit, der das, was von Florenz aus über Michelangelo gedruckt in die Welt geht, zuweilen zu einer so unerfreulichen Lectüre macht. Wäre die neue Florentiner Vasariausgabe von Mailänder Gelehrten unternommen worden, so würde sie wahrscheinlich weniger beschämend für das Vaterland Michelangelo's ausgefallen sein.

Wir entnehmen Levi's ernstem und gedankenreichem Buche schließlich ein Urtheil über Camillo Boito's umstehend besprochenes, erstes Buch, das Seite 189 von ihm citirt wird: er nennt es „un volumetto gravido di pensieri e ispirato da un sentimento sereno e forte dell' arte".

B. K. F.

Literarische Rundschau.

Die Brüder Grimm.

Die Brüder Grimm. Von Albert Duncker. Mit einem Holzschnitte. Kassel, Ernst Hühn. 1884.

Willkommen, wie es zu jeder Zeit wäre, ist es das Duncker'sche Büchlein vornehmlich jetzt, wo sich, anknüpfend an den nahenden hundertjährigen Geburtstag dieser Beiden, in weiten Kreisen des Vaterlandes und darüber hinaus, wo immer Deutsche leben, eine Bewegung geltend macht, um in ihrer hessischen Vaterstadt Hanau den Brüdern Grimm ein Denkmal zu setzen. Hervorgegangen ist die kleine anspruchslose, aber dennoch ungemein anziehende und inhaltreiche Schrift aus einer Reihe von Vorträgen, welche der Verfasser, erster Bibliothekar der ständischen Landesbibliothek zu Cassel, daselbst gehalten hat und deren Ertrag zur Aufstellung der Marmorbüsten der Brüder an dieser Stätte ihrer frühesten und unvergessenen Thätigkeit bestimmt war. Nachdem dieser nächste Zweck in glücklicher Weise erreicht worden, werden die Vorträge, welche zuerst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" erschienen sind, in der gegenwärtigen Gestalt, als ein abgerundetes und in allen seinen Theilen harmonisch zusammenstimmendes Ganzes, auch dem entfernter Stehenden eine Anschauung der Beiden geben, von denen der Aufruf zu ihrem Denkmal so schön sagt, daß „ihr gewissenhafter Ernst, ihr prunkloses Wesen, ihre geistige Tiefe und ihr reiches Gemüth die edelsten Züge der deutschen Art zu einem ewig denkwürdigen Bilde brüderlicher Eintracht und volksthümlicher Wissenschaft" vereinige.

Wer möchte sich unterfangen, ein Lebenswerk vollständig und erschöpfend darzustellen, welches grundlegend auf dem Gebiete deutscher Alterthumskunde, und von unermeßlichem Einfluß auf allen anderen Gebieten deutscher Geistes- und Gemüthsbildung war? Wer möchte zu schildern unternehmen, was die Beiden für die Zukunft unseres Volkes thaten, indem sie den Sinn der Kinder für das deutsche Märchen aufschlossen und den Lehrern derselben neue Wege wiesen in ihrer Auffassung der deutschen Sprache, nicht als eines Gegenstandes bloß philologischer Forschung, sondern als der lebendigen Urkunde deutscher Geschichte und Poesie? Wer uns dieses einzige, wundersame Beispiel untrennbarer Gemeinschaft, die doch aus zwei mannigfach unterschiedenen Individualitäten besteht, deutlich machen will, der müßte zeigen, wie jede höchste Leistung zuletzt auf einer ähnlichen, wenn auch nicht immer äußerlich so finnfälligen Vereinigung eindringender Verstandesschärfe und schöpferischer Kraft beruht und wie der Charakter des Schöpfers seinem Werke die eigentliche Dauer gibt. Die Lösung dieser Aufgabe erwartet ihre Zeit und ihren Mann, die beide kommen werden. Aber auch, wer das Leben der Brüder erzählt, schlicht und einfach, wie es sich zugetragen, hat Etwas vollbracht, was nicht ohne Wirkung und Eindruck bleiben kann. Denn dieser Lebenslauf Zweier, der fast wie einer erscheint, wenn wir ihn von Anfang bis Ende überblicken, erfüllt mit Ehrfurcht, erfreut, erhebt, tröstet und eifert zu all' jenen Tugenden an, deren Inbegriff die Treue ist — Pflichttreue, treue Liebe, treue Freundschaft, treue Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden; Treue, zu jedem Opfer bereit, wo es die Heiligkeit der Ueberzeugung, und zu jeder höchsten Geistesthat, wo es die Verherrlichung und Ehre des deutschen Namens gilt — Treue, die sich niemals überhebt, selbstlos

ihre Arbeit thut und in Demuth Unsterbliches schafft — zwei Männer, von stolzem Unabhängigkeitssinn und mit den Herzen von Kindern ...

So standen sie: aus einem Schoß geboren
Und an derselben Muse Brust geneigt,
Zu einem Ziel in Wort und That verschworen,
Von einem Lorbeer freundlich überzweigt,
Von uns vereint besessen und verloren,
Zweimal begehrt und niemals fest erreicht,
Aus einem Guß zwei blanke Erzfiguren
Auf Thongestell, — die Hessen-Dioskuren.

Dies sang, 1840, als die Brüder zum zweiten Mal ihre Heimath verließen, um dauernd nicht wiederzukehren, Franz Dingelstedt, nicht zwei Jahre später er selber ein Ausgewanderter, dessen Herz, obwohl man auch ihm wehe genug gethan, nicht minder an Hessen hing bis zu seinem letzten Schlage. Nennt doch auch Herman Grimm unser Hessen das Land, „das vielleicht am reinsten in Deutschland von seinen Bewohnern geliebt wird" (Fünfzehn Essay's III, 299).

Es gereicht uns daher zur größten Befriedigung, daß die vorliegende Schrift, der erste Versuch, soviel wir wissen, einer eingehenderen Grimm-Biographie, gleichfalls von einem Hessen verfaßt ist, und noch dazu einem, der jetzt selbst an der Stelle steht, von welcher aus die Brüder einst ihren glorreichen Weg machten. Voll Pietät für ihr Andenken und zugleich ausgerüstet mit allen Vorkenntnissen und Hilfsmitteln, die für seinen Gegenstand nothwendig waren, hat Duncker mit äußerster Gewissenhaftigkeit die bereits ziemlich umfangreiche Grimm-Literatur, Briefwechsel u. s. w. benutzt und Manches hinzugefügt, was bisher noch nicht veröffentlicht war. Aber er hat sich nicht darauf beschränkt. Als Hesse, geborener Hanauer und seit Jahren heimisch in Cassel, fand er sich, wie kaum ein Anderer, in der Lage, jenen heimathlichen Zug in der Physiognomie der Brüder zu accentuiren, welcher für ihre Entwicklung so wichtig war, wie er es für ihr volles Verständniß immer bleiben wird. Seine liebevolle Schilderung versetzt uns in das alte Hanau, wie es war, als vor fast einem Jahrhundert die Brüder dort geboren wurden und in das alte Cassel, als sie dort die Kinder- und Hausmärchen schrieben, in einem Hause, welches noch heute „Das Märchenhaus" heißt und dessen Bild uns der dem Büchlein beigegebene hübsche Holzschnitt zeigt. So schauen uns aus dem Duncker'schen Buche diese Beiden mit den alten, lieben Gesichtern an, die wir so wohl kennen, aber mit jenem besondern Ausdruck von Herzlichkeit, welche sie bis zuletzt für ihr hessisches Heimathland bewahrten und Allem entgegenbrachten, was sie daran erinnerte. Ihren historisch angelegten Naturen war nichts so sehr entgegengesetzt, als was Jacob einmal das „bodenlose Meer der Allgemeinheit" genannt hat; und wie dieser in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" meint, es werde Niemanden, der ihn kenne, wundern, daß er von den Hessen ausführlicher darin handle, als dieses Buches ganzer Anlage gemäß erscheint, so sagt er auch in seiner Vertheidigungsschrift nach der Göttinger Entlassung: „Ich fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner hessischen Heimath zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt." Aber stark und unauslöschlich wie das Stammesgefühl in ihnen war, hoch darüber stand Beiden doch jene „heißersehnte, uns allein Macht verleihende Einheit", deren endliche Verwirklichung sie von Preußen erhofften. Kamen sie sich anfänglich fremd vor in Berlin, so gewöhnten sie sich allmälig und gewannen die Stadt lieb, wohin ein hochherziger Monarch sie berufen, nachdem Hessen und Hannover sie von sich gestoßen, und wo noch immer der Geist Friedrich's weht, „der vor hundert Jahren Preußen erhoben". Hier starben sie, Wilhelm sieben und Jacob drei Jahre vor der Vereinigung des Kurfürstenthums mit der Monarchie Preußen, und hier sind sie begraben. Der Staub dieser beiden treuen Hessensöhne hat sich mit preußischer, mit Berlinischer Erde gemischt und uns andern Hessen dadurch die neue Heimath doppelt theuer gemacht, ohne daß wir darum der alten jemals vergäßen. J. R.

Roßbach und Jena.

Roßbach und Jena. Studien über die Zustände und das geistige Leben in der Preußischen Armee während der Uebergangszeit vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, von C. Frhr. v. d. Goltz, Major im Generalstabe. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883.

Während seit der Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten Hardenberg's die Historiker mit neuem Eifer den politischen Gründen nachforschen, die den Zusammensturz des preußischen Staates im Jahre 1806 veranlaßten, untersucht C. v. d. Goltz, den Lesern der „Rundschau" als einer unserer trefflichsten Militär-Schriftsteller wohl bekannt, in dem obigen Werke die militärischen Ursachen, welche das preußische Heer von dem Siege bei Roßbach zu der Niederlage von Jena und Auerstädt führten. Dabei hat sich Goltz nicht begnügt, nur die gedruckte Literatur, besonders Broschüren und Zeitschriften in seltener Vollständigkeit für seine Arbeit zu verwerthen; mit großem Fleiße, wenn auch natürlich den überaus reichen Stoff nicht erschöpfend, hat er das umfangreiche Actenmaterial des Geh. Staatsarchivs und des Kriegsarchivs im Generalstabe durchgearbeitet und daraus namentlich für die Geschichte der militärischen Reformbestrebungen unter König Friedrich Wilhelm II. und König Friedrich Wilhelm III. neue und werthvolle Ergebnisse gewonnen.

Nach einer Darstellung der Schlachten von Roßbach und Jena — die von Auerstädt ist seltsamer Weise ganz übergangen — schildert Goltz die Führer des preußischen Heeres von 1806 mit Ausschluß des Königs selbst und bekämpft die Ansichten über deren „Untüchtigkeit und zu hohes Alter", ohne doch, scheint es uns, die populären Anschauungen hierüber völlig widerlegen zu können. Vollkommen überzeugend ist dagegen im nächsten Abschnitt der Nachweis, daß die im Jahre 1806 geschlagene Armee nicht nur nicht schlechter, sondern in vielen Punkten selbst besser gewesen ist, als das Heer, mit welchem Friedrich bei Roßbach siegte; eine Ansicht, die übrigens von einsichtigen und vorurtheilslosen Männern, wie Lombard, schon 1807 geäußert wurde, die aber in dem allgemeinen Geschrei über den angeblichen Verfall und die verrotteten Zustände des preußischen Heeres unbeachtet verhallte. Was bei der Armee von 1806 an Mängeln und Fehlern hervortrat, — und wer kennt nicht die Klagen über den junkerhaften Hochmuth und die dünkelhafte Unwissenheit der Officiere, die Rohheit der Soldaten, das Prügelregiment u. s. w. — das Alles war bei der Armee Friedrich's ebenso oder noch schlimmer und kann eben darum nicht entscheidend gewesen sein[1]). Woher nun gleichwohl der glänzende Sieg bei Roßbach, bei Jena die schmähliche Niederlage? Die Ursache war, daß die preußische Armee von 1806, so trefflich exercirt, so vorzüglich disciplinirt, wie nur je unter dem großen Friedrich, seit einem halben Jahrhundert im Wesentlichen unverändert dieselbe geblieben war, während das französische Heer und die französische Kampfweise durch die Revolution und Napoleon eine Umwälzung erfahren hatten, wie sie vollständiger nicht gedacht werden kann. Dort Lineartaktik und Echelonangriff, Magazinverpflegung und Feldbäckereien, Kantonsystem und Ausländerwerbung: hier Tirailleurgefecht, Requisitionen, Conscription und Aushebung. Dazu kam bei der preußischen Armee in den Ansichten über Truppenführung das Ueberwiegen jener eigenthümlichen „geographisch-terrestrischen" Anschauung, vermöge deren keineswegs die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, sondern kunstvolles Manövriren zur Eroberung gewisser Punkte, als die Hauptsache im Kriege erschien. Mit vollem Recht bemerkt Goltz, daß dieser Aberglaube an die Bedeutung einzelner geographischer Punkte auch durch die Erfahrungen

[1]) Ganz übereinstimmend mit dieser Ansicht von Goltz schreibt Blücher in einem eigenhändigen Briefe an Kleist, 23. Juli 1806: „Unsere Armee ist gut, es herrscht die schönste Stimmung darin, und wenngleich auch manche Mängel bei uns sind, so waren diese bei Friedrich II. auch; das hinderte uns aber nicht, dem Feinde ins Gesicht zu treten und zu schlagen." (Ungedruckt, Kriegsarchiv.)

von 1806 und 1807 mit nichten beseitigt wurde; hat man doch noch bei dem Feldzugsplan von 1814 in dem verbündeten Heere nicht die Zertrümmerung des napoleonischen Heeres, sondern die Einnahme des Plateaus von Langres als Ziel ins Auge gefaßt. Diese Verirrung in den Ansichten über die Aufgaben der Strategie rührte wesentlich daher, daß man weniger die großangelegten Offensivfeldzüge Friedrich's in den ersten schlesischen Kriegen und in den Anfangsjahren des siebenjährigen Krieges, als die gekünstelte Defensivkriegführung des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zum Vorbild nahm. In dem König sah man einen Feldherrn, bei dem geniale Inspirationen die Erwägungen des Verstandes ersetzten: bei Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand erschien jede Bewegung fein ersonnen und wohl durchdacht und darum zur Nachahmung geeignet. So sank die große und freie Kunst des Krieges herab zur Militärmathematik und die Taktik vollends wurde als „ein Theil der angewandten Mathematik" behandelt. „Ein echter Stratege jener Periode," sagte Goltz sehr drastisch, „glaubte ohne Logarithmentabelle nicht mehr drei Mann über die Gosse führen zu können."

Das Merkwürdige ist nun — und dieser Abschnitt ist wohl der lehrreichste in dem gehaltvollen Werke unseres Verfassers — daß es unter den leitenden Persönlichkeiten des preußischen Heeres vor 1806 keineswegs an Männern gemangelt hat, welche die Nachtheile des preußischen Heerwesens im Vergleich zu dem französischen erkannt und die Nothwendigkeit einer Reform verkündet hätten. Schon unter Friedrich Wilhelm II. hat es an Versuchen und Bestrebungen in dieser Hinsicht nicht gefehlt: die Organisation wurde verbessert, die Lehranstalten erweitert, das wissenschaftliche Leben in der Armee gefördert, die geringe Zahl der leichten Truppen bedeutend vergrößert. Mit dem immer stärker hervortretenden Uebergewicht der französischen Militärmacht, so wenig sie in allen ihren Grundlagen und in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt wurde, wuchs dann in Preußen das Gefühl von der Unerläßlichkeit reformatorischer Maßregeln. Es gab in dem preußischen Heerwesen kaum einen wichtigeren Punkt, der nicht im ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelm's III. gründlichst erörtert und als reformbedürftig bezeichnet wäre. Die Verminderung der Ausländer und die Einrichtung von Landwehren oder Landmilizen, wie man damals sagte, die Hebung der materiellen Lage des Gemeinen und die Abschaffung der Prügelstrafe, die Aufhebung der adligen Vorrechte und die Zulassung der Bürgerlichen zu den Officiersstellen — alle diese und ähnliche Reformen, die erst nach 1807 ihre Verwirklichung finden sollten, sind schon damals von Einzelnen angeregt, von außerordentlichen Commissionen geprüft, verworfen, wieder aufgenommen und theilweise selbst zur Durchführung vorbereitet worden. Wie sehr irrt man überhaupt, wenn man die preußische Armee von 1806 in genußsüchtige Trägheit versunken und in dem selbstzufriedenen Wahne der eigenen Unübertrefflichkeit und Unbesiegbarkeit befangen darstellt! Aber freilich, so allgemein das Bedürfniß nach einer umfassenden Reform empfunden und so vielfache Versuche zu Besserungen im Einzelnen unternommen wurden: zu durchgreifenden Maßregeln konnte es bei dem Widerstreit der Meinungen und der Anhänglichkeit an die alten Ueberlieferungen um so weniger kommen, als einer ernstlichen Militärreform das ganze Gefüge des altpreußischen Staates hindernd im Wege stand. Wie konnte z. B., um nur Eines zu nennen, der Staat, dessen Unterthanen zu einem guten Drittel aus Polen bestanden, die allgemeine Wehrpflicht einführen? Erst der Alles vernichtende Zusammenbruch von 1806 und 1807 konnte den Raum für eine Reform schaffen, die dann das Ganze des Staatswesens ebenso wie jeden einzelnen Theil der militärischen Einrichtungen umfassen mußte.

In dem Ausbleiben dieser Reform, wie in der falschen Pietät gegen die nicht einmal immer richtig verstandenen Ansichten Friedrich's des Großen und in dem lähmenden Einwirken eines schwächlichen, von dem Anspannen aller Kräfte und dem Anwenden aller Hilfsmittel zurückhaltenden Zeitgeistes, erblickt Goltz die hauptsächlichsten Ursachen für den unglücklichen Ausgang des Krieges von 1806 und 1807.

Paul Bailleu.

Vatke's Leben und Schriften.

Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften von Heinrich Benecke. Bonn, Emil Strauß. 1883.

Das vorliegende Buch führt uns einen der Patriarchen der Berliner Universität vor Augen, der aus der philosophischen Glanzzeit des Jahrhunderts stammt, als der Berliner Sand durch die großen Philosophen und Theologen geweiht war „wie die Platanengänge Athens oder die Oelgärten Jerusalems". Viele werden sich in diese Interna des damaligen Facultätslebens gern einführen lassen; Manche werden finden, daß es für solche Veröffentlichungen noch „zu früh" sei. Leute wie Vatke's Gegner haben es gut; so lange sie ihre Schelmenstücke begehen, erfordert „die Collegialität" sie zu schonen; sind sie endlich unschädlich geworden, so muß man „Respect haben vor ihren grauen Haaren", und sind sie todt, so fallen die Nekrologe in die Zeit des „frisch aufgeworfenen Grabhügels", oder es heißt „de mortuis nil nisi bene", und vor Allem darf man „die Gefühle der Hinterbliebenen" nicht verletzen.

Der Verfasser hat wohl gethan, sich um diese Lehren der Weisheit und Tugend nicht allzuviel zu kümmern. Wir erfahren aus seinem Buche genau, welchen schwächlichen Rücksichten es zuzuschreiben ist, daß ein Mann von Vatke's wissenschaftlicher Bedeutung nie zu einer ordentlichen Professur und kaum zu dem theologischen Doctorgrade gelangen konnte; Neander schlug vor, Vatke in die philosophische Facultät abzuschieben, Hengstenberg rechnete ihn unter die „Vorzeichen des Endgerichts" und verschmähte auch das recht irdische Mittel nicht, Marheinecke zu hinterbringen, wie Vatke über seine Bücher urtheile. So theilte Vatke das Schicksal seines Freundes David Friedrich Strauß, dessen zahlreiche Briefe einen sehr werthvollen Bestandtheil des Benecke'schen Buches bilden. Dennoch war Vatke eine durchaus maßhaltende, conservative Natur, und wie er politisch zu den Altliberalen gehörte, so war er auch theologisch allem Radicalismus abhold. Sein Unglück war nur, daß er dem Meister Hegel treu blieb, auch nachdem die verhätschelte Schule über Nacht zur verpönten geworden war.

Aber nicht nur seinem akademischen Fortkommen stand sein Hegelthum im Wege, sondern auch seine wissenschaftlichen Resultate sind nur langsam durchgedrungen, weil er hegelisch zu construiren schien, was doch thatsächlich Ergebniß genauer Untersuchung des vorliegenden Textes war. Indem Vatke die Resultate seiner Forschung einer großartigen Darstellung der Selbstentfaltung der Idee des Hebraismus einverleibte, hat er das, was an seiner „biblischen Theologie" neu und vor Allem werthvoll war, dem Auge versteckt. Er war einer der Ersten, die erkannten, daß die Thora jünger ist, als die Propheten; daß der Naturdienst der Ausgangspunkt auch der israelitischen Gottesverehrung war; daß die Tradition über Moses der Hauptsache nach ein sehr spätes Idealbild ist, und daß es ein Irrthum war, der hebräischen Literatur ein höheres Alter zuzuschreiben als der griechischen. So ist er der Urheber einer neuen Schule auf dem Gebiete alttestamentlicher Forschung geworden, deren Arbeiten heute die Würze und den Reiz der theologischen Studien bilden, ja innerhalb deren der wissenschaftliche Proceß zur Zeit fast allein verläuft.

o. β. **Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern.** Von Jacob Minor. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt (Rütten und Loening). 1883.

Selten ist unter den poetischen Modegattungen eine so üppig aufgeschossen und so plötzlich wieder abgeblüht, wie jene der Schicksalstragödie, welche in dem Jahrzehnt von 1815—1825 die deutsche Bühne beherrschte. Ihr Werden und ihr rasches Vergehen zu beobachten, wie es selbst in der ziemlich eigenwilligen und subjectiven Darstellung Minor's sich abzeichnet, ist lehrreich genug, und es kann anleiten, auch unsere Modegattungen von heute gering zu achten als Eintagswaare, die noch schneller vom literarischen Markte verschwinden wird, als die Erzeugnisse Ehren-Müllner's. Wie glaubten die Zeitgenossen an diese Schicksalstragöden, und wie spurlos ist er und seine ganze Gattung dahingegangen. Auch von seinem begabteren Vorgänger Zacharias Werner, dem Sohne Königsbergs, der als Rationalist und Freimaurer begann, um als Wiener Prediger im Stile des Abraham a Sancta Clara zu endigen, hat sich nichts lebendig erhalten, und das „Gewirre, Gepappel und Gerappel" dieser Stücke, mit Goethe zu reden, liegt uns heute klar vor Augen. Nur jene plötzlichen „Liebes-Blitze", welche in seinen Dramen Held und Heldin zu treffen pflegen, jenes sprachlos-selige Schwelgen im Anblicke des Geliebten ist, mit anderen Requisiten der romantischen Dramatik, auf der Bühne der Gegenwart conservirt worden, und wir haben den Vorzug, ihm, in den Schöpfungen Richard Wagner's, bei den Sentas und Elsas und Sieglinden wieder und wieder zu begegnen.

ϱ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Band VI. u. VII. Leipzig, Berlin u. Wien. F. A. Brockhaus. 1883, 1884.

Die beiden neuen Bände, welche seit unserer letzten Anzeige diesem großen Werke hinzugekommen sind, führen dasselbe in würdiger Weise fort und zeigen auf jeder Seite das ernste Bestreben der Herausgeber und Verleger, inhaltlich und technisch das Beste zu bieten, was auf dem encyklopädischen Gebiete geleistet werden kann. Der sechste Band enthält den wichtigen Artikel Elektricität mit seinen zahlreichen Unterabtheilungen, erläutert durch 3 Tafeln und 14 Abbildungen im Texte; ferner Europa mit physikalischer, ethnographischer, historischer, Bevölkerungs- u. politischer Uebersichtskarte, Fische mit 6 Tafeln (incl. künstliche Fischzucht), fleischfressende Pflanzen mit 1 Tafel ꝛc. Im siebenten Bande bemerken wir besonders Frankreich mit 2 Karten, Galvanismus, Galvanoplastik u. Galvanoskop mit 1 Tafel und 2 Textabbildungen, Gas und Gasapparate mit 2 Tafeln und 1 Textabbildung, Gehirn und Gehörorgane des Menschen, Gemüse, Geschütze, gleichfalls sehr copiös illustrirt. Mit dem achten Bande, dessen erste Lieferungen bereits vorliegen, wird das auf sechzehn Bände berechnete Unternehmen die Hälfte seines weiten Weges zurückgelegt haben und in etwa zwei Jahren dürfen wir hoffen, Brockhaus' Conversationslexikon in dieser neuen Auflage vollständig und zu unserm Gebrauch fertig vor uns zu sehen.

ϱ. **Deutsche National-Litteratur.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch ꝛc. herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Dieses verdienstvolle Werk schreitet, unter der umsichtigen Leitung des Prof. Joseph Kürschner, rüstig vorwärts. Den früher erschienenen Heften, die wir an dieser Stelle mit Anerkennung besprochen haben, reiht sich eine stattliche Anzahl neuer an, welche wir hier in chronologischer Folge registriren: Erste schlesische Schule von Dr. H. Oesterley (4 Hefte), Gryphius' Werke von Prof. Dr. H. Palm (3 Hefte), Moscherosch's Gedichte Philander's von Sittenwaldt von Dr. F. Bobertag (4 Hefte), Zweite schlesische Schule von demselben (5 Hefte), Abraham a Santa Clara von demselben (4 Hefte), die Gegner der zweiten schlesischen Schule von L. Fulda (3 Hefte), Gottsched, Bodmer, u. Breitinger von Dr. Crüger (4 Hefte), Lessing's Werke von Dr. Robert Boxberger (11 Hefte), Lessing's Jugendfreunde von Dr. Jacob Minor (4 Hefte), Goethe's Gedichte von Prof. Dr. Heinr. Düntzer (7 Hefte), Goethe's Dramen von Prof. Dr. K. J. Schröer (5 Hefte), Schiller's Werke von Dr. Rob. Boxberger (5 Hefte), Bürger's Gedichte von A. Sauer (6 Hefte), Jean Paul's Werke von Dr. P. Nerrlich (3 Hefte), Hebel's Werke von Prof. Dr. O. Behaghel. Auch in den vorliegenden Lieferungen sind die Titelblätter, Widmungen, Porträts und Bilder der ersten Drucke vielfach reproducirt, wodurch der Reiz und Werth dieser Kürschner'schen Ausgaben für das große Publicum wesentlich erhöht wird.

ϱ. **Haupt-Verzeichniß** von Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung. (Borstell & Reimarus). Werke wissenschaftlicher Richtung. Abtheilung I. Berlin, 1884.

Wiederholt haben wir auf dieses bedeutende Institut aufmerksam gemacht, welches dem lesenden Publicum ein Lager von 600,000 Bänden zur Verfügung stellt. Der vorliegende Katalog umfaßt nur die Werke wissenschaftlicher Richtung, und zwar ausschließlich diejenigen, welche den Gebieten der Geschichte (mit ihren Nebenzweigen), der Biographie, Denkwürdigkeiten, Briefwechsel, Länder- und Völkerkunde angehören. Er enthält auf 116 Seiten 3248 Haupttitel von Werken, welche in je einem Exemplar zusammen die Summe von 30,586 Mark repräsentiren, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß die meisten der Werke in mehreren Exemplaren vorhanden sind. Der Katalog empfiehlt sich, ganz abgesehen von seinem nächsten Zweck, für Bücherfreunde, welche einen raschen Ueberblick über die neuere Literatur der bezeichneten Gebiete haben, oder Anschaffungen aus denselben zu herabgesetzten Preisen machen wollen; und die Benutzung wird wesentlich erleichtert durch ein Sachverzeichniß (XXV S.), welches dem eigentlichen Katalog vorangeht.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bayreuther Festblätter in Wort und Bild. Gesammelte Beiträge deutscher, französischer, belgischer, spanischer etc. etc. Schriftsteller und Künstler mit Facsimiles aus den Original-Partituren Richard Wagner's. Zum Besten der Bayreuther Festspiele herausgegeben. München, Verlag der Autotype-Company.

Beteler. — Erna. Lyrisch-episches Gedicht von Karl Rudolf Beteler. Essen und Leipzig, Alfred Silbermann.

Berlepsch's Reisebücher. — Der Gotthard-Führer. Ein Reisehandbuch für den Vierwaldstätter-See etc. etc. Dritte verbesserte Auflage besorgt von H. E. von Berlepsch. München. Expedition von Berlepsch's Reisebüchern.

Bradley. — Die Staatslehre des Aristoteles. Ein Essay von A. C. Bradley. Autorisirte Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertner. 1884.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten. 116/120. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Büchner. — Der Fortschritt in Natur und Geschichte im Lichte der Darwin'schen Theorie. Ein Vortrag von Prof. Ludwig Büchner. Stuttgart, C. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1884.

Cantoni. — Emanuele Kant per Carlo Cantoni. Volume terzo. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Davidsohn. — Vom Nordcap bis Tunis. Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nord-Afrika von Robert Davidsohn. Berlin, Freund & Jeckel. 1884.

Ernstlieb. — Faust. Zweiter Theil. Dramatische Dichtung von Joseph Ernstlieb. Mannheim, J. Bensheimer.

Flach. — Glykerion. Eine pergamenische Novelle von Johannes Flach. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung. 1884.

Friedmann. — Das Haus Anjou. Drama in fünf Aufzügen von Adolph Friedmann. Wien, Wilhelm Frick. 1884.

Fulda. — Salura. Grillen und Schwänke von Ludwig Fulda. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Goebel. — Ueber tragische Schuld und Sühne. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas von Dr. Julius Goebel. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1884.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite Auflage. Lfg. 2/6. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Grad. — Unsere Lage im Reichslande. Rede im Colmarer Dialekt von Charles Grad. Colmar, J. B. Jung & Comp. 1884.

Griselli. — Der blutige Oskar. Eine lehrreiche Geschichte in Versen von Carlo Grisellt. Görlitz, Carl Oskar Geisler. 1884.

Hoffmeister. — Das patriotische Vermächtniß der vier großen deutschen Seher Jahn, Arndt, Fichte, Stein an die deutsche Nation. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hermann Hoffmeister. 1. Band: Friedrich Ludwig Jahn. Berlin, E. Le Coutre. 1884.

Hugo. — Die Worte der Wala aus der Edda. Eine Erzählung von Heinrich Hugo. Erste Abtheilung. Leipzig, Gustav Fock. 1884.

Jaubert. — Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (1835—1855). Von Madame C. Jaubert. Autorisirte Uebersetzung von Louise Walter. Paris und Leipzig, H. Le Soudier. 1884.

Kaiser und Reich. — Goldene Blätter aus den Thaten und Worten des Kaisers Wilhelm I. und seines Reichskanzlers des Fürsten Bismarck. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Kippenberg. — Esaias Tegnér. Von A. Kippenberg. Leipzig, B. G. Teubner. 1884.

Kolde. — Martin Luther. Eine Biographie von Theodor Kolde. 2. Lfg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft 4: Die Thätigkeit der Belagerungs-Artillerie vor Paris im Kriege 1870/71 von Treines. Mit einem Plan von Paris mit Umgebung. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1884.

Kuntze. — Bilder aus dem Preußischen Littauen. Erinnerungsblätter an ein Volk, das einst groß und mächtig war, dessen Existenz aber jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist. Von Aug. Kuntze. Rostock, Wilh. Werther. 1884.

Legrelle. — Louis XIV. et Strasbourg. Essai sur la politique de la France en Alsace d'après des documents officiels et inédits par A. Legrelle. Quatrième edition. Paris, L. Hachette & Comp. 1884.

Ludwig. — Arnold Lenz. Lyrisches aus dem Nachlaß aufgefunden von Karl Ludwig. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung (Georg Rauch). 1884.

Nahlowsky. — Das Gefühlsleben. In seinen wesentlichen Erscheinungen und Bezügen dargestellt von Joseph W. Nahlowsky. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Otto. — Wunderglaube und Wirklichkeit. In Rücksicht auf frühsame Erscheinungen der Thierwelt sowie unerklärte Vorgänge im Menschenleben. Fabelhafte Gestalten des Wahns in Volksglauben, Sage und Dichtung. In Bildern und Schilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Franz Otto. Mit über 130 Abbildungen 2c. Leipzig und Berlin, Otto Spamer. 1884.

Pentzhorn. — Thomas Abbt. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Inaugural-Dissertation von Edmund Pentzhorn. Berlin, Alex. Rose. 1884.

Pfleiderer. — Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule. Von Prof. Dr. E. Pfleiderer. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1884.

Rethwisch. — Der Irrthum der Schwerkrafthypothese. Kritik und Reformthesen von Dr. Ernst Rethwisch. Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Kippert & von Bolschwing. 1884.

Ritter. — Aus der Gymnasialzeit. Humoresken von Alfred Ritter. Mit Illustrationen von E. Horstig. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Rubinstein. — Psychologisch-ästhetische Essays. Von Dr. Susanna Rubinstein. Zweite Folge. Mit dem Bildniß der Verfasserin. Heidelberg, Carl Winter. 1884.

Sammlung von Vorträgen. — Herausgegeben von W. Frommel und Friedrich Pfaff. XII. Heft 4/5: Wie das Siebengebirge entstand. Von A. von Lasaulx. Heft 6: Das Differenzgeschäft. Von Dr. D. Lahusen. Heft 7/9: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Von C. G. Büttner. Heidelberg, Carl Winter. 1884.

Schulte. — Karl Friedrich Eichhorn. Sein Leben und Wirken nach seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften, beschrieben von Dr. Joh. Friedrich von Schulte. Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1884.

Schwald. — Kritik der revidirten Lutherbibel von Moritz Schwald, Dr. theol. Berlin, Walter & Apolant. 1884.

Thilo. — Die öffentlichen Lagerhäuser mit Warrant-Ausgabe und die Elevatoren in ihrer Bedeutung für Russland und namentlich Kiga. Von Ernst Thilo. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. 1884.

Ulpius. — Der Stammtisch. Humoreske von Ulpius. Mit Illustrationen von E. Horstig. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Viktor. — Sommer und Winter. Ein Roman in zwei Bänden von Max Viktor. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weller. — Shakespeare's Vorspiel zu der Widerspenstigen Zähmung. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte von Alexander von Weilen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1884.

Wildberg. — Die Maid von Mirogh. — Elka. Zwei Dichtungen von Bodo Wildberg. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1884.

Wolff. — Heilung des Schreibkrampfes von Julius Wolff. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1884.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jhrg. 1884. 5. Heft. München, R. Oldenbourg. 1884.

Zeller. — Vorträge und Abhandlungen. Von Eduard Zeller. Dritte Sammlung. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

HOME USE
CIRCULATION DEPARTMENT
MAIN LIBRARY

This book is due on the last date stamped below.
1-month loans may be renewed by calling 642-3405.
6-month loans may be recharged by bringing books
to Circulation Desk.
Renewals and recharges may be made 4 days prior
to due date.
ALL BOOKS ARE SUBJECT TO RECALL 7 DAYS
AFTER DATE CHECKED OUT.

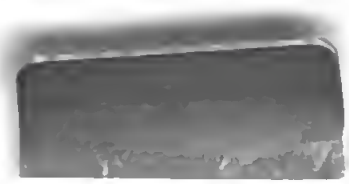
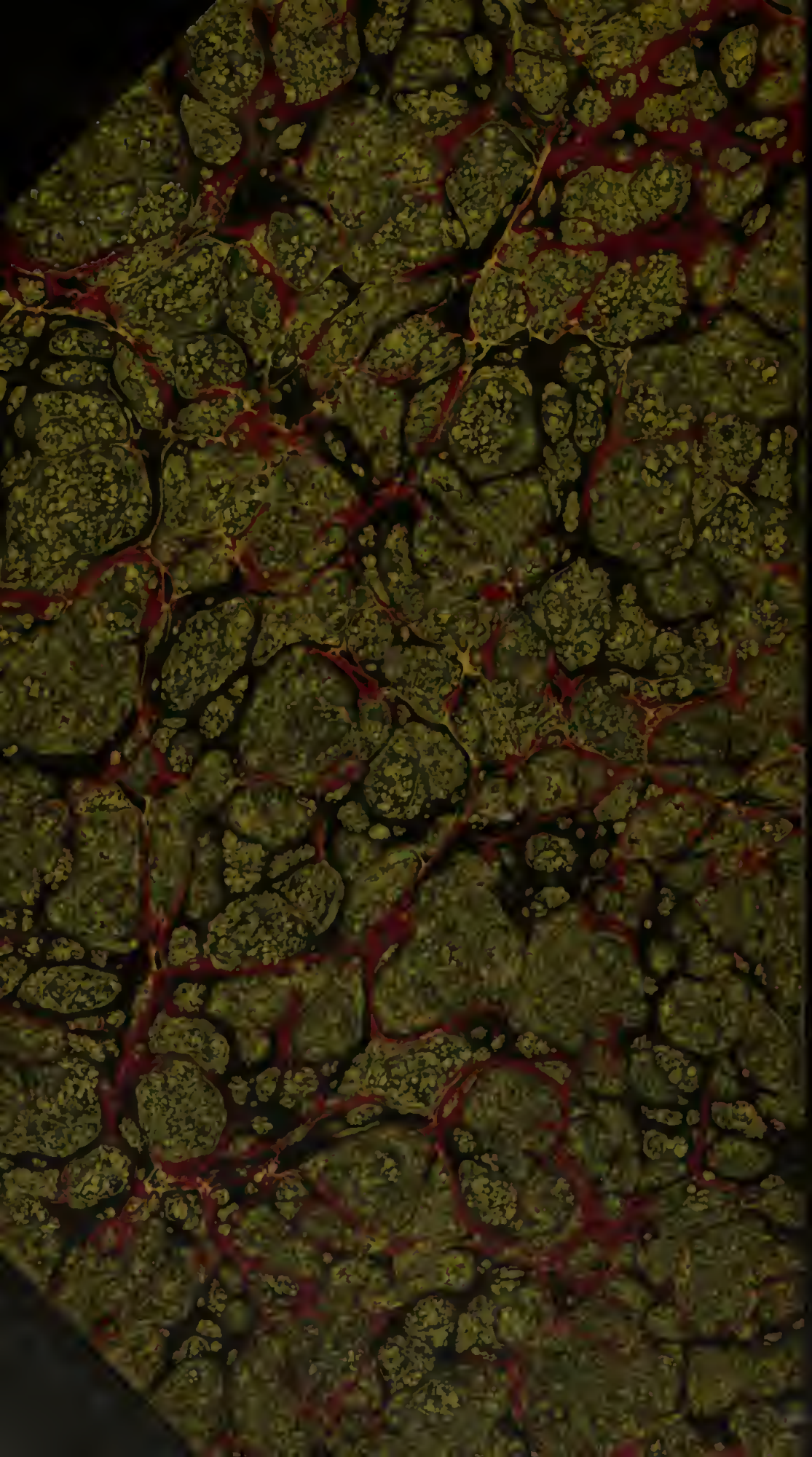
REC. CIR. DEC 12 '75

LD21- A-40m-8,'75
(S7737L)

General Library
University of California
Berkeley

YD 11000

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Digitized by Google